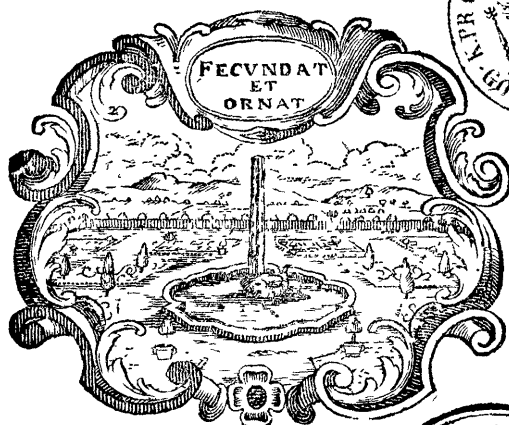


Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band

auf das Jahr 1813.



Göttingen,
gedruckt bey Heinrich Dieckhoff



Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1813

by unknown author

Göttingen; 1813

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

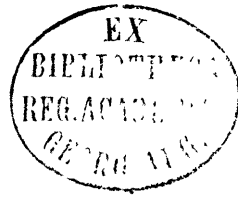
Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 1. May 1813.

Carlruhe.

Von Philipp Maclot: Denkmähler der Römer im mittäglichen Frankreich, von C. L. Ring. Mit (3) Grund- und Aufrissen in Steindruck. 37 Seiten in Quart. 1812.

Diese kleine Schrift enthält eine Beschreibung von drey merkwürdigen Ueberresten der Römischen Baukunst in Frankreich, nämlich des Tempels, der unter dem Nahmen Maison carrée de Nimes bekannt ist (S. 1-13), des ebenfalls zu Nimes befindlichen Amphitheaters (S. 14-27), und des Triumphbogens zu Orange (S. 28-37). Die Monumente zu Nimes sind bereits von mehreren Antiquaren, vorzüglich von Menard, Raffei, Gauthier, Clerisseau und Millin, untersucht worden, auch hat Recensent bey der Beurtheilung der Antiquités de la France von Clerisseau in diesen Blättern (vom J. 1807 St. 187 S. 1858) von ihnen gehandelt. Dem letzt genannten Baumeister scheint der Verfasser vorzüglich gefolgt zu seyn, indem die beygefügtten Grund- und Aufrisse aus Clerisseau in verjüngtem Maßstabe genommen sind, die ge-

K (3)

naue artistische und geschichtliche Darstellung aber nach Millin entworfen worden ist, so weit es ihm zwar als Augenzeugen und aufmerksamen Beobachter, jedoch nur als Laien in der Kunst, zu thun möglich war. Die Maison carrée ist ein Tempel, der alle die Verhältnisse hat, welche Vitruv von einem Pseudoperipteros fordert, indem er ein rechtwinkliches Parallelogramm mit 6 Korinthischen Säulen in der Façade, und 11 an den Seiten bildet, von denen 8 in die Mauern eingefügt sind, die andern aber, nebst denen der Façade, zu dem Porticus gehören. Der hintere Theil des Tempels hat ebenfalls 6 zum Theil in die Mauer eingefugte Säulen. Die Säulen sind cannelirt, und zeigen in ihrer Dimension die Krümmung der Entasis. Was ihre Verhältnisse, und überhaupt die architectonischen Details, betrifft, so müssen wir auf die oben erwähnte Anzeige verweisen. Eine unter Ludwig XIV. unternommene unglückliche Restauration hat den Fries der Mauerzelle zu Grunde gerichtet, dessen Spuren noch an einigen Säulen zu sehen sind. Millin glaubt, daß zur bessern Beleuchtung des Innern vielleicht ursprünglich noch eine Oeffnung im Dache angebracht gewesen seyn könne. Diese Meinung wird von dem Verfasser S. 7 mit Recht verworfen. Denn man weiß, daß alle dergleichen parallelogrammförmigen Tempel nur durch die Eingangsthüre absichtlich ihr spärliches Licht erhalten, um das mysteriöse Halbdunkel hervorzubringen, das durch die Wirkung des rauchenden Opferaltars und durch den düstern Lampenschein noch erhöht wurde. Auch war schon nach der Form des Daches, das nicht gewölbt, sondern mit einem horizontalen Gebälke versehen ist, eine Oeffnung, um das Licht von oben hinein zu lassen,

nicht wohl anzubringen möglich. Die höchste Eleganz der Capitale, ihre sorgfältige und meisterhafte Ausführung, der edle Character der Ausladungen und des Bildwerks am Fries und am Gesimse, kurz alles, was an diesem so schönen und geschmackvollen Gebäude ein so bezauberndes Ganzes ausmacht, hat bey Clerisseau und andern geprüften Kunstlern wirklich die Idee erweckt: Ob es nicht das Werk Griechischer Künstler sey? Von S. 9 an erzählt der Verfasser die mehrfältigen Umwandlungen, welche dieses Gebäude im Mittelalter, und selbst noch in neuern Zeiten, zu erdulden hatte, und die nicht anders, als zum Verderben desselben mitwirken mußten. Es hat seine Wiederherstellung und Erhaltung den Augustinern zu verdanken, welche es in eine Kirche verwandelten. Den Schluß dieses Abschnittes macht eine Untersuchung der von Seguier entziferten Inschrift, nebst den Gründen, welche gegen die Authenticität derselben von Hrn. Sainte-Croix (Magazin encyclopédique an. I. Tome I. p. 337) vorgebracht worden sind. — S. 14 das Amphitheater zu Nimes. Ungeachtet dieß Gebäude nur zwey Stockwerke hat, so setzen uns doch sein Umfang, seine ungeheuern Massen, und seine über Alles hervorragende Höhe in Erstaunen. In der Beschreibung der einzelnen Theile ist Clerisseau's Werk benutzt worden; auch liefert der Verfasser auf Tafel II. den Grundriß, Durchschnitt und geometrischen Aufriß. Ohne Ansicht dieser Tafel würde eine nähere Beschreibung dem Leser unnütz seyn. Jede Gradine des Amphitheaters hat 18 bis 20'' Breite, um bequem darauf sitzen zu können, und wenn man nun annimmt, daß 32 solcher Gradinen bis zur Arena

herunter gingen, so kommen ungefähr 21,000 Sitze heraus. Mehrere Basreliefs, die man in und an dem Gebäude entdeckt hat, verdienen ebenfalls unsere Aufmerksamkeit. Man erblickt die aus der Geschichte Roms bekannte Figur der säugenden Wölfin mit den beiden Knaben Romulus und Remus, zwey nackte Fechter und mehrere Figuren von Priapen, die auf eine ganz eigenthümliche Art dargestellt sind. Mit vielem Scharfsinn macht es der Verfasser aus einer Stelle des Isidor (XVIII. 42) wahrscheinlich, daß in den Theatern und Amphitheatern der Römer besondere Arkaden zum Aufenthalt öffentlicher Weiber befindlich waren, daß man ähnliche Bezeichnungen in den öffentlichen Bädern der Römer antraf, und daß daher obige Bilder an den Arkaden des Amphitheaters zu Nimes auch gleiche Bedeutung haben sollten. In dem Colosseum zu Rom hat man erst in den neuesten Zeiten solche Arkaden entdeckt, die ebenfalls dem Priapus geweiht — und hiernach bezeichnet waren. Unter den Westgothen wurde das Amphitheater in eine Festung umgeschaffen, mit zwey viereckigen Thürmen versehen, und mit einem Vertheidigungsgraben umgeben. Man nannte es Castrum arenarum. Der Verf. erzählt die ferneren Schicksale desselben bis auf unsere Tage, wo man an der gänzlichen Aufräumung und Ausgrabung arbeitet, und bereits manche merkwürdige Sachen entdeckt hat. — S. 28 der Triumphbogen zu Orange. Er ist der Gegenstand vieler Forschungen gewesen, aber eine getreue Abbildung hat man bisher noch nicht davon gehabt. Ueber die Zeit seiner Erbauung ist man noch nicht einig; man weiß nicht, wem er zu Ehren errichtet worden sey: und eine andere Veranlassung zu seiner

Aufrichtung kann man eben so wenig zuverlässig angeben. Er bildet ein massives Parallelogramm von 60 und 66' Höhe und Breite, durch welches drey große Bogendurchgänge gesprengt sind. Der mittlere Bogen ist höher und breiter, als die beiden, unter sich gleich hohen, Seitenbogen. Jeder Thorbogen hat zwey cannelirte Korinthische Säulen zur Seite, wovon die beiden äußersten zugleich Ecksäulen sind. Die Felder enthalten einen überflüssigen Reichthum von Basreliefs, welche Trophäen und beynahe alle Werkzeuge des Seewesens, als Vordertheile von Schiffen, Ankern, Rudern und dergl. darstellen. Einige glauben, er sey dem Cäsar, Andere, dem Marius, dem N. Lutatius Catulus, dem Domitius Aenobarbus, ja dem Fabius Maximus, zu Ehren aufgeführt worden. So viel aber der Rec. weiß, so war der Triumphbogen, den Fabius Maximus wegen seines Sieges über die Allobroger im J. 632 (nach Erb. R.) auf der via sacra erhielt, von Holz, und diente nur für den Einen Tag des Einzugs. Maffei will im Styl der Baukunst das Zeitalter des Hadrian wahrnehmen, und Millin (*Voyage* T. II. p. 147) verspricht eine besondere Abhandlung mit einer vollständigen Darstellung aller Theile dieses merkwürdigen Denkmahls. Rec. enthält sich daher eines Urtheils über die Bestimmung des Gebäudes, bemerkt aber nur, daß der Gedanke, die beiden Seiten des Bogens, wo keine Eingänge sich befinden, mit Frontons zu versehen, unmöglich aus dem Kopfe eines Architekten während der Blüthe der Kunst stammen kann.

Berlin.

Wey Friedrich Maurer: *Theorie des Infinitesimal-Calculs*, von Joseph Nürnberger, Post.

beamten zu Landsberg an der Warthe. 46 Quartseiten 1 Kupfertafel. 1812.

Der Verf. bemüht sich, zu beweisen, daß, wenn man die Lösung einer Aufgabe, bey der Z die unbekante (von einer veränderlichen Größe x abhängige) Größe bezeichnen maa, durch irgend eine unmittelbare Betrachtung des Unendlichkleinen, auf ein Differential $dZ = p dx$ gebracht habe, woben sich jedoch aus der Art, wie dieß Differential aus Betrachtung einer Figur oder aus andern Gründen deducirt wor-

den ist, ergebe, daß der Quotient $\frac{dZ}{dx} = p$ nur

als ein unendlich angenäherter, mithin nie völlig genauer, Ausdruck gelten könne, man dennoch jederzeit aus der nicht völlig genauen Gleichung

$\frac{dZ}{dx} = p$ oder $dZ = p dx$ durch die gewöhnliche

Integration den wahren, der Aufgabe ein Gesnüge leistenden Werth von Z finden werde, und zwar aus der Ursache, weil der durch die falsche Voraussetzung $dZ = p dx$ in die Rechnung gebrachte Fehler $= z$ sich gerade so hoch belaufe, als der Fehler, den man begehen würde, wenn man bey der Differentiation des für Z gefundenen Integrals die höhern Potenzen von dx weglasse. Mit andern Worten, wenn $Z = \int (p dx + z)$ den wahren Werth von Z bezeichnet, und nun vermittelst der Integration des (durch unendliche Abnahme von z) bloß genäherten Ausdrucks $p dx$, der Werth \int gefunden werde, so müsse doch allemahl $z = Z$ seyn. Denn es lasse sich jederzeit beweisen, daß, wenn man nunmehr z differentiire, so daß man auch die höhern Potenzen von dx mitnehme (wodurch denn $d z$ allemahl die Form $p dx + q dx^2 + r dx^3 \dots$ erhält), nothwen-

noch von der Muttermilch genährt werden, kommt dem Kalbfleische sehr nahe, ist aber schwarz. Gleichwohl besteht die Hauptnahrung in getrocknetem Bärenfleische. St. Paul ist 30 bis 40 Werste lang, und ganz entblößt von Gebüsch und Bäumen. Das Clima ist rauh; im Winter und Frühjahr hat man die fürchterlichsten Stürme, und im Sommer häufige Nebel. Die Haupt-Producte bestehen theils in Stein- und Eisfächsen, theils in einer Menge von Seebären. Die Füchse, welche in Fallen gefangen werden, geben jetzt nur noch eine unbedeutliche Ausbeute. Die Seebären kommen um die Mitte des Aprils trüchtig auf St. Paul an, werfen am Lande ihre Jungen, und entfernen sich gewöhnlich wieder im September. Von den Fellen derselben zieht die Compagnie nicht geringe Vortheile. Funfzehn Menschen, die der Compagnie nichts kosten, können leicht in Einem Sommer 100,000 Felle abstreifen. Jedes Fell wird in Canton für 1 bis 1½ Span. Thaler, und in Kiachta für 2 bis 3 Rubel verkauft. Vor einigen Jahren verdarben denn aber auch für mehrere Millionen Rubel Häute in dem Magazine der Compagnie! Das Fett, woraus man einen vortrefflichen Tränke sieden könnte, wird weggeworfen. Die Seebären, welche man todt schlagen will, treibt man 1 bis 2 Werste vom Ufer ins Innere, um die übrigen nicht zu verschrecken. Die kostbaren Seeottern, deren man in den ersten Jahren gegen 3000 erlegte, und deren Felle das Stück zu 100 bis 150 Rubel verkauft wurden, sind fast ganz ausgerottet. Fische gibt es sehr wenige; dagegen aber ist St. Paul ein Sammelplatz für Millionen von Seevögeln, die zur Brütezeit sich einstellen, und deren Eyer während eines großen Theils des Jahrs eine Hauptnahrung ausmachen. Die Einsammlung derselben ist eine höchst gefahr-

Schaffenheit einer Aufgabe nicht immer so leicht, wie z. B. bey der Parabel, wissen oder finden, was bey der Annäherungsgleichung $dZ = p dx$ die weggelassenen Größen zusammen für einen Werth $= z$ haben, um diesen mit den durch die Differentiation erhaltenen Gliedern $q dx^2 + r dx^3$.. vergleichen zu können. Liese sich in dessen für jede Aufgabe die Identität $z = q dx^2 + r dx^3$.. erweisen, so würde dadurch allerdings Etwas zur Hebung der gewöhnlichen Schwierigkeiten, die man der Differential-Rechnung aufbürdet, geleistet seyn. Aber der Verfasser gesteht selbst, daß er keinen allgemeinen Beweis zu geben wisse, wenn er gleich noch durch einige andere Beispiele die Richtigkeit der Gleichung $z = q dx^2 + r dx^3$ zu erläutern sucht. Uebrigens stimmen wir darin dem Verfasser sehr gern bey, daß man bey den Anwendungen der Differential-Rechnung auf wirkliche Gegenstände der Natur, der Idee des Unendlichkleinen, oder vielmehr der Vorstellung von Größen, welche ohne Ende abnehmen, nicht gut entbehren kann, und so gut man auch durch die Functions-Lehre und ähnliche Darstellungen jenem Begriffe auszuweichen gesucht hat, so ist er doch nur darin verschleiert, und tritt aus jenen Darstellungen so gleich wieder hervor, als solche auf irgend einen Gegenstand angewandt werden sollen, ohne in ungeheure Weitläufigkeiten zu verfallen. Die gegenwärtige Schrift verdient immer, als ein Beytrag zur Lösung der bekannten Schwierigkeiten, die man der Analysis des Unendlichen aufbürdet, gelesen zu werden, wenn sie uns gleich keine vollkommene Genüge zu leisten scheint.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 1. May 1813.

Frankfurt am Main.

Bey Fr. Wilmans: Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den J. 1803 bis 1807, von G. S. von Langsdorff. II. Band, 1812. 335 S. in 4.

Hr. v. L. liefert hier die Beschreibung seiner Reise nach den Aleutischen Inseln und der Nordwestküste von Amerika, so wie der Rückreise durch Sibirien nach St. Petersburg. Weit reicher, als der erste, ist dieser zweite Band an geographischen sowohl, als an nautischen und naturhistorischen Beobachtungen. Er enthält die schätzbaren Beiträge zur Erd- und Völkerkunde in reichster Fülle.

Die Nachrichten von der Russisch-Amerikanischen Compagnie, ihren Etablissements und ihrem Gewerbe verdienen nicht bloß in Rußland die höchste Beachtung. „Was die Compagnie eigentlich ist, sagt Hr. v. L., das gestatten oft die Verhältnisse nicht, so geradezu zu sagen.“ Gleichwohl wagte es der Hr. Verf., so edel als kühn, den Vorhang hoch genug aufzuziehen. Man erblickt da einen alles aufreibenden und zerstörenden Unverstand, verbunden nicht nur mit der unglaublichsten politischen

V (3)

Unwissenheit, sondern auch mit einer Härte und Unmenschlichkeit, die unter den Schlachtopfern der Compagnie einen Jammer und ein Elend verbreitete und erhält, das nur zu oft weit jenes der Sklaven in Westindien übertrifft. Auch die Russisch-Amerikanische Compagnie ist eine der scheußlichen Geburten des Handelssystems; jenes Systems, das doch ein Auswurf der Hölle ist und bleibt, wurde es auch von dem Menschenfreunde Colbert zuerst in Anwendung gebracht.

Bei der Abreise am 13. Jun. 1805 waren die hohen Gebirge und Caps von Kamtschatka noch mit Schnee bedeckt. Der Matrosen Stelle mußten 60 Menschen vertreten, die als Wild- oder Pelzjäger in der Compagnie Dienste standen. Es waren Abenteurer, Trunkenbolde, verschuldete und verdorbene Kaufleute und Handwerker, mitunter auch geknüttete und gebrandmarkte Verbrecher. Diese Unglücklichen waren schlecht genährt und noch schlechter gekleidet. Die Compagnie fütterte sie mit Brot, getrockneten und gefrorenen Fischen und Seehund- und Wallfischfett; alles gereicht in kargen Portionen. Die meisten litten am Scorbut und waren beim größten Mangel an Kleidungsstücken überdeckt mit Ungeziefer.

Auf der Insel St. Paul, wo, wie auf der Insel St. Georg, die Compagnie Niederlassungen besitzt, zeigten sich Seebären zu vielen Tausenden, die fast gar keine Furcht äußerten, als man sich ihnen näherte. Diese Thiere leben in Polygamie. Die Männchen streiten zuweilen recht heftig über den Besitz der Weiber. Erzürnt sich das Männchen, so suchen seine Weiber durch Schmeicheleyen es zu besänftigen. Den Ungehorsam der Weiber bestraft das Männchen, indem es grimmig um sich beißt. Das Fleisch der jungen Seebären, wenn diese nur

noch von der Muttermilch genährt werden, kommt dem Kalbfleische sehr nahe, ist aber schwarz. Gleichwohl besteht die Hauptnahrung in getrocknetem Bärenfleische. St. Paul ist 30 bis 40 Werste lang, und ganz entblößt von Gebüsch und Bäumen. Das Clima ist rauh; im Winter und Frühjahr hat man die fürchterlichsten Stürme, und im Sommer häufige Nebel. Die Haupt-Producte bestehen theils in Stein, und Eisfächsen, theils in einer Menge von Seebären. Die Füchse, welche in Fallen gefangen werden, geben jetzt nur noch eine unbeträchtliche Ausbeute. Die Seebären kommen um die Mitte des Aprils trächtig auf St. Paul an, werfen am Lande ihre Jungen, und entfernen sich gewöhnlich wieder im September. Von den Fellen derselben zieht die Compagnie nicht geringe Vortheile. Funfzehn Menschen, die der Compagnie nichts kosten, können leicht in Einem Sommer 100,000 Felle abstreifen. Jedes Fell wird in Canton für 1 bis $1\frac{1}{2}$ Span. Thaler, und in Riacha für 2 bis 3 Rubel verkauft. Vor einigen Jahren verdarben denn aber auch für mehrere Millionen Rubel Häute in dem Magazine der Compagnie! Das Fett, woraus man einen vortrefflichen Trahn sieden könnte, wird weggeworfen. Die Seebären, welche man todt schlagen will, treibt man 1 bis 2 Werste vom Ufer ins Innere, um die übrigen nicht zu verschrecken. Die kostbaren Seeottern, deren man in den ersten Jahren gegen 3000 erlegte, und deren Felle das Stück zu 100 bis 150 Rubel verkauft wurden, sind fast ganz ausgerottet. Fische gibt es sehr wenige; dagegen aber ist St. Paul ein Sammelplatz für Millionen von Seevögeln, die zur Brütezeit sich einstellen, und deren Eyer während eines großen Theils des Jahrs eine Hauptnahrung ausmachen. Die Einsammlung derselben ist eine höchst gefahr-

volle Arbeit. Sorgfältig wäscht man die Eyer, und nachdem sie an der Luft getrocknet sind, werden sie in einem Fasse voll reinlich abgekochten Trahns aufbewahrt, wo sie dann nicht nur den ganzen Sommer über, sondern auch den größten Theil des Winters so frisch bleiben, als wären sie eben aus dem Neste genommen.

Die Insel Unalaska besteht aus einer Felsenmasse. Das Holz zu den Erdhütten, Kanots u. s. w. wird von der See angeschwemmt. Die Einwohner machen eine Mittel-Race zwischen Mongolen und Americanern aus. Sie wohnen in Gruben, bedeckt mit einem Dache von Erbe. Haben diese einige Jahre gestanden, und ist hohes Gras darauf gewachsen; so erscheint ein Dorf wie ein Europäischer Kirchhof. Die Anzahl der Einwohner ist jetzt so geringe, daß man sie nicht angeben wollte. Als Hauptursache der schnellen Entvölkerung gibt Hr. v. L. das Verschenden der besten Schützen nach Kodiak, und sogar bis nach der nordwestlichen Küste von America, an, wo die großen Seeottern gefangen werden. Die dorthin geschickten kehren gewöhnlich nie wieder in den Schoß ihrer Familie zurück. In Seehunden besteht die Hauptnahrung der Bewohner Unalaska's. Ohne Seehunde zu leben, wäre den Aleuten kaum möglich. Aus der Haut dieser Thiere machen sie sich Kleider, Teppiche, Riemen, Schuhe und verschiedene Geräthschaften, sogar das Kanot. Dieses besteht aus einem hölzernen Gerippe, mit Seehundsfellen überzogen. Das Fleisch wird gegessen, und das Fett oder der Trahn theils zur Nahrung, theils zur Erwärmung und Erleuchtung angewandt. Der Schlund wird zu wasserdichten Stiefeln und Weinkleidern umgeschaffen, und aus dem, Blasen ähnlichen, Magen werden Aufbewahrungsgefäße zu

allen Arten von Flüssigkeiten bereitet. Aus den Eingeweiden macht man Regenkleider, und zugleich dienen sie statt der Fensterscheiben. Sogar die Bartborsten benutzt man zum Puz und zur Kopfzierath. Eine andere Lieblingsspeise ist das Speck von Wallfischen, welche öfters von den Aleuten erlegt, aber auch zuweilen von der See ausgeworfen werden. In den letztern Jahren singen die Russen den Kartoffelbau an, der glücklich gedieh, und auch hier eine allgemein beliebte Nahrung verschaffte. Wilde Enten und Gänse kommen in Menge im Herbst und Frühjahr: aber ihnen zieht der Aleute kein Wallfisch- und Seehundspeck vor. Brot hat man gar nicht. Der Hauptreichtum der Insel, der denn auch die Russen herbey zog, besteht in Pelzwerk, besonders in schwarzen und silbergrauen Fuchs- und Otterfellen. Die Felle der letztern wurden ehedem zu Tausenden ausgeführt; jetzt werden jährlich kaum noch zwey bis drey hundert gewonnen. Ist es den Aleuten gelungen, einen Wallfisch zu fangen, so bemächtigt sich die Compagnie der einen Hälfte. Auf dem Meere zeigt auch der Aleute die größte Geschicklichkeit. Ihre Kanots sind denen der Grönländer ähnlich, nur für Eine, zuweilen für zwey, und selten für drey Personen. Mit diesen kläglichen Fahrzeugen wagen sie sich sogar bey stürmischem Wetter in die offene See, und leicht und flüchtig durchschneiden sie die schäumende Brandung.

Der Aleute reißt sich sorgfältig jedes Barthaar aus, und die Weiber tatuiren sich einen Schnurrbart. Die täglich auf dem Wasser herum treibenden Aleuten besitzen wasserdichte Kleider, die nichts zu wünschen übrig lassen. Ihre Damen schmücken sich mit Federtleibern, an deren Vollendung ein

ganzes Jahr gearbeitet werden muß, die aber auch so trefflich sind, wie man sie nur von der Hand der geschicktesten Europäischen Stickerinn erwarten könnte. Rehnthier- und Wallfischsehnen vertreten des Zwirnes Stelle. Hochzeitsgebräuche sind hier nicht gewöhnlich. Die Anzahl der Frauen richtet sich nach des Mannes Vermögen. Verarmt der Mann, so schießt er die eine und die andere Frau ihren Eltern zurück. Man findet auch wohl, daß Eine Frau mit zwey Männern lebt. Noch mehr: Männer vertauschen nicht selten ihre Weiber; und damit ganz nichts fehlt, werden dann auch schöne Knaben ganz weiblich erzogen, und in allen Verrichtungen der Mädchen unterrichtet. Sorgfältig rauft man ihnen den Bart aus, kommt dieser; man tatiirt sie um den Mund, wie die Weiber; man behängt sie mit Schmuck u. s. w. und läßt sie endlich auch der Concubinen Stelle in jedem Sinne ersetzen. Hr. von L. fügt noch die Bemerkung hinzu: "man hat bis jetzt noch keine Maßregel ergriffen, dieser Sittenlosigkeit und unnatürlichen Lust, die schon seit den ältesten Zeiten hiez Statt fand, Einhalt zu thun."

Kodiak oder Kadjak ist eine der größten nördlichen, zwischen America und Asien liegenden, Inseln. Nach dem Jahre 1784 wurde hier von einem Irkutskischen Kaufmanne, Gregori Schelichoff, ein Etablissement angelegt. Nach Schelichoff's Aussage betrug damahls die Volksmenge 50,000. Durch Hülfe von Feucrgewehren wurde die bey nahe wehrlose Nation bald unterjocht, und allmählich ihres Eigenthums beraubt. Nun nahm die Volksmenge sichtbar von Jahr zu Jahr ab. Im Jahre 1793 betrug die Anzahl aller Einwohner von Kodiak und den benachbarten Inseln drey tau-

send Arbeitsfähige männlichen Geschlechts, und diese Anzahl schmolz zusammen bis auf fünf hundert. "Veränderte Lebensart, fremde Sitten und Gebräuche, Mangel an Nahrung und Kleidung, Verbreitung ungewöhnlicher, zum Theil unbekannter, Krankheiten, Druck und Mißbräuche aller Art, besonders forcirte und gewalthätige Jaadpartien, Kummer und Sorgen, Meuterey und viele andere dergleichen Ursachen haben, gleich einer Pest, diese Länder und Inseln auf eine unglaubliche Art entvölkert. Dieselben zerstörenden Einflüsse dauern noch immer fort, und drohen dem Reste dieses Völkchens den gänzlichen Untergang" ic. — "Die Aleuten (S. 62) in jenen entfernten Inseln und Ländern stehen unter der Aufsicht irgend eines Promüschleniken, oder mit andern Worten, eines unwissenden Menschen und Böfewichts, von dem diese gutartigen und jetzt wehrlosen Urbewohner auf alle mögliche Art gedrückt, gekränkt und ausgefaugt werden." — Freylich ist es sonderbar, und weit mehr noch als sonderbar, daß in einem monarchischen Staate, wie Rußland, eine Handels-Compagnie existirt, die unter keinem Gerichte steht, und ungestraft ihre Gewalt über große Länder ausübr. Da findet der beleidigte, mißhandelte Russische Unterthan keinen Schutz des Eigenthums, keine Sicherheit, keine Gerechtigkeit. Die Agenten des Comptoirs und ihre Untergeordneten handeln, von ihren Launen und ihrem Interesse geleitet, ganz nach Willkühr. Klagen und Kläger sind in Menge da, aber kein Richter. "Ich habe nahmentlich Beyspiele," fügt Hr. v. G. hinzu, "daß einige Russische Wildschützen oder Promüschleniken über das Leben der dortigen Eingebornen nach Willkühr und ungerügt disponirten, und diese wehrlosen Geschöpfe auf die grau-

samste Art zu Tod gemartert haben. Daher werden auch die Russen allenthalben nebst ihren Weibern und Kindern von den Eingebornen gefaßt, und wenn sich nur irgend eine Gelegenheit findet, ermordet.“ An der Nordwestküste von America war es schon drey Mahl der Fall, daß Russische Etablissements von den Americanern überfallen, und Alle, Männer wie Weiber und Kinder, niedergemetzelt wurden. Schon Sauer erzählte, die Compagnie habe sich aller Vöthe der Eingebornen bemächtigt. Damit aber wurden den Unglücklichen alle Mittel zu ihrem Erwerb genommen. Jetzt sind die Aleuten so Slaven der Compagnie, daß sie ihre Vöthe, Knochen zu den Pfeilen, ja selbst die Kleidung von ihr erhalten, und dagegen die ganze Beute der Jagd ihrer Gebieterinn überlassen müssen. “Es ist empörend, wenn man diese Leute hungrig und beynah nackt arbeiten, und die Magazine der Compagnie voller Provisionen und Kleidungen sieht.“ Aber nicht nur die Aleuten, sondern auch die Russischen Promüschlenken, die nicht als Handwerker und Unter-Aufseher, sondern bloß zur Arbeit, zum Bau, Holzfällen, Rudern u. s. w. angestellt sind, haben zum Theil kein besseres Schicksal. Sie werden so lange zur Arbeit getrieben und gemißhandelt, bis ihre Kräfte unterliegen, und wenn sie erkranken, so haben sie weder Unterstützung noch medicinische Pflege zu hoffen. — Rec. ist auf das innigste überzeugt, daß jedes Mittel, von der Russischen Regierung gegen die Compagnie ergriffen, nichts anders ist und seyn kann, als Scheinmittel. Soll nicht noch mehr Blutschuld auf das Land geladen werden; so muß die Regierung die Compagnie aufheben, und alle die, welche das Mordwerk trieben, hinschaffen, wohin sie gehören,

in die Karre, an den Galgen und auf das Rad. Jede andere Anlegung des Capitals der Compagnie wird ohne alle Frage dem Reiche größere baare Vortheile bringen. Uebrigens giebt es keine Nation, der das Handelssystem so unnenbar viel kostete, als der Russischen seit Peter dem Großen, der vom ausländischen Handel die ungeheuersten Wunder erwartete.

Die Kaluschen oder Koloschen, Urbewohner von Norfolk-Sound, haben ihre Kinder schon wenige Tage nach ihrer Geburt und in jeder Jahreszeit in der See. Kinder, noch an der Mutter Brust, waren kaum mit einem alten Lappchen umwunden bey einer Kälte von 8 bis 10 Gr. Gewöhnlich hat ein Kalusche nur eine Frau; die sehr reichen und wohlhabenden Oberhäupter aber zwey, eine alte und eine junge. Sittlichkeit, Schamhaftigkeit, Anhänglichkeit und eheliche Treue characterisiren, im Allgemeinen, das weibliche Geschlecht dieser Nation, und unterscheiden sie wesentlich von allen den nördlicher wohnenden Aleutischen Völkern. Werden bey einem jungen Mädchen die ersten Zeichen der Mannbarkeit bemerkt, so läßt man sie in einer kleinen Hütte, von Eltern und Bekannten absondert, wohnen. Man gibt ihr alsdann in zwey Tagen gar nichts und an den folgenden nur sehr wenig zu essen und mäßig zu trinken. Das Getränk, das in Wasser besteht, muß sie durch den Flügelknochen eines weißköpfigen Adlers schlürfen, und darf, wenn sie durstig ist, niemahls mehr als drey Züge thun. Man meint, daß je weniger ein Mädchen zu dieser Zeit trinkt, je länger sie eine strenge Enthalttsamkeit fortsetzt, und je mehr sie sich häuslich beschäftigt, um desto größer werde in der Folge die wechselseitige Anhänglichkeit in der Ehe.

Um nun dieses Glück der künftigen Ehe in höherem Grade zu erreichen; so lebt ein solches Mädchen zuweilen ein ganzes Jahr lang eingezogen, eingesperrt und von allem Umgange ihrer Geschwister und Gespielinnen abgeschnitten. Ob diese Leute irgend einen Begriff von Gott haben, konnte Hr. v. L. nicht erfahren. Ihren Todten bezeigen sie besondere Ehre.

Das Etablissement St. Francisco hatte das Ansehen eines Deutschen Meyerhofes. In der kleinen und unansehnlichen Wohnung des Commandanten waren auch die Hausgeräthe sehr schlecht; aber bedient wurde die Gesellschaft auf einem reichen Silber-Service. Jährlich gehen von Europa nach Vera Cruz 300 Geistliche. Jeder derselben erhält 400 Piafter Besoldung, welche er zu seinen Bedürfnissen und zum Besten seiner Gemeinde verwenden muß. Jene Summe aber wird nicht in Geld, sondern in Waren gereicht. In der Provinz Neucalifornien befinden sich jetzt 19 Missionen und in jeder derselben 600 bis 1000 und mehrere neubekehrte Christen, zu deren Schutz 6 Presidien gehören, in welchen 200 bis 300 Mann Cavallerie vertheilt liegen. Glaubwürdige Personen versicherten, daß der Spanische Hof jährlich eine Million Piafter für das Militär und die Geistlichkeit in beiden Californien zur Ausbreitung der christlichen Religion aufwendet. Jeder Mönch hat mehrere Pferde zu seinem Gebrauche, und wird, wenn er seine Mission verläßt, von einem oder mehreren Soldaten begleitet. Jene werfen, wenn sie in das Innere des Landes reisen, um Rekruten zur alleinseligmachenden Kirche anzutwerben, einen ledernen Brustharnisch über die Achseln, um sich bey feindlichen Angriffen gegen die Pfeile der In-

dianer zu sichern. Alle Mädchen und Wittwen werden in verschiedenen Häusern gleichsam unter Schloß und Riegel bewacht, und zum Arbeiten angehalten; sie dürfen nach erhaltener Einwilligung am Tage ausgehen, jedoch niemahls die Nacht außerhalb des Klosters zubringen: so bald aber ein Mädchen verheirathet wird, erhält sie die Freiheit und wohnt alsdann bey ihrem Manne in dem zur Mission gehörigen Dorfe der Indianer, das mit dem Nahmen las Rancherías beleat wird. Durch solche Vorkehrung hoffen die Geistlichen die Männer desto mehr an ihr Etablisement zu fesseln, und die Religion mit desto größerer Leichtigkeit und Sicherheit zu verbreiten. — Zwey bis drey Mönche und 4 bis 5 Soldaten halten eine Gemeinde von 1000 bis 1500 rohen, uncultivirten Menschen im Zaum, und gewöhnen sie an eine, von ihrer bisherigen ganz verschiedene Lebensart, ohne faum den Gedanken zu hegen, daß ein Aufruhr oder eine Meuterey entstehen könnte. Diese Erscheinung erklärt Hr. v. L. theils aus der Milde, Nachsicht, Liebe und Freundschaft, welche die geistlichen Väter gegen ihre Kinder zeigen, theils aus der Einfalt dieser Kinder, die nur der Gestalt nach Menschen sind. — Wie aber Hr. v. L. in der Erscheinung dieser so einfältigen Menschen in einem mildern Clima und bey der Fülle von Nahrungsmitteln, welche die Natur ihnen darbeut, ein unerklärbares Räthsel finden kann, begreift Rec. auf keine Weise. Nur im Gedränge von Bedürfnissen, Noth und Leiden wird der Mensch zum Menschen. Dieß lehrt die Erfahrung aller Zeiten und Länder. — Auch nicht eine einzige Mühle, nicht einmahl eine Handmühle fand sich in der Mission, so viele Windmühlen auch in Spanien sind. Man begnügte sich

mit schlecht geriebenem Mehle, und die Geistlichen wollten keine Mühle, um nur die Menschen das ganze Jahr hindurch beschäftigen zu können. Aber zahllos waren die Heerden von Hornvieh, die alle von fünf Stück abstammen sollen, welche man im J. 1776 in das Land brachte. Nach des Gouverneurs Versicherung hatte in den drey letzten Jahren in den drey nördlichsten Missionen das Hornvieh sich so sehr vermehrt, daß er vor einigen Monaten ein Commando Soldaten aus sandte, um 20,000 Stück davon zu erlegen, weil er fürchtete, daß es bey so starker Vermehrung an Weide fehlen könne. Eben dieselbe Besorgniß hegt in Ansehung der Menschen Malthus nicht nur, sondern auch Doctor Hegewisch.

Der ungesundeste Ort auf der Halbinsel Californiens ist St. Blas; daher die großen Besoldungen. Ein Matrose erhält monatlich 30 und mehrere Piafter oder Spanische Thaler, ein Lieutenant 2 bis 300, und der Commandant, der an andern Orten nur 4 bis 500 Piafter erhält, empfängt hier 5 bis 6000. Der Gouverneur von Arrelaga theilte Hrn. v. Langsdorf die wichtige Nachricht mit, daß man die Kuhpocken von Europa nach Mexico gebracht, und ein dortiger Wundarzt schon viele Menschen vaccinirt habe. — In den Kapiteln von Kamtschatka fanden wir eine reiche Nachlese. Die Hunde spielen da mit großem Rechte eine Hauptrolle. — Der Koräken Wohl und Wehe hängt von ihren Rehnthieren ab, gerade so, wie die Existenz der Aleuten von dem Seehunde. Die Pferde der Jakuten leben den ganzen Winter über im Freyen, und man versichert, daß sie sich um so viel besser befänden, je kälter es sey, ja daß sie in einem warmen

Stalle mager würden; und doch ist hier eine Kälte von dreßzig Graden gar nichts Ungewöhnliches.

Frankfurt an der Oder.

Adolphi Guiliemi Otto, Medicinae ac Chirurgiae Dr. in theatro anatomico profect., Monstrorum sex humanorum anatomica et physiologica disquisitione. Cum tabulis aeneis. 42 Seiten in Quart.

Der Verfasser beschreibt sechs menschliche monströse Früchte, und von der letzten theilt er zugleich eine Abbildung ihrer untern Hälfte mit. Die erste ist eine männliche, ungefähr achtmonathliche, Frucht, welcher der größte Theil des Gehirns mangelt. Stirn- und Seitenbein lagen fast auf der Basis des Schädels auf; am Hinterkopfe hing ein Sack herab; vier Halswirbel fehlten; die Augennerven hingen nicht zusammen, und das Rückenmark bestand nur aus parallel laufenden zarten Fäden. Der große Intercostal-Nerve war jedoch vom Halse bis zu den Lenden wohl geformt, und hatte seine Ganglien. Nieren und Nebennieren waren natürlich beschaffen. — Das zweyte Monstrum war eine weibliche Frucht, deren Schedel und Gehirn größten Theils mangelten, und der nach hinten zu zwey membranöse Säcke im Nacken herabhängen hatte. Außer den Augennerven waren keine Gehirnnerven und keine Blutgefäße des Gehirns da, auch kein kleines Gehirn. Drey Halswirbel und die Nebennieren mangelten, und die Luftröhre war völlig geschlossen. — Das dritte gehirnarme Monstrum hatte nur Ein Nasenloch, keine obere Schedelknochen, und die Hälfte der knö-

thernen Rückensäule mangelte. Auch in diesem waren durchaus keine Nebennieren. — Die vierte solche Mißgeburt weiblichen Geschlechts hatte nur Eine Nabel-Arterie, und eine verkehrte Lage der Gedärme, die nicht mit dem Magen zusammenhängen, sondern nach oben mit einem blinden Darm in einem besondern Sacke der Pleura endigten. In den für sich bestehenden kleinen Magen ging der ductus choledochus und pancreaticus. Das Herz war ohne Herzbeutel. Diese Gattung von Monstrositäten, welche man mit Unrecht Acephalos nenne (frensch, denn die wirklichen Früchte ohne Kopf machen eine eigene Gattung von Mißgeburten aus), nennt der Verfasser Aëncephalicos fetus, und meint, dieß sey der schicklichste Name. Allein diese Benennung ist eben so wenig richtig, indem das Gehirn (ἐγκεφαλος sc. μυελός) niemahls vollkommen diesen Mißgeburten mangelt, sondern nur großen Theils. Richtiger wäre daher die Benennung ὀλιγοεγκεφαλος, wenig Gehirn habend, so wie z. B. ὀλιγοέτης, wenige Jahre habend; oder, weil doch meist die untere Hälfte des Kopfes noch da ist, ἡμιεφαλίον, Halbkopf, hemicephalicus fetus. Auch ist es nicht ausgemacht, daß diese Monstrosität, wie der Verfasser meint, die häufigste sey; denn aller Wahrscheinlichkeit nach kommen die Mißgeburten mit gespaltenen Oberlippen und Gaumen noch häufiger vor, als die Halbköpfe. Hr. Sömmerring habe schon 76 Beispiele von letztern angeführt, und man könnte die Zahl leicht verdoppeln. Im Walterischen Cabinet finden sich ein und zwanzig. (Auch hier im Pflanderschen sind zwölf.) Es gebe aber doch nur wenige genaue Beschreibungen davon, und

ihre wiederholte Untersuchung sey immer für die Physiologie interessant. Ehemahls habe man geglaubt, die Vorstellung der Mutter bey einem Schrecken bringe solche Monstrosität hervor. Heutiges Tages hingegen haben berühmte Männer, wie Prochaska, Sömmerring und Andere behauptet, diese Monstrosität bestehe von der ersten Bildung des Embryo an. Er glaube aber mit Haller, Sandifort und Andern, daß vielmehr eine Krankheit des Embryo diese Mißbildung hervorbringe, und führt dafür gültige Gründe an, unter andern, daß, wie bey den Wasserköpfen, der hintere Theil der Augenhöhlenbeine herab gedrückt sey, und die Augen daher weit hervorstehen; auch oft, wie bey jenen, Nerven mangeln, und Spaltungen des Rückgrathes und Zerstörungen des Rückenmarks verbunden seyen. Merkwürdig sey die von ihm, wie er glaube, zuerst genau beobachtete und dargestellte Beschaffenheit der Basis des Schedels, nämlich daß solche gleichsam in der Mitte entzwey gebrochen und so beschaffert sey, daß die vordere Hälfte horizontal liege, die hintere aber, vom Sattel an, fast vertical zur Wirbelsäule hinab steige, und der Mangel an Halswirbelbeinen bey den meisten. Der Verfasser hätte noch hinzufügen können — auch die auffallende Größe des Hinterhauptlappes. Die meisten dieser Mißgeburten, und überhaupt der zu früh abgegangenen Früchte, seyen weiblichen Geschlechts. Was Hewson zuerst, und hernach Mehrere, beobachtet haben, daß die Nebennieren bey diesen gehirnarmen Früchten sehr klein seyen, oder auch, nach Winslow, ganz mangeln, sey immerhin merkwürdig; aber auch er gibt darüber keinen Aufschluß, durch welchen Nexus

zwischen Gehirn und Nebennieren solches bewirkt werde. Was er von der Ursache des baldigen Todes solcher Früchte muthmaßet, wird durch die lange Lebensdauer eines Kindes bey großem Mangel des Gehirns widerlegt, welches der Professor Oslander im 139. Stück dieser gelehrten Anzeigcn vom vorigen Jahre beschrieben hat. — Die fünfte beschriebene monströse Frucht war zeitig, männlichen Geschlechts, und ganz wasserfüchtig, selbst der Nabelstrang; hatte kurze Arme, einwärts gekrümmte Füße, und an jedem Fuße sechs Zehen; an der linken Hand sechs, und an der rechten sieben Finger. — Die sechste Mißgeburt war eine einfüßige menschliche Frucht, die gleichsam in einen Stelzfuß sich endigte, den man gewöhnlich mit einem Fischschwanz vergleicht; äußerlich ohne Geschlechtscheile und After; der Darmcanal endigte in einen blinden-Sack, mit Kindespech angefüllt. Die Nebennieren waren da, aber die Nieren und Harngänge mangelten. Eine ganz kleine Urinblase und eine eben so kleine Gebärmutter mit Mutterröhren und Eyerstöcken zeigten sich, und nur Eine Nabel-Arterie, welche nicht aus der hypogastrica, sondern aus der Aorta selbst entsprang; auch ein kleines, unten geschlossenes, Becken, und an demselben Ein Schenkelbein und ein Theil vom Schinnbein, ohne Kniescheibe. Diese Mißgeburt hat selbst in den innern Verunstaltungen die größte Aehnlichkeit mit derjenigen, welche Rossi in seiner *dissertatio foetus monstruosi Holmiae nati descript. etc. Jenae 1800* Quart, beschrieben und abgebildet hat.

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. u. 72. St.

Den 3. May 1813.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 27. März hielt der Professor Hausmann eine Vorlesung: de relatione inter corporum naturalium anorganicorum indoles chemicas atque externas. — Daß ein gewisses Verhältniß zwischen der chemischen und äußern Beschaffenheit der Mineralkörper Statt findet, daß bey einem gewissen Mischungsverhältnisse auch gewisse äußere Eigenschaften sich zeigen, und daß bey verschiedenartigen Bestandtheilen auch in dem Aeußern gewisse Abweichungen sich offenbaren, davon wird man sich schon bey einer nur oberflächlichen Kenntniß der unorganisirten Naturkörper überzeugen müssen. Es ist daher auch leicht darzuthun, daß keine wissenschaftliche Bearbeitung der Mineralogie möglich ist, wenn man dabey nicht von der gemeinschaftlichen Untersuchung der chemischen und äußern Beschaffenheit der Mineralkörper ausgeht, und daß wir die Ergründung des Verhältnisses zwischen der chemischen und äußern Beschaffenheit der unorganisirten Naturkörper als die wichtigste

3 (3)

Aufgabe für den wissenschaftlichen Mineralogen anzusehen müssen. Wie ist nun aber der Zusammenhang zwischen dem Mischungsverhältnisse und den äußern Beschaffenheiten? Können wir nachweisen, daß diese letztern ohne Ausnahme von dem Mischungsverhältnisse abhängig sind, oder führen uns unsere Nachforschungen zu einer gewissen Grenze, jenseit welcher wir nicht mehr im Stande sind, den so oft sich auffallend darstellenden Einfluß der Mischung auf das Äußere zu erkennen? Bevor eine gründliche Untersuchung hierüber angestellt werden kann, muß man sich nothwendig darüber vereinigen: worin die Gleichartigkeit und Verschiedenartigkeit unter den unorganisirten Naturkörpern besteht. Wenn wir zugeben müssen, daß das Wesen derselben in ihren Bestandtheilen, nicht aber in ihren äußern Beschaffenheiten liegt, so folgt hieraus unmittelbar, daß wir auch die specifische Differenz, nur in den Bestandtheilen suchen dürfen, wenn wir uns gleich in manchen Fällen mit glücklichem Erfolge der äußern Beschaffenheit, in so fern diese durch die chemische bedingt wird, bedienen können, um uns zur Erkenntniß der Verschieden- oder Gleichartigkeit leiten zu lassen. Hat aber die Natur, bey der großen Mannigfaltigkeit von Substanzen, wirklich scharfe Grenzen zwischen ihnen abgesteckt, und ist es der chemischen Kunst möglich, diese mit Sicherheit aufzufinden? Schon bey dem gegenwärtigen Zustande der Chemie können wir dieses in Ansehung einer sehr großen Anzahl von Substanzen bejahen. Nicht nur bey den bis jetzt chemisch unzerlegbaren unorganisirten Naturkörpern, den Metallen und den einfachen Inflammabilien, sondern auch bey dem größern Theile der Salze, der Metalloxyde, der Erze, so wie bey manchen erdigen Fossilien, den Oxydoiden und

Säuren, sind wir im Stande, sehr bestimmte Grenzen nachzuweisen, welche die Natur zwischen verschiedenartigen Substanzen zog. Die größten Fortschritte haben wir hierin besonders in neuester Zeit durch die merkwürdigen Arbeiten des trefflichen Schwedischen Chemikers Berzelius gemacht, die es nicht allein schon jetzt möglich machen, mit mathematischer Schärfe die bestimmten Proportionen in den Mischungen vieler unorganisirter Naturkörper auszumitteln, sondern uns zugleich die angenehme Aussicht zu eröffnen scheinen, in der Folge diese Proportionen auch bey vielen andern Substanzen aufzufinden, deren scharfe Grenzen bis jetzt nichtverfolgt werden konnten. — Durch diese vorläufigen Betrachtungen war nun der Weg gebahnt zur Untersuchung des Verhältnisses zwischen der Mischung und der äußern Gestalt und Structur der unorganisirten Naturkörper im Allgemeinen, welche den ersten Haupttheil der vorgelesenen Abhandlung ausmacht. — die nur als der Vorläufer einer umfassenderen Arbeit über den oben bemerkten Gegenstand betrachtet werden kann, indem sie sich allein auf die Untersuchung des Verhältnisses beschränkt, welches zwischen der chemischen und der extensiven äußern Beschaffenheit der unorganisirten Naturkörper obwaltet, alles Uebrige aber einer weitem Bearbeitung vorbehält.

Das bey weitem am meisten in die Augen springende extensive äußere Merkmal der Mineralkörper ist ihre äußere Gestalt; und unter den gar mannigfaltigen äußern Formen müssen die Krystallisationen — dieses ausschließende Eigenthum der unorganisirten Natur, welches weder Thiere noch Pflanzen ihr streitig machen können — besonders wegen ihrer bewundernswürdigen Regelmäßigkeit, zuerst die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Das

Interesse, welches sie billig einflößen, muß aber noch um Vieles erhöht werden durch die Bemerkung des innigen Verhältnisses, welches zwischen ihren verschiedenen Bildungen und den verschiedenen Mischungen sich bemerklich macht. Wir finden nämlich, daß da, wo dieselben Bestandtheile vorhanden sind, alle vorkommende Krystallisationen auf die eine oder andere Grundform sich zurückführen lassen, und daß verschiedenartige Substanzen in den häufigsten Fällen auch abweichende Krystallisations-Systeme zeigen. Sorgfältig müssen wir aber freylich hierbey die eigentlichen Krystallisationen, welche an das Wesen der Substanz geknüpft sind, von den so genannten Aster-Krystallisationen unterscheiden, deren Bildung nicht die Substanz, sondern gewisse zufällige Umstände bedingten, welche bewirkten, daß ein Mineralkörper die äußere Form eines andern annahm.

Der großen Anzahl krystallinischer unorganisirter Naturkörper stehet eine bedeutende Menge anderer gegen über, die keine Spur krystallinischer Bildung zeigen; an denen wir nicht einmahl eine bestimmte Begrenzung, durchaus keine Individualität, wahrnehmen. So weit die Kluft ist, welche die vollkommen krystallinischen Bildungen von den gänzlich amorphen entfernt hält, so gibt es doch eine Brücke, welche beide verbindet. Es findet sich eine große Menge äußerer Gestalten, die sich bald mehr dem Krystallinischen, bald mehr dem Formlosen nähern, und die auf solche Weise eine unmerkliche Abstufung zwischen beiden bilden. Den krystallinischen Formen zunächst stehen diejenigen, welche man schicklich unter der Benennung der Krystalloidischen begreifen könnte, nämlich das Drath-, Zahn-, Haarförmige, das Gestrickte, Dendritische u. m. a., bey denen man noch eine

bald größere, bald geringere Tendenz zur Krystallbildung, aber keine vollendete krystallinische Ausbildung, wahrnimmt. Der Einfluß der Mischung auf dieselben ist besonders daran wahrzunehmen, daß sie nur bey solchen Substanzen vorzukommen pflegen, die sonst auch wohl vollkommen krystallisirt erscheinen. Aber sehr viel loser ist doch dieses Band geknüpft, als dasjenige, welches die Erscheinung einer gewissen Krystallisation von einer gewissen Substanz unzertrennlich macht; denn wir bemerken eben nicht, daß gewisse Arten jener Formen ausschließend der einen oder andern Substanz angehören, wenn sie gleich im Allgemeinen das Eigenthum von verhältnißmäßig sehr wenigen Substanzen sind.

Sehr abweichend von den krystallinischen und krystalloidalen Bildungen verhalten sich die, welche man sphäroidische und stalactitische nennen könnte: die vollkommen fugligen oder dem Kugligen sich nähernden äußern Gestalten, die eigentlich so genannten *sintrischen* und die ihnen zunächst verwandten Bildungen, z. B. das *Getropfte*, *Traubige*, *Nierenförmige*, *Röhrenförmige* u. s. w. In den sphäroidischen äußern Formen erkennen wir die Wirkung der gemeinen (centralen) Anziehungskraft, die, so bald sie vollkommen frey sich äußern kann, und nicht durch gewisse chemische Bedingungen zur polarisch wirkenden Krystallisationskraft wird, die unorganisirten Naturkörper, ohne Rücksicht auf die Substanz, zu Kugeln formt. In den stalactitischen Gestalten erblickt man die Wirkung der gemeinen Anziehungskraft noch vorwaltend, aber doch schon mehr und weniger beschränkt, theils durch verschiedenartige äußere Einwirkungen, z. B. durch Adhäsion, theils selbst durch die Krystallisationskraft. Nur in so fern diese beschränken-

den Einwirkungen zur Eigenthümlichkeit einer gewissen Substanz gehören, ist bey jenen äußern Formen noch ein gewisser Einfluß der Mischung auf dieselben nachzuweisen, der im entgegen gesetzten Falle gänzlich verschwindet. Uebrigens findet von den sphäroidischen und stalactitischen Formen ein unmittelbarer und sehr leichter Uebergang in das ganz Amorphische Statt, wenn die einzelnen Bildungssphären einander so genähert werden, daß die Kraft, welche die einzelnen Massen zu einem Ganzen zu vereinigen strebt, größer wird, als diejenige, welche die Trennung und Formung der einzelnen zu bewirken sucht; wie dieses unter andern besonders deutlich bey dem Kogenstein, bey manchem körnigen Thon-Eisenstein, wahrzunehmen ist. — Bey dem Ueberblicke der unendlich mannigfaltigen äußern Bildungen der unorganisirten Naturkörper und der Vergleichung derselben mit den Mischungen, drängen sich folgende allgemeine Bemerkungen auf: 1) daß nicht bloß die Mannigfaltigkeit der krystallinischen Formen ungleich größer ist, als die der übrigen äußern Gestalten, sondern daß auch die Anzahl der Substanzen, welche nicht krystallisirt vorkommen, sehr gering ist im Vergleich zu denen, welche krystallisirt sich finden; 2) daß nicht in allen Classen und Ordnungen der Mineralkörper — in so fern diese nämlich eine chemische Grundlage haben — ein gleiches Verhältniß zwischen den krystallinischen und nicht krystallinischen Statt findet, wovon aber die ausführliche Erörterung hier nicht wohl eines Auszugs fähig ist.

Nächst der äußern Gestalt verdient ganz besonders die *Structur* der Mineralkörper da eine nähere Beleuchtung, wo es auf die Ausmittlung des Verhältnisses ankommt, in welchem die extensiven äußern Beschaffenheiten zu den chemischen stehen.

In Ansehung der Structur der unorganisirten Naturkörper nehmen wir ein ähnliches auffallendes Verhältniß wahr, wie bey ihrer äußern Gestalt; wir sehen nämlich hier eine große Bestimmtheit und Regelmäßigkeit in der innern Zusammensetzung der Theile, während wir dort eine mehr und weniger continuirliche Verbindung derselben bemerken. Zwischen diesen beiden Extremen liegt eine große Anzahl von Mittelgliedern, die durch sanfte Uebergänge beide verknüpfen. Die regelmäßig blättrige Structur zeigt sich in so fern gleichbleibend, daß die Winkel, unter denen gewisse Blätterdurchgänge einander schneiden, in der Regel constant sind, wenn gleichwohl bey einer Substanz die Anzahl der deutlichen Durchgänge variiert. Bey verschiedenartigen Substanzen kommen wohl dieselben Durchgangswinkel vor: aber es gibt doch eine viel größere Menge von Substanzen, denen verschiedene eigen sind. Bey den übrigen Arten der Structur, dem Strahligen, Faserigen, Schuppigen, den verschiedenen Modificationen des Dichten, nehmen wir viel weniger Constantes in Beziehung auf die Mischung wahr, indem ein und dieselbe Substanz oft die mannigfaltigsten Arten der unregelmäßigen Structur zeigt.

Auch zwischen regelmäßiger Structur und regelmäßiger äußerer Gestalt findet ein auffallendes Verhältniß Statt, indem jene nur bey Mineralkörpern vorkommt, denen krystallinische Bildung eigen ist, wenn gleich bey weitem nicht immer das regulär blättrige Mineral zu gleicher Zeit regelmäßige äußere Gestalt zeigt. Auch die Richtungen der Blätterdurchgänge, so wie die Winkel, welche sie mit einander machen, stehen in einem bestimmten unabänderlichen Verhältnisse zu den Krystallisationsflächen, und zwar laufen die Blätter entweder ge-

nau parallel mit diesen Flächen, oder sie machen mit gewissen Krystallisationsflächen gewisse constante Winkel. Ganz anders verhalten sich strahlige und faserige Textur, die übrigens unmittelbar an die regelmäßig blättrige sich anschließen. Am häufigsten sehen wir das Strahlige und Faserige mit den sphäroidischen und stalactitischen äußern Gestalten vereinigt, und zwar sehr oft so, daß die Strahlen und Fasern gegen das Centrum der Attraction gerichtet sind. Wir bemerken im Allgemeinen: daß die verschiedenen Arten der unregelmäßigen Structur hauptsächlich da vorkommen, wo die Umstände die Krystallenbildung nicht begünstigen; entweder wo die äußere Form durch gemeine Attractionskraft bewirkt wurde, welche den Sieg über die Krystallisationskraft gewann, die ihre Tendenz nur in einer Anlage zur regelmäßigen Structur, oder an dem freyen Umfange offenbaren konnte; oder wo Mangel an Raum, Druck von außen, die vollständige Ausbildung der regelmäßigen Structur hinderten.

Mit der Absonderung der Theile der Mineralskörper, welche der Textur angehört, darf die eigentlich so genannte Absonderung nicht verwechselt werden. Diese ist in Ansehung des Grundes ihrer Bildung nicht sowohl der Textur, als der äußern Gestalt verwandt. Sie wurde bewirkt durch eine Tendenz der Masse, eine bestimmte, entweder von der Krystallisationskraft oder von der gemeinen Attractionskraft abhängige, Gestalt anzunehmen, die aber entweder wegen gewisser Impedimente nicht zur vollen Wirkung gelangen konnte, oder wobey der Bildungs-Proceß auf irgend eine Weise unterbrochen, oder schon einmahl beendigt, aber wieder erneuert wurde.

Recapituliren wir nun alle Verhältnisse zwischen der Mischung und den extensiven äußern Beschaffenheiten der Mineralkörper, so erhalten wir als End-Resultat: daß nur Krystallisation und regelmäßig blättrige oder krystallinische Structur für gewisse Substanzen ganz constant sind; daß, da dieselbe Substanz immer dieselbe Krystallisation und krystallinische Structur besitzt, diese aber bey verschiedenen Substanzen oftmahls sehr abweichend, oft aber auch übereinstimmend sind, die Wirkung der Krystallisationskraft abhängig angesehen werden muß von der Wirkung der chemischen Anziehungskraft; daß aber dieses Verhältniß zwischen beiden sich stufenweise verringert, und in Hinsicht gewisser äußerer Formen ganz verschwindet, so daß die mechanische Kraft endlich völlig unabhängig wird.

Wie wirken aber gewisse Modificationen der Bestandtheile bey einer und derselben Substanz auf Krystallisation und krystallinische Structur? wie kann man bey diesen Eigenschaften das für eine gewisse Substanz Wesentliche von dem Zufälligen unterscheiden? Diese und verwandte Betrachtungen machen den Hauptgegenstand des zweyten Theils der Abhandlung aus: der genaueren Untersuchung des Verhältnisses zwischen Krystallisation, Krystallinischer Structur und chemischer Beschaffenheit der unorganisirten Naturkörper. — Zuerst eine kurze Geschichte von dem Entstehen und der Ausbildung der Kenntnisse über diesen Gegenstand. — Daß wir in den Schriften der Alten in dieser Hinsicht so gut wie gar nichts finden, ist wohl leicht begreiflich. Doch entgingen ihnen nicht ganz die Kenntnisse von der regelmäßigen äußern Gestalt einiger Mineralkörper, und nahmentlich fiel diese besonders bey dem Bergkrystall auf, dessen regelmäßige Form Plinius

richtig beschreibt. Derselbe führt auch Krystallisationen vom Demant an, wobey es doch aber wahrscheinlicher zu seyn scheint, daß er den echten Demant mit dem Bergkrystall verwechselt habe. Auch in späteren Zeiten hat man keinem krystallinischen Mineralkörper größere Aufmerksamkeit gewidmet, als dem Bergkrystall. Außerdem aber fielen besonders die regelmäßigen Formen einiger Salze auf. Man bemerkte schon früh, daß verschiedenartige, theils natürliche, theils durch Kunst dargestellte, Salze gewisse Krystallisationen besitzen, und glaubte, daß die Fähigkeit, Krystalle zu bilden, den salinischen Substanzen ganz eigenthümlich sey, und daß dieses von ihnen andern Substanzen, mit denen sie Verbindungen eingingen, mitgetheilt würde: eine Meinung, die sich sehr allgemein bis in die Zeiten von Linné erhalten hat. Schon Boetius de Boor äußerte dieselbe, und eine ähnliche findet sich bey Athanasius Kircher, der zugleich eine Hypothese über die mechanische Bildung der Krystalle des Bergkrystalls aufstellte. Robert Boyle verglich ebenfalls die Krystallisationen der Edelfeine mit denen der Salze; theilte aber außerdem schon genauere Beschreibungen der Krystallisationen einiger Edelfeine und mehrere treffliche Bemerkungen über ihre Structur mit. Erasmus Bartholin beschrieb zuerst die regelmäßige Structur des so genannten Doppelspathes, die nach ihm auch von Newton bemerkt wurde. Dieser Körper gab denn auch Veranlassung zur ersten geometrischen Bestimmung von Winkeln an den regelmäßigen Spaltungsstücken, welche sowohl von Huygens, als auch von Newton geschah. Unter den mineralogischen Schriftstellern des 17. Jahrhunderts hat unstreitig Stenonis — der in mehreren Schriften, selbst seiner Zeit, irrig Steno genannt

worden ist — die genauesten und scharfsinnigsten krystallinischen Beobachtungen mitgetheilt. In seiner seltenen Schrift *de solido intra solidum*, sind sehr gute Bemerkungen über die Krystallisationen des Eisenglanzes, des Demanten, des Schwefelkieses, niedergelegt. Auch finden sich darin schon einige Winke über die Gestalt der Massentheile verschiedener Krystallisationen. Hierüber sind nun aber weit genauere Untersuchungen im Anfange des 18. Jahrhunderts von Gulielmini in seiner sehr interessanten Schrift *de salibus*, und in seiner *oratio de salium figuris*, geliefert. Ihn kann man mit Recht als den ersten Gründer der in unsern Tagen besonders ausgebildeten Lehre von der Zusammensetzung der Krystalle aus regelmäßig geformten Massentheilen betrachten. Nach Gulielmini haben sich besonders Lappeler und Burguet Verdienste um die Krystallogie erworben. Auch Linné hat Einiges dafür gethan, besonders durch die *Dissertation de crystallorum origine*, in der er sich übrigens ganz zur Lehre von Gulielmini bekannte, die er nur noch weiter ausbildete. Er nahm nämlich mit ihm an, daß verschiedenen Salzen gewisse specifisch verschiedene Krystallisationen eigen seyen, und daß durch Vermischung derselben bey den übrigen Mineralien die verschiedenen Krystallisationen bewirkt würden. Nairan, der ebenfalls in der Mitte des 18. Jahrhunderts schrieb, hat in seinem Werke: *sur la glace*, nicht nur über die Form, Structur und Bildungsart der Eis- und Schneekrystalle viel Treffliches geliefert, sondern auch manche gute Bemerkungen über andere Krystallisationen. Durch die classischen systematischen Werke von Wallerius und Cronstedt hat die Kunde von den Verhältnissen zwischen Krystallisation, krystallinischer Structur und Mischung, keine

bedeutende Fortschritte gemacht. Den berühmte Mineralogen Romé de l'Isle und Werner waren die größten Verdienste um die Krytallographie vorbehalten. Der erstere wurde zugleich Gründe der Krytallometrie; der letztere gab dagegen genauere Aufschlüsse über den verschiedenen Völkern durchgang der Mineralkörper. Ein Jahr früher, als Werner's berühmte Schrift von den äußerlichen Kennzeichen der Fossilien erschien, begann mit einer Abhandlung des genialen Torbern Bergman, de formis crystallorum, die er zuerst im Jahre 1773 herausgab, eine neue Epoche für das gründliche, auf die wissenschaftliche Bearbeitung der Mineralogie den wichtigsten Einfluß geltend machende, krytallogische Studium. Er zeigte, wie von den verschiedensten Krytallifikationen des Kalkspaths ein rhomboedischer Kern von bestimmten Winkeln, eingeschlossen werde, und wie man bey dem Kalkspathe, so wie bey andern krytallinischen Substanzen, die verschiedenen Formen von dem Krytallkerne und den nach gewissen Gesetzen denselben umgebenden, ähnlich geformten Massentheilen herleiten könne. Zugleich widerlegte Bergman die allgemein verbreitete Meinung, daß alle krytallinische Substanzen beygemischten Salzen ihre Bildung verdankten, und zeigte, daß bey den krytallinischen Salzen weder der Säure — wie besonders Gulielmini annahm — noch der Basis allein — wie solches z. B. Lomberg glaubte — sondern beiden gemeinschaftlich, die regelmäßige äußere Form zuzuschreiben sey: ein Satz, der, weiter benutzt, von dem wichtigsten Einflusse auf die systematische Bearbeitung der Mineralogie wird. Im Jahre 1784 erschien des berühmten, um die Mineralogie so hoch verdienten, Haüy *Essai d'une théorie sur la structure des cristaux*,

in welchem derselbe einen ganz ähnlichen Gang bey der Untersuchung der regelmäßigen Structur der Krystalle ging, als Bergman, aber ihn sehr viel weiter und gründlicher verfolgte. Er bewies, daß den verschiedenen krystallinischen Substanzen eine gewisse Forme primitive eigen sey, und daß alle Formes secondaires sich aus der Form und dem regelmäßigen décroissement der molécules mathematisch herleiten lassen. Er wies dieses bey mehreren Substanzen sorgfältig nach, und fuhr in der darauf folgenden Zeit fort, seine weiter ausgedehnten Untersuchungen bekannt zu machen. Im Jahre 1801 erschien sein Meisterwerk: *Traité de minéralogie*, in welchem er alle früheren einzelnen Beobachtungen, durch eine Menge neuer vermehrt, zu einem systematischen Ganzen vereinigte, und den Erfahrungssatz zur Grundlage seiner Classification machte: daß mit einem gewissen Mischungsverhältnisse auch eine gewisse unwandelbare Beschaffenheit der Krystallisation und krystallinischen Structur verknüpft sey, und daß hierin also der Character der specifischen Differenz liege. Das innige Verhältniß zwischen den Bestandtheilen und der Krystallisation und Structur ist dann neuerlich von Haüy noch genauer erörtert worden in seinem 1809 erschienenen *Tableau comparatif des résultats de la cristallographie et de l'analyse chimique*.

Haüy ist durch seine Untersuchungen des Verhältnisses zwischen den Bestandtheilen und der Krystallisation und krystallinischen Structur zu vielen, für das wissenschaftliche mineralogische Studium sehr bedeutenden, Resultaten gelangt. Gar manche Mineralkörper, welche man bisher als verschiedenartige ansprach, hat er als gleichartige

erkannt, und dadurch das mineralogische Studium um Vieles vereinfacht; anderer Seits hat er hin und wieder scharfe Grenzen zwischen verschiedenartigen Körpern gezogen, wo man sonst nur Gleichartigkeit zu erblicken glaubte. Wenn man aber die Hauy'schen mineralogischen Species durchläuft, so wird man doch mehrere finden, welche gewisse auffallende Verschiedenheiten im Mischungsverhältnisse, und dabey auch gewisse Modificationen in Hinsicht der krystallinischen Structur zeigen, welches veranlaßt hat, daß Manche mißtrauisch gegen die Wahrheit der Hauy'schen Lehre geworden sind; dagegen wird man anderer Seits bemerken, daß es Mineralkörper gibt, deren Krystallisation und Structur übereinstimmend, oder auf einander zurück zu führen ist, die auch in den Bestandtheilen in gewisser Hinsicht Uebereinstimmung zeigen, welche aber dennoch von Hauy als verschiedenartige Species betrachtet werden. Hieraus scheint zu folgen, daß in der Untersuchung des Verhältnisses zwischen den Bestandtheilen und der Krystallisation und Structur noch Manches zu thun übrig sey; daß man den Einfluß, welchen jene auf diese äußern, noch schärfer auszumitteln suchen müsse, um dadurch zu einer noch sichereren Bestimmung der mineralogischen Species geleitet zu werden, und genauer die Modificationen, welche innerhalb der Grenzen einer Species liegen, von denen zu unterscheiden, welche diese Grenzen selbst bilden. — Der zweyte Theil des zweyten Hauptabschnitts der hier angezeigten Abhandlung liefert nun dazu einige Beiträge. Wir begnügen uns, nur die Hauptsätze anzuführen, zu welchen die Untersuchungen leiteten, um so mehr, da die Abhandlung selbst nächstens gedruckt erscheinen wird.

1) Eine geringe Differenz in dem qualitativen oder quantitativen Verhältnisse der Mischung ist oft sehr auffallend in einer bedeutenden Verschiedenheit der Krystallisation und krystallinischen Structur ausgedrückt. 2) Eine nur unbedeutende Vermischung eines gewissen Stoffes ist zuweilen fähig, bey einer sonst krystallinischen Substanz die Krystallisations-Tendenz zu unterdrücken. 3) Innerhalb der Grenzen einer Substanz können gewisse Modificationen im Mischungsverhältnisse auch in so fern gewisse Modificationen in der Structur und Krystallisation hervor bringen, daß z. B. die Anzahl oder Deutlichkeit der Blätterdurchgänge verschieden sich zeigt, oder verschiedene Krystallisationen aus einem und demselben Krystallisations-Systeme vorkommen. Aber nur in höchst seltenen Fällen werden innerhalb der Grenzen einer Substanz durch gewisse Vermischungen die Winkel des Blätterdurchganges um etwas verändert. 4) Keinesweges ist in einem, aus mehreren Stoffen zusammengesetzten, Mineralkörper der Bestandtheil, von welchem der Typus des Ganzen abhängt, immer vorwaltender Bestandtheil, sondern oftmahls ist dieser wesentliche — charakterisirende — Bestandtheil nur in sehr geringer Quantität vorhanden. — Da wir also bey der Vergleichung verschiedener krystallinischer Substanzen bemerken, daß von einigen Stoffen verhältnißmäßig mehr, von andern weniger, in einer Mischung erforderlich ist, um dem Ganzen eine gewisse Krystallisation und krystallische Structur mitzutheilen, so werden wir, wie es scheint, berechtigt: eine specifische Krystallisationskraft bey den verschiedenen krystallinischen Substanzen anzunehmen, deren relative Größe

durch die Vergleichung der quantitativen Mischungsverhältnisse, mit Rücksicht auf Krystallisation und Structur, auszumitteln ist, wobey man finden kann, daß die Substanz a eine größere Krystallisationskraft besitzt, als die Substanz b, und diese wieder eine größere, als die Substanz c. Man wird vielleicht dahin kommen können, die Größe der Krystallisationskraft einer gewissen allgemein verbreiteten krystallinischen Substanz als Einheit anzunehmen, um damit, wie bey Bestimmung des specifischen Gewichtes, die übrigen zu vergleichen. Durch künstliche Mischungen krystallinischer Substanzen würde man übrigens bey dieser interessanten und wichtigen Untersuchung am schnellsten mehrere sichere Resultate erhalten können.

Am Schlusse der Abhandlung ist noch die Bemerkung mitgetheilt, daß nicht bloß in chemischen Verbindungen sich die Wirkung einer specifischen Krystallisationskraft auffallend äußert, sondern daß auch in den Gemengen verschiedenartiger Substanzen, welche die feste Erdrinde zusammensetzen, die Krystallisation des einen Gemengtheils oftmahls die Herrschaft über die übrigen, vielleicht in weit größerer Masse vorhandenen, führt; daß die Structur des einen Gemengtheils einer Gebirgsart nicht selten die Structur ganzer Berge und Gebirgsmassen bestimmt; durch welche Wahrnehmung ein einiges Band zwischen der eigentlich so genannten Mineralogie und der Geologie geknüpft wird. Die Resultate hierauf sich beziehender Untersuchungen werden von dem Professor Hausmann bey einer andern Gelegenheit der königl. Gesellschaft der Wissenschaften vorgelegt werden.

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 8. May 1813.

Stuttgart und Tübingen.

In der J. G. Cottaischen Buchhandlung 1812:
Frauendienst, oder: Geschichte und Liebe des
Ritters und Sängers Ulrich von Lichtens-
stein, von ihm selbst beschrieben. Nach einer
alten Handschrift bearbeitet und herausgegeben
von Ludwig Tieck. VIII u. 287 Seiten.

Den Deutschen Liederdichtern des dreizehnten
Jahrhunderts ist häufig der Vorwurf gemacht wor-
den, daß in ihren Arbeiten, besonders in ihren
Liebesliedern, eine ermüdende Eintönigkeit herr-
sche, daß eines immer der Wiederhall des andern
sey, und daß, wer ein Paar derselben gelesen habe,
sie alle gelesen habe. Urtheile dieser Art zu
widerlegen, möchte wohl eben so zwecklos seyn,
als gegen Kunstkenner zu streiten, welche be-
haupten, wer Eine Madonna gesehen habe, habe
sie alle gesehen; wer ein Paar Allegro und Adas-
gio gehört habe, habe sie alle gehört. Geistlose
Nachahmungen, handwerksmäßige Stümperereyen,
finden sich allenthalben. Auch unserer Altdeutschen
Litteratur fehlt es nicht daran; aber sie hat auch
manches Vortreffliche aufzuweisen, und die Zahl

A (4)

deselben ist nicht geringe. Daß sich dieß auch bey unsern Minneliedern so verhalte, davon kann sich Jeder überzeugen, der sich erstlich die Mühe nicht verdrießen läßt, sich die Sprache, in der sie geschrieben sind, vollkommen geläufig und lebendig zu machen, und der zweyters die Fähigkeit und Geschmeidigkeit besitzt, dem Liede die eigenthümliche Lage und Stimmung des Dichters abzuhorchen, und mit ganzer Seele sich in dieselbe zu versetzen. Diese beiden Bedingungen sind gleich unerläßlich, und keine von beiden genügt allein; aber vereint werden sie den Leser in den Stand setzen, selbst bey Liedern, die sich auf den ersten flüchtigen Blick höchst ähnlich sehen, eine ganz verschiedene Bildung und durchaus eigenthümliche Gesichtszüge und Mienen zu erkennen. Die Aufgabe, sich für jedes Lied (von schalen Meimereyen ist, wie sich von selbst versteht, hier die Rede nicht) das bestimmte Verhältniß, aus dem es hervorgegangen ist, zu denken, ist allerdings bisweilen schwer zu lösen, in einigen Fällen vielleicht gar nicht. Erleichtert würde diese Lösung, wenn wir mehr von den Lebensumständen unserer alten Dichter wüßten, und für einen höchst glücklichen Zufall ist es also anzusehen, daß es einem derselben, und zwar einem der vorzüglicheren, unserm Ulrich von Lichtenstein, in den Sinn gekommen ist, die Geschichte seiner Liebshafren selbst aufzuzeichnen, und daß diese Geschichte sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Wir finden in diesen Nachrichten, die etwas über funfzig Lebensjahre des Dichters umfassen, ein treuherziges Gemählde der Lebensweise eines reichen Ritters des 13. Jahrhunderts. Alles bezieht sich bey unserm Lichtenstein auf den Dienst der Frauen, daher er sein

Buch auch selbst Frauendienst nennt. Schon als Kind hörte er die Weisen sagen, daß Niemand Würdigkeit erwerben möchte, der nicht sonder Dank guten Weiben zu Diensten bereit sey, und Markgraf Heinrich von Oesterreich († 1228), bey dem er als Knappe diente, sagte ihm, wer würdiglich leben wolle, müsse sich einer Frau zu eigen geben, und lehrte ihn, sprechen zu den Frauen, auf Rossen reiten, und in Briefen süße Worte dichten. Ulrich wählte sich daher auch schon als Knabe von zwölf Jahren eine Dame von dem höchsten Stande, bey der er als Page diente, zum Gegenstande seiner Verehrung. "Wenn ich wo des Sommers schöne Blumen brach, so trug ich sie meiner Frauen hin; und wenn sie diese in ihre weiße Hand nahm, so dachte ich in meiner Freude: wo du sie angreifst, habe ich ihnen eben so gethan. Wenn ich hinkam, wo man meiner herzlieben Frauen Wasser über ihre weißen Händlein goß, so nahm ich das Wasser, das sie angerührt hatte, heimlich mit mir, und trank es aus vor Liebe." — Als der Fürst Leopold aus Oesterreich seine minnigliche Tochter einem Fürsten von Sachsen zum Gemahl gab, wurde er in Wien zum Ritter geschlagen. (Jahreszahlen kommen durchaus in diesem Buche nicht vor; ohne Zweifel ist aber hier die Vermählung von Agnes, der zweenen Tochter Leopolds VII., gemeint, welche 1222 zu Wien mit vieler Pracht gefeiert wurde.) Um die Gunst seiner Geliebten zu erhalten, wohnt Ulrich nun nicht nur jedem Turniere bey, sondern stellt auch, als Göttinn der Minne gekleidet, einen Ritterzug von neun und zwanzig Tagen an, in welchem er 307 Spere versieht, und 271 goldene Ringe an geschickte Gegner verschenkt. Von Zeit

zu Zeit schickt er Briefe und Lieder an seine Gebieterinn, die seiner Erzählung eingereiht sind. "Die Deutschen Lande stunden so, daß Niemand ehrenreich war, der nicht ritterlich fuhr, und durch Frauen hochgemuth wurde; das war damals Sitte, und wäre gut, es wäre noch." Endlich, nach mancherley Abenteuern, beweiset sich seine Geliebte gnädig gegen ihn; allein sein Glück hatte kaum zwey Jahre gedauert, so that ihm "seine Frau ein Ding, das er immer klagen muß, und Niemand sagen will." Auch sein Zorn und seine Trauer ergießen sich in Liedern, bis ihn ein Weib, von der man viele Tugenden rühmte, hat, daß er um alle gute Weib sein Zürnen gegen die Liebe, die er sonst seine Frau nannte. Doch auch als frauen-freyer Mann schied er nicht von Weibes Lob, sondern sang mehrere süße Lieder, und endlich findet er eine andere Frau, in deren Dienst er glücklicher ist, und die er in neuen Liedern preiset. Ihr zu Ehren schreibt er einen neuen Ritterzug aus, in welchem er als König Artus erscheint. An der Schlacht, in der Herzog Friedrich II. fiel (1246 Jul. 15) nahm Ulrich v. L. Theil, und beschreibt den Tod des Herzogs auf eine ruhende, von der Erzählung Oesterreichischer Geschichtschreiber aber etwas abweichende Weise. Bald darauf wurde er selbst auf seinem Schlosse Frauenburg hinterlistiger Weise überfallen, und in Ketten gelegt. Seine Gemahlin (von der nur selten die Rede ist) und sein Gesinde wurde nach Lichtenstein gejagt. Ein Jahr und drey Wochen lag er gefangen, und oft bedroheten ihn seine Feinde mit dem Tode; doch selbst in dieser angstvollen Lage singt er ein Liebeslied. Endlich machte Graf Meinhard von Görz ihn ledig, jedoch mußte er seine beiden Söhne und seine Burg zum Pfande lassen. Bey dem allen blieb er hohen Mu-

thes, und als seine Gebieterinn ihn anlachte, vergaß er aller seiner Noth. Auch will er, nachdem er nun drey und dreyßig Jahre Ritter gewesen und sich beflissen, gute Weib zu loben, noch nicht das Frauenlob lassen: "wer dann will, daß es auch hie siehe, der schreibe es hinzu, wann ich es gesungen habe, so hat er züchtiglich daran gethan." — Dieser nichts weniger als vollständige Auszug wird hinreichen, unsern Lesern einen Begriff von diesem Buche zu geben, und es ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen. Die Lieder, welche der Erzählung einge-
reihet sind, stehen, mit Ausnahme des Leichs, sämtlich in der Sammlung von Minnesingern, und wie es scheint, ohne bedeutende Abweichungen; was ihnen aber durch die Liebesgeschichte ihres Verfassers zu gute kommt, ist die historische Erläuterung ihres Entstehens. Bey den meisten hätte sich dieses ziemlich treffend errathen lassen; bey einem aber, dem 49. (Samml. v. Minnes. II. 40^b) möchte wohl Niemand auf das wirkliche bestimmte Verhältniß gefallen seyn. Hätten wir nur noch eine solche Lebens- und Liedergeschichte von einem der ärmern Dichter, etwa von Walthar von der Vogelweide, wie vieles Licht würde dadurch über diesen ganzen Zweig unserer alten Dichtkunst verbreitet werden! Schon aus diesem Frauendienst ergibt sich Vieles, was die Lage der Dichter, das Benehmen der Frauen, und so manches Andere aufklärt. So lernen wir die mannigfaltige Rolle besser kennen, welche die so oft vorkommenden Boten spielen; die Verfertigung der Lieder nach bereits vorhandenen Tanz- oder Singweisen, zum Theil ausländischen. (Eine Dame in Wozzen sendet Ulrichen eine Weise, die im Deutschen Lande noch unbekannt ist, und läßt ihn bitten, daß er sie Deutsch fingen möge. Er lernt sogleich die Weise, und singt darin. — Nicht ganz deutlich

ist, was S. 204 steht: "Ich sang einen Leich mit Noten hoch und auch mit schnellen Noten; mancher Fiedeler sagte mir Dank, daß ich die Noten so hoch gemacht." Die Pracht des Ritterlebens, die unersättliche Lust an ritterlichen Uebungen erscheinen hier weit auffallender, als in den romantischen Epopöen, wo man gar zu leicht für Dichtung hält, was treues Bild des Zeitalters ist; so auch die Verbindung zwischen Religion und einer nichts weniger als Platonischen Liebe. Selbst der reiche, rittermäßig erzogen, allreich, der geübte Dichter, konnte weder lesen noch schreiben (S. 33); die Frauen aber, wie es scheint, können es. Die vielen Nahmen von Rittern, gegen die Ulrich seine Spere verfiel, und deren einige auch in der Samml. v. Minnes. vorkommen, können vielleicht zur genauern Bestimmung der Lebenszeit der letzteren dienen, so wie sie auch für die Geschichte der adeligen Familien nicht unwichtig sind. — Von dem berühmten Hadmar von Kunringen erfahren wir (S. 129), daß er in dem Verdacht stand, "er minne die Mann" (ein Laster, das, den Anspielungen der Dichter zufolge, im 13. Jahrh. gemeiner war, als man glauben sollte).

Was die Bearbeitung dieser in so manchen Beziehungen höchst merkwürdigen Handschrift betrifft, so läßt sich davon wenig sagen, da das Original noch nicht gedruckt ist. Auffallend ist es, daß von diesem auch nicht die mindeste Nachricht gegeben wird, so wie sich überall weder Vorrede noch Einleitung findet. Das Einzige, was wir (S. 229) erfahren, ist, daß vor dem 25. Kap. sich eine Lücke von wenigstens sechs oder acht Blättern findet. (Für einen Theil unserer Leser bemerken wir, daß das Original durchaus in Reimen abgefaßt ist, und in einer schön geschriebenen Pergament-Handschrift sich auf der königl. Bibliothek zu München befindet; vergl. Hardt's Nachricht

in Prague B. 4. Abth. 2. S. 192.) Die Uebersetzung der Lieder, die mit den Originalen in der Samml. v. Minnes. verglichen werden kann, ist in der bekann- ten, aus Altem und Neuem zusammenaesezten Zwi- tersprache, die einem der alten Sprache unkundigen Leser ein sehr verzerrtes und mattes Abbild des Ori- ginals gibt. Bald kommen jetzt noch ganzbare Worte in ihren alten, jetzt unverständlichen Bedeutungen vor (dies ist selbst in der prosaischen Erzählung der Fall: so möchten wir z. B. wissen, was die Leser, für die diese Uebersetzung bestimmt ist, sich bey dem Ausdruck (S. 258) denken: es erschien eine ge- schwinde Sommerzeit); bald sind, bloß des Reimes wegen, angemessene Worte des Originals in müßige u. flache verwandelt. Eine solche bloß für die Bequemlichkeit des Uebersetzers berechnete Manier muß nothwendig zu schiefen Urtheilen verleiten, und dadurch der guten Sache unserer Altdeutschen Lite- ratur nachtheilig werden. — Auch an Druckfehlern mangelt es nicht; so gleich S. 3: Markgr. Heinrich von Oesterreich statt Nsterreich. — Es ist also recht sehr zu wünschen, daß Hr. Bibliotheks-Custos Docen baldigst sein schon lange gegebenes Wort löse, und diese in ihrer Art einzige Schrift in der Ursprache herausgebe.

Prag.

Auf Kosten der Redaction, und in Commission bey J. H. Caloe: *Kronos*. Eine Zeitschrift politischen, historischen und literarischen Inhalts. Januar 1813. Februar. Mit fortlauf. Seitenzahl S. 264 in Octav.

Wir glauben unsern Lesern das Beqinnen einer Zeitschrift anzeigen zu müssen, die den reichen Stoff, den uns die Geschichte unserer Tage und die Betrachtung der gegenwärtigen Menschheit darbietet, nicht nur mit Emsicht sammelt, sondern schon zum Theil

würdig und gut bearbeitet gibt. Hr. Bran, ehemahliger Redacteur der trefflichen politisch-mercantillischen Zeitung, Liste der Börsen-Halle genannt, der sehr geschätzten und gelesenen Nordischen Miscellen, und schon in der letzten Lebensperiode des Hrn. v. Archenholz Herausgeber der *Minerva*, ist auch der Unternehmer und Herausgeber des mit Glück auftretenden *Kronos*. Da durch die Einverleibung Hamburgs, seines damahligen Wohnortes, in das Französ. Reich die zwey ersten dieser Zeitschriften bald vernichtet wurden, und andere (dort genug bekannte) Umstände dazu eintraten, so entschloß sich der obgenannte Gelehrte zu einer Auswanderung, erst nach Leipzig, und dann nach Prag, wo er unter dem Schutze Oesterreichs lebt. *Kronos* ist eine Frucht seiner dortigen nützlich angewandten Muße. Davon erscheint jeden Monath ein Heft; drey machen einen Band aus, dem ein besonderer Titel und ein Register beygefügt werden. Jedes Heft enthält erst Original-Abhandlungen über historische Gegenstände sowohl, als über Poesie und Litteratur als Zeichen der Zeit. Darunter zeichnen sich besonders aus: "Rückblicke auf die wichtigsten Ereignisse des Jahres 1812;" — "Schicksale einiger Missionäre auf den Südsee-Inseln, nach Original-Berichten;" — "die Entstehung und der Schluß des romantischen Schauspiels, die Gründung Prags, von Clemens Brentano an seine Freunde." Dann folgen Correspondenz-Nachrichten, biographische und litterarische Notizen und andere Miscellen. Führt dieses Journal fort, wie es bis jetzt gethan, eine Auswahl von unterhaltenden und belehrenden Aufsätzen zu treffen, und interessante, noch unbekante, Actenstücke zu liefern, so glauben wir dem alten *Kronos* das günstige Schicksal der jüngern *Minerva* versprechen zu dürfen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.

Den 8. May 1813.

Göttingen.

Bei Röwer: Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften, nach einem neuen System entworfen. Erster Theil. Allgemeine Einleitung. Apodictik. Metaphysik. Religionsphilosophie. Von Friedrich Rauterwaß. 1813. XVI und 264. Seiten in Octav.

Wir müssen den Inhalt dieses neuen Lehrbuchs der Philosophie anzeigen, wie der Plan dieser Blätter es mit sich bringt, indem wir die Beurtheilung Andern überlassen. Der Verf. konnte zur öffentlichen Ausstellung des ganzen Systems seiner philosophischen Ueberzeugung, so wie es sich durch ein zwanzigjähriges Studium ausgebildet hat, vielleicht keinen ungünstigeren Zeitpunkt wählen, als den gegenwärtigen. Der unbefangene Theil des denkenden Publicums ist, nicht ohne Grund, der neuen Systeme der Philosophie überdrüssig geworden; das System des Verf. schmeichelt keinesweges dem Zeitgeiste; und die Welt hat überdieß gerade jetzt genug andere Sorgen. Aber eine Schule stiften zu wollen in dem Sinne, wie es seit Kant Mehrere ver-

D (4)

sucht haben, ist dem Verf. eben so wenig eingefallen, als, eine allein gültige Philosophie zu verkündigen, die, gleich der Mathematik, von Jedem anerkannt werden soll, der ihre Lehren verstanden hat. Aus der unveränderlichen Einrichtung der menschlichen Natur weiß der Verf. sich hinlänglich zu erklären, warum kein System der Philosophie jemahls das letzte seyn wird, und warum die ewige Wahrheit selbst, wenn sie je in die Form eines vollendeten Systems eingeschlossen werden könnte, nie allen Köpfen einleuchten würde, die übrigens zu den guten gehören. Aber wenn es überhaupt Wahrheit im philosophischen Sinne für den Menschen gibt, so muß sie durch den unvermeidlichen Wechsel der Meinungen immer in dem Verhältnisse hervorleuchten, wie der denkende Kopf bald mehr, bald weniger, den allgemeinen Gesetzen des Denkens gemäß, in sich selbst dasjenige anerkennt, was eigentlich Vernunft ist. Philosophie, als Wissenschaft, ist das eigentliche Vernunftsystem. Dieses System nun, wenn es auch nie vollendet werden sollte, wird, nach der Ansicht des Verf., der Vollendung immer näher gerückt durch die vereinten Bemühungen der wahren Philosophen, die nicht voraussetzen, daß es schon in irgend einer Schule ganz, wie es seyn sollte, zu finden sey. Es bildet sich gewisser Maßen von selbst, wenn der Schul- und Sectenstolz dem Wahrheitsgeiste weicht, der von der einen Seite die eigentliche Vernunft im Menschen gegen die Gewalt der Sinnlichkeit und der Phantasie vertheidigt, von der andern Seite aber auch immer bereit ist, sich selbst der Belehrung eines Bessern zu unterwerfen. Durch den neuen Schwung, den Kant der philosophischen Forschung gegeben hat, ist, nach der Ansicht des Verf., das System der einzig wahren Philosophie der Vollend-

dung näher gerückt, als je zuvor. Es kommt nur darauf an, nicht den Muth zu verlieren, um fortzufahren, wo Andere aufhören. Sinkt aber das Interesse für wissenschaftliche Philosophie, so ist es auch um ihr Fortschreiten geschehen. Belebt von diesem Interesse, theilt nun der Verf., unbekümmert um den Effect des Augenblicks, sein System denen, die es prüfen mögen, in der unscheinbaren Gestalt eines trockenen Compendiums mit, weil es dieser Gestalt bedurfte, um academischen Vorlesungen zum Grunde gelegt zu werden. Sind die Lehren, die es enthält, von der Art, daß durch sie in der That die Philosophie als Wissenschaft gewinnt, so werden sie zur rechten Zeit auch schon außerhalb des Auditoriums die nöthige Wirkung thun. Sollten aber auch nur die Hauptsätze dieser Lehren da, wo der Verf. es wünscht, schon jetzt als Wahrheiten anerkannt werden, so wird die neueste Deutsche Modephilosophie, die pantheistische Naturphilosophie, um so früher bey mehreren vorzüglichen Köpfen für das gelten, was sie nach des Verf. innigster Ueberzeugung ist, nämlich für eines der verderblichsten Hirngespinnste, die jemahls den menschlichen Verstand umstrickt haben. Diesem Conflict der Systeme gemäß, müssen denn freylich auch die Urtheile, die von den pantheistischen Naturphilosophen über dieses Lehrbuch gefällt werden möchten, dem Verf. um so gleichgültiger seyn, da er sich selbst voraussagen kann, wie sie lauten werden. — Die Vorrede gibt weitere Auskunft über das Verhältniß dieses Lehrbuchs zu den früheren philosophischen Versuchen des Verf. Mit dem modificirten Kantianismus, zu dem er sich vor zwanzig Jahren bekannte, hat sein gegenwärtiges System nichts gemein. Aber er ehrt die Kantische Schule; nicht, weil er selbst einige Zeit

zu ihr gehörte, sondern, weil er in ihr, wie in wenigen andern, den wahrhaft philosophischen Geist bewundert, der die Vernunft von der Sinnlichkeit scharf absondert, und in der Analyse der Grundbegriffe und Grundgesetze des menschlichen Erkennens den Anfang aller philosophischen Wissenschaft sucht. Auf diesem Wege, oder auf keinem, ist, nach des Verfassers Ansicht, das Ziel zu erreichen. Aber fortgesetztes Studium überzeugte den Verf., daß durch den Kantianismus so wenig, als durch ein anderes bisher aufgestelltes System der Philosophie, der echte Scepticismus hinlänglich gewürdigt, viel weniger widerlegt sey. Ja, er glaubt auf das deutlichste einzusehen, und beyläufig auch in diesem Lehrbuche gezeigt zu haben, daß der Kantianismus durch consequente Fortsetzung des idealistischen Theils seiner Lehren sich selbst in echten Scepticismus auflöset. Aus dem unbefangenen Streben nach einer haltbaren Würdigung des Scepticismus entsprang vor funfzehn Jahren des Verf. Idee einer Apodictik. Er bedauert jetzt sehr, daß ein voreiliger Enthusiasmus ihn hinriß, diese Idee einer Apodictik dem Publicum mitzutheilen, ehe sie bey ihm selbst die nöthige Reife erhalten hatte. Aber machten es damahls die meisten philosophirenden Köpfe in Deutschland anders, wenn sie neue Wahrheiten entdeckt zu haben glaubten? Längst hat der Verf. den größten Theil jener Apodictik vor sich selbst zurück genommen. Mehrere von ihm seitdem herausgegebene Abhandlungen, besonders in dem Museum der Philosophie und Litteratur, zeigten, wie Vieles er noch zu bedenken fand. An die Stelle der älteren Apodictik tritt jetzt eine neue, die mit der älteren nur den Namen gemein hat. Um die wahre Bedeutung dieses Namens genauer zu bezeichnen, nennt sie sich auch **allges.**

meine Wahrheits- und Wissenschaftslehre. Daß nun der Verf. durch ein Nachdenken, das nicht ruhen kann, genöthigt werden sollte, auch die neue Apodictik, oder gar sein ganzes gegenwärtiges System der Philosophie, zurück zu nehmen, kann er, aus Gründen, die in der Vorrede berührt sind, nicht glauben. Er sieht deswegen dieses Lehrbuch gewisser Maßen als sein philosophisches Testament an. — Was der erste Theil, den wir hier anzeigen, im Gebiete der wissenschaftlichen Philosophie Neues und vorzüglich Bemerkenswerthes enthält, oder nicht enthält, erwartet der Verf. von Andern zu vernehmen. Wir beschränken uns hier auf eine Anzeige der Hauptsache, zu deren sorgfältiger Prüfung der Verf. alle philosophirenden Köpfe auffordern möchte, die ein neues System nicht schon deswegen verwerfen, weil es nicht das ihrige ist. Der wissenschaftliche Begriff der Philosophie läßt sich, so lange der Streit der Systeme dauert, von der unbefangenen Vernunft, nach dem Verf., nicht anders fixiren, als durch das Problem, das von jeher der philosophischen Forschung zum Grunde lag. Die Philosophie unternimmt, das Räthsel des Daseyns der Dinge und der Bestimmung des Menschen zu lösen durch apodictische Trennung des Scheins von der Wahrheit. Sie darf also mit nichts Anderem anfangen, als mit der Analyse der höchsten Gesetze des menschlichen Denkens und Erkennens, weil anders der Mensch nicht einmahl sich selbst über dasjenige verstehen kann, was er unter den Rahmen Wahrheit und Wissenschaft sucht. Ueber das Verhältniß der allgemeinen Wahrheits- und Wissenschaftslehre, die, nach dem Verf., Grund und Schwelle aller philosophischen Wissenschaften ist, zu den verschiedenen Theilen der Philosophie gibt

die allgemeine Einleitung die nöthigen vorläufigen Erörterungen. Dann folgt sogleich die Wahrheits- und Wissenschaftslehre oder Apodictik selbst. Ihre erste Aufgabe ist logisch. Durch Analyse der allgemeinen logischen Gesetze des menschlichen Denkens und Erkennens sucht der Verf. zu zeigen, daß durch bloßes Raisonniren oder richtiges Combiniren vorgesehener Begriffe nach dem Princip des Widerspruchs überall gar nichts erkannt, gar kein Unterschied zwischen Wahrheit und Täuschung ausgemittelt, folglich auch nichts bewiesen werden kann. Derjenige Rationalismus, der das richtige Raisonniren, als solches, für hinreichend zur Begründung und Erweiterung des menschlichen Erkennens hält, ist, nach dem Verf., der falsche. Große Köpfe haben ihm gehuldigt. Durch die Scholastik erhielt er einen neuen Schwung, bis er, unvermögend, sich vor der entfesselten Vernunft zu behaupten, dem falschen Empirismus Platz machte. Grundsätze, als solche, sind überall keine Beweisgründe. Jeder Grundsatz, als solcher, ist nur eine Synthesis übereinstimmender Begriffe. Woher die Begriffe stammen, und was sie gelten sollen, kann kein Grundsatz lehren, weil die Wahrheit eines Grundsatzes schon die Gültigkeit der Begriffe voraussetzt. Nun sind aber Begriffe, als solche, bloße Vorstellungen, und jede Vorstellung, als solche, etwas Subjectives. Ueber den objectiven Gehalt der eigentlichen Erkenntnisvorstellungen kann also durch kein bloßes Raisonniren jemahls Etwas ausgemittelt werden. Durch bloßes Raisonniren läßt sich also auch der echte Scepticismus nicht widerlegen, und so lange dieser nicht widerlegt ist, gibt es keine wissenschaftliche Philosophie. In der Ausführung dieser Lehren stimmt die neue Apodictik des

Verf. mit der älteren völlig überein. Also, es muß zu dem bloßen Raisonniren Etwas hinzukommen, was es auch sey, damit sich die bloß logische Combination subjectiver Vorstellungen in ein wirkliches Erkennen und Wissen verwandle. Alles Erkennen schließt Wahrnehmung in sich, entweder äußere, oder innere. Ohne innere Wahrnehmung des Substrats der Begriffe im Bewußtseyn kann nicht einmahl ein Begriff entstehen. Daraus folgert nun derjenige Empirismus, den der Verf. den falschen nennt, daß alles menschliche Erkennen und Wissen aus der Erfahrung entspringe, nämlich so, daß die Denkkraft (Vernunft in der weitesten Bedeutung des Worts) überhaupt nur den Vorstellungen, die ursprünglich alle der Sinnlichkeit angehören sollen, die logische Form gebe. Diesem Empirismus, der, nach dem Verf., nothwendig zum Materialismus führt, stellt der Verf. einen neuen Rationalismus entgegen, der zugleich, in einem andern Sinne, dem wahren Empirismus die Hand bietet. Hier trifft die Untersuchung auf den entscheidend wichtigen Unterschied zwischen Vernunft und Verstand. Vernunft überhaupt heißt bey dem Verf. die Denkkraft in allen ihren Functionen. Verstand nennt er die Denkkraft, so fern sie bloß logisch wirkt. Nun sucht er zu zeigen, wie selbst den logischen Functionen der Denkkraft die ursprünglichen und früheren zum Grunde liegen, die man, nach der gewöhnlichen Ansicht, für bloße Gefühle hält. Die Vernunft, als ursprünglich wirkende Kraft, reißt den denkenden Geist von der Sinnlichkeit los, erhebt ihn über die Sinnlichkeit, und macht ihn eben dadurch fähig, sich selbst, das heißt hier, seine Sinnlichkeit, zu beherrschen. Aber in dieser reinen Erhebung des denkenden Geistes über

die Sinnlichkeit liegt kein Erkennen. Alles menschliche Erkennen setzt Mitwirkung der Sinnlichkeit voraus. Ohne den innern Sinn, durch dessen unergründliche Vereinigung mit der Denkkraft das Bewusstseyn sich bildet, weiß die Vernunft von sich selbst nichts. Gleichwohl gibt es, nach dem Verf., Erkenntnisse, die aus der Vernunft selbst abstammen; und diese entstehen, wenn die Vernunft durch ihre ursprünglichen und höheren, nicht bloß logischen, Functionen, als lebendige Kraft, den inneren Sinn unmittelbar afficirt (wie er z. B. auch durch die Einbildungskraft und den Willen afficirt werden kann). Dadurch entstehen Gefühle und innere Wahrnehmungen, die, als solche, zwar der Sinnlichkeit angehören, aber doch aus der Vernunft abstammen. Aus diesen Gefühlen und inneren Wahrnehmungen bildet dann weiter die Denkkraft, als Verstand, durch ihre logischen Functionen, die philosophischen Erkenntnißbegriffe. Aber auch mit diesen Begriffen wäre der Philosophie nicht mehr geholfen, als mit den empirischen, die aus sinnlichen Eindrücken abstammen, wenn die Vernunft nicht dadurch sich als wahre Vernunft bewährte, daß sie an sich selbst glaubt. Sie glaubt an sich selbst, indem sie denjenigen Vorstellungen, die aus ihr selbst abstammen, unbedingt vertrauet, also auch diese Vorstellungen, wo sie einen objectiven Character haben, für wahrhaft objectiv, d. h. für Vorstellungen hält, durch die wir wirklich erkennen, was ist, nicht bloß, was wir uns subjectiv vorstellen. Ueber diesen Glauben an sich selbst entscheidet, nach dem Verf., kein Raisonniren. Dieser Glaube selbst ist die erste Bedingung der Möglichkeit, durch Raisonniren überzeugt zu werden. Ohne diesen Glauben ist kein Scepticismus widerlegbar,

weil man sich ja immer vorstellen kann, daß überhaupt Alles, was man sich vorstellt, auch das Vernünftige, am Ende bloß subjective Vorstellung sey. Glaubt aber die Vernunft an sich selbst, so wird sie von dem Scepticismus nicht weiter erschüttert, so bald sie sich selbst verstanden hat. Nun sucht der Verf. weiter zu zeigen, daß selbst der Scepticismus eines logischen Glaubens der Vernunft an sich selbst bedarf; daß dieser bloß logische Glaube nur ein unvollständiger philosophischer ist; daß wir durch die Sinne wirklich das Daseyn einer Außenwelt erkennen, weil der Begriff des Daseyns überhaupt aus der Vernunft abstammt, die Vernunft aber durch ihre unmittelbaren und höheren Functionen, nicht durch Schlüsse, den denkenden Geist nöthigt, seinen gesunden Sinnen zu trauen; daß aber auch durch die unmittelbaren und höheren Functionen der Vernunft, nicht durch Schlüsse, dem denkenden Geiste in einer entgegen gesetzten Richtung sich das Urwesen offenbart. Wir übergehen eine Menge von Untersuchungen, durch die der Verfasser bey dieser Gelegenheit das Verhältniß der eigentlichen Philosophie zur empirischen Psychologie anders, als bisher geschehen, aufzuklären, und zugleich die gewöhnlichen Theorien der Seelenkräfte von Grund aus zu berichtigen gesucht hat. Nur kurz wollen wir anzeigen, wie die neue Apodictik des Verfassers sich zu seiner Metaphysik und Religionslehre verhält. Seine Metaphysik verwirft gänzlich die so genannte Anschauung des Absoluten im Sinne der pantheistischen Natur Philosophie. Sie sucht deutlich zu zeigen, daß diese angebliche Anschauung, durch welche unmittelbar eine metaphysische Indifferenz des Subjectiven und Objectiven, des

Ideen und Reellen, der Vernunft und der Natur, des Geistes und der Materie u. s. w. erkannt werden soll, eine unverkennbare Selbsttäuschung ist, die von einer überspannten Phantasie nach willkürlichen mystischen Voraussetzungen erzeugt wird, und eben deswegen so leicht schwärmerische Köpfe bethört. Die Metaphysik des Verfassers geht einen logisch-analytischen Gang, wie die Aristotelische, und wie Kant's Kritik der reinen Vernunft. Gegen Kant sucht der Verfasser zu zeigen, daß die Begriffe vom Daseyn, der Wesenheit, Ursache und Wirkung u. s. w. ontologische Erkenntnißbegriffe von wahrhaft metaphysischem Gehalte, und keinesweges im Kantischen Sinne Kategorien sind. Dann erläutert er, den ontologischen Elementarbegriffen gemäß, das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen, um zu zeigen, daß es ohne allen Zweifel eine unmittelbare Erkenntniß des Urwesens für den menschlichen Geist gibt, und daß das Urwesen nothwendig als Urgrund alles natürlichen und relativen Daseyns, auf keine Art aber als alleiniges Wesen, und eben so wenig als absoluter Inbegriff alles relativen Daseyns gedacht werden muß. Nach dem Verfasser offenbart sich das Urwesen dem menschlichen Geiste unmittelbar durch die der Vernunft einwohnende Idee, wie sich von der andern Seite die Natur, und mit ihr das relative Daseyn der Dinge außer uns, durch den Eindruck offenbart, den die gesunden Sinne empfangen. Man wird hier leicht eine Uebereinstimmung des Systems des Verfassers mit der Jacobi'schen Philosophie bemerken. Aber nach dem Verfasser offenbart sich das Urwesen durch die Idee dem denkenden Geiste durchaus nicht

geradezu als Gott. Es offenbart sich als höchstes Object des menschlichen Wissens nur durch transcendente, noch lange nicht religiöse, Beziehungen auf die ontologischen Elementarbegriffe und auf die Natur, in der wir leben und sind. Aus dem transcendenten Verhältnisse unserer Erkenntniß des Urwesens zur Natur sucht der Verfasser darzuthun, daß das Werden so unbegreiflich ist, wie das Seyn, daß aber, wenn der Verstand darauf besteht, das Werden begreiflich zu machen, allerdings die pantheistische Hypothese der All-Einheit unvermeidlich ist. Der beschränkte Raum erlaubt uns nicht, des Verfassers metaphysische Lehren von der Natur und von der Seele anzuzeigen, die in zwey Kapiteln abgehandelt sind. Das Kapitel von der Gottheit nach rein metaphysischen Ansichten bahnt den Weg zur Religions-Philosophie, die, nach dem Verfasser, zu ihrer Begründung der Metaphysik bedarf, aber, ihrem eigenthümlichen Character nach, außer dem Gebiete der Metaphysik liegt, weil die Metaphysik, nach dem Verfasser, den Gott, der der Gegenstand unserer moralischen Anbetung ist, gar nicht kennt. In Beziehung auf den Pantheismus, den verständigen sowohl (nach Spinoza), als den schwärmerischen der neuen Natur-Philosophen, sucht der Verfasser einleuchtend zu zeigen, daß, wenn gleich der Pantheismus unvermeidlich ist, so bald der Verstand darauf besteht, das unbegreifliche Werden der Dinge begreiflich machen zu wollen, dennoch diese moralisch trostlose und scientifiche verführerische Lehre nach den transcendenten Grundbedingungen der Möglichkeit alles menschlichen Erkennens sich selbst zerstört. — Die Reli-

gions-Philosophie des Verfassers erkennt keinen Gott für den wahren an, als den, der als ein vollkommenes Wesen im moralischen Sinne sowohl, als im metaphysischen, verehrt wird. Der Gott der pantheistischen Natur-Philosophie, der von sich selbst und der Welt nichts weiß, hat für ein wahrhaft religiöses Gemüth, nach dem Verfasser, nicht einmahl den Werth der heidnischen Götter. Aber directe Demonstration des Daseyns des wahren Gottes findet auch nach dem Systeme des Verfassers so wenig, wie nach dem Kantischen, Statt; und auch den in der Kantischen Schule so genannten moralischen Beweis des Daseyns Gottes läßt der Verfasser nicht gelten. Religion ist ihm Sache des Gefühls, aber eines Gefühls, das aus der Vernunft abstammt, und sich selbst vor dem Verstande durch die Reflexionen zu rechtfertigen weiß, ohne die es nicht entsteht, und auf denen es ruhet. Diese Reflexionen nennt der Verfasser Glaubensgründe, deren Beweiskraft aber als eine Wirkung des göttlichen Urwesens selbst empfunden werden muß, also durch keine Demonstration mitgetheilt werden kann. Von der wahren Religion, die der Verfasser auch die moralische nennt, unterscheidet er die gemeine Volks-Religion und die mystische. Aber ohne einen Mysticismus des Gefühls, der von der wissenschaftlich seyn sollenden Mystik wesentlich verschieden ist, findet, nach dem Verfasser, überall keine Religion, Statt. Selbst die Religion des kalten Verstandes nach angeblichen Demonstrationen des Daseyns Gottes verliert sich in mystischen Gefühlen, indem sie eingesteht, daß sich doch das Wesen der Gottheit nicht ganz begreifen lasse. — Doch wir müssen diese An-

zeige schließen, so Manches auch noch hinzu zu setzen wäre, um nur die Lehrsätze, die wir mitgetheilt haben, vor Mißdeutung zu sichern. In den Anmerkungen ist durchgängig auf die Geschichte der Philosophie verwiesen. Büchertitel mitzutheilen, lag außer dem Plane eines Compendiums, wie dieses seyn sollte. Nach der höchsten Klarheit der Sprache hat der Verfasser gestrebt, so weit sie mit der compendiarischen Kürze zu vereinigen war. Von unnötigen Kunstwörtern wird man hoffentlich eben so wenig eine Spur finden, als von poetischen Phrasen, mit denen Systeme der Schwärmeren so gern ihre Blößen bedecken.

Carlsruhe.

Bei Phil. Macklot: Versuche über die Wärmeleitung verschiedener Körper, von Dr. Carl Wilhelm Böckmann, Professor der Physik, Director des großherzogl. physicalischen Cabinets, großherzogl. Baadischen Hofrathen u. Eine von der Holländischen Gesellschaft der Experimental-Philosophie zu Rotterdam gekrönte Preisschrift. 308 Octav. 2 Kupfertafeln. 1812.

Diese Schrift ist eigentlich eine weitere Ausführung derjenigen, welche der Verfasser nach Rotterdam gesandt hatte, indem sie noch eine beträchtliche Menge von Versuchen mehr enthält, wodurch die Zahl der in Rücksicht auf die Wärmeleitung untersuchten Substanzen von 50 auf 150 erweitert worden ist. Der Verfasser hat nicht nur die Erwärmungs- und Ertältungsfähigkeiten der Körper in der Luft, sondern auch in unterschiedenen andern Mitteln untersucht, und ist dabey auf mehrere Resultate gekommen, welche manchen Naturlehrern, welche die verschiedenen Ver-

griffe von Wärmeleitung nicht gehörig fixirt haben, sehr unerwartet seyn dürften. Da das Wort Wärmeleitung von den Naturlehrern in so verschiedenem Sinne genommen wird, daß man darunter bald die Erwärmungs- oder Erkältungsfähigkeit der Körper in diesen oder jenen umgebenden Medis, bald die Fähigkeit derselben, die Wärme durch sich fortzupflanzen oder durchgehen zu lassen, bald wiederum die Fähigkeit gewisser Substanzen, andern Wärme mitzuthellen oder zu entziehen, versteht, so ist freylich kein Wunder, daß öfters in dem einen Sinne ein Körper ein sehr guter Wärmeleiter, in dem andern hingegen ein sehr schlechter Leiter derselben seyn kann. Daher zum Theil die Widersprüche der Naturlehrer, wenn sie von Wärmeleitungskraft sprechen. Die Kottedamer Academie scheint bey der Aufgabe ihrer Preisfrage hauptsächlich den erstern Begriff der Wärmeleitung im Sinne gehabt zu haben, weil die Versuche des Verfassers vorzüglich auf diese gerichtet sind, und die Academie sich mit diesen befriedigt hat. Hingegen gehören offenbar z. B. Bior's und Ingenhoußens Versuche, deren der Verfasser in der historischen Einleitung zu dieser Schrift S. 8, 10, Erwähnung thut, mehr zur zweyten angeführten Bedeutung der Wärmeleitungskraft, und lassen sich, wie der Verfasser selbst auch wohl anerkennt, auf die erstere nicht geradezu reduciren, ja es dürften noch manche Untersuchungen über diesen zweyten Gegenstand anzustellen seyn, das Gesetz selbst zu erforschen, wie diese Wärmeleitungskraft der Körper sich etwa nach ihrer specifischen Wärme, Dichte und andern Umständen derselben richten dürfte, wenn gleich für einen und denselben Körper das Gesetz der Fortpflanzung der

Wärme durch ihn, nach den Ordinaten einer logarithmischen Curve erfolgt, wie Newton, Lambert und Biot gezeigt haben. Was nun aber die Versuche über die Wärmeleitungs-kraft in der erstern Bedeutung des Worts betrifft, so hat der Verfasser hier gewiß alles geleistet, was nur nach der Verschiedenheit der Umstände, welche auf die Versuche Einfluß haben können, und nach den verschiedenen innern und äußern Verhältnissen der untersuchten Materien verlangt werden kann. Aus bekannten Schriften des Verfassers über ähnliche Gegenstände der Wärmelehre kennt man bereits die Sorgfalt und Genauigkeit, mit der er Untersuchungen dieser Art anzustellen gewohnt ist, und die Güte des Apparats, der ihm zu solchen Versuchen zu Gebote steht. Die in dieser Schrift angestellten Versuche bestätigen nun sehr schön das Gesetz, welches unser Professor Mayer schon vor mehreren Jahren in seiner Schrift über die Gesetze und Modificationen des Wärmestoffs (Erlangen 1791), und noch allgemeiner in den Commentationen unserer Societät der Wissenschaften für das Jahr 1800 bis 1803, aus theoretischen Betrachtungen abgeleitet hat, nämlich daß die Zeiten, in denen zwey Körper von unterschiedenen Materien, aber von gleicher Figur und Oberfläche, von einer gewissen Temperatur an, um gleich viele Grade erkalten, sich verhalten, wie die Producte aus ihren specifischen Wärmen in ihre Massen, und daß folglich die Wärmeleitungs-kräfte sich umgekehrt wie diese Producte verhalten, vorausgesetzt, daß die übrigen Bedingungen in Ansehung des umgebenden Mediums Statt finden, wovon in obgedachter Schrift das Mehrere nachgesehen werden kann. Wo sich eine merkliche Abweichung dieses Ge-

fezes von den Beobachtungen zeigte, welche Fälle jedoch sehr selten sind, z. B. bey einigen flüssigen Substanzen, Hölzern und andern lockern Körpern, da findet man leicht die Ursache dieser Abweichung, z. B. in der Schwierigkeit, die specifische Wärme solcher Körper in der gehörigen Genauigkeit zu erhalten, den Einfluß der Feuchtigkeit, womit manche Körper bald mehr, bald weniger durchdrungen sind, die Wirkung des Verdampfens, insbesondere flüssiger Substanzen, den Einfluß der äußern Hülle, in die man solche Substanzen bey dergleichen Versuchen einschließen muß und dergl. mit gehöriger Genauigkeit in Rechnung zu bringen. Wie sehr der Verfasser bemüht gewesen ist, selbst andere, bis jetzt nicht beachtete, äußere Umstände mit in Erwägung zu ziehen, erhellet daraus, daß er auch den Einfluß der Zugluft auf das Erkalten eines Körpers, den Einfluß der Electricität und dergl. in einigen Versuchen untersucht hat. Merkwürdig sind auch die Versuche im 10. Abschnitt, um zu finden, ob die durch Sonnenstrahlen erwärmten Körper nach einem andern Gesetze erkalten, als solche, die bloß im Sandbade erhitzt wurden. Rührt die Erwärmung in dem Sonnenlichte von Wärmestoff her, welcher durch die Einwirkung des Lichtes aus dem latenten Zustande in den freyen übergeht, und haben die Körper, wenn man sie aus dem Sonnenlichte entfernt, die Eigenschaft, durch ihre Anziehungskraft sich mit eben so viel Wärmestoff wieder zu sättigen, so ist leicht einzusehen, daß die Erkältungsgesetze hier anders seyn müssen, als wenn Wärme bloß von außen mitgetheilt war, welches denn auch die Versuche vollkommen bestätigen.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.

Den 10. May 1813.

Göttingen.

In der Sitzung der königl. Societät der Wissenschaften am 3. April, in welcher der Professor Eichhorn die Vorlesung hielt, ertheilte der Professor Gauß eine Nachricht von zwey neuen astronomischen Instrumenten, welche die hiesige Sternwarte aus der Werkstatt des berühmten Künstlers, Hrn. Salinenrath Reichenbach in München, seit einigen Monaten besitzt, und legte zugleich die Ergebnisse der damit angestellten Beobachtungen vor.

Das erstere ist ein Repetitionskreis mit zwey Fernröhren, von 12 Zoll Durchmesser. Man bewundert an diesem Kunstwerke eben so sehr die Feinheit und Genauigkeit der Theilung, die fast ungläubliche Empfindlichkeit der Libellen, die Vollkommenheit der Fernrohre, als die Accurateße und Schönheit der Ausarbeitung aller einzelnen Theile des Instruments, die Leichtigkeit aller der vielfältigen Bewegungen und die mancherley sinnreich angeordneten

E (4)

Vorrichtungen, wodurch der geniale Künstler für die Bequemlichkeit des Beobachters gesorgt hat.

Der Hauptkreis ist auf eingelegtem Silber unmittelbar von 5 zu 5 Minuten getheilt, und jeder der vier Nonien theilt einen solchen Theil wiederum in 75 Theile, also von 4 zu 4 Secunden. Diese Nonien, unter rechten Winkeln von einander abstehend, befinden sich, in derselben Ebene mit dem Gradbogen, auf einem vollständigen zweiten Kreise, der sich innerhalb des erstern so vollkommen concentrisch bewegt, daß er, obgleich mit bloßen Augen gar kein Zwischenraum wahrgenommen wird, doch jenen nirgends berührt, und daher die Bewegung mit größter Leichtigkeit vorstatten geht. Auch durch die absichtlich etwas schief gestellten Microscope bemerkt man diesen Zwischenraum nicht, sondern die Striche der Nonien scheinen unmittelbar an die Striche des Gradbogens zu stoßen. Dadurch wird die Genauigkeit des Ablesens sehr befördert, so wie durch eine zweckmäßige Beleuchtung, und durch ungemeine Zartheit und Gleichheit der Theilstriche, und man kann süglich 2", ja allenfalls einzelne Secunden, schätzen. Die vier Nonien weichen nie mehr als ein paar Secunden von einander ab, wodurch sich sowohl die Abwesenheit aller merklichen Excentricität, als die unübertreffliche Genauigkeit der Eintheilung selbst beweiset.

Die drei zum Kreise gehörigen Libellen sind von außerordentlicher Empfindlichkeit. Das Haupt-Niveau am hintern Fernrohr gibt auf Eine Secunde Neigung einen Ausschlag von mehr als Einer Pariser Linie. Diese so äußerst geringe und doch gleichförmige Krümmung im Innern der Glasröhre, welche einen Halbmesser von mehr als 1400 Fuß voraussetzt, konnte nur durch eine sehr künstliche und delicate Bearbeitung

erhalten werden, und die Glasröhren sind daher, um diese Krümmung nicht wieder zu verlieren, an ihren beiden Enden nicht zugeschmolzen, sondern mit genau eingeschliffenen Glasstöpseln, worüber noch eine Blasenhaut gezogen ist, auf das vollkommenste verschlossen.

Die beiden Fernröhre sind, obgleich sie nur eine Länge von 16 Zoll und eine Oeffnung von 15 Linien haben, doch von ganz ausgezeichnete Güte, aufs vollkommenste achromatisch, und vertragen bey ihrer ungemeinen Präcision starke Vergrößerungen. Das Pointiren auf den feinen, im Brennpunct eingezogenen, Spinnefäden geschieht daher mit großer Schärfe. Das vordere Fernrohr hat ein prismatisches Ocular, so daß bey dem Höhenmessen das Auge immer durch horizontale Strahlen sieht, und daher hohe Sterne sich eben so bequem, wie niedrige, beobachten lassen. Der Verlust an Lichte ist dabey fast ganz unmerklich.

Alle die Schrauben, welche zur feinem Stellung dienen, sind mit größter Accurateffe gearbeitet. Auf die leiseste Berührung sprechen sie sogleich gehörig an, und durch besondere Bremschrauben ist auch auf die Zukunft allem todten Gange vorgebeugt. Ihre Feinheit ist so groß, daß über 100 Gänge auf die Länge eines Zolls gehen.

Wir übergehen, da hier nicht der Ort zu einer vollständigen Beschreibung des Instruments ist, mehrere eben so sinnreiche als zweckmäßige Vorrichtungen, welche den Reichenbachschen Kreisen eigenthümlich sind, z. B. die Mittel, die Ebene des Kreises auf das genaueste vertical zu stellen, die Gegenstände mit Leichtigkeit aufzufinden und in das Gesichtsfeld zu bringen und dergl.

Mehrere Umstände verzögerten den Anfang der astronomischen Beobachtungen mit diesem Kreise bis zur Mitte des März. Von den Beobachtungen, welche seitdem Prof. Gauß, mit Beyhülfe des Hrn. Prof. Harding, der die Einstellung des Niveaus beforderte, gemacht hat, theilen wir hier als Probe die Resultate für die Polhöhe mit, die sich aus den beobachteten untern Culminationen des Polarsterns ergeben haben, und deren schöne Uebereinstimmung am besten für die Vortrefflichkeit des Instruments zeugt.

Polhöhe der Göttinger Sternwarte aus Beobachtungen des Polarsterns, in der untern Culmination

1813	Anzahl der Beobacht.	
März 20	10	51° 31' 54" 86
22	18	55,73
26	18	57,41
31	18	56,25
April 3	18	56,55
7	32	55,20
8	22	57,33

Das Mittel aus allen 136 Beobachtungen ist 51° 31' 56" 20, wovon das äußerste Resultat nur 1" 34 abweicht. Hiervon geht noch ab 0" 16 Reduction auf den Mittelpunkt der Sternwarte, deren Polhöhe folglich 51° 31' 56" 04 wird, nur 2" größer, als sie Tob. Mayer bestimmt hat. Dieß Resultat ist noch abhängig von der Declination des Polarsterns, welche nach Hrn. v. Zach's Bestimmung zum Grunde gelegt ist, und wird daher vielleicht, wenn der Polarstern erst in der obern Culmination beobachtet werden kann, noch eine, aber gewiß sehr kleine, Modification erleiden. Hätte man für die Declination das Mittel aus v. Zach's, Oriani's, Bouvard's und POND's Bestim-

mungen (deren Extreme nur $\frac{1}{2}$ Secunden von einander abweichen) zum Grunde gelegt, oder Pond's Bestimmung allein, welche mit diesem Mittel genau übereinstimmt, so wäre die Polhöhe noch um 0"44 kleiner ausgefallen.

Das zweyte Instrument, in seiner Art ein eben so bewundernswürdiges Meisterwerk, ist ein Repetitions-theodolith von 8 Zoll Durchmesser. Der Horizontalkreis ist unmittelbar von 10 zu 10 Min. getheilt; jeder der vier Nonien gibt 10"; kleinere Theile lassen sich noch schätzen. Auch hier sind die Nonien auf einer vollständigen Kreis Scheibe innerhalb des getheilten Kreises, und mit diesem in derselben Ebene. Der innere oder Noniuskreis trägt zwey Stützen, auf welchen das Hauptfernrohr von 12 Zoll Länge und 13 Linien Oeffnung, gerade wie ein Passagen-Instrument, an einer horizontalen, in zwey vollkommen gleiche cylindrische stählerne Zapfen auslaufenden, Axe aufgehängt ist, und dessen Gesichtslinie auch, gerade wie die eines Mittagsfernrohres, durch Umlegen auf das genaueste auf diese Axe senkrecht gebracht werden kann. Um die Ebene des Kreises horizontal, und die erwähnte Axe ihr parallel zu stellen, dient ein an der Axe anzuhängendes Niveau, bey welchem 1 Secunde einen Ausschlag von einer halben Linie gibt. Das Fernrohr kann, ehe es den Horizontalkreis berührt, bis zu 40° über und unter den Horizont geneigt werden, und diese Neigung wird an einem besondern Verticalkreise von 5 Zoll Durchmesser gemessen, dessen Nonius einzelne Minuten gibt, und an welchem halbe oder Drittelminuten sich noch schätzen lassen. Das zweyte, untere, Fernrohr ist dem obern ganz gleich, dient aber nur als Versicherungsfernrohr für den unbeweglichen Stand des Instruments. Es er-

regt Erstaunen, wie genau sich mit einem so kleinen Instrumente Winkel messen lassen. Einzelne Messungen geben die Winkel allemahl bis auf wenige Sekunden genau, und durch Repetition kann man sich der wahren Werthe der Winkel bis auf 1", höchstens 2", versichern. Vorzüglich wichtig für den astronomischen Gebrauch ist die Leichtigkeit und Genauigkeit, womit man, vermittelst Beobachtung der Sonne oder der Fixsterne (wovon man die von der ersten Größe mit Leichtigkeit am hellen Tage sieht), Azimuthe irdischer Gegenstände bestimmen kann, so wie diese, wenn sie für einen gewissen Standplatz einmal scharf ausgemittelt sind, wiederum zu bequemen und von der Refraction unabhängigen Zeitbestimmungen dienen können: ein Vortheil, der besonders in den Wintermonathen auf einer Sternwarte, welche kein Passagen-Instrument besitzt, sehr hoch anzuschlagen ist.

Besonders erfreulich ist, daß die schönen Fernröhre an diesen Instrumenten, welche an Vollkommenheit den besten Englischen von gleichen Dimensionen nichts nachgeben, sondern sie eher noch übertreffen, ganz Deutschen Ursprunges sind: das Flintglas zu den Objectiven wird in Benedictbeuren verfertigt. — Das hier in Verbindung von Hrn. v. Uhschneider, Reichenbach und Fraunhofer errichtete optische Institut hat die Kunst der Verfertigung optischer Werkzeuge sehr weit getrieben, und wir glauben vielen unserer Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir hier noch ein uns vom Hrn. geh. Rath v. Uhschneider mitgetheiltes Verzeichniß der Preise der in diesem Institute verfertigten Sehwerkzeuge abdrucken lassen.

	Fl.	Rr.
Tubus von 58 Zoll Länge, 48 Zoll Brennweite, 41 Linien Oeffnung, mit Statio, feiner Verticalbewegung, 2 irdischen, 4 astronomischen Ocularen, Sonnenglas und Kasten	400	—
Tubus von 58 Zoll Länge, 48 Zoll Brennweite, 38 Linien Oeffnung, mit Statio, feiner Verticalbewegung, 2 irdischen, 3 astronomischen Ocularen, Sonnenglas, Kasten	350	—
Tubus von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brennweite, 32 Linien Oeffnung, mit Statio, 1 irdischen, 2 astronomischen Ocularen, Sonnenglas, Kasten	200	—
Tubus von 30 Zoll Länge, 22 Zoll Brennweite, 24 Linien Oeffnung, mit Statio, 1 irdischen, 2 astronomischen Ocularen	160	—
Sernrohr von 58 Zoll Länge, 48 Zoll Brennweite, 33 Linien Oeffnung, mit 2 Röhren, Einem irdischen Ocular . .	94	—
Sernrohr von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brennweite, 28 Linien Oeffnung, mit 2 Röhren, Einem irdischen Ocular . .	74	—
Sernrohr von 30 Zoll Länge, 22 Zoll Brennweite, 21 Linien Oeffnung, mit 2 Röhren, Einem irdischen Ocular . .	37	—
Sernrohr von 25 Zoll Länge, 18 Zoll Brennweite, 17 Linien Oeffnung, mit 2 Röhren, Einem irdischen Ocular . .	29	—
Zugfernrohr von 30 Zoll Länge, 22 Zoll Brennweite, mit 4 Röhren von Messing, im Futterale	43	—

	Fl.	Kr.
Zugfernrrohr von 25 Zoll Länge, 18 Zoll Brennweite, mit 4 Röhren von Messing, im Futterale	30	48
Zugfernrrohr von 20 Zoll Länge, 14 Zoll Brennweite, mit 4 Röhren von Messing, im Futterale	22	48
Theater-Persepectiv von Messing, mit dop- peltem Objectiv	6	30
Detto. von Messing, mit einfachem Objectiv	5	—
Detto — — — — —	4	—
Zusammengesetztes Microscop, mit 4 achromatischen Gläsern, 2 Ocularen, Ap- parate und Kästchen	77	—
Zusammengesetztes Microscop, mit 3 Ob- jectiven, 1 Ocular, Apparate u. Kästchen	58	—
Loupen in Messingröhrchen	1	24
Detto, größere	1	30
Detto, große, in Ringe gefaßt	1	48

Die angezeigten Dimensionen sind in Baierschen Lothen zu verstehen, und die Preise im 24 Guldenfuß.

Das optische Institut beschäftigt sich auch, unter der unmittelbaren Aufsicht und Bemühung seiner Mitglieder, mit der Verfertigung großer achroma- tischer Refractoren. Es gelang bereits ein **Re- fractor** von $7\frac{1}{4}$ Zoll Oeffnung und 9 Fuß Brennweite, welcher parallauch aufgestellt ist, und durch ein Uhrwerk der Bewegung der Sterne folgt. Noch grö- ßere, die mit allem Rechte den Namen **Riesen-Re- fractoren** verdienen, sind in Arbeit, und man hofft, es bald bis zu 10, vielleicht auch 12 Zoll Oeffnung zu bringen. — So ist auch ein großes **Microscop** mit achromatischen Objectiven, von vorzüglicher Wirkung, fertig geworden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
Der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften:

76. Stück.

Den 13. May 1813.

Erlangen.

Von Palm: Historisch-Critische Einleitung in sämmtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments, von D. Leonhard Bertholdt, ordentl. öffentl. Professor der Theologie und Universitätsprediger zu Erlangen. Erster Theil, 1812. Zweiter Theil, worin die allgemeine Einleitung beendigt ist, 1813. VIII, XII und 746 Seiten in groß Octav.

Der schon durch mehrere gelehrte Schriften rühmlichst bekannte Verf. bemerkt in der Vorrede zum ersten Theile der vorliegenden Schrift: daß er, wegen der Kürze des Aufenthalts der Studirenden auf Akademien, schon seit 3 Jahren die Einleitung in die A. T. und in die canonischen u. apocryphischen Schriften des A. T. in Verbindung mit einander vortragen habe. Dabey habe eine bloße Aneinanderreihung dieser verschiedenen Lehrfächer nicht genügt, sondern es habe der ganze Lehrstoff zusammengeworfen und eine Einheit daraus formirt werden müssen. Dieß habe sich auch leicht thun lassen, da kein in der Sache

liegender Grund vorhanden sey, die canonischen Schriften des A. u. N. T. und die Apocryphen von jenem als **Freß** von einander zu isolirende Theile zu betrachten, an sich selbst bilden nämlich diese drey Bücherclassen ein **litterarisches Nationalganzes**, und als ein solches werden sie auch in dieser histor. critischen **Isagogik** angesehen: Auf solche Weise werde es auch erst möglich, die allgemeinen Gesichtspuncte zu fixiren, unter welche die bibl. Bücher gestellt werden müssen, um ihre wechselseitige Beziehung auf einander anzudeuten. Dies sey eben der letzte Zweck der bibl. Einleitungswissenschaft, das **Requivalverhältniß** der biblischen Bücher für einander bemerklich zu machen, oder zu erklären, in welchem sie der Form und Materie nach mit einander stehen. Aus diesen vorausgeschickten **Bemerkungen** des Verf. ergibt sich nun die **Anlage** dieser Schrift, die zunächst zum **Handbuch** für die **Zuhörer** des **Hrn. V.** bey den **Vortrefungen** über diese **theologische Disciplin** bestimmt ist, und, um das **Ganze** in sechs wöchentl. Stunden in einem **Semester** absolviren zu können, eine größere **Reichhaltigkeit**, als die gewöhnlichen **Compendien**, haben sollte, damit dem **mündlichen Vortrage** nicht zu **Vieles** zu **ergänzen** übrig bliebe; dann aber zugleich **Geistlichen** **Candidaten**, die sich nicht im **Besitz** eines großen **critischen** u. **exegetischen** Apparats befinden, einen **deutlichen** und **vollständigen** **Abriss** des **Besten**, was **bisher** in dieser **Wissenschaft** geleistet ist, darbieten sollte. Der **Plan** des **Ganzen**, über welchen wir ungern eine **kurze**, jedem **Bande** vorausgeschickte, **Inhaltsanzeige** vermiffen, ist nämlich in beiden vorliegenden **Bänden** folgender: Nach vorangeschickten **Prolegomenen** über die **Litteratur** der **Hebräer**, **Ursprung** u. **Fortgang** derselben, und zwar zuerst über die **ältere Litteratur** oder die **canonischen Bücher** des **A. T.**, dann über die

jüngere Hebr. Litteratur oder die Apocryphen des A. T., u. zuletzt über die Litteratur des Urchristenthums oder die Schriften des N. T., ferner über Einleitung in die Bibel überhaupt oder im weitern Sinne, über bibl. Einleitungswissenschaft im engeren Sinne oder historisch-critische Einleitung in die Bibel, und über die bisherige allgemeine u. specielle Litteratur derselben, wird S. 16, 17, der allgemeine u. specielle Theil der historisch-critischen Einleitung in die bibl. Schriften vorgezeichnet. Der allgemeine Theil zerfällt in zwey Abschnitte. Der erste Abschnitt, ohne specielle Ueberschrift, zerfällt in zwey Abtheilungen: Onomatologie, u. Genesiologie. Die Onomatologie redet von den Benennungen der canonischen und apocryphischen Schriften der Bibel. Die Genesiologie enthält die Geschichte der Bildung dieser Bücher zu einem Ganzen. Der zweyte Abschnitt enthält die Geschichte des Textes der canonischen und apocryphischen Schriften des A. und N. T., und zerfällt in drey Abtheilungen. Die erste enthält die formelle Geschichte des Textes oder Geschichte der äußerlichen Formen des bibl. Textes; die zweyte enthält die materielle Geschichte des Textes oder Geschichte der Veränderungen in dem Wesen oder der Substanz des bibl. Textes selbst, und die dritte enthält die diplomatische Geschichte des bibl. Textes oder die Geschichte der Urkunden desselben. Der specielle Theil, der die sämtlichen canonischen und apocryphischen Bücher des A. und N. T. als ein litterarisches Nationalganzes darstellen soll, bringt nun, frey von den Fesseln der gewöhnl. Folge der Bücher im Canon, sämtliche canonische Bücher des A. und N. T., nebst den Apocryphen des A. T., unter folgende Classen: 1) historische Bücher; 2) poetische Bücher; a) Bücher der prophetischen Poesie, b) psalmodische Bücher, c) Bücher der philosophia

schen Poesie, d) Bücher der elegischen Poesie, e) Bücher der romantischen Poesie, f) Bücher der erotischen Poesie (hierbey bemerken wir gleich, daß in der fünften Abtheilung der zweyten Classe neben Jonas, Esther, Tobias und Judith auch das Buch Ruth entschieden unter die Bücher der romantischen Poesie gesetzt wird, wenn es gleich bey diesem letzten Buch noch keinesweges so entschieden zu seyn scheint); g) epistolische Schriften oder Schriften in Briefeform; a) encyclische oder Umlaufschreiben, b) Privatschreiben, α) an ganze Corporationen oder gesellschaftliche Vereine, β) an einzelne Personen. Von dem, was nun das Werk nach diesem Abriß enthalten soll, ist in den vorliegenden zwey Bänden vermahlen. bloß der erste Haupttheil oder der allgemeine Theil enthalten, indem die diplomatische Geschichte des Textes, die den ganzen zweyten Band einnimmt, so ausführlich gerathen war, daß die specielle Einleitung mit ihren eigenthümlichen Erörterungen einem dritten besondern Bande aufbehalten werden mußte. Was nun die Anordnung des Ganzen nach dem vorgelagten Plan betrifft, so muß Rec. bey aller Achtung, die er für die Gelehrsamkeit und den unbefangenen Forschungsgeist des Hrn. V. unterhält, dennoch gestehen, daß er zu denen gehört, die sich von der Zweckmäßigkeit dieses Plans nicht ganz überzeugen können. Mögen nämlich immerhin die drey hier berücksichtigten Bücherclassen oder drey Corpora librorum, wie Hr. V. sie S. 64 selbst nennt (allein eben weil hier nur drey Bücherclassen berücksichtigt sind, nämlich die canonischen Bücher des A. und des N. T., und die apocryphischen Bücher des A. T., finden wir schon den Titel: Einleitung in die sämmtlichen canonischen und apocryphischen Schriften des A. und N. T., nicht ganz adäquat, indem die apocry-

phischen Schriften des N. T., die freylich kein solches geschlossenes Corpus ausmachen, mit Recht von dem Plan des Verf. ausgeschlossen sind), — mögen also die drey Bücherclassen ein litterarisches Nationalganzes ausmachen, das nach seinem Verualverhältniß dargestellt werden soll: so glaubt Rec. dennoch, daß die Absicht des Verf., dieses Verualverhältniß bemerklich zu machen, sich eben so gut hätte erreichen lassen, wenn er, nach einer kurzen vorläufigen Hindeutung auf das litterarische Nationalganzes und auf das Verualverhältniß der einzelnen Bücher u. Bücherclassen, dann die Einleitung in jede einzelne Bücherclasse, für sich allein genommen, abgehandelt, aber diese drey besondere Theile eines einzigen Ganzen, nämlich die Einleitung ins A. T., ins N. T., und in die Apocryphen des A. T., nach einem gleichen Plan, und mit wechselseitiger Beziehung des einen Theils auf den andern, behandelt hätte: dagegen es nun dem Leser sehr unangenehm auffällt, die Uebersicht jedes einzelnen Theils dieses Ganzen sehr erschwert, und besonders den Anfänger nur verwirren möchte, wenn der Verf. nach seinem dormaligen Plane immer von einer Bücherclasse zur andern übergeht, und z. B. in einer Abtheilung von der Entstehung des alttestamentlichen Canons, von der Sammlung der Apocryphen des A. T., und von der Bildung des neutestamentlichen Canons redet, und so nachher in Einer Section von den Grundsprachen des A. T., der Apocryphen, und des N. T., von den Schriftzeichen der Hebräer, der Apocryphen des A. T., und der Bücher des N. T., von Hebräischen Vocalzeichen, Accenten und dergl., von der scriptio continua der Hebräer, und dann wieder von der stichometrischen Schreibart des N. T., der Wortabtheilung, Interpunction und Accentuation

desselben, endlich von den besondern Eintheilungen des A. T., der Apocryphen und des N. T. redet, also bloß wegen der Aehnlichkeit der Rubrik des abzuhandelnden Gegenstandes öfter durch plötzlichen Uebergang von einer Bücherclasse zur andern Dinge mit einander verbindet, die an sich ganz heterogen sind. Dasselbe ist dann wieder bey der zusammengefaßten critischen Geschichte des Textes des A. T., der Apocryphen, und des N. T. der Fall, wie in dem Abschnitt von den Handschriften u. s. w. Rec. bedauert um so mehr, über diese Anordnung seine Meinung offenherzig sagen zu müssen, da der Verf. sie so absichtlich gewählt hat, und auf dieselbe ein großes Gewicht zu legen scheint. Auch kann sich Rec., der selbst wiederholt Einleitung ins A. und N. T., jede für sich genommen, ohne zu großen Zeitaufwand vorgetragen hat, von der großen Zeiterparung, die auf dem von Hrn. V. beliebten Wege erreicht werden soll, nicht überzeugen.

Doch er ist auch der Wahrheit das Geständniß schuldig, daß der Hr. Dr. Zerholdt, von dieser ihm eigenen Anordnung und von den zu gesuchten Benennungen Onomatologie, Genesiologie und dergl. abgesehen, durch das vorliegende Werk einen neuen schätzbaren Beweis von seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, seiner gründlichen Forschung und seiner unbefangenen Prüfung ablegt, und daß er auch da, wo er dem Scheine nach nur bekannte oder schon aufs Neue gebrachte Gegenstände abhandelt, doch durch eigenthümliche Bemerkungen beweiset, daß er auch da seinen Vorgängern nicht blindlings folgte, sondern selbst untersuchte. Nur verstatten es die Grenzen dieser Blätter nicht, uns darüber weiter zu verbreiten. Wir können daher bloß als Beispiele solcher eigenthümlichen Ansich-

ten des Verf. anführen: die Vorstellung von einer durch Eras zuerst niedergesetzten Deputation oder einem besondern Ausschuss des großen Raths zu Jerusalem, der als eine *συναγωγή των γραμματέων* die heiligen Schriften aufzusuchen und zu einem Ganzen zu verbinden hatte, und dem dann von Eras Zeiten an der Anfang wie der Fortgang unserer alttestamentlichen Sammlung, und etwa 150 Jahre vor Christi Geburt die Schließung unsers alttestamentlichen Canons zuzuschreiben sey, Th. I. S. 69 f.; die Entscheidung des Streites über das Verhältniß des Palästinschen und Aegyptischen Canons zu einander, nach welcher die Wahrheit in der Mitte liegt, S. 97 f.; die Hypothese von der allmählichen Bildung des *ευαγγελιον* und *αποστολος*, als der Grundlage unsers neutestamentlichen Canons, S. 100 f.; die Vorstellung, der wir eine besondere Prüfung wünschen, daß die meisten unserer neutestamentlichen Briefe von ihren im Griechischen zu wenig geübten Verfassern Aramäisch concipirt, und dann von Hermeneuten erst ins Griechische übersetzt seyen, S. 150 f.; die Entscheidung über die Benennung catholische Briefe, S. 216 f.; die unbesangene Prüfung des Griesbachschen Recensionen-Systems, S. 316 f., wobey wir bloß zu S. 326 Note 1 noch bemerken, daß Griesbach im zehnten Meletema vor seinem *comment. crit. in textum graec. N. T. Partic. II.* 1811 p. XLI f. das Zugische Recensionen System noch selbst gewürdigt hat; ferner im zweiten Theile das Dringen des Verf. auf eine systematische Benutzung der Vorarbeiten für alttestamentliche Wortcritik, und besonders auf eine ähnliche Unterscheidung der Verwandtschaften zwischen den Hebräischen Manuscripten, wie bey dem

N. L., S. 435 f., vergl. Vorrede S. VI f.; die muthmaßliche Entstehung des Griechischen Pentateuchs, S. 524 f.; das Urtheil über den Text der Heschitho des N. L., S. 641 f.; die Rettung des Namens Itala (verho), welche aber mit der usitata, vulgata, communis, einerley gewesen wäre, S. 722 f.; und überhaupt die Anordnung der alten Versionen als kritischer Zeugen, nicht nach Sprache und Vaterland, sondern nach ihrer Unmittelbarkeit oder Mittelbarkeit, S. 517 f., vergl. Vorrede S. X, woben wir bloß zu Anfang dieses Kapitels eine kurze Uebersicht der sämtlichen alten Versionen vermissen. Noch müssen wir die überaus reichliche Ausstattung mit litterarischen Nachweisungen als einen besondern Vorzug dieses Handbuchs rühmen; und finden bloß diese Kleinigkeit zu erinnern, daß die §. 136, von gemeinen Handschriften, citirte Quadratische Dissertation de atramento Hebraeorum, schon §. 129, wo von den Schreibmaterialien der Hebräer die Rede war, hätte erwähnt werden mögen; und daß diese gelehrte Dissertation in Zasse's Magazin für biblisch-Orientalische Litteratur Th. I. S. 17 f. in einem lehrreichen Auszuge steht. — Als nicht angezeigten Druckfehler bemerken wir noch, daß S. 679 Z. 3 v. u. und S. 688 Z. 2 Version für Recension gesetzt ist. — Uebrigens sehen wir der Vollendung dieses schätzbaren Wertes, das im speciellen Theil noch mannigfaltigere Belehrung verspricht, mit Verlangen entgegen.

St. 28 S. 275 Z. 2 v. u. ist Characteristische statt Critische zu verbessern.

—

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 15. May 1813.

Leipzig.

Bei Vogel: Ueber Newton's Farbentheorie, Hrn. v. Goethe's Farbenlehre, und den chemischen Gegensatz der Farben. Ein Versuch in der experimentalen Optik, von Dr. C. H. Pfaff, ordentl. Professor der Physik und Chemie auf der Universität zu Kiel. 182 Octav. 1 Kupfert. 1813.

Die Recensionen, welche in verschiedenen gelehrten Zeitschriften über Hrn. v. Goethe's neue Farbenlehre erschienen sind, konnten sich nur im Allgemeinen mit den in dieser Schrift vorkommenden eigenthümlichen Ansichten, so wie mit den Widersprüchen und Ungereimtheiten, welche Hr. v. G. der bisher gangbaren Farbentheorie aufbürdet, beschäftigen. Alle Urtheile stimmten darin überein, daß das Werk dieses berühmten Mannes und Lieblingsdichters unserer Nation zwar sehr viel Neues und Interessantes über die ästhetische Wirkung der Farben, über ihre Verwandtschaft mit andern Erscheinungen, und über ihr Verhalten zu unserm Sinnorgan enthalte, daß aber die darin aufgestellte neue Farbenlehre auf keinen Thatsachen be-

E (4)

ruhe, welche uns berechtigten, die Lehre Newton's zu verlassen, deren experimentale Begründung im Ganzen so ungetheilten Beifall erhalten, und bereits zu so viel wichtigen, in der Erfahrung vollkommen bestätigten, Folgerungen in Rücksicht der Verbesserung der Fernröhre und anderer optischen Werkzeuge Veranlassung gegeben hat, daß vielmehr die Einwürfe, welche Hr. v. G. gegen verschiedene Versuche Newton's erhoben hat, nur von Mißverständnissen und falschen Ansichten dieser Versuche herrührten, dagegen die neue Theorie selbst, nach welcher Hr. v. G. alle Farben nur aus einem Conflict von Licht und Schatten, aus gewissen mißverstandenen Wirkungen der von ihm so genannten trüben Mittel, und aus gewissen angeblichen, durch Brechung, oder wie sich Hr. v. G. ausdrückt, durch Verrückung entstandenen Nebenbildern und dergl. ableiten will, durchaus auf unhaltbaren Principien und Ansichten beruhe. Auf dieß Alles konnte in obgedachten Recensionen nur im Allgemeinen hingedeutet werden. Für Kenner war dieß immer hinlänglich: aber es mußte auch durch eine mehr ins Detail gehende Critik für diejenigen gesorgt werden, welche sich so leicht durch das Vorurtheil des Ansehens bewegen lassen könnten, eine von einem so ausgezeichneten Manne aufgestellte und mit so viel Beredsamkeit und Phantasie durchgeführte Lehre für Wahrheit und Wissenschaft gelten zu lassen. Hierzu kommt dann noch, daß gewisse Controvers-Versuche, die Hr. v. G. der Newtonischen Farben-Theorie entgegen gesetzt, in den meisten jener Recensionen gar nicht berührt, viel weniger widerlegt worden sind, und also noch manche Nachlese übrig bleiben mußte, die unhaltbaren Stützen der neuen Lehre dem unbefangenen Beobachter nur noch desto

augenfälliger darzustellen. Der Verfasser der vor uns liegenden Schrift hat die Mühe übernommen, in eine solche umständlichere Critik der neuen Farbenlehre des Hrn. v. G. einzugehen, und ist bey diesen Untersuchungen auf manche neue Bemerkungen über Licht und Farben geleitet worden, wodurch der polemische Inhalt dieser Schrift um so interessanter wird. Umständlich beschäftigt sich der Verf. zuerst mit den hellen oder trüben Mitteln, und deren Einwirkung auf Licht oder Schatten, worauf ein so großer Theil der neuen Farbenlehre beruhet. Hier finde man denn gleich bey der ersten Darstellung der hierauf gebaueten Phänomene nicht die Wahrheit der Natur. Nach dieser Theorie müßte nämlich die blaue Farbe, in welcher sich die Finsterniß, durch ein trübes Mittel gesehen, dem Auge darstellt, um so dunkler, satter und selbst violett erscheinen, je durchsichtiger die Trübe werden kann, und diese Ableitung des Violetten mußte von Hrn. v. G. auf diese Art geschehen, damit eine Farbe, die uns in den prismatischen Versuchen so constant entgegen tritt, auf das Urphänomen, nämlich auf die Wirkung der Zwischenmittel auf das Licht, reducirbar ward. Aber die blaue Farbe des Himmels gehe ja nicht in das Violette über, wenn man auf Berge sich erhebe, und eben damit die Trübe reiner werde. Das Blaue werde nur immer dunkler, je höher man sich erhebe, und verliere sich endlich völlig in das Schwarze, ohne seinen specifischen Character zu verlieren, wie Hrn. v. Saussure's Versuche mit dem Rhanometer unwiderleglich bewiesen. Man bemerke hierbey keine Spur von violetter Nuance. So müsse denn auch, nach Hrn. v. Goethe's Theorie, die blaue Farbe des untern Theiles der Lichtflamme bloß darin ihren

Grund haben, daß dieser Theil der Lichtflamme einen dünnen durchsichtigen Dunst darstelle, durch welchen der dunkle Hintergrund erscheine, während der obere Theil der Flamme, als selbstleuchtend, undurchsichtig angenommen wird. Aber des Grafen Rumford's photometrische Versuche zeigten denn doch, daß dieser obere Theil der Lichtflamme vielmehr vollkommen durchsichtig ist. Auch er müßte also gegen einen dunkeln Grund blau, und selbst violett erscheinen. Daß die blaue Farbe des untern Theiles sich nicht darstelle, wenn man sie gegen einen hellen Grund betrachtet, lasse sich leicht daraus erklären, daß jene Helligkeit das schwache blaue Licht nur nicht wahrnehmen lasse, so wie man den Phosphor bey Tage nicht leuchten sieht. Dagegen erscheine die blaue Farbe der Weingeistlampe gegen einen schwach beleuchteten Grund unverändert, und bestreue in der dunkeln Kammer alles mit ihrem eigenthümlichen Lichte. Ein dünnes echtes Goldblättchen, welches man doch wohl als ein trübes Mittel ansehen dürfe, zeige das helle durchgehende Licht nicht in einer gelben, rothen oder rubinrothen Farbe, sondern vielmehr grünlichblau. Halte man dagegen dieß trübe Mittel gegen einen dunkeln Grund, indem man es durch darauf fallendes Licht erleuchtet, so komme keine blaue Farbe, sondern die bekannte Goldfarbe zum Vorschein, und so erschienen manche Turmaline gegen einen dunkeln Grund dunkelroth, braun, vor die Helle gehalten, grün; manche Glimmerblättchen vor einem dunkeln Grunde röthlichgelb, vor die Helle gehalten, bläulich; Alles auf eine entgegen gesetzte Weise, als es nach der Theorie des Hrn. v. G. seyn müßte. Ueberhaupt können die Erscheinungen des Lichtes durch

trübe Zwischenmittel die ganze Farbenreihe durchlaufen, und welche Farbe sich durch ein Trübes darstelle, hänge von der eigenthümlichen Natur des Trüben ab, das Licht in Farben zu theilen, und eine gewisse Gattung der farbigen Strahlen durchzulassen, andere zurückzuwerfen oder auch zu verschlucken. Wir zweifeln nicht, daß Hr. v. G. in Rücksicht auf diese Thatsachen mit Ausflüchten bereit seyn wird, aber schwerlich wird sich etwas von Erheblichkeit gegen die in dieser Schrift sehr gründlich ausgeführte Widerlegung der v. Görhe'schen Theorie der Nebenbilder, und der ihnen angewiesenen Rolle in der Farbenerzeugung, aufbringen lassen, da diese angeblichen Nebenbilder theils in der Natur gar nicht Statt finden, und mit andern bekannten Dingen, z. B. den so genannten Zerstreuungskreisen bey den dioptrischen Gläsern, auf eine ganz naturwidrige Art verwechselt werden, theils auch, wo sie vorkommen, z. B. bey Glasspiegeln, gar nicht mit den Farbenercheinungen begleitet sind, die nach Hrn. v. G's. Theorie erfolgen müßten. So untergraben denn auch die doppelten Bilder, welche durch den Doppelpath, große Bergkrystalle und dergl. erzeugt werden, ganz diese neue Farbenlehre, wie der Verf. in einer besondern Beylage zu dieser Schrift umständlich, und mit Zuziehung derjenigen Beobachtungen, welche er bereits über die farbigen Ränder jener Bilder in Schweiger's neuem Journal der Chemie und Physik mitgetheilt hat, ausführt. Aus allen diesen Untersuchungen ergeben sich die Resultate, daß so wenig eine blaue als violette Erscheinung entsteht, wenn ein weißes Nebenbild über einen dunkeln Grund, als eine gelbrothe Erscheinung, wenn ein dunkler Grund, das Nebenbild eines dunkeln Grundes über ein weißes

Bild oder über einen hellen Grund geführt wird; daß ferner auch Ränder, als Grenzen des Hellen und Dunkeln, in den Brechungs-Phänomenen nicht immer Farbenentstehung, Bilder farbiger Säume hervorbringen, indem die farbigen Säume bey der Brechung im Doppelspathe nur am Nebenbilde, d. h. an dem vom ungewöhnlich gebrochenen Strahle herrührenden Bilde, und unter denselben Bedingungen nicht an dem Bilde, welches von der gewöhnlichen Brechung herrührt, vorkommen, so wie denn überhaupt die Farben nur immer unmittelbar aus dem weißen Lichte und dessen Brechung hervorgehen. — So bleibt denn überhaupt die neue Lehre auch sich selbst nicht getreu. Nicht bloß das Trübe soll jene allgemeine äußere Bedingung seyn, unter der eine Farbe entstehe, sondern auch der Schatten und die Grenze, ohne daß die Identität dieser beiden letzten Bedingungen in ihrem Wesen mit dem Trüben auch nur angedeutet wäre. Eben so mißlich sieht es nun auch mit den Versuchen aus, wodurch Hr. v. G. die Newtonische Theorie der verschiedenen Brechbarkeit der farbigen Strahlen zu entkräften sucht, wie der Verfasser im 77. und folgenden Paragraphen dieser Schrift sehr gründlich zeigt, und sich dabey mit einigen Gegenversuchen beschäftigt, welche die wahre Bedeutung der Newtonischen Lehre und die falschen Ansichten des Hrn. v. G. in das vollkommenste Licht setzen. Freylich hätte Newton einige Versuche besser ordnen, manche weniger künstlich combiniren, andere mit genauerer Angabe der einzelnen Umstände, unter denen sie den angeblichen Erfolg gehabt haben, darstellen können, so würde er wohl weniger mißverstanden worden seyn. Aber man muß überlegen, daß er für Pphyfiker von Be-

ruf und nicht für Dilettanten schrieb, und daß erstere, wenn sie das Ganze übersehen, und in den Geist der Theorie eingedrungen sind, die Anordnung und den Zusammenhang leicht für das besondere Bedürfniß entweder der Schüler, oder auch der Liebhaber abändern können, vollends in einem Zeitalter, wo die Kunst und die Methode der Darstellung einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, dessen damaliger Mangel nicht sowohl dem unsterblichen Newton, als dessen Zeitalter zur Last fällt. In der zweyten Beylage zu dieser Schrift ertheilt der Verf. einige Bemerkungen über die Homogenität der prismatischen Farben, insbesondere des prismatischen Grün, das bekanntlich durch eine abermahlige Brechung nicht in Blau und Gelb sich zerlegt, aber in Rücksicht seiner Wirkung auf das Auge doch eben so, wie eine Mischung aus blauem und gelbem Lichte, sich verhalten könne, ohne daß man deswegen genöthigt sey, eine Identität zwischen beiden Arten von Grün anzunehmen. Was der Verf. in der vierten Beylage über den von einigen Natur-Philosophen behaupteten chemischen Gegensatz der Farben beybringt, kann denjenigen zu einer nützlichen Belehrung dienen, welche aus gewissen unvollständigen Versuchen und Analogien die Naturlehre sogleich mit neuen Lehrgebäuden überschwemmen, und sich nun mit ihren so genannten höhern Ansichten sehr weise dünken.

Eben daselbst.

Ben Schwickert: *Xenophontis Oeconomicus*.
Edidit *Guilielmus Kusterus*. IV u. 268 Seiten in
Octav. 1812.

Als Probefchrift eines angehenden Philologen,
der seine erworbenen Kenntnisse, seine Belesen-

heit und seine critische sowohl als exegetische Fertigkeit zeigen will, eine recht gute Arbeit, welche wir in dieser Hinsicht gern den jüngern Freunden der Griechischen Litteratur empfehlen. Sie werden dieß reizende Werkchen Xenophons hier critisch sehr gut dargestellt, und exegetisch reichhaltig erläutert finden, und Vieles daraus lernen. Zwar ist nicht zu läugnen, daß sehr viel Bekanntes darin vorkomme, welches nun schon als Gemeingut in die Grammatiken und Wörterbücher aufgenommen ist: aber die Angabe und Kenntniß der Quellen, aus welchen dasselbe in jene Bücher gestoffen, hat auch seinen Werth. Nur muß das ne quid nimis dabey nicht vergessen werden, welches freylich, wie schon Corinna bey Pindar that, an jungen Männern, die zuerst in die Schranken treten, entschuldigt werden kann. Viel weniger dürfen wir die Einkleidung der Gedanken, wenn sie von denen eines Schneiders und anderer würdigen Bearbeiter dieses Stücks abweichen, noch den Ton billigen, worin das Ganze vorgetragen ist. Schwerlich wird der Verfasser noch jetzt seine, aus andern Blättern schon bekannte, burleske Verkappung, oder den inhumanen Ton schicklich finden. Auch er hat gar nicht fehlerfrey gearbeitet: wie würde es ihm nun gefallen, wenn die Tadler ihre gerechten Vorwürfe in so herben Formen aussprächen, und alles Anstandes, aller Humanität, wovon diese lebenswürdigen Studien so würdig benannt werden, durchaus uneingedenk, mit stipes, fungus und dergl. ihn beehrten? Das hat er nicht von einem seiner würdigen Lehrer, dem, und nur noch wenigen, er volle Gerichtigkeit widerfahren läßt. Unständige Geradheit ist das nicht, was wir tadeln.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.

Den 15. May 1813.

Paris.

Université impériale. RAPPORT sur l'instruction publique dans les nouveaux départemens de la basse Allemagne; *Fait en exécution du décret impérial du 13. Déc. 1810.* par M. Cuvier, conseiller titulaire, et par M. Noël, conseiller ordinaire et Inspecteur général de l'Université impériale. (chez Fain, imprimeur de l'Université impér.) 116 Seiten in Quart.

Interessanter, als jetzt, wäre die Anzeige dieses wichtigen Actenstücks vor einem Jahre gewesen. Da es aber durchaus dem Publicum nicht überliefert, sondern nur in kleiner Anzahl für den Staatsrath und für den großen Universitätsrath gedruckt ward, so konnte man sich erst spät und mit Mühe ein Exemplar davon verschaffen. Hier finden wir also nicht nur die Vorschläge zu den neuen Einrichtungen, welche die Französisch-kais. Universität vermöge ihres besondern Geistes und der gesammten Tendenz ihrer Gesetzgebung in den Deutschen Departementen zu treffen sich veranlaßt fand; sondern wir lernen auch die

Meinung und das Urtheil kennen, welches zwey einsichtsvolle und liberale Gelehrte dieser Nation von Deutschen Schulen und von Deutscher Weise im Unterrichte nach einer zwar kurzen, aber fleißigen und redlichen, Beschauung gefället haben. Im Ganzen ist dieß Urtheil billig, und frey von vorgefaßten etwanigen nationellen Abneigungen, und wie man es von solchen hochverehrten Männern erwarten konnte. Der erste der gedachten Gelehrten ist nicht im eigentlichen Frankreich geboren, und hat sogar zum Theil seine Bildung auf Deutschen Anstalten erhalten. Doch war es auch wiederum von einem so einsichtsvollen Kopfe zu erwarten, daß der fremde Geist und die fremden Anstalten nicht mit übertriebener Vorliebe sollten ausposaunt werden.

Die 9 ersten Seiten enthalten eine Einleitung, und lesenwerthe allgemeine Betrachtungen über Deutsche Cultur und Art. Den Rec. freuete es, zu sehen, daß die über diesen Gegenstand zuerst von ihm verbreiteten, und gleichsam in fixen Formeln geprägten Begriffe, hier wörtlich angenommen, und so zu einer gewissen Officialität im benachbarten Reiche gelanget sind. Die Verfasser haben sich übrigens mit Sorgfalt über die Beschaffenheit der verschiedenen Grade des öffentlichen Unterrichts Bescheid geben lassen, von dem Universitäts-Unterrichte an, den sie instruction définitive nennen, bis zur instruction secondaire und instruction primaire herab; selbst den Volksunterricht in den Ecoles rurales und die Armen- und Industrie-Schulen haben sie nicht verschmäht, sondern Alles gewürdigt, wo nicht immer getrosfen, doch mit Ernst und Wohlwollen. (Hätten die Verfasser J. D. Schulzens Litteratur der sämtlichen Schulen im Deutschen Reiche, 1804, ge-

habt, so hätten sie freylich vieles Nachfragens und vieler Mühe überhoben seyn können.) — Erst berichten die Verfasser (S. 9, 34) über die ehemahligen Bischümer Münster und Osnabrück, dann über Oldenburg (bis S. 40); ferner (von S. 40 bis S. 69) über die drey Hansestädte in folgender Ordnung: Hamburg, Bremen, Lübeck; endlich (bis S. 93) über die Hannöverschen, und (bis S. 107) über die Preussischen Länder, und zuletzt auch über Jever. Sie rühmten besonders die beiden Schullehrer-Seminarien in Münster und in Oldenburg (letzteres unter Krusens trefflicher Leitung); das Lutherische Gymnasium in Osnabrück unter dem Hrn. Director Fortlage, und das in Oldenburg unter dem Hrn. Director Rickleffs. Von dem Hamburgischen Gymnasium, vorzüglich aber von dem dortigen Johanneum, und von der Methode des würdigen Vorstehers desselben, Gurlitt, wird (S. 41-51) ausführlich und rühmlich gehandelt. — Hierauf folgt die eben so ausführliche Berichterstattung über die schönen und zahlreichen Anstalten in Bremen (aus deren Vereinigung bekanntlich eine Académie und ein Lycée hervorgehen sollen). Bey dieser Gelegenheit wird mit vieler Achtung des Scholarchats des vormahligen Hrn. Senators Smith, eines höchst einsichtsvollen und verdienten Mannes, gedacht. Nur mit den untern Schulen Deutschlands sind die Verfasser nicht so zufrieden, als mit denen in Holland, woher sie eben kamen, und worüber auch ein besonderes Rapport von ihnen existirt: *En général, l'instruction primaire de Brème nous a paru mieux organisée que dans beaucoup d'autres lieux des nouveaux départemens Allemands, et cependant il s'en faut bien qu'elle ait cette uniformité, ces lois générales et ob-*

servées partout, que l'on admire en Hollande. Desters wird dieser den Holländischen niederen Schulen gegebene Vorzug ausgesprochen. Hier wird besonders der Mangel an Pragmatismus gerügt: Il nous a semblé qu'on faisait trop raisonner les enfans, et qu'on ne les exerçait point assez à la pratique — wobei von der getadelten Seite sowohl, als von der tadelnden, die Hauptanlage beider Nationen sich so ziemlich offenbart. Sonst machen die Verfasser noch wiederholt den Mangel an einem hinreichenden mathematischen Unterricht, und an einer richtigen Aussprache des Französischen, zum Vorwurf. — In Lübeck werden die Tüchtigkeit der Catharinen-Schule und die Verdienste des vortrefflichen Director Mosche laut anerkannt. Mit Lob werden noch mehrere würdige Männer angeführt: Hr. Director Wagner, und Hr. Bohnhorst, Vorsteher einer Bürgerschule in Lüneburg, Hr. Superintendent Velthusen in Stade, und Andere. — Dem Schulwesen im Hannöverschen können die Verfasser überhaupt ihren Beyfall nicht versagen. "Ces échantillons" (sagen sie S. 85) "ont pu faire voir que l'instruction secondaire n'était pas moins soignée dans les différentes villes de l'état Hannoverien, que celle des facultés l'est à Goettingue. L'instruction primaire l'était encore mieux, s'il est possible. Sa bonne organisation est, comme on fait, mise par les protestans au nombre des devoirs religieux des gouvernemens; et les souverains de la maison de Brunswick ont presque toujours servi à cet égard de modèle aux autres princes Allemands." — Drey Seiten (89-91) über Industrie-Schulen, nach einer handschriftlichen Abhandlung, welche der würdige Superintendent

Wagemann in Göttingen den Verfassern selbst eingehändigt hatte. Obgleich indirecte, so werden doch immer Zeichen der Achtung unserer Academie gegeben; und wo ein Lehrer im nördlichen Deutschland sich als ein Elève de l'Académie de Goettingue bekennt, wird dieß als eine wichtige Note angemerkt.

Nachdem die beiden Verfasser ihre Rolle als Referenten beendigt, so gehen sie, von S. 107 an, zu den Vorschlägen und zu dem Projet de Décret über, welche die neue Ordnung der Dinge begründen sollen. Die Hauptsache soll seyn, daß man sich nach dem Unterschied der Glaubensbekenntnisse richte. Und da die zwey südlichen Departemente, die der Lippe und Ober-Ems, meistens catholisch, die drey nördlichen (Ost-Ems, Mündungen der Weser und der Elbe) dagegen protestantisch sind: so soll eine catholische Academie in Münster, und eine protestantische in Bremen (wenigstens der theologischen Facultät nach) errichtet, ein catholisches Schulmeister-Seminarium in Münster, ein protestantisches in Oldenburg u. s. w. angelegt werden, so daß immer auf Religion Rücksicht genommen wird. Wo mehrere Anstalten, die Einen Zweck haben, co-existiren, sollen sie vereinigt werden, und eine einzige ausmachen, wie z. B. in Lüneburg: L'existence simultanée de trois écoles d'ordre supérieur dans une ville comme Lünebourg, tient à ce respect pour les fondations et les droits anciens qui formait l'esprit de la constitution Germanique. (S. 70). Da nun aber dieses Respect nicht mehr Statt haben soll, so wird natürlich anders disponirt. Zum Range der Lyceen sollen vorzüglich die beiden Schulen in Hamburg und Lübeck erhoben werden. (S. 109). Die Pri

mär-Schulen sollen unter Inspection der Geistlichkeit verbleiben, wie vorher. Die Französische Sprache soll Hauptstudium werden, und keine Privat-Erziehungsanstalt fort dauern, die nicht beweisen kann, daß diese Sprache darin gelehrt werde. — Doch da dieses Project bis jetzt noch nicht förmlich angenommen worden, so möchten wohl einige dieser bloß in Vorschlag gebrachten Verfügungen nicht in wirkliche Vollziehung übergehen.

Witzburg.

1812 bey Stahel: Encyclopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, von Ignaz RUDHART, der Rechtswiss. Dr. und öffentl. ordentl. Professor an der großherzogl. Universität zu Witzburg. XXXIII u. 368 S. gr. Octav.

Hr. Prof. R. ist derselbe, welcher vor einigen Jahren den juristischen Preis für Studirende in Landsbut, durch eine systematische Eintheilung der Verträge, erhalten hat, und dessen Antrittsrede über die Rechtsgeschichte in unsern Anzeigen 1812 S. 306 von einem andern Recensenten erwähnt worden ist. Auf Ersteres bezieht sich die hier öfters vorkommende Note, welche bey unsern Deutschen Juristen nicht ohne Beyspiel ist, "Meine gekrönte Preisschrift: Systematische" u. s. w. Seiner Antrittsrede aber nimmt er sich hier nicht nur in der Vorrede gegen Hrn. Hofr. Thibaut's "sehr werthe Recension" an, sondern der Inhalt derselben ist auch hier in dem letzten Abschnitte, von S. 441 bis 477, wiederholt, und Rec. findet hier alles, was ihm aus Recensionen jener Antrittsrede noch erinnerlich ist, nahmentlich das wenigstens unparteyische Urtheil, daß beides "höchst fehlerhaft" sey, sowohl seine, des Rec., Abson-

derung der Geschichte der Quellen von der Geschichte des Systems, bey jeder Periode (S. 353), als auch die chronologische Rechtsgeschichte jeder einzelnen Lehre (S. 360). Von dem gegenwärtigen Buche wird nicht gesagt, ob es zum Lehrbuche oder zum eigenen Studium bestimmt sey, doch sollte man ersteres aus der Note zum §. 6, die bloß heißt: "Erklärung des Wortes Organismus," vermuthen. Es zerfällt in zwey sehr ungleiche Theile, 40 S. Encyclopädie, und alles Uebrige Methodologie. Jene ducirt daraus, daß das Universum ein Organismus, daß das Leben der Menschheit nur durch Existenz der Menschen möglich, und daß der Mensch ein physisch-psychisches Wesen sey, folgende Theile des öffentlichen Rechts: Staatsrecht, Völkerrecht, Criminal-Recht, Militär-Recht, Proceß-Recht, und als Theile des Privat-Rechts das Civil-Recht und das Handelsrecht. Diese sieben Nummern werden dann unmittelbar darauf auch noch als eben so viele Wissenschaften aufgezählt, von der Staatsrechts-wissenschaft bis zur Handelsrechtswissenschaft herab. Rec. war lange in der größten Verlegenheit, warum das Kirchenrecht, also die Kirchenrechtswissenschaft, gar nicht genannt sey, selbst das Wort Kirche war ihm im ganzen Buche nur ein einziges Mahl, §. 183, und Kirchenrecht nur §. 155 vorgekommen; bis er endlich ganz hinten, vor der oben erwähnten Art von Anhang über die Rechtsgeschichte, noch einen solchen von §. 425 bis 440 über das canonische Recht fand, aus dem er ersah, daß der Verf. die Kirche als einen aus allen Christlichen Staaten zusammengesetzten Staat für sich betrachte, bey welchem denn wieder eben die sieben Theile vorkommen müßten, die wir eben gehabt haben. Das Cameral-Recht ist nach §. 88

kein eigener Theil, weil es kein Rechts-Institut gibt, das nicht zugleich öconomische Anstalt wäre. (Die Ehe scheint freylich, in diesem Sinne des Worts, nichts Deconomisches.) Das Polizen-Recht aber setzt man nach §. 91 "mit sehr großem Unrecht in die Reihe der streng juridischen Fächer," da der Polizen Minister (wo es einen gibt) vom Justiz-Minister verschieden ist (ein Grund, der auf das Völkerrecht wegen des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, auf das Militär-Recht u. s. w. auch paßt). Das Juristische hat es mit dem Bürger, die Polizen mit dem Einwohner zu thun. (Hierin ist nun auch wieder eine große Aehnlichkeit zwischen dem Criminal-Recht und dem Polizen-Rechte, denn auch bey eigentlichen Verbrechen, so gut wie bey Polizen-Vergehen, wird auch der bloße Einwohner bestraft.) Bey der Erörterung der einzelnen Theile von S. 18 bis 40 verläßt der Verf. seine Ordnung, indem er das Militär-Recht hinter das Civil-Recht und Handelsrecht, das Proceß Recht aber zwischen diese beiden setzt. Acht volle Seiten gehen auf das Criminal-Recht und dessen Proceß, wo freylich, bey aller Kürze, doch der Schreiber eine eigene Nummer hat bekommen müssen. Dagegen ist das ganze Civil-Recht fast auf zwey Seiten abgethan. Hr. Prof. R. theilt es in Personenrecht, Sachenrecht und Recht der Forderungen, und Rec. stimmt hiermit weit mehr überein, als wenn der Verf. den nur so hinaeworfenen Gedanken eines scharfsinnigen Schriftstellers über den Code Napoleon, in den zwey ersten Büchern desselben seyen Personen und Sachen in Ruhe, im dritten Buche aber in Bewegung vorgestellt, nicht nur bey dem Code selbst in allem Ernste S. 273 wiederholt, sondern ihn auch zur Erklärung dieses seines all-

gemeinen Systems anwendet. Wer sollte da nicht glauben, dieses sein System und das System des Code seyen einerley? Und wenn man weiß, die Intestat-Erbfolge stehe zwar im zwayten Theile dieses Systems, aber erst im dritten Buche des Code, so muß man ja ganz irre werden, ob sie Hr. Prof. N. für Ruhe oder für Bewegung hält. Beyläufig sey es gesagt, daß freylich auch Lehren, welche nach beider Eintheilungen zur Ruhe gehören, viel von Bewegung an sich haben, z. B. die Schließung der Ehe, die Scheidung, die Adoption u. s. w. — Bey den Hülfswissenschaften, womit die Encyclopädie endigt, wußte Rec. nicht, wie ihm geschah, daß er zwar die Wapenkunde, die Münzkunde, die Geschlechtskunde u. s. w. als lauter eigene Nummern aufgeführt fand, aber von Philosophie und Mathematik kein Wort. Wegen der Philosophie beruhigte ihn S. 349, wo der Verf. den kühnen Satz aufstellt, die Philosophie sollte aufhören, eine eigene Wissenschaft zu seyn, weil die Bearbeiter aller andern Fächer selbst auch philosophiren müßten. Solche Beweise liebt der Verf. sehr, man muß beides wissen, also muß man beides zugleich lernen; man muß beides vortragen, also dürfen es nicht zwey verschiedene Collegien seyn! Daß die Mathematik nicht genannt ist, soll ohne Zweifel durch die Bemerkung der Vorrede S. VIII entschuldigt werden, es sey gar Vieles hier nicht gesagt, „z. B. von den Hülfswissenschaften, was ein Jeder weiß, ohne dieß Buch zu bedürfen.“

In der Methodologie kommt denn alles vor, was hier von der Geschichte der Quellen und dem Systeme der Rechtswissenschaft überhaupt, und eines jeden einzelnen Theiles insbesondere, gesagt werden soll. Hr. Prof. N. hat seine Noth erstens

mit den bloßen Brot-Juristen, die aber, wie er sich zuweilen ausdrückt, gar auch um deswillen getadelt werden, weil sie sich nicht um alle positive Rechte, die es irgendwo gegeben hat, bekümmern, denn alles, was je wirklich gewesen ist, gehört, wie er mehrmahls wiederholt, zur Darstellung der Idee, und seine gewöhnliche Vergleichung ist, daß man sich ja auch in der Universal-Geschichte weder auf eine bestimmte Zeit, noch auf ein bestimmtes Volk, einschränken dürfe. Begreiflich sind dieses Gründe, welchen der Verf. selbst nicht immer getreu bleibt, z. B. S. 294 zeichnet auch er nur die Römische, die Deutsche und die Französische Civil-Gesetzgebung aus, weil diese heut zu Tage das größte Interesse erregen, ganz so, wie wir andern auch. Fast eben so hat er zweitens seine Noth mit den Civilisten, d. h. den ihm, mit denen, welche die Rechtswissenschaft bloß auf das Römische Recht einschränken (wer thut dieß?), oder welche doch jus civile nur für Römisches Recht nehmen. (Das ist freylich etwas Anderes, und einem gewissen, gar nicht fehlerhaften, Sprachgebrauche ganz gemäß.) S. 242 sagt der Verf.: Manche sehr gelehrte Schrift beginnt; so oft wir den Ausdruck im Corpus Juris finden, bedeutet er u. s. w., und über solchen Erörterungen einzelner Stellen sieht am Ende der Leser, und auch vielleicht der Schriftsteller, den Satz nicht mehr, welcher hätte zum Grunde gelegt werden sollen. (Rec. muß gestehen, daß er nicht über die Menge solcher Schriftsteller klagen kann, eher über ihre Seltenheit.) Die rechte Methode besteht, nach Hrn. Prof. N., darin, daß man erst den reinen Begriff irgend eines juristischen Verhältnisses aufstellt, wobey denn freylich die eben verworfene Bemerkung des Sprachgebrauchs,

vollends recht vieler Völker, dagegen sichern könnte, daß dieser Begriff nicht ganz willkürlich ist. Statt dessen wird hier §. 284 das Belauschen der Lebensverhältnisse empfohlen, die Deniers (soll wohl heißen: Teniers's) und Ostade's seyen die wahren Galleriestücke für das Studium der Civilisten (warum nicht noch besser die Originale selbst, also könnte ein Jurist nichts Besseres thun, als was man sonst das zu Dorfe Streigen nannte?). Jedes positive Recht beruht nicht bloß auf 1. Legislation, sondern auch auf 2. Doctrin, und auf 3. Jurisprudenz. Damit, daß Gesetzgebung nicht alles ausmache, kann nun kein Mensch mehr zufrieden seyn, als Rec., der gewünscht hätte, auch hier wäre nicht so oft von Gesetzen die Rede, wo bloß Rechtsläge gemeint seyn können; er will es sich auch gern gefallen lassen, daß so jus civile im eigentlichsten Sinne, die Theorie der Juristen, und res judicatae von einander getrennt werden, wenn das Gegentheil der eigentlichen Gesetzgebung bestimmter zu nennen ist, als sonst durch das Wort Gewohnheit zu geschehen pflegt; aber die beiden hier gebrauchten Nahmen scheinen ihm nicht ganz passend, weil Doctrin in diesem Sinne erst seit einigen Jahren, und zwar meist nur in Journalen und Recensionen, vorkommt, Jurisprudenz in diesem Sinne aber vollends ein Wort ist, welches wir, wie so vieles Andere, der nagelneuen Bekanntschaft mit Französischen Juristen zu danken haben, bey welchen der Zusatz des arrêts hinter jurisprudence doch nicht so ganz müßig ist, sondern eben andeutet, daß zur jurisprudence überhaupt noch mehr gehört, z. B. gerade auch die hier so genannte Doctrin. Hr. Prof. N. weiß dieses freylich sehr viel besser, denn nach seinem §. 124 ist

es ein Sprachfehler (der Ausdruck scheint ihm aber noch zu gelinde), den man in Deutschland begangen hat und noch begeht, wenn man Jurisprudenz für gleichbedeutend mit Rechtswissenschaft nimmt, als ob dabey alles auf die Entscheidung von Streitigkeiten ankäme, da doch "es im Staate nicht nur Gerichte, sondern auch eine gesetzgebende Behörde gibt. . . In Frankreich hat auch das Wort Jurisprudence seine Schranken bewahrt. . ." Welch ein lehrreiches Beispiel ist dieser Paragraph, daß die vom Verfasser so sehr verworfene Methode doch auch ihr Gutes, die feine aber ihre Gefahren habe! Wenn er doch in irgend einem gelehrten Buche gelesen hätte, so oft *juri-prudentia* im *Corpus Juris* vorkommt, so bedeutet es *divinarum atque humanarum rerum notitia, iusti atque injusti scientia* §. 1. *Inst. 1. 1.* wesswegen denn auch Conring seine Gegner ermahnt hat, sich mit keiner bloßen *juris-peritia* zu begnügen, und diesen führt ja doch Hr. Prof. A. S. 366 selbst an; ingleichen hat Monteaquieu, von welchem er mehrmahls sagt, man lese ihn nicht genug, von der *Jurisprudence* auch im Römischen Sinne gesprochen, *Ter rassons l'histoire de la jurisprudence Romaine* nicht zu gedenken. Da hat nun aber der Verfasser einen reinen Begriff von Jurisprudenz gesucht, und diesen aus einigen Büchern über den Code genommen.

Was nun Legislation, Doctrin und Jurisprudenz an einem Begriffe bestimmt haben, das soll denn auch beurtheilt werden nach der Gesetzgebungs-Politik (warum denn nicht auch nach der Politik, die bey allen positiven Quellen eintritt, denn es läßt sich doch eben so gut fragen, ob ein Gewohnheitsrecht zu den Umständen passe, als,

ob dieß bey einem Gesetze der Fall sey?) Allein diese Prüfung soll man, nach §. 234, ja nicht aussetzen, bis man das ganze positive Recht schon durchgegangen hat, weil sonst ein unseliges Zerreißen unvermeidlich wäre, sondern so bald man eine Theorie dogmatisch erörtert hat, soll sogleich zu dieser Prüfung geschritten werden.

Am Ende jedes Theils ist eine Anzahl Bücher genannt, aber im §. 5 macht es sich der Verfasser bequem, er stellt sie nach der Jahreszahl der "ihm vorliegenden" Ausgaben, so steht Leibnizens *Metnodus* beyhm Jahre 1748. Beym Staatsrechte, wo allgemeines und Deutsches durch einander liegt, nennt er §. 186 als *codices diplomatici* folgende drey: Schmaußens *Corp. Jur. Publ.*, *Wend* und *Dumont*, und doch stehen §. 247 die *codices diplomatici* auch wieder, und zwar richtiger, beyhm Völkerrechte. Keinem Buche ist hier mehr Ehre widerfahren, als dem *Senkenbergischen Corpus juris feudalis*; von S. 129 bis S. 141 beschäftigt sich der Verfasser damit. Als "Werke, welche bloß die Litteratur des Römischen Civil-Rechts behandeln," nennt er §. 365 den *Lipenius*, *Struv* und *Westphal*, und darauf ganz eben so *Haubold*.

Noch muß *Rec.* bemerken, daß, obgleich der Verfasser, wie es scheint, am Druckorte gegenwärtig gewesen seyn wird, doch mancher *Correctur-Bogen* weniger Fehler enthält, als was hier abgedruckt und dem Publicum vorgelegt ist. In so fern sollte man sich freylich in Acht nehmen, *Hrn. Prof. A.* wegen so vieler Provinzialismen Vorwürfe zu machen: es könnten ja wohl Druckfehler seyn! Folgendes kommt aber doch gar zu oft vor: rücksichtlich und hinsichtlich; um-

lehren statt befehren; das Urtheil scharfsinniger Gelehrter (in der Vorrede); jene für diejenige; Vorles-Catalog; Schulbuch für Lehrbuch; es handelt sich; das der Wissenschaft aufgebürdete Trockne; die Aposteln, die Titeln, die Mitteln; es kann sich nicht fehlen; fraglich; zu Grunde legen; unterliegen (für zum Grunde liegen); an der Universität sich etwas eigen machen; Warnung vor vorlautes Urtheil; gleichheitlich; Körpersnahrung, Irtzeit, Schankung, geschmackhaft, Verband (außer der Chirurgie); Thaten für Zusätze; sündern; versammeln für sammeln u. s. w. Und dieß alles sagt ein Schriftsteller, der denn doch auch wieder Stellen aus Schiller und Göthe anführt! (Von letzterem zum Unglück Worte, wo Mephistopheles recht wieder den Teufel spielt!).

Recensent gesteht, daß dieses Buch eine traurige Empfindung in ihm wieder erneuert hat, und er wagt es, hier öffentlich davon zu sprechen, ob er gleich weiß, daß über das Schicksal catholischer Schriftsteller in protestantischen Recensionen geklagt, und daß der angebliche Haß der Norddeutschen gegen die Süddeutschen recht bitter erwidert worden ist. (Was letzteres betrifft, so ist Rec. selbst, seiner Geburt nach, auch ein Süddeutscher.) Sogar das weiß er, daß man alles, was gegen den Universitäts-Zwang gesagt wird, bey einem Professor für eine Rede pro domo gehalten hat, wogegen ihn doch schon ein Blick auf die Landkarte dießmahl sichern sollte: denn gar viele protestantische Universitäten sind Baiern und Oesterreich näher, als wir, und zu einer etwas bedeutenden Zahl wird immer sehr viel auf die geographische Lage an-

kommen. Was dem Rec. wehe thut, ist nämlich das Bannrecht, welches die Regierungen des südöstlichen Deutschlands, nach dem nicht musterhaften und nun längst zurückgenommenen Beispiele Preußens, ihren Landes-Universitäten beylegen. Der Zwang, unter welchem ihre Studirenden sich befinden, wird dadurch nicht gut gemacht, daß man einzelne fremde Gelehrte, selbst auch einzelne Lehrer, ins Land zieht, oder daß man auf Kosten der Regierung einzelne junge Leute ausschickt, sich auf auswärtigen Lehranstalten zu bilden. Völlige Freyheit, es sey wo es wolle, Etwas zu lernen, und zur Sicherheit, daß sie nicht mißbraucht wird, eine Prüfung, was Jeder gelernt hat, ist ein viel besseres und viel wohlfeileres Mittel, sich die wissenschaftliche Aufklärung des übrigen Deutschlands, und durch diese auch die Aufklärung der Franzosen und Engländer, zu verschaffen. Rec. zweifelt keinen Augenblick daran, daß der Verfasser bey der gehörigen Leitung und bey den gehörigen Hülfsmitteln etwas Vorzügliches hätte leisten können. Bey der Anhänglichkeit an eine Philosophie des Tages und des Landes, durch welche alle seine Ansichten getrübt werden, und bey dem hohen Tone, den er gegen alles Andere annimmt, wenn es gleich noch so entschieden wenigstens auch wissenschaftliches Streben ist, bey der Unbekanntschaft mit Französischer und Englischer Litteratur, von welcher sich Proben zusammenstellen ließen, hat er es nicht geleistet.

Hugo.

Leipzig.

Von Joh. Ambrosius Barth: *Dissertatio de Codicis membranacei Titi Livii Patavinii Histo-*

784 G. g. N. 78. St., den 15. May 1813.

riarum libros olim complexi fragmento Norimbergae in Bibliotheca Murrina reperto. Scripsit Jo. Throphil. Kreyffig, AA. LL. Mag. Lycei Annaemontani Rector etc. 1812. Quart 12 Seiten.

Der Verfasser, den unsere Leser schon als einen guten Humanisten kennen, erhielt aus der Versteigerung der Murr'schen Bibliothek, die am 7. April und folgenden Tagen des vorigen Jahres Statt hatte, ein pergamentenes Fragment, stark beschnitten, und demnach sehr verdorben. Es enthielt Liv. XXVII, 15. 16. Der sel. v. Murr hatte beigeschrieben, daß der Codex, wozu dieß Blatt gehöre, im 11. Jahrhundert geschrieben sey, und mit Recht. Die Buchstaben sind minuskel, der Diphthong ae ist mit einem einfachen e und einem Häkchen, i ohne Punct u. s. w. Zu den höchst sorgfältig geschriebenen Codices gehörte er nicht. Das Fragment ist diplomatisch-genau abgedruckt, mit der Laroisschen 4. Ausgabe (1485) und der Drafenborchischen verglichen, und ein gelehrter Commentar beigefügt worden, welcher dem Verfasser Ehre macht. — Mit Vergnügen zeigen wir aus einer Lateinisch geschriebenen und zu Ende des Jahres 1812 zu Annaberg gedruckten Nachricht an, daß Hr. Kreyffig willens sey, *T. Livii Patavini et C. Crispi Sallustii historiarum fragmenta de bellis a Sertorio ac Spartaco concitatis, Romae et Lutetiae Paris. reperta* critisch und exegetisch, mit allen darüber bekannt gemachten Anmerkungen und Uebersetzungen, gegen Subscription um den Preis eines Sächsischen Thalers, herauszugeben.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 17. May 1813.

Berlin.

Bei C. Salfeld 1811: Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus, als Heilmittel (Heilmittels), von C. A. S. Kluge, Dr. und Ober-Chirurgus bey der königl. Preussischen medicinisch-chirurgischen Peviniere. XIV u. 612 S. in groß Octav. Mit dem Motto: Prüfet alles, und das Gute behaltet.

Das Vertrauen zu der vom Dr. Mesmer erfundenen Kunst, mancherley Krankheiten vermittelst des Streichens und Berührens des menschlichen Körpers mit Magnetstäben, und auch mit bloßen Händen, heben zu können, hat bekanntlich seit einigen Jahren in Deutschland große Ausbreitung erhalten. Mehrere Aerzte und Naturforscher erzählen und preisen jetzt, in besondern Schriften oder Journalen, die wundervollen Heilungen, welche durch die Anwendung jener Kunst zu Stande gebracht seyn sollen. Zu dem fast schon vergessenen Erfinder derselben hat man Wallfarthen angestellt, um sich darin die letzte Weihe zu holen. Mit einem seltenen Wetteifer hat man endlich das geheimnißvolle Dunkel, welches deren Wirkungen umgibt, durch eine Menge von Hy-

pothesen darüber aufzuklären sich angelegen seyn lassen. Unter denjenigen Deutschen Aerzten aber, welche um jene Kunst sich verdient zu machen, und sie zu einem Zweige der Therapie zu erheben bemüht gewesen sind, nimmt unstreitig der Verf. des gegenwärtigen Werks einen der ersten Plätze ein. Und dieses Werk hat wegen der deutlichen Darstellung, wegen der Menge der darin über die Wunder des thierischen Magnetismus gesammelten Nachrichten, und wegen der dabey angebrachten Belesenheit und Gelehrsamkeit, bey Manchen bereits ein classisches Ansehen erhalten, kann auch allerdings dazu benutzt werden, um den schon so lange dauernden Streit über die Natur jenes Magnetismus seinem Ende um vieles näher zu bringen. In dieser Rücksicht ist es also wohl der Mühe werth, davon eine ausführliche Anzeige mitzutheilen. Da übrigens die Benennung einer Sache gar nicht gleichgültig ist, und durch Erregung von Nebenvorstellungen auf das Urtheil über dieselbe Einfluß hat, jetzt aber als völlig ausgemacht angenommen werden darf, daß an der von Mesmer'n erfundenen Kunst die dem Magnet beywohnende Kraft nicht den geringsten Antheil hat, so werden wir uns des Namens Magnetismus enthalten, und die Sache nach ihrem Erfinder benennen.

Das ganze Werk besteht aus zwey Theilen, davon der erste eine theoretische, und der zweyte eine practische Ansicht des Mesmerianismus liefert. Jener enthält die ältere und neuere Geschichte desselben, ferner die Uebersicht seiner Erscheinungen, endlich eine Erklärung dieser Erscheinungen. Im zweyten Theile werden aber die zum Mesmerisiren erforderlichen Fähigkeiten, das dabey nöthige Verfahren und die dadurch heilbaren Krankheiten angegeben. Nach dem Verf. ist der Mesmerianismus schon seit den ältesten Zeiten ausgeübt worden. Denn die Sprüche der von den Alten göttlich verehrten Orakel, besonders der, durch die unter ihr aufsteigenden me-

phitischen Dämpfe begeisterten, und mittelst Ein-
gebung durch den Bauch mit Weissagungen er-
füllten Pythia; ferner die Heilung mancher Krank-
heiten durch die Berührung der Priester, oder durch
das Auflegen der Hände, sollen, nach den darüber
vorhandenen Nachrichten, nichts anders gewesen seyn,
als bloße Folge eines im höchsten Grade entwickelten
Mesmerischen Zustandes. Eben so will er auch die
Divinations-Gabe bey hypochondrischen und hysteri-
schen Menschen, die sympathetischen Curen, die Hei-
lung der Kröpfe durch die Berührung mit der Hand
eines Todten, oder mancher Fürsten, z. B. der vor-
mahligen Könige von Frankreich und England, welche
die Einfalt als Aberglauben verlacht hat, für Ueber-
reste einer schon ehemahls blühenden, mit der Zeit
aber verblichenen und durch Mesmer'n nur wieder-
hergestellten, Kunst betrachtet wissen.

In der neuen Geschichte, die mit M'n. anhebt, ist
denn freylich eine größere Zuverlässigkeit erreichbar,
wenn sie mit Unbefangenheit abgefaßt wird. In
welchem Grade sich aber der Vf. dieser befeißigt ha-
be, wollen wir an einer einzigen darin vorkommen-
den, für die Beurtheilung des Mesmerianismus je-
doch sehr wichtigen, Angabe zeigen. Nachdem näm-
lich von ihm angeführt worden ist, wie M. zu der
Erfindung seiner Kunst kam, und sie nach und nach aus-
gebildet habe, ferner, wie derselbe durch sein Beneh-
men, sowohl bey seinen Curen, als auch gegen die
damahlige Regierung in Frankreich, natürlicher Weise
bey allen Vernünftigen den Verdacht erregte, ein
bloßer, aber das Beste seines Beutels wie aus den
Augen verlierender, Charlatan zu seyn, und wie
gleichwohl die Menge der wundervollen Curen, wel-
che von ihm selbst und seinen Schülern verrichtet wur-
den, das Mißtrauen gegen die neue Heilart endlich
besiegt habe: so kommt er S. 67 auf die, nach einem
königl. Befehl zur Untersuchung des Mesmerianis-

mus ernannten, Commissionen zu sprechen, und fällt über den Werth ihrer Arbeiten folgendes Urtheil: „Die Commissarien begingen schon dadurch einen großen Fehler, daß sie ihre Untersuchungen nicht bey M'n. selbst, der sich standhaft jede Comm. ission verbat, nur Zeugen und durchaus keine Schiedsrichter haben wollte, sondern bey dessen Schüler Deslon, der sich Freywillig erbot, die Commissarien von M's. Theorie, so wie auch von seiner Behandlung der Kranken, ganz genau zu unterrichten, anstellten. Franklin habe wegen Kränklichkeit den wenigsten Antheil an dem höchst oberflächlich und mit der größten Nachlässigkeit betriebenen Geschäfte der Untersuchung genommen: denn obgleich die Commissionen aus den gebildetsten Köpfen der damaligen Zeit bestanden, so waren sie doch vor der Untersuchung gegen die mit einer Hülle von Charlatanerie umgebene Sache eingenommen, verkannten die Wahrheit, und sahen, durch eine seltsame Geistesbefangenheit verhindert, das nicht, was doch so klar am Tage liegt. Justieu hingegen, der den meisten Antheil an den angestellten Untersuchungen nahm, war der einzige, der die Sache ohne Vorurtheil betrieb, sich durch unläugbare Thatfachen von der Wahrheit überzeugte, und daher jene einseitige Berichte nicht mit unterschrieb, sondern sein eignes, ganz für die verkannte Sache sprechendes, Gutachten einreichte.“ Man kann leicht vorhersehen, daß dieses Urtheil, worin Männern, die in vieler Rücksicht ehrwürdig sind, große Nachlässigkeit bey einem wichtigen Geschäfte Schuld gegeben wird, ob solches gleich von dem Vf. mit keinen Beweisen unterstützt worden ist, manche Nachbeter finden werde. In dieser Rücksicht dürfte eine Beleuchtung desselben nicht überflüssig seyn. Es war keinesweges, wie der Vf. auch angeführt hat, die Schuld der ernannten Commissarien, daß sie ihre Untersuchungen nicht bey M'n. selbst anstellten. Dieser mischte sei-

nen gewöhnlichen Klagen über Unterdrückung auch die ein, daß er die medicinische Societät zu Paris wiederholt um eine förmliche Untersuchung gebeten, aber nie seinen Wunsch erreicht habe. Allein es ist aus den Protocollen der Societät erwiesen, daß er nie ein solches Ansuchen gethan habe, und daß, als es durch einen seiner Freunde geschehen war, und die von der Societät ernannten Commissarien sich eben zu ihm verfügen wollten, er sich den Zuspruch verbeten, und sie erst drey Monathe hernach zu sich eingeladen habe; nicht, um eine Untersuchung anzustellen, sondern nur, um die nun völlig wieder hergestellten Kranken in Augenschein zu nehmen: welches jene aber mit gutem Grunde abschlugen, weil sie weder von dem vorigen Zustande der Kranken, noch von ihrer Behandlung Zeuge gewesen, und daher kein entscheidendes Urtheil zu fällen im Stande wären (s. Chr. W. Zufeland's gemeinnützige Aufsätze B. I. S. 37). Und da der jede Untersuchung scheuende und verweigernde M., aus offener und strafwürdiger, damahls aber in Frankreich sehr gewöhnlicher, Widerspenstigkeit gegen den Willen und die Absicht der Regierung (welche Widerspenstigkeit der Wf. eine standhafte Weigerung nennt), die Commissarien verhinderte, bey ihm über seine Kunst Licht zu erhalten: so blieb diesen, wenn sie anders nicht den erhaltenen Auftrag unerfüllt lassen wollten, nichts weiter übrig, als Deslon's Anerbieten zu benutzen. Was aber hierbey die Hauptsache ausmacht, ist, daß dieser ein treuer Schüler von M'n. war, dessen Theorie und Methode sich vollkommen zu eigen gemacht, und eben so wunderbare Curen, als sein Meister, verrichtet hatte. Die Natur des Mesmerianismus konnte mithin bey jenem eben so gut untersucht und erforscht werden, wie bey dem Erfinder, oder, wenn man will, Restaurator desselben: welches auch von der aus Mitgliedern der medicin. Facultät und der Acad.

der Wiss. bestehenden Commission in ihrem Berichte (Paris 1784) S. 64 in der Anmerk. genügend darge-
 than worden ist. Was soll man jedoch zu dem Aus-
 spruch des Wf. sagen, daß von den ernannten Commis-
 sionen die Untersuchung oberflächlich u. mit der größ-
 ten Nachlässigkeit betrieben worden sey? denn Jeder,
 der nur versteht, worauf es hiebey ankam, wird nach der
 strengsten Prüfung des Verfahrens, das von den Com-
 missarien der Facultät u. Academie beobachtet wurde,
 gestehen müssen, daß es in jeder Rücksicht zweckmäßig
 und musterhaft war. Sie sollten ja nicht ein Zeugniß
 ablegen von der Wirklichkeit der Wunder, welche M.
 und dessen Schüler verrichtet haben wollten, sondern
 vielmehr nachforschen und ausmachen, ob bey diesen
 Wundern ein magnetisches Agens wirksam gewor-
 den sey. Sie ließen sich daher selbst nach allen Regeln
 mesmerisiren, um bey sich die Wirkungen davon zu
 beobachten; sie untersuchten ferner die Wirkungen
 des Mesmerianismus an 14 Personen von verschie-
 denem Alter und Stande, und wurden dann freylich
 durch die evidentesten Thatsachen überzeugt, daß das
 bey jenen wirksame Agens nicht die magnetische Kraft,
 sondern die Phantasie sey: denn die Personen verfielen
 in die Crisen, so bald sie glaubten mesmerisirt zu wer-
 den, empfanden aber gar nichts, wenn man sie, ohne sie
 davon etwas merken zu lassen, mesmerisirte. Frey-
 lich wurde, nachdem die, für den Mesmerianismus
 gar nicht günstigen, Berichte (der zweyte ward von
 der Gesellschaft der Aerzte abgestattet, und ist in An-
 sehung der Nachrichten über die Experimente, welche
 angestellt wurden, um zu erforschen, ob die Wirkun-
 gen des Mesmerisirens aus einem besondern physsi-
 schen Agens, oder aus der bey den Patienten aufge-
 regten Einbildungskraft herrühre, nicht so wichtig,
 als der vorhin angeführte, desto ausführlicher aber
 in den Untersuchungen über den Nutzen des Mesme-
 rianismus als Heilmittels) gedruckt worden waren,

viel dagegen geschrieben und geschrien. Was stellte man ihnen aber entgegen? Etwa Beweise von der Falschheit der Thatfachen, worauf sich die Commissionen beriefen, oder, daß die bey verbundenen Augen Mesmerisirten die Crisen gehabt hätten u. s. w.? Nichts von diesem allem, sondern ein erbärmliches Raisonnement und eine Menge schriftlicher Zeugnisse über die durch das Mesmerisiren bewirkten Heilungen, wie man aus Deslon's Supplément aux deux rapports de Mrs. les Commiff. à Amsterdam et Paris a. 1784 sehen kann. Daß endlich Franklin wegen Kränklichkeit nur geringen Antheil an dem Geschäfte der Untersuchung genommen habe, stimmt mit dem Berichte nicht überein, indem, nach demselben, in dessen Hause und Garten zu Passy, und zwar in seiner Gegenwart, die wichtigsten Untersuchungen angestellt wurden. Wie weit übrigens Jussieu's besonderer Bericht von den einstimmig abgefaßten Berichten der übrigen 13 Commissarien abweiche, und worauf sich die Abweichung gründe, können wir, da es uns nicht möglich gewesen ist, denselben zu erhalten, nicht beurtheilen.

In der Uebersicht der Erscheinungen des Mesmerianismus handelt der Vf. von diesen Erscheinungen sowohl bey den Mesmerisirenden, als auch bey den Mesmerisirten. In Ansehung dieser werden aber zuerst die allgemeinen, darauf die besondern Wirkungen angeführt, und die letztern in 6 Classen, worauf wir in der Folge zurückkommen werden, gebracht. Wie sich von selbst versteht, so kommt bey dieser Uebersicht alles auf die Zuverlässigkeit der darin aufgenommenen und nachgezählten Wunder an, die durch den Mesmerianismus bewirkt seyn sollen. Nun hat es zwar der Vf. nicht daran fehlen lassen, alle seine Nachrichten von jenen Wundern mit Citaten zu versehen und Zeugen davon zu nennen. Allein ob diese Zeugen die Wahrheit haben sagen können und wollen? diese Frage scheint ihm nie in den Sinn

gekommen zu seyn: sie gelten ihm alle gleich, und sind ihm alle höchst zuverlässig, so bald sie nur die wunderbare Kraft des Mesmerianismus bestärken; ja, man stößt in der Uebersicht überall auf Aeußerungen einer seltenen Schnell- und Leichtgläubigkeit. So wird z. B. S. 97-98, der für die Theorie des Mf. höchst wichtige Umstand von den Mesmeristern angeführt, daß sie bey einer wirksamen Behandlung jedesmahl ein gelindes Ausströmen in der flachen Hand, nach derselben aber allgemeines Mißbehagen, Schwäche im Verdauungs-System und überhaupt einen Kraftverlust fühlen. Nun bemerkt er zwar selbst, daß Treviranus diesen Kraftverlust läugne, setzt aber zugleich hinzu, dieser Zweifel könne nicht als ein gültiger Einwurf angesehen werden, weil Treviranus sich hierbey auf keine eigene Erfahrung stütze, der Verf. selbst auch nach einer wirksamen Behandlung bald mehr, bald weniger, ein Gefühl von Schwäche in sich wahrgenommen habe, und ihm ein junger Arzt bekannt sey, der sich durch allzu häufiges Mesmerisiren so entkräftete, daß er schon in der Blüthe seines Lebens sein frühes Grab fand. Warum sollen denn aber die Zeugnisse derjenigen Mesmeristern, welche von einem Kraftverluste nichts bemerkt haben, nicht eben so gültig seyn, als die Zeugen für das Gegentheil? und von dem bemerkten Kraftverluste wäre wohl die natürliche Erklärung die, daß er aus der beschwerlichen Stellung bey dem Manipuliren und aus dem hierbey Statt findenden ganz gedankenlosen Geschäfte, das, halbe oder wohl gar ganze Stunden lang fortgesetzt, auch den robustesten Tagelöhner ermüden müßte, herrühre. Was aber den angeführten Märtyrer des Mesmeristrens betrifft, so hätte wohl ein Grund davon beygebracht werden sollen, daß er an dem Mesmerisiren, und nicht vielmehr aus einer andern Ursache gestorben sey. —

(Wird fortgesetzt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 20. May 1813.

Berlin.

(Fortsetzung der S. 792 abgebrochenen Anzeige des
Versuchs einer Darstellung des animal. Magneti-
sismus als Heilmittel, von C. A. J. Kluge.)

S. 154 erwähnt Hr. Kl. die Fähigkeit des Somnambu-
l, mesmerisirtes Wasser von dem nichtmesmeri-
sirten durch den Geschmack zu unterscheiden, die nicht
nur durch eine Preisaufgabe von 100 Ducaten, son-
dern auch von mehreren Mesmerisirern bestritten
worden ist. Ohne aber im geringsten auf diesen
Streit sich einzulassen, und Gründe und Gegengründe
gegen einander abzuwägen, wird vom Vf. versichert:
diese Erscheinung des Mesmerianismus sey die con-
stanteste von allen übrigen, und mache eine nie fehlende
Begleiterinn des mesmerischen Schlafes aus, die
fogar bisweilen noch nach demselben fortdauere. Nun
muß man sich doch wirklich wundern, warum, wenn
jene Erscheinung constant ist, noch kein Mesmeristree
auf den ansehnlichen Preis Ansprüche gemacht hat.
Glaubwürdige und unverwerfliche Zeugnisse wären
ja wohl bezubringen, wenn sie wirklich Statt fände.
Inzwischen möge der Leser die Hinterthür nicht
übersehen, die der Vf. in Ansehung des Geschmacks

S (4)

des mesmerisirten Wassers offen gelassen hat: denn der Geschmack soll nur im vollkommenen mesmerischen Schlafe Statt finden. Wenn also die Probe nicht gelinnet, so hat es nur an der Vollkommenheit dieses Schlafes gelegen. Auch ist dem Rec. ein Fall genau bekannt, daß die Probe angestellt wurde; als aber durch die von demjenigen, welcher ihr als Zeuge beywohnen sollte, gebrauchte Vorsicht der Betrug, den das mesmerisirte Mädchen spielte, offenbar wurde, so halfen sich die dabey gegenwärtigen und an den Mesmerianismus glaubenden Aerzte mit der Ausflucht, der Somnambulismus dieses Subjectes sey noch unvollkommen gewesen. — Die Erscheinung, daß die Clairvoyants das Verbinden der Augen nicht leiden können, sondern darüber Herz klopfen, Ohnmächten und Krämpfe bekommen; leitet der Wf. S. 244 aus dem Zartgeföhle derselben ab, indem dadurch theils ihre Freyheit gehemmt, theils ein Mißtrauen gegen sie zu erkennen gegeben werde. Man muß doch wirklich allem Willen, die Erscheinungen des Mesmerianismus der Wahrheit gemäß zu erforschen, und die dabey so oft vorgekommenen Betrügereyen aufzudecken, entsägt haben, wenn man solche Erklärungen des Abscheues gegen die verbundenen Augen aufstellen kann. Die Subjecte, welche von dem königl. Commissarién zu Paris untersucht wurden, bekamen durch das Verbinden der Augen kein Herz klopfen, keine Ohnmacht, keine Krämpfe. Aber die Crisen blieben aus, so bald sie wegen der verbundenen Augen nichts davon bemerken konnten, daß sie mesmerisirt wurden. Man muß also zum wenigsten gestehen, daß die Clairvoyants jeziger Zeit klüger geworden sind, daher sie sich das Verbinden der Augen verbitten, so wie ihnen auch, nach mehreren Zeugnissen, die Beobachtung ihrer nicht verbundenen starren, zum Sehen aber dem Vorgeben nach untauglichen, Augen mit einer Loranette, desgleichen die

Gegenwart unbekannter und gegen den Mesmerianismus eingenommener Personen, unangenehm ist. Darüber muß man sich jedoch auch wundern, daß sie nur die durch das Verbinden der Augen bewirkte Hemmung ihrer Freyheit nicht vertragen können, über die durch die Bekleidung der andern Theile ihres Körpers verursachte aber sich nicht beschweren. Doch wer weiß, wie weit sie es in der Clairvoyance noch bringen würden, wenn sie ganz nackt und in absoluter Freyheit operirten? — Ja, wenn auch im Verf. ein Zweifel gegen die dem Mesmerianismus zugeschriebenen Wunder aufsteigt, so rührt er nicht aus Gründen der historischen Critik, sondern aus einer ganz andern Quelle her. Er trägt z. B. S. 214 Bedenken, die von Wienholt mitgetheilte Beobachtung für wahr gelten zu lassen, daß nämlich eine Clairvoyante, die ein gewisses Heilmittel nicht nennen konnte, aufmerksam gemacht wurde, sich in Gedanken in die Apotheke zu versetzen, worauf sie dann nach einigem Nachsinnen den Platz des Heilmittels gefunden, und den Namen desselben gelesen haben soll, ob sie gleich vorher nie in der Apotheke gewesen war. Jrgend einen Grund für sein Bedenken hat nämlich der Verf. nicht beygebracht; und Rec. konnte lange nicht begreifen, warum Hr. Kl. so auf einmahl in den Unglauben an Wienholt's Glaubwürdigkeit, die sonst im ganzen Werke als sich von selbst verstehend angenommen wird, gerathen sey, bis er in der veruchten Erklärung der Erscheinungen des Mesmerianismus, in welche das Sehen des Plages in jener, der Clairvoyante ganz unbekannt, Apotheke, wo das Heilmittel befindlich gewesen seyn soll, gar nicht paßte, den Schlüssel dazu fand. — Betrachtet man also die Zuverlässigkeit der vom Verf. über die Wirkungen des Mesmerianismus zusammengetragenen Thatsachen, so kann darüber, nach den Regeln der historischen Critik, nicht anders geurtheilt werden,

als, daß die ganze Sammlung davon in Rücksicht auf die wichtige Frage: ob jenen Wirkungen absichtliche Betriegerereyen, exaltirte Einbildungskraft, oder ein eigenes Agens zum Grunde liege, bey weitem nicht so viel werth sey, als eine einzige von denjenigen Beobachtungen, welche in dem oben angeführten Rapport des commissaires chargés par le roi mitgetheilt worden sind.

Was des Verf. Erklärung des Mesmerianismus betrifft, so müssen wir es dabey bewenden lassen, den dieselbe belebenden Geist kenntlich zu machen. Mehrere Theorien über die Mesmerischen Wunder sind bereits vorhanden. Denn Möglichkeiten zu ersinnen, ist weit leichter, als Thatsachen rein aufzufassen, und wenn sie durch Zusätze entstellt wurden, von diesen zu befreien. Mesmer selbst nahm ein eigenes, unvergleichbar feines, alle Welt- und auch die menschlichen Körper durchströmendes, Fluidum an, wovon alle Eigenschaften der Materie und organisirten Wesen bestimmt würden, das er glaubte im Behältnisse auffammeln und kranken Körpern mittheilen zu können, bis darin die Gesundheit wieder hergestellt würde. Manche hingegen schreiben den Einfluß der Mesmerischen Kunst auf die Seelenkräfte der dadurch hervorgebrachten höhern Wirksamkeit des Gehirns zu; Andere einer Erhöhung des thierischen Instinctes im Menschen, welcher in dessen gewöhnlichem oder normalem Zustande von der Vernunft verdrängt werde, daher sie auch wohl einen Clairvoyant als ein absolut reines Thier beschreiben, dessen Verrichtungen aber denen eines reinen Geistes, ja sogar der Gottheit (nämlich der in der neuesten Naturphilosophie) gleich seyn sollen; noch Andere habern endlich in der Abhängigkeit jedes individuellen Lebens vom Leben des Weltganzen, oder in der sympathetischen Verbindung, die dieses Ganze durchdringen soll, den Schlüssel zu den Wirkungen des

Mesmerianismus finden wollen. Der Vf. hingegen versteigt sich nicht so hoch in der Auffuchung der Ursachen von den Mesmerischen Erscheinungen, und glaubt sie in der bis jetzt bekannten Wirkungsart des Nervensystems gefunden zu haben, wobey ihm die actio in distans und die Wiederherstellung der Gesundheit als die wichtigsten jener Erscheinungen vorzüglich vor Augen geschwebt haben.

Zuvörderst beruft er sich auf die von Reil den Nerven beygelegte sensible Atmosphäre, mittelst welcher diese geschickt seyn sollen, auch auf nahe gelegene, mit ihnen aber nicht in unmittelbarer Verbindung stehende, Theile zu wirken, und diese Atmosphäre leitet er aus einem feinen expansibeln Fluidum ab, das den Nerven beywohnen, das Medium alles Empfindens und aller Bewegung durch dieselben seyn, und ihren sensibeln Kreis bilden soll. (Mit hypothetischen Voraussetzungen fängt also die Erklärung an. Denn welche Gewißheit der den Nerven beygelegte sensible Kreis, so wie auch das in jenen angenommene Fluidum, habe, braucht wohl nicht erst gezeigt zu werden.) Hierauf werden die Entdeckungen angeführt, welche neuerlich in Ansehung des Ganglien-Systems, seiner Structur und seines Verhältnisses zum Cerebral-System gemacht worden seyn sollen, und nach welchen jenes ein für sich bestehendes und in sich selbst abgeschlossenes Ganzes ausmacht, das nur durch wenige Nervenfäden mit dem Cerebral-System zusammenhängt, für das vegetative Leben, für die Gefäße und Eingeweide, bestimmt ist, und zwar auch Perceptionen hat, die aber wegen Mangel eines dominirenden Central-Punctes nicht vorgestellt werden können; da hingegen das Cerebral-System durch die vollkommene Vereinigung des Ganzen in Einem Puncte dem animalischen Leben dienen, und die Bedingung des Bewußtseyns, so wie aller willkürlichen Bewegung, ausmachen soll.

Auf diese Hypothese über die Bestimmung und Verhältnisse der beiden Nerven-Systeme folgt endlich eine dritte, nämlich die, daß, gleich wie jeder Nerve mittelst seiner sensibeln Atmosphäre in den Stand gesetzt ist, über seinen körperlichen Umfang hinaus wirksam zu seyn, eben so auch die Wirksamkeit des gesammten Nerven-Systems über die Peripherie desselben sich ausdehne, und also das Haut-Organ zwar das Nerven-System begrenze, keineswegs aber die Extension des Nerven-Fluidums beschränke, was, wie der Verf. sagt, in so fern wohl so angenommen werden können, da jenes Organ weit größeren Stoffes, als dieses Fluidum ist, nämlich dem Wärmestoffe, der Ausdünstung, Electricität u. m. a. den Durchgang gestatte. Aber die Annahme der sensibeln Atmosphäre des ganzen Körpers hat der Vf. durch besondere, und zwar folgende, Thatsachen zu rechtfertigen gesucht, denen wir die Beleuchtung davon in einer Parenthese gleich beifügen werden.

Es soll nämlich 1) schon in der anorganischen Natur, vom Himmelskörper an bis zum kleinsten Sandkorn, an Allem eine eigenthümliche Wirkungssphäre bemerkt werden, diese Sphäre, sich jedoch in den Pflanzen, gemeiniglich als riechbarer Ausfluß hervortretend, deutlicher äußern, wovon der Giftbaum, dem man aber einen zu großen Wirkungskreis bengelegt habe, einen Beweis liefere. (Wie die eigenthümliche Wirkungssphäre an allen anorganischen Dingen in der Natur einen analogischen Beweis der sensibeln Atmosphäre des ganzen menschlichen Körpers liefere, ist schwerlich zu begreifen. Wie mag ferner wohl der Einfluß der Ausdünstungen einer Pflanze auf die Geruchs-Organen dafür zum Beweise dienen können, daß ein Nerve eine sich über den organischen Körper hinaus erstreckende Sensibilität und Wirksamkeit besitze?) 2) Viele Erscheinungen im Thierreiche, nämlich das feine, in die Ferne sich

erftreckende, Wahrnehmungsvermögen einiger Mufcheln, Naiden und Armpolypen, fo wie der von Spallanzani der Augen und des Gebrauchs der übrigen bekannten Sinne beraubten Fledermäuse, ferner das feine Vorgefühl der allermeiften Thiere und mancher Menschen in Anfehung der bevorftehenden Witterung, foll gar nicht anders, als durch Annahme eines fenfibeln Wirkungskreifes um den Körper der Thiere und des Menschen erklärt werden können. Einen über-Allen Zweifel erhabenen Beweis für diefen Wirkungskreis liefert aber die noch nirgends bekannt gemachte Gefchichte von einem Pferde, das des Nachts auf einem bekannten und der Hälfte nach bereits zurückgelegten Wege nicht von der Stelle gehen wollte, weil, wie man am andern Tage fand, eine von dem Orte, wo das Pferd fcheu ward, mehrere hundert Schritte entfernte und über eine Schlucht führende Brücke, worüber der Weg ging, durch das Darüberfahren eines Reifewagens in der Nacht eingebrochen, und die ganze Reifefefellfchaft ums Leben gekommen war. Die Fähigkeit der Thiere, über ihren Körper hinaus zu wirken, foll endlich auch noch durch die von einigen Amphibien, befonders den Klapperschlangen, verursachten cataleptifchen Erfarrungen und Lödungen warmblütiger Thiere, und durch die Wirkungen electricer Fische bewiefen werden. (Eine Menge von Thatsachen, welche für die fenfible Körpersphäre der Thiere als besonderes Wahrnehmungsvermögen fprechen, bisher aber falsch beurtheilt feyn follen, find hier freylich angeführt worden. In keiner diefer Thatsachen liegt jedoch, wenn fie einzeln betrachtet wird, irgend eine Beweiskraft für das daraus Gefolgerte. Man muß also wohl annehmen, was ihnen hieran abgehe, werde, nach des Vf. Meinung, durch ihre Menge erfetzt. Denn das Fühlen der Insecten und Würmer in der

Ferne vermittelst der Fühlhörner und Fühlfäden kann auch von einer Empfänglichkeit der Nerven dieser Organe für besondere Eindrücke, z. B. für feine Luftbewegungen, abgeleitet werden. Gleiche Verwandtschaft hat es mit den Vorempfindungen der Witterung; ihnen kann eine Veränderung in der Atmosphäre, welche die Nerven mancher Thiere und Menschen afficirt, zum Grunde liegen. Spallanzani's Schlüsse auf einen sechsten Sinn der Fledermäuse aus seinen grausamen Experimenten mit diesen Thieren, sind durch Cuvier längst berichtigt. Ohne jene Grausamkeiten hätte man den Grund finden können, warum die Fledermäuse Körper in der Entfernung, auch beym Mangel alles Lichtes, wahrnehmen. Die ausgebreitete sehr sensible Fläche in ihren Flügeln macht, daß sie jeden Eindruck der Luft darauf bemerken. Diese Berichtigung widerlegt aber auch die Annahme einer sensibeln Sphäre in denselben. Die Bekanntschaft mit dem, die eingebrochene Brücke mehrere hundert Schritte in der Entfernung erkennenden, Pferde hat der Vf. nicht selbst gemacht, sondern die rührende Begebenheit ist ihm nur von Andern erzählt worden, und liefert einen Beweis, daß die durch den Mesmerianismus gestärkte Kraft seines Glaubens auch die allergrößten Hindernisse des Fährwahrhaltens zu überwinden vermögend sey. Die Falschheit der Sagen von der bezaubernden Klapperschlange hat der Dr. und Prof. Barton in Pennsylvanien durch die genauesten Untersuchungen über diese vorgebliche Kraft bewiesen. Wie endlich die electrischen Fische in diese Reihe der Beweisgründe für eine sensible Nerven-sphäre kommen, ist schwer zu begreifen. Hätte sich der Vf. doch lieber gleich auf die actio in distans der Electrisc-Maschine berufen.) —

(Die Fortsetzung im folgenden Blatt.)


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 22. May 1813.

Berlin.

(Fortsetzung der oben S. 792 und 800 abgebrochenen Anzeige des Versuchs einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel, von C. A. F. Kluge.)

3) Bey Menschen sollen sich auch Erscheinungen zeigen, die nur allein in einer sensibeln Körpersphäre ihren Grund haben können. Als solche sind angegeben, daß manche Menschen durch eine Art von Angst jedes Hinderniß aus der Ferne empfinden, das ihnen an stockfinstern Orten zur Probe in den Weg gelegt wurde; ferner die Antipathie einiger Menschen gegen Katzen und andere Thiere; desgleichen die Thatsache, daß bey dem Verluste eines der edlern Sinne gewöhnlich ein Ferngefühl als Vicariat hervortritt; das Fühlen des in der Erde verborgenen Wassers und Metalls, worüber neuerlich zwar viel gestritten worden ist, wovon sich aber in der Zukunft noch ergeben wird, daß bey diesem Streite die Wahrheit in der Mitte liege; endlich die merkwürdigen Phänomene bey manchen Nervenkranken, Nachtwandlern und bey den durch den

J (4)

Mesmerianismus in Crise verletzten Menschen, die ohne Gebrauch der übrigen Sinne die Nähe der Umgebungen auf das deutlichste empfanden. (Es gibt allerdings mehrere Sagen darüber, daß Menschen in stockfinsterner Nacht noch Körper in einiger Entfernung davon sollen wahrnehmen können; aber keine genaue Beobachtung dieses Phänomens ist vorhanden, wodurch bewiesen worden wäre, daß dabei keine Affection eines uns bekannten Sinnes wirksam gewesen sey. Manche Menschen haben in einer Finsterniß, bey der andere gar nichts sehen, noch ziemlich genaue Gesichtsempfindungen. — Die angeborenen Antipathien gegen gewisse Thiere lassen sich aus dem widrigen Eindrücke, den ihre Ausdünstungen auf manche Menschen machen, ableiten. — Daß ferner bey dem Verluste eines Sinnes die übrigen in der Feinheit der Receptivität zunehmen, ist eine sehr bekannte Sache, und kann also auch nicht zum Beweise des Daseyns einer sensibeln Nerven-Atmosphäre angeführt werden: sehr belehrend sind in dieser Rücksicht die über den zu Hannover im J. 1784 verstorbenen Ober-Hof-Mediziner Kersting im Journal von u. für Deutschland vom J. 1784 S. 418 mitgetheilten Nachrichten. — Und daß das Metall- und Wasserfühlen auf Einbildung beruhe, ist jetzt ausgemacht. Originell ist jedoch die Art, wie der Verf. den darüber geführten Streit benutzt, und aus dem, was vielleicht künftig noch entdeckt werden wird, die Wirklichkeit jenes Fühlens beweiset. — Die über die Operationen der Nachtwandler angestellten Beobachtungen haben aber gelehrt, daß sie nur an denjenigen Orten, die ihnen mit allem darin befindlichen Gegenständen wachend bekannt geworden waren, ihre Operationen ausführen können, woraus man geschlossen hat, daß denselben ein leb-

haftes Traumbild davon vorschweben müsse. Befänden sie ein Ferngefühl, so würden sie an Orten, welche von ihnen wachend nie gesehen worden sind, eben so geschickt operiren, welches aber nach den darüber vorhandenen Beobachtungen nicht der Fall ist. Handgreiflich ist endlich der Cirkel im Beweise für das Daseyn jenes Ferngefühls, dessen sich der Vf. schuldig macht, wenn er sich dabey auf die Erscheinungen des Mesmerianismus beruft. Denn das ist ja in dieser Stelle seiner Untersuchungen über jene Erscheinungen erst noch die Frage, ob diese aus einem Ferngefühl herrühren?). 4) Endlich soll auch das Wirkungsvermögen der sensibeln Nervensphäre in der Ferne und über den Körper hinaus aus der Gerocomet mit der Alten, wobey der König David nicht vergessen worden ist, aus der Wirksamkeit des Lebensdunstes frisch aufgeschnittener Thiere, aus dem Uebertragen der Krankheiten, vorzüglich der Krämpfe, welches man seit Boerhave's Experiment im Haarlemer Waisenhaus irrig bloß für die Folge der Einbildungskraft gehalten habe, aus den mancherley Sympathien unter den Menschen, aus den eigenthümlichen Wirkungen, welche die bloße Berührung eines Andern hervorbrachte, und die manchmahl bis zu Ohnmachten gestiegen sind, so wie aus den Erscheinungen des Mesmerianismus, evident seyn. (Die Beleuchtung dieser Beweise für das Daseyn des Wirkungsvermögens einer sensibeln Körpersphäre in die Ferne wird uns wohl jeder unserer Leser schenken.)

Aus den von ihm angeführten Thatsachen folgert nun der Verf.: Es sey außer allem Zweifel, daß bey überwiegender Stärke eines Menschen, und bey großer Reizbarkeit eines andern, nicht bloß eine Mittheilung der Lebenskraft von jenem auf diesen

durch unmittelbare Berührung möglich sey, sondern daß auch schon der Dunstkreis eines Menschen, wenigstens als Leiter für den Einfluß auf einen andern, dienen könne; und es sey sogar wahrscheinlich, daß bey dem Zeugungs-Acte, einem auf bestimmte Organe beschränkten Mesmerianismus, der vom Manne sich losreisende Same nur als Leiter des ganzen Einflusses seiner Lebenskraft auf das Weib und das von beiden erzeugte Product diene. (Warum soll denn aber eine Art des Mesmerianismus auf bestimmte Organe eingeschränkt seyn? Dieß ist der Theorie des Verf. gar nicht angemessen. Man darf also die Hoffnung auch nicht aufgeben, daß in der Folge das Mesmeristren den Bey Schlaf zur Befruchtung entbehrlich machen werde, und dem Rec. ist ein Fall bekannt geworden, daß eine Frauensperson schwanger ward, welche standhaft läugnete, mit einer Mannsperson zu thun gehabt zu haben.) Mit diesen Folgerungen verbindet der Verf. noch folgende Behauptungen, welche er auf die ihm eigene Weise, die wir bisher schon kennen gelernt haben, gerechtfertigt hat: 1) Die Nerven des Ganglien-Systems reichen bis zur Peripherie des Körpers, oder bis zur Hautoberfläche, ob es gleich noch nicht gelungen ist, sie bis dahin zu verfolgen, und das Nerven-Fluidum des Ganglien-Systems durchdringt, in Begleitung der Ausdünstung, das Haut-Organ. 2) Die sensible Körpersphäre hängt vom Ganglien-System ab, daher auch die Clairvoyants, wie aus Einem Munde, sagen sollen, sie nähmen die Außen-dinge nicht mit den Sinnen, sondern mit dem Mar-gen wahr. 3) Die Empfindungen jener Sphäre werden im normalen Zustande des Menschen, vermöge der Aufmerksamkeit der Seele auf die stärkern Eindrücke der Sinne, nicht bemerkt, können aber,

im Falle eines Mangels der Sinne für die Ferne, und wenn das Ganglien-System durch eigene Körperbeschaffenheit oder durch das Mesmerisiren potenzirt war, sogar bis zur Klarheit der gewöhnlichen Sinnesanschauung gesteigert werden, indem aus der sonst gleichgeltenden Masse desselben das Sonnengeflecht zu einem Brennpuncte und Sensorium des Ganzen erhoben, und das Gehirn, der sonstige absolute Centralpunct des Organismus, zu einem relativen Ganglion depotenzirt, und jenem durch die Potenzirung des Ganglien-Systems einverleibt werde. 4) Durch die Einverleibung des Cerebralsystems in das Ganglien-System wird die Thätigkeit des einen für die des andern bestimmend, und fast der ganze Organismus zu einem Ganglien-System umgewandelt, dadurch aber bewirkt, daß die Functionen der Vegetation mit überwiegender Kraft vor sich gehen. — Nach der Aufstellung dieser Behauptungen geht der Verf. zur Erklärung der Erscheinungen des Mesmerianismus über, und zeigt, wie sie dadurch zu Stande gebracht werden können. Nur zwey Erscheinungen nimmt er aus, und hält sie für unerklärbar, nämlich den Mesmerischen Rapport zwischen meilenweit entfernten Personen, und die Fähigkeit der Clairvoyants, die Gedanken ihrer Mesmerisiren zu lesen.

Von welchem Werthe diese Erklärung sey, wäre jetzt zu untersuchen. Aber wenige Leser dieser Blätter möchten es uns Dank wissen, wenn wir sie in Rücksicht der Bedingungen, unter welchen Erklärungen von Thatsachen der Erfahrung, auf Wahrheit Ansprüche machen können, und keine Hirngespinnste sind, mit einiger Vollständigkeit prüfend durchgehen wollten. Wie wir nämlich gesehen haben, so be-
ruhen die Erklärungen des Verf. ganz vorzüglich mit

darauf, daß bey dem Mesmerisiren aus der Fülle der Lebenskraft eines Menschen ein Theil auf den damit in geringerem Grade versehenen übergehe. Nun führt er aber selbst S. 135 u. 180 Fälle von Personen an, die ganz von selbst und ohne Manipulation oder deren Substitute in den Mesmerischen Schlaf gerathen seyn, und viele Erscheinungen desselben durchgemacht haben sollen. Und solcher Fälle sind von Andern noch mehrere verkündigt worden. Wie kann aber nach jener Voraussetzung ein Auto-Mesmerianismus Statt finden? Und wenn der Mesmerisirer, als der Stärkere, von seiner Lebenskraft, oder dem lebendes Wesen zu viel besitzen kann, dem Mesmerisirten, als dem Schwächern, eine Portion mittheilen muß: so begreift man gleichfalls nicht, warum dieser in Krämpfe, Convulsionen, Ohnmachten und Schlaf geräth, und nicht vielmehr jener, der den Kraftverlust erleidet? Wenn ferner vom Verf. vorausgesetzt wird, daß die sensible und in die Entfernung wirkende Körpersphäre von dem Ganglien-System abhängt, und daß dieses, wenn es nicht bloß der Vegetation dienen soll, vorher potenziert worden seyn müsse; wie kann denn, muß man fragen, der im normalen Zustande sich befindende Mesmerisirer, bey welchem also das Cerebralsystem dem der Ganglien noch nicht einverleibt worden ist, und mithin auch die von diesem abhängende actio in distans fehlt, dergleichen actio ausüben? Da endlich die Heilungen durch den Mesmerianismus erst mittelst der während des Mesmerischen Schlafes mit überwiegender Kraft vor sich gehenden Functionen der Vegetation zu Stande gebracht werden sollen, wie wurden denn die Kranken, die durch das Mesmerisiren im ersten Grade noch nicht in den Schlaf gesetzt worden waren, dennoch geheilt? Doch,

statt die Mängel der Erklärung des Vf. weiter aufzudecken, wollen wir jetzt lieber einen andern Schlüssel zu den Erscheinungen des Mesmerianismus mittheilen, und über die Richtigkeit davon die nöthigen Beweise beybringen. Der Raum dieser Blätter gebietet jedoch, uns dabey der Kürze in so weit zu befeßigen, als dieß der Deutlichkeit unbeschadet geschehen kann.

Vergleicht man nämlich die Erscheinungen, welche der Verf. vom Mesmerianismus aufgezählt hat, mit längst bekannten und ihren Ursachen nach so weit begriffenen Erscheinungen in der menschlichen Natur, als irgend Etwas in ihr sich beareifen läßt, so kam die Quelle jener Erscheinungen nicht einen Augenblick ungewiß seyn. Denn sie stimmen ihrem Inhalte, ihren mannigfaltigen Formen und ihren fortschreitenden Entwicklungen nach mit den bekannten Symptomen der Schwärmerey auf das vollkommenste überein, und müssen daher nach den richtigen Regeln der Naturerklärung für eine Art von dieser gehalten werden, die zum Unterschiede von den übrigen Arten, nämlich von der politischen, religiösen, speculativen u. s. w. die medicinische zu nennen seyn dürfte. Das Befremdende, das dieser Ausspruch für manchen Leser haben möchte, zu heben, müssen wir uns wohl zuvörderst angelegen seyn lassen.

Die Schwärmerey geht zwar immer auf Befriedigung von Wünschen aus, deren Möglichkeit den Einsichten der Vernunft und den uns bekannten Gesetzen der Natur widerspricht. Aber sie richtet sich allemahl nach dem Geiste des Zeitalters, in welchem sie entstand, und nach den darin herrschenden Vorstellungen. In einer Periode also, wo Naturkunde blühet, wo gewisse Arten des Aberglaubens, denen der gemeine Pöbel ergeben ist, von den Ge-

hildeteren als Absurditäten verlacht werden, wo man Grenzen, über welche die menschliche Erkenntnißkraft nicht hinaus kann, annehmen zu müssen glaubt; in einer solchen Periode legt auch die Schwärmeren das rohe und geschmacklose Gewand ab, womit solche in barbarischen Zeiten erscheint. Wenn sie daher etwa auf eine wundervolle Wiederherstellung der Gesundheit gerichtet seyn sollte, dann wird sie sich nicht mehr mit geweihten Amuletten, mit Zauberworten oder Zauberglocken, mit der Magie oder dem Einflusse der guten und bösen Geister auf den menschlichen Körper, mit dem Arzneus eines Theophrast, mit dem Gas und Glas eines J. B. von Helmont, mit Uringläsern und ähnlichen Dingen befassen, noch weniger aber mit Offenbarungen medicinischen Inhalts aus einer übersinnlichen Welt groß thun; sondern, um nicht außer der Mode zu seyn, und sich nicht lächerlich zu machen, nur von Entdeckungen unbekannter Kräfte sprechen, und wohl gar die Gesetze der Wirksamkeit dieser Kräfte auffuchen.

Wer sind denn aber diejenigen Personen, bey welchen der Mesmerianismus so große Dinge bewirkt haben soll? Fast insgesammt Patienten, die an Uebeln leiden, gegen welche die medicinische Kunst mit Erschöpfung ihrer Mittel nichts hat ausrichten können, besonders solche, die von Nervenübeln (dem Kreuze der Medicin) geplagt werden, und noch dazu größten Theils preßhafte Frauenzimmer, deren Empfindlichkeit und Phantasie weit reizbarer und erregbarer ist, als die der Mannspersonen: also Subjecte, die für schwärmerische Ideen und Wünsche große Empfänglichkeit besitzen.

(Der Schluß folgt im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 22. May 1813.

Berlin.

(Beschluss der S. 792, 800 u. 808 abgebrochenen
Anzeige des Versuchs einer Darstellung des
animalischen Magnetismus als Heilmittel, von
C. A. S. Kluge).

Jede Art der Schwärmeren hat endlich, außer den allgemeinen Symptomen, die allen Arten zukommen, noch besondere, welche durch den ihr zum Grunde liegenden Wunsch hauptsächlich bestimmt werden. Von den vielen älteren, auf Gesundheit gerichteten, Schwärmeren dürfte aber wohl keine in dem Grade lehrreich seyn, als die, welche bey dem Grabe des zu Paris im J. 1727 verstorbenen Diaconus Franz von Paris ausbrach, gleichfalls lauter wunderthätige Handlungen betraf, eine Zeitlang die Europäische Welt unterhielt, auch viele Federn in Bewegung setzte. (In Less's Wahrheit der Christl. Religion, 5. Aufl. S. 827 ff. und in Henke's Kirchengeschichte des 18. Jahrh. Th. I. S. 122 ff. ist ein Verzeichniß der Schriften über die Wunder bey dem Grabe des heil. Paris, und eine kurze, aber lehrreiche, Geschichte dieser Wunder befindlich.)

R (4)

Wie wir bereits bemerkt haben, so nimmt der M. sechs bis jetzt genau beobachtete Grade in den Wirkungen des Mesmerianismus an. Die drey ersten Grade bestehen bloß aus körperlichen Zuständen, ohne alle Exaltation oder Veränderung des Verhältnisses der Seelenkräfte, und werden folgender Maßen von ihm characterisirt. Im ersten Grade bleibt die Seele vermittelst der Sinnlichkeit mit der Außenwelt in der gewöhnlichen Verbindung, und durch die Mesmerische Behandlung treten während desselben nur als Erscheinungen ein, das Gefühl eines starken Durchströmens vom Kopfe nach den Extremitäten; hierauf ein allgemein erhöhter Wärmegrad und mehr Röthe der Haut, mit verstärkter Ausdünstung derselben. Im zweyten weiß der Mesmerisirte noch alles, was um ihn her vorgeht, durch die Sinne. Bloß die Augen entziehen sich der Herrschaft des Willens, und zu den Erscheinungen des ersten Grades gesellen sich Uebelkeiten, heftiges Schaudern, Reiz zum Husten, vorzüglich bey Berührung der Herzgrube. Im dritten endlich weicht die ganze Sinnlichkeit, und der Mesmerisirte geräth in einen der Betäubung und Erstarrung nahen Zustand, worin er aller Empfindung und alles Bewußtseyns beraubt ist, manchemahl auch Ohnmachten, convulsivisches Zittern, wirkliche Krämpfe, cataleptische und selbst apoplectische Zufälle bekömmt.

Man sieht aber leicht, daß die ersten beiden Grade gar nichts enthalten, wozu man die Voraussetzung eines besondern, durch das Mesmerisiren allererst in Wirksamkeit versetzten, physischen Agens nöthig hätte, indem sie Zustände ausmachen, in die sehr viele Menschen durch starke Affecten angenehmer und unangenehmer Art, durch große Erwartungen und Furcht, versetzt werden. Anders verhält es sich

jedoch mit dem dritten Grade, und die davon angegebenen Phänomene scheinen in Rücksicht der Umstände, unter welchen sie Statt finden, gar nicht gewöhnlicher Art zu seyn. Allein die Geschichte der Schwärmerey belehrt uns eines Bessern hierüber. Alle vom Verf. angegebenen Symptome des dritten Grades kamen nämlich auch bey den Wundern vor, die am Grabe des heil. Paris sich ereigneten, vorzüglich als die Convulsionen sich dazu gefellerten. Und die Belehrung des ungläubigen von **Montgeron** auf jenem Grabe erfolgte allererst, nachdem er auf demselben 4 Stunden in der vom Verf. als Erscheinungen des dritten Grades angegebenen Betäubung und Erstarrung zugebracht hatte. Auch hat **Muratori** in dem Werke über die Einbildungskraft, im Kap. von den Entzückungen und Visionen, bereits die Bemerkung mitgetheilt, daß es Entzückungen gebe, bey denen die dabey vorkommenden Bewegungen denen gleichen, die man bey dem Wahnsinne, bey der Raserey, Epilepsie, dem Schlagflusse und ähnlichen Krankheiten zu bemerken pflegt. Es sollte uns ferner nicht schwer fallen, aus **Adelung's** Geschichte der menschl. Nartheit eine Menge von Thatfachen beizubringen, daß das Licht, welches den Helden jener Geschichte zu Theil ward, ihnen erst aufging, nachdem sie die Erscheinungen des dritten Grades durchgemacht hatten (z. B. s. Th. I. S. 304, Th. III. S. 96), und auch **Zimmermann** führt es im zweyten Theile des Werkes über die Einsamkeit S. 159 an, daß die **M. M. von Pazzis** unbeweglich und unempfindlich da gelegen habe, bis die Liebesergießungen ihres himmlischen Bräutigams kamen, und ein neues Leben ihre Glieder durchdrang. Ueberhaupt hatte große Anstrengung der Phantasie zu allen Zeiten eine Hemmung der Wirksamkeit der

Sinne, bey Manchen aber eine gänzliche Zurückziehung in das Innere, zur Folge.

Doch die Glorie der Erscheinungen des Mesmerianismus fängt erst mit dem vierten Grade, Somnambulismus genannt, sich zu entfalten an, in welchem der zwar nicht aus seinem Schlafe, sondern nur in sich selbst erwachte Kranke wieder zu seinem vorigen Bewußtseyn gelangt, aber in einem abgeänderten Verhältnisse zu seinen Umgebungen. Denn die äußern Sinne sind alsdann entweder gänzlich geschlossen, oder doch unter einer andern Form hervorgetreten, und nur der innere Sinn ist noch derselbe. Zu diesem Grade gehört nämlich 1) eine Metamorphose des Gefastes in einen vollkommenen Gesichtssinn; 2) das Wahrnehmen der Dinge, auch der hörbaren, in der Magengegend, ferner durch Zwischenkörper, und nicht bloß dessen, was der Mesmerisirer in der verschlossenen Hand hält oder in der Tasche trägt, sondern auch durch dicke Wände, und in großer Entfernung, besonders aber derjenigen Personen, womit Jemand in Rapport gesetzt worden ist, endlich des vom Mesmerisirer ausgehenden und dessen Körper wie ein Heiligenschein umgebenden himmelblauen oder feurigen Glanzes; 3) das Unterscheiden der mesmerisirten Blumen und des mesmerisirten Wassers; 4) das Afficirtwerden von genäherten oder den Kranken wirklich berührenden Metallen; 5) das Sprechen in einem ganz andern Tone (der bisweilen höchst melodisch oder singend seyn soll), in einer andern Sprache oder in einem andern Dialecte, als deren sich der Sprechende gewöhnlich bedient, mit ihm sonst unmöglicher Fertigkeit, Eleganz und Delicateffe; 6) das Fühlen des Zustandes, worin sich der Kranke befindet, als eines höchst angeneh-

men und behaglichen, der sich auch im Körper ausdrückt; endlich 7) das Unvermögen, nach dem Erwachen aus demselben sich dessen wieder zu erinnern, was darin wahrgenommen, gedacht oder gesagt worden ist, und das Vermögen der Erinnerung so bald der Kranke wieder in den Mesmerischen Schlaf verlegt worden ist.

In der langen Reihe dieser Erscheinungen kommt, die der Empfindlichkeit gegen Metalle ausgenommen, welche nicht wohl älter seyn kann, als der Galvanismus, sonst keine vor, die nicht mit den aus der ältern und neuern Geschichte bekannten Symptomen der Schwärmerey übereinstimmte. Alle Schwärmer ohne Ausnahme rühmten sich nämlich des Besizes von Einsichten, zu welchen kein Mensch auf dem gewöhnlichen Wege gelangen kann. Der Inhalt dieser Einsichten entsprach aber natürlicher Weise dem Objecte ihrer Schwärmerey, und den dabey Statt findenden Wünschen. Der Mesmerianismus zeichnet sich nur dadurch aus, daß er eine Metamorphose der Erkenntniß-Organen in Ansehung ihrer Functionen annimmt. Freylich scheint das Erkennen in der Ferne, und das Lesen der Briefe in der Tasche nicht recht in den jenem eigenthümlichen Character einzupassen: denn er wird ja bloß durch die Wünsche auf das Gesundwerden bestimmt. Auch war es anfänglich nicht bey ihm vorhanden. Zum wenigsten enthalten die Berichte von den Wundern, welche Mesmer verrichtete, nichts davon. Warum ferner gerade die Herzgrube zum Sammelplatz aller Sinnesempfindungen bey den Somnambulen erhoben worden ist, und nicht vielmehr eine andere Stelle des menschlichen Körpers, läßt sich auch nicht sogleich einsehen. Allein es ist häufig der Fall, daß eine Art der Schwärmerey in den Ton einer andern

hinein geräth, weil sie insgesammt in Verwandtschaft mit einander stehen, und die Geschicklichkeit, mit der metamorphosirten Sehkraft Körper durchdringen zu können, ist zum wenigsten ein gutes Requisite für manche Kenntnisse, welche in einer vollständigen Kunst, Krankheiten richtig zu erkennen und dieser Erkenntniß gemäß zu heilen, nicht scheint fehlen zu dürfen. Was hingegen die Wahl der Herzgrube zum Sammelplatz aller Empfindungen während des Mesmerischen Schlafes betrifft, so dürfte, aus leicht begreiflichen Ursachen, dieser Sammelplatz weder zu nahe bey den Augen, noch auch zu entfernt von denselben angenommen werden; ihn noch unter die Herzgrube herabzurücken, wäre gegen die Decenz gewesen; und jene Stelle am menschlichen Körper zeichnet sich ja auch noch durch manche besondere Eigenthümlichkeiten aus, z. B. durch große Empfindlichkeit gegen heftige Stöße, daher sie zu einem solchen Sammelplatze wohl geschickt zu seyn scheint. Uebrigens darf aber hierbey nicht übersehen werden, daß die Somnambulen in der Erklärung über das wie und wo sie eigentlich durch den neuen, in ihnen wirksamen, Sinn das Nahe und Entfernte wahrnehmen, sehr dunkel und uneinig sind, wie auch der Vf. bemerkt hat. Manche sollen vorgegeben haben, diesen Sinn in der großen Zehe zu besitzen. — Das Sehen des den Mesmerisirten umgebenden Heiligenscheins trifft mit den constantesten Erscheinungen bey der Schwärmeren zusammen, und ist leicht zu begreifen, so bald man nur erwägt, zu welcher Würde jeder für den Mesmerisirten erhoben worden ist, wovon beym fünften Grade Mehreres. Die entzückten Nonnen sahen Gott, den Heiland und die Heiligen immer mit einem Nimbus umgeben. — Bey der Erkenntniß des

mesmerisirten Wassers wird man an die Fähigkeit der Mad. Guyon erinnert, welche eine geweihte Hostie von einer ungeweihten durch den Geschmack zu unterscheiden vermochte. — Daß aber das Gefühl der Mesmerisirten von ihrem Zustande ein Wohlgefühl ist, daß sie eben deswegen wünschten, nie aus demselben her austreten zu dürfen, daß ihnen die innige Verbindung mit dem Mesmerisiren ein unaussprechliches Entzücken gewährt, daß ferner die Sprache derselben in dem Tone und in der Wortfügung mancherley Veränderungen erleidet, und daß sie, wenn ihnen mehrere Dialecte bekannt sind, von ihrem seligen Zustande nur in den feineren und vornehmeren reden: dieß alles sind ganz untrügliche Zeichen des schwärmerischen Schwunges ihres Geistes. Sogar die Convulsionäre auf dem Grabe des heil. Paris sprangen, nachdem sie die gewaltsamen Hülfleistungen, das Schlagen mit eisernen Stangen auf die Brust, das Durchbohren der Hände und Füße auf dem Kreuzholze u. s. w. ausgehalten hatten, fröhlich umher, und wußten nicht genug die Seligkeit zu preisen, die sie während ihrer Ohnmacht geschmeckt hatten, so wie auch die Erquickung und Stärkung, die ihnen dadurch zu Theil geworden war. Eben dieselben bekamen plötzliche Erhöhungen der Sprachfähigkeit, die sich bisweilen durch das Sprechen in fremden Zungen äußerte, und ließen Töne vernehmen, von denen man bald merkte, daß es Griechische und Hebräische Worte wären. Aber an das Sprechen nicht gelernter Sprachen glaubt jetzt nicht leicht Jemand. — Daß die Somnambulen endlich, wenn sie wieder zur richtigen und der Erfahrung gemäßen Besonnenheit gelangen, oder aus ihrem traumartigen Zustande erwacht sind, wenig oder gar nichts von dem wissen, was sie wäh-

rend desselben gethan oder gesprochen haben; in ihn hingegen wieder versetzt, die in einem vorhergegangenen Paroxysmus angenommene Persönlichkeit auch wieder bekommen, ist gleichfalls eine bey der Schwärmerey gewöhnliche Erscheinung, wie die Geschichte so mancher begeisterten Nonne und die Wunder bey dem Grabe des heil. Paris bezeugen, die jedoch erst in manchen andern Seelenkrankheiten recht constant wird.

Die vom Verf. angeführten Erscheinungen des fünften und sechsten Grades, wovon jener den Nahmen der Clairvoyance und Selbstbeschauung, dieser aber den der Ekstase, Desorganisation und allgemeinen Klarheit erhalten hat, unterscheiden sich von dem vierten und unter einander theils durch größern Inhalt, z. B. durch Zunahme des Gefühls des Wohlbehindens, und durch Vermehrung der actio in distans, theils durch neue Erscheinungen, die jedem Grade besonders eigen sind, und der Uebergang aus einem in den andern erfolgt nicht immer leicht und schnell, sondern erst durch wiederholte Anstrengung des Mesmerisirens und Mesmerisirten, indem jener die Aufmerksamkeit dieses unablässig auf dessen innern Zustand richten, und ihn in sich zurücktreiben muß. Zu den wichtigsten Erscheinungen im fünften Grade gehören aber 1) das Sehen der innern Theile des eigenen Körpers und ihrer gesunden oder kranken Beschaffenheit; 2) das Verordnen der angemessenen Heilmittel, auch wenn sie von solcher Beschaffenheit sind, daß der Kranke im wachenden Zustande sich ihrer nur mit dem größten Widerwillen bedient, und das genaue Bestimmen der Zeit des Eintritts, der Dauer, so wie auch der Stärke des Mesmerischen Schlafes; 3) die vollständigste Sympathie mit den körperlichen Zuständen und auch mit

den Gedanken aller Personen, die den Kranken berühren, vorzüglich jedoch mit dem mesmerisirenden Arzte, er mag anwesend oder abwesend seyn, der für jenen ein zweytes Ich seines Mesmerischen Lebens wird, so daß er nur von sich und von diesem Kunde hat, ja schon convulsivisches Zittern bekömmt, wenn der Arzt sich von ihm entfernt, oder während der Krise einige Zeit sich mit Andern unterhält; 4) das Durchschauen des Körpers und der Krankheitszustände Anderer, selbst wenn diese meilenweit entfernt sind, vermittelt einer Glasplatte, welche die Andern auf der Herzgrube getragen haben, wenn sie der Kranke auf dieselbe Stelle legt. — Vom sechsten Grade wird endlich angeführt, daß der Mesmerisirte in demselben in eine höhere Beschauung der gesammten Natur trete; von Personen, die über 100 Meilen weit entfernt sind, ohne allen Zwischenkörper gleichzeitige Kenntnisse erhalte; in Ansehung seines Sehergeistes nicht bloß auf Krankheitszustände eingeschränkt sey, sondern zuweilen auch andere verborgene Vorgänge durchschaue; selbst Dinge vorher wisse, die von künftigen Entschließungen Anderer abhängen; endlich mit dem Verluste alles eigenen Willens in Abhängigkeit von den Gedanken und dem Willen des Mesmerisirens, jedoch nur, wenn diese gut sind, gerathe.

Daß die Einbildungskraft durch angestrengte Richtung auf einen Gegenstand, und durch schwärmerische Uebung, Sinnlichkeit und Vernunft nach und nach immer mehr unterdrücke, und dem Schwärmer die Erreichung seiner Wünsche vorspiegele, ist der Erfahrung aller Zeiten gemäß. Die wunderthätigen Heilungen durch den heil. Paris geschahen anfänglich nur durch Berührung seines Grabes; in der Folge jedoch durch das Berühren und Küssen ei-

nes Bildes von ihm, oder eines Rosenkranzes, den er gebraucht hatte, oder durch einen Trunk Wassers, worin ein bißchen Erde von dem Grabe befindlich war. Daß aber bey der im Mesmerianismus wirksamen Schwärmerey die während des Mesmerischen Schlafes vorgeblich Statt findende Erhöhung oder Abänderung der Seelenträfte mit der Wiederherstellung der Gesundheit verloren geht, bringt die besondere Natur dieser Schwärmerey mit sich: Denn ihr Ziel ist ja jene Wiederherstellung, das Mittel aber der wundervolle Schlaf, und sie würde also ihren Character verläugnen und in Wahnsinn übergehen, wenn von den Fähigkeiten, die vorgeblich im krankhaften Zustande als Heilmittel wirksam und nöthig seyn sollen, nach Aufhebung desselben noch etwas übrig bliebe. — Aus jenem Character ist denn auch die Kenntniß, welche der Mesmerisirte von seinem Körper, von den angemessenen Heilmitteln, von dem Anfange und der Dauer der heilbringenden Crisen, ja sogar von andern Kranken, welche mit ihm in den Mesmerischen Rapport versetzt worden sind (wovon die letztere Kenntniß nur eine höhere Potenz der ersten ausmacht), zu besitzen vorgibt, vollkommen verständlich. Das ist ja nämlich die Klage so vieler Kranken, vorzüglich wenn Hypochondrie zu den andern Uebeln hinzukömmt, daß der Arzt ihren Körper nicht recht kenne, mit dem Sitze des Uebels unbekannt sey, und daher die rechten Arzneyen verfehle. Was könnte also erwünschter seyn, als eine von allen Mängeln befreyte Einsicht hiervon? und von dem Besitze einer solchen entsteht die Einbildung sehr leicht, so bald ein heftiger Wunsch darauf gerichtet ist. Welches sind denn aber die Erkenntnisse vom menschlichen Körper, von den Ursachen der Krankheit in demselben,

und von den zu ihrer Hebung nöthigen Heilmitteln? Man sollte freylich denken, daß ein einziger Blick, in das lebende Innere des Menschen gethan, zu Einsichten führen müßte, die unsere dürftigen anatomischen und physiologischen Kenntnisse ungemein erweiterten und verbesserten. Aber nach den vom Verf. S. 193 ff. gesammelten Nachrichten hat die höhere Verbindung des Clairvoyants mit der ganzen Natur nichts weiter zu Tage gefördert, als was man vom menschlichen Körper schon längst, und zwar weit vollständiger und besser, wußte. Und mit der Kenntniß der angemessenen Heilmittel steht es eben so aus. Diese waren ganz gewöhnliche Arzneyen oder gute Hausmannskost, wie sie in jeder Familie gewöhnlich ist. Die Schwärmeren rühmte sich immer hoher Einsichten, kam aber nie über ganz gemeine Dichtungen hinaus. — Daß eine Clairvoyante noch etwas mehr wissen will, als was auf ihre und anderer Menschen Krankheit sich bezieht, geht natürlich zu. Und der Thatsachen, daß man künftige, selbst von menschlichen Entschliessungen abhängige, Dinge genau vorher wissen könne, sind, wenn alles, was gedruckt worden ist, für Wahrheit gilt, so viele vorhanden, daß ein solches Vorherwissen zu den sehr gewöhnlichen Erscheinungen in der menschlichen Natur gehört. Nur Stümper in der Kunst, zu prophezeihen, lassen es bey vagen Angaben der Zukunft bewenden. — Was endlich die innige Verbindung des Mesmerisirten mit dem Mesmerisiren, und die stufenweise Zunahme derselben bis zur vollständigen Abhängigkeit jenes von diesem in allem Denken, Fühlen und Wollen betrifft, so mag man sie wohl dasjenige nennen, womit der Mesmerianismus seinem Werke in der menschlichen Natur die Krone aufsetzt, weil er sogar für die Mittheilung guter Gesinnungen wirksam

wird. Zwar schwelgten auch die in einen himmlischen Bräutigam verliebten Nonnen im Genuße der Vereinigung mit demselben, und dieser Genuß war über alle Regungen und Gefühle des Geschlechtsriebs erhaben, wie sie heilig versichern; ja ging auch wohl, durch Mystik potenzirt, bis zur Aufhebung aller Persönlichkeit. Aber die Vereinigung, welche der Mesmerianismus zwischen der Mesmeristen und ihrem Heilande, nämlich mit dem sie von allen Uebeln befrehenden Mesmerisiren, hervorbringt, ist auch in der Rücksicht der menschlichen Natur angemessener, als sie sich zugleich auf eine Mitleidenschaft der Körper beider, und bis auf den Durchfall und das Erbrechen, woran der Mesmerisiren leidet, erstreckt, wie von dem Verf. S. 202 berichtet wird.

Doch genug von der Uebereinstimmung der Erscheinungen des Mesmerianismus mit denen der Schwärmerey. Daß wir sie so einleuchtend darstellen konnten, verdanken wir dem Werke des Vf. und den darin gesammelten Nachrichten von jenem. Die Antwort auf ein paar Fragen aber, die gewiß mancher unserer Leser nun aufwerfen dürfte, müssen wir zum wenigsten noch andeuten.

Die erste Frage, deren Beantwortung die Anzeige des zweyten, practischen Theils vom Werke des Verf. überflüssig macht, betrifft die Nützlichkeit und Schädlichkeit des Mesmerianismus. Hierbey müssen mehrere Punkte von einander unterschieden werden. Man könnte sagen: was schadet es, wenn auch bey den Wirkungen jenes ein Zusatz von Schwärmerey Statt findet, und die Einbildungskraft bey den Heilungen durch denselben das Beste thun sollte, wenn nur dadurch Kranke geheilt werden? Genau besehen, gehört ja zu allen Curen, wenn sie

gelingen sollen, ein gläubiges Hingeben an den Arzt, und dieser wird eigentlich nicht durch das Diplom einer medicinischen Facultät und durch deren Approbation seines Verfahrens, sondern dadurch, daß er Kranke gesund macht, zum Arzte gestämpelt. Manche Vertheidiger des Mesmerianismus haben auch diese oder eine ähnliche Sprache geführt (s. Rapport des Commissaires chargés par le Roi p. 60). Denkt man sich aber noch, daß der Hetero-Mesmerianismus nach und nach in den Auto-Mesmerianismus überginge, wie leicht der Fall seyn dürfte, wenn die Wirksamkeit der Phantasie bis dahin erhöht würde, daß sie ohne Hülfe eines äußern Erregungs- und Stärkungsmittels den Mesmerischen Schlaf und dessen Erscheinungen hervorzubringen vermöchte, Jeder also zugleich in den Stand gesetzt würde, sein eigener Arzt zu seyn, und die in Unordnung gebrachte körperliche Maschine allein wieder auszubessern: so würde die Heilkunde zu einer bis jetzt kaum geahneten Höhe gebracht werden. Nun wollen wir gar nicht läugnen, daß durch den Mesmerianismus bey Manchen eine Heilung oder Verminderung körperlicher Uebel zu Stande gebracht worden sey. Denn was die von Hoffnungen beflügelte Einbildungskraft, und das bis zum Affect gesteigerte Gefühl bisweilen für große und heilsame Veränderungen im menschlichen Körper bewirkt habe, davon sind ja die Schriften der Aerzte und Anthropologen voll. Inzwischen ließe sich leicht nachweisen, daß die Heilkraft, welche die Phantasie im Mesmerianismus bewiesen hat, nie größer gewesen sey, als diejenige, welche sie in Verbindung mit Amuleten, Magie, Zauberformeln und am Grabe des heil. P^{et}ri zeigte, auf dem Manche sogar ihre hölzernen Bethe, womit sie dahin gekommen waren, sollen haben liegen lassen, weil sie durch die aus dem

selben strömende Kraft mit neuen, wohl organisirten, versehen worden waren. Von denen, die durch solche Mittel gesund geworden seyn sollen, wird immer viel gesprochen, weil es ein Wunder ist; von den Kranken hingegen, die dadurch keine Hülfe erhielten, wird geschwiegen, denn dabey gibt es nichts zu bewundern; und so kömmt es endlich nie recht ans Tageslicht, um wie viel die Zahl der mißlungenen Curen die der gelungenen übertrifft. Besorgnisse anderer Art dürfte der Umstand erregen, daß der Uebergang von einer Art der Schwärmerey in eine andere sehr leicht ist; und welche Unruhen im Staate manche derselben erregt haben, ist bekannt genug. In dieser Rücksicht hat man jedoch vom Mesmerianismus nichts zu befürchten, und nervenschwache Personen, an denen er vorzüglich seine Kraft bewähren soll, sind nicht im Stande, die Rolle einer *Bouignon* oder eines *G. Fox* zu spielen, weil dazu immer mehr Kraft erforderlich ist, als jene besitzen. Noch wäre zu untersuchen, ob es in Rücksicht des Verhältnisses, in welchem unsere Seelenkräfte zu einander stehen sollen, erspriesslich sey, der Einbildungskraft ein so großes Uebergewicht über Sinnlichkeit und Vernunft, auch nur auf einige Zeit, zu verschaffen, als durch die Anwendung des Mesmerianismus wirklich geschieht, wenn er bey Jemand wirksam ist. Der Verf. gesteht selbst, daß jene Anwendung einen Eingriff in die höhern Geseze der Natur enthalte (die also nicht sehr fest stehen müssen), eine für die Gesundheit derer, die sich dazu hergeben, höchst gefährliche Sache sey, und oftmahls die furchterlichsten Convulsionen hervorgebracht habe. Ja es wird von ihm ~~noch~~ auf einen, über die oben angegebenen sechs Grade hinausgehenden Grad hingedeutet, der bey öfterer Wieder-

sehr sehr leicht in eine andauernde Geistesverwornheit übergehen kann, so daß also dabey der Sonnambul aus seinem Paradies im sechsten Grade unmittelbar ins Irrenhaus versetzt würde, und will daher, daß kein Vaie, außer unter der Leitung eines verständigen Heilkünstlers, sich jemahls mit dem Mesmerisiren befaße. Ob aber dieser es in seiner Gewalt habe, die gegen Sinne und Vernunft rebellisch gemachte Phantasie deren Zucht und Herrschaft wieder zu unterwerfen, dieß ist eine andere Frage. Beobachtungen über diejenigen, bey welchen das Mesmerisiren die Seelenkräfte in andere Verhältnisse versetzt hat, müßten hier entscheiden. Dergleichen Beobachtungen sind bis jetzt jedoch sehr wenige vorhanden.

Wenn nun aber eine für die Gesundheit der Seele eben sowohl, als für die des Körpers, Sorge tragende Polizei es für keine gleichgültige und außer ihrem Ressort liegende Sache ansähe, daß schwache Geister durch den Mesmerianismus noch mehr geschwächt würden, oder die Arzneykunst sich mit der Schwärmerey vermähle, und nicht abwarten wollte, daß jener von selbst wieder aus der Mode käme; welches wäre dann wohl das zweckmäßigste Mittel, um dem Spiele damit ein Ende zu machen? Nicht etwa ein scharfes Verbot. Denn das würde Märtyrer erzeugen, und kann, nachdem der Auto-Mesmerianismus erfunden worden ist, mit Gewalt nicht wohl durchgesetzt werden. Aber was Shaftesbury in dem Briefe über den Enthusiasmus gegen die Schwärmerey empfahl, und zu allen Zeiten den Thorheiten gesteuert hat, nämlich die Darstellung ihrer Aeußerungen auf dem Theater, würde auch in Ansehung des Mesmerianismus ganz unfehlbar wirken. Denn man

denke nur an die körperliche und geistige Mitleidenschaft, welche durch das Mesmerisiren nicht allein zwischen dem Mesmerisiren und der mesmerisirten, sondern auch zwischen dieser und jeder andern mit ihr in Rapport versetzten Person bewirkt werden soll. Wie herrlich ließe sich die nicht auf dem Theater als ein Mittel benutzen, die Sprödigkeit mancher grausamen Schönen gegen den in Verzweiflung gebrachten Schäfer zu überwinden, und jene dahin zu bringen, mit diesem Ein Herz und Eine Seele zu werden? Zwar gibt es unter den Wirkungen einer solchen Mitleidenschaft einige, z. B. in Ansehung des Durchfalls und des Erbrechens, welche wohl hinter die Coulissen verlegt werden müßten. Andere dagegen eignen sich zu einem echten Coup de Théâtre. Auch besorge man nicht, daß der Haupt-Act in einer solchen Posse, nämlich das Manipuliren, langweilig sey. Hierzu sind ja nur ein paar Striche mit den Fingerspitzen erforderlich, und auch hierbey kann viele unterhaltende Mannigfaltigkeit angebracht werden. Denn im zweyten Theile hat der Verf. viele Mittel angegeben, wodurch das etwas langweilige Manipuliren vollkommen ersetzt werden kann, nämlich das Anhauchen und das Mesmerisiren des Bildes im Spiegel. Und wenn diese Mittel abgenutzt worden sind, so bringe man den mesmerisirten Baum, der ja wie ein Weihnachts-Baum mit Geschenken für die sich endlich ergebende Schöne aufgezückt werden kann, oder den Gesundheits-Sober, auch Mesmerische Wanne und Batterie genannt, womit auf einmahl ein ganzes Duzend in den Liebe erregenden Somnambulismus versetzt werden kann, zu mehrerer Unterhaltung der Zuschauer aufs Theater.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 24. May 1813.

Rom.

Bey B. Poggioli: Musei Sanclementiani numismata selecta regum, populorum et urbium praecipue Imperatorum Romanorum Graeca, Aegyptiaca et coloniarum illustrata libri III. cum figuris addito de Epochis Libro IV. 1—X. Lib. I. p. 1—342. Lib. II. p. 1—352. Lib. III. p. 1—314. Lib. IV. p. 1—427. Nebst 14 Kupfer- und Tafeln. 1808. 1809. Quart.

Nachdem Eichel die zerstreuten numismatischen Kenntnisse durch Aufstellung allgemeiner Regeln und Anwendungen derselben auf das Einzelne zu einer geordneten Wissenschaft erhoben, und sie in die engste Verbindung mit der alten Geographie und Geschichte gesetzt hatte, folgten seinem Beispiele mehre Männer, die nach ihm in diesem Fache als Schriftsteller aufgetreten sind, unter denen die Herren Sestini und Sanclemente vorzüglich sich auszeichnen. Hr. Sanclemente, der Verfasser des vor uns liegenden Werkes, hat zu Ravenna in einem Kloster studirt, und sich seit vielen Jahren mit chronologischen und numismatischen Unter-

fuchungen beschäftigt (I. S. 153, 258, 275), auch eine sehr große Sammlung von Münzen zusammengebracht, die wir hier zum Theil abgebildet und mit vieler Gelehrsamkeit erklärt erhalten. Da aber dem Leser mit dem bloßen Aufzählen der Münzen nicht gedient seyn kann, so werden wir, so weit es der Zweck und der Umfang dieser Blätter erlaubt, ihn mit dem Inhalt des Ganzen und mit den neuesten und wichtigsten Entdeckungen, die wir dem Verf. verdanken, bekannt zu machen suchen. Das erste Buch enthält die Münzen der Könige, alphabetisch geordnet. Die Münzen der Aegyptischen Könige, oder der Ptolemäer, sind schwer zu ordnen, weil sie keine eigene Epoche hatten, und die Münzen nur selten mit dem Regierungsjahre bezeichneten. Man findet jedoch hier schöne Münzen von dem Ptolemäus Soter, Evergetes, Auletes, von dem Magas und der Cleopatra, welche mit denen, die unlängst Visconti in seiner Iconographie bekannt gemacht hat, verglichen zu werden verdienen. Nun folgen die Münzen von Arcadien, Armenien (mit dem Bildnisse des Tigranes und seiner Schwester Erato), Bithynien, Bosphorus, Cappadocien, Cölesyrien, Commagene, Epirus, Galatia und Judäa. Diese, mit Hebräischer Schrift, sind von einer andern Hand erläutert. S. 28. Ferner: von Macedonien, Mauritaniën, Numidien, Oschoene, Parthien, Sicilien und Syrien. Anziehender ist der zweyte Abschnitt: *Series numismatum populorum. et urbium*, zumahl viele Griechische Münzen ihres trefflichen Gepräges wegen den schönsten Gemmen gleich zu schätzen sind. Durch ihre Seltenheit zeichnen sich vorzüglich die Münzen aus: von Abdera in Thracien, mit dem Kopfe des Limesius von Clazomene; von Adana in Cilicien; von den Athamanen, von Aegina und von Benevent.

Diese haben ganz deutlich die Umschrift *Benventod*, nicht, wie Eckhel und Sestini behaupteten, *Benventor*. (I. 163). So findet man auch auf den Münzen von Larinum bey den Frentanern *Larinođ*. (I. 224). Die Endung *d* soll der zweyte Casus seyn, so wie die alten Römer *d* beyfügten, *poplitod* statt *publico*. Auf einer Münze von Isernia (I. 133) sieht man den Kopf des Vulcan: *Volkanom*, wo die Endung *m* nicht Römisch, sondern Samnitisch ist, denn *Volkanom* ist Casus rectus, wie *Caleno* auf einer Münze von Calenum in Campanien (I. 167), und *Romano*. (I. 236). Selten sind ferner die Münzen der Frentaner, die Lanzi falsch gedeutet hatte, von Epiphanea in Syrien, Ilandus in Pamphylien, Amphacus in Macedonien, Amphissa und von Rimini. Diese hat die Umschrift *Rima*, auf dem Avers den Kopf des Vulcan, den man für einen Ulysses gehalten hat, und auf dem Revers einen Gallier mit einem großen Schilde. (I. 157). Wenig bekannt waren die Münzen von Harpasa in Carien, und Astacus in Bithynien. Bey dieser Münze macht der Verf. die Bemerkung, daß mehre Städte Sinnbilder, von ihren Nahmen genommen, führten, wie Astacus einen Krabben, *αστακος*. Ancona hatte einen gebogenen Arm, *αγκων*; Side in Pamphylien einen Granatapfel; Melos, eine Insel der Cycladen, eine Melone: woben aber zu bemerken, daß nur die ältesten die Beyschrift *Μα*, die jüngeren aber *Μηλιων* führen. Auch Laodicea an der Syrischen Küste bezeichnete seine Münzen mit Krebsen (I. 161, 190). Merkwürdig erscheinen eine Münze von Rhegium, uralt (*Ρεσινος*, I. 259), und die Hispanischen von Ilerda und Ilercavonia. Zwey von Delphi (*Δελφων*), in dem Bezirke des alten Tempels gefunden, und von dem Engländer Dod-

well mitgetheilt, werden hier zum ersten Mal ans Licht gestellt, so wie eine von Ithaka, mit dem Kopfe des Ulysses (*Ἰθάκη*), und eine von Colophon in Jonien (L. 211), mit dem Kopfe des Apollo. Interessant sind die Münzen von Sidon (L. 271) aus den Zeiten des Trajan und Hadrian. Nach der Regierung dieser Kaiser scheint den Sidoniern das Recht, Münzen zu prägen, genommen zu seyn, das sie erst von dem Kaiser Elagabal wieder erhielten.

Von Seiten der Schönheit der Zeichnung und des Gepräges müssen wir die Münze eines Aetolischen Stammes (L. 133), die von Arigent und Kroton, mit der Beschriftung *Αἰτωλίας*, die den Fluß Aesar bezeichnet, und die von Nicopolis in Epirus erwähnen. Die Athenischen Münzen sind die bekanntesten, mit der Eule, doch findet man auch einige mit dem Kopfe des Apollo. Sonderbar ist es doch, daß in Athen, wo alle Künste die höchste Stufe der Vollkommenheit erstiegen, nur mittelmäßige Münzen, die den Sicilianischen an Schönheit nachstehen, und wirklich *κατασκευαστικῆς* (L. 131) sind, geprägt wurden. Mit den oben erwähnten wetteifern an Schönheit die der Bruttier, die von Camerina, von Eyzicus mit dem Kopfe der jüngern Faustina, als Proserpina (*Κορυθαίρα*) dargestellt (L. 216); von Lacedaemon, mit dem Kopfe der Diana und eines Mädchens (*Ἐλευθερίας*); von Mytilene, mit dem Kopfe des Ammon und dem der Sappho (L. 239), und von Syracus, mit dem Kopfe der Arethusa zwischen vier Delphinen (Tab. XI. n. 120). Die Syracusanischen Münzen mit dem Kopfe der Arethusa verdienen in der That die höchste Bewunderung. Die hier abgebildete hat zwar Sestini, aber unvollständig, bekannt gemacht, indem er das

Wort *Κίωον* ausließ, und statt *Συρακοσιών* in der letzten Sylbe ein *ο* setzte (l. 282). In den Zügen der *Agathusa* herrscht die innigste Vereinigung reizender Jugend mit dem süßesten Ausdruck der Unschuld.

Zu scharfsinnigen Bemerkungen geben folgende Münzen Anlaß: Von *Amasris*, mit dem Kopfe des *Homer*, indem auch diese Stadt für den Geburtsort des unsterblichen Sängers gehalten seyn wollte, und die mit den Buchstaben *κ*, oder *κ*-*λ*-*ω*. Man hat sie der Stadt *Galeria* in *Etrurien* zugeschrieben, bis *Læhel* und *Sestini*, auf Erinnern des gewaltigen Hypothesenmachers *N. Payne Knight*, sie den *Eleern* im *Peloponnes* anrechneten, denen in der Folge auch *Visconti* beyptrat. *Hr. Sanclemente* glaubt, daß diese Münzen der Stadt *Alea* in *Arcadien* angehören. (Die ganze Sache ist noch unentschieden. s. *Lanzi Saggio* etc. Tom. II. p. 25. 65. Das *Di gamma* ist auf Münzen nicht selten. Auf den *Asturischen* bey *Golzius* Tab. 17 findet man *Facto*; allein *Agg* hatte nie ein *Di gamma*, wie der Verf. behauptet, und auch unlängst in einer Griechischen Grammatik wiederholt ward. Auf einer Griechischen Vase bey *Milin*, *Peintures des vases* etc. T. I. tab. 4. steht *Ηαρα*, wo das *H* den *Spiritus asper* bezeichnet, wie in den Nahmen *Ηερακλς* und *Ηερακλς* bey *Lanzi* T. II. p. 206. 209). Die zahlreichen Münzen von *Corinth* haben ein geflügeltes Pferd und ein Phöniciſches *ρ* (l. 169), wodurch *Pollux* (IX. 6) bestätigt wird, wo er sagt, daß die Corinthiſchen Münzen mit einem Pferde, so wie die Atheniſchen mit einer Eule, bezeichnet worden wären. Der Phöniciſche Buchſtabe *ρ* ging späterhin in ein *α* über, scheint jedoch noch in der ältesten Schrift neben dem *α* beybehalten worden zu seyn. Der

Engländer Dodwell hat in der Nähe von Corinth uralte Gräber öffnen lassen, und darin Vasen mit und ohne Inschriften gefunden, die er betannt machen will. Unter andern entdeckte er eine Vase mit einem Gemälde, das acht Jäger darstellt, die einen Eber (vielleicht den Calydonischen) verfolgen, und deren Namen beygeschrieben stehen, in denen sowohl ein ρ , als κ , vorkommt. Einige behaupten, daß die Münzen mit dem Pegasus der Mutterstadt Corinth, Andere, daß sie der Stadt Syracus als Scheidemünze angehören, weil man in Sicilien eine außerordentliche Menge derselben ausgegraben hat. Der letztern Meinung trat auch Eckhel bey (D. N. V. Tom. II. p. 247). Allein es ist derselbe Fall, wie mit den Athenischen Eulen. Alle Münzen mit der Minerva, dem Pegasus und dem ρ , sind sich vollkommen gleich an Gewicht und am Gepräge, und kamen durch den ausgebreiteten Handel, den Corinth mit dem übrigen Griechenland trieb, in Umlauf. Vielleicht wurden sie auch nachgeprägt, wie die Athenischen Eulen auf Creta. Späterhin prägte man zu Corinth Münzen mit dem Bildnisse und dem Grabmahl der reichenden Lais. Wir übergehen die scharfsinnigen Untersuchungen über eine Münze von Corcyra und Enosus (I. 209), auf der der Raub der Europa durch den Jupiter unter der Gestalt eines Stiers abgebildet ist; um zu bemerken, daß der Verf. die Münzen mit der Einschrift ΚΡΩ der Stadt Erythra in Jonien, die aber mit ΕΡΩ der Stadt Erythra in Bœotien zuzuschreiben geneigt ist. Allein es gab noch *Erythrae Locrorum Ozolarum*? Die Münzen mit dem Kopfe der Pallas und einer Siege, nebst den Buchstaben ΙΣ , sind nicht von Isthia oder Ithia, sondern von der ziegenreichen Insel Issa im Adriatischen Meere, unweit der Jhrischen Küste (I. 204). So hat man auch die

Münzen mit einem Löwenhaupte und einem halben Stier, nebst den Buchstaben Σ und $\Sigma\alpha$, für Salaminische gehalten; da man aber Tab. X. n. 104 eine ähnliche mit dem Worte $\Sigma\alpha\mu\iota\omega\nu$ findet, so ist dieß ein Beweis, daß sie der Insel Samos vindicirt werden müssen (I. 267). Erfreulich ist die Nachricht, daß Hr. Francesco Carelli zu Neapel eine vollständige Reihe Tarentinischer Münzen bekannt machen will. — Das zweyte Buch, S. 1-362 enthält eine *Series numismatum imperatorum Romanorum*. Die Münzen der Röm. Kaiser, die theils in Griechenland, theils in den Colonien geprägt wurden, sind sehr zahlreich, und für Chronologie, Geographie und Geschichte außerordentlich wichtig. Die Reihe fängt mit dem Pompejus an, und geht durch das dritte Buch bis auf Maximian S. 147. Die große Menge neuer Münzen, und die vielen vortrefflichen Bemerkungen, die sie veranlassen, können hier nicht aufgeführt werden. Scharfsinnig schienen uns vorzüglich die Untersuchungen über das Todesjahr des Antinous, von dem hier eine prächtige Münze mit seinem Bildnisse und der Umschrift ΑΥΤΙΝΟΥΣ ΗΡΟΣΟΣ (Tab. XXI. n. 146. vgl. I. II. 214) vorkommt. — Die zwente Hälfte des dritten Buches nehmen *Momenta varii generis*, von S. 171 an, ein. Sie sind von sehr verschiedenem Werthe, nämlich: eine verstümmelte Herme, mit dem Nahmen des Stesichorus; Siegel, Münzen des Kaisers Crispus, Bruchstücke gläserner Vasen aus dem Mittelalter; ein Griechisches, zu Ithaka gefundenes, Epigramm, das viel zu gelehrt erklärt worden ist, und durch eine kleine Aenderung im ersten Verse vollkommen wieder hergestellt werden könnte; eine Untersuchung über eine Magnetsche Münze, mit einem angeblichen Kopfe des Cicero; über die Epoche der Bithynischen Könige, über

die Praefectur des C. Panfa in Gallien, zur Berichtigung einer Stelle des Cicero Epist. fam. XV. 17. Ueber das Jahr, in welchem Caracalla mit der Plautilla sich vermählt hat (556 nach Erb. Roms); über das Jahr, in welchem der heil. Porphyrus zum Bischof von Gaza eingeweiht worden ist; über das Jahr, in welchem Maximinus bey Aquileja geschlagen wurde, u. s. w. Alle diese Aufsätze leiden so wenig einen Auszug, wie der letzte große Tractat: *de notis chronologicis numis natu. n. imperialium*, von S. 1-392. Der Gebrauch dieses nützlichen Werks wird durch vollständige Indices hinter jedem Buche erleichtert.

Marburg.

Die Profusio, die der Hr. Prof. Wagner in dessen Lectiionscatologe für das Semester Ostern bis Michaelis 1813 vorgefetzt hat, verdient eine Anzeige in unsern Blättern. Vier Stellen Röm. Classiker werden darin kritisch beleuchtet. In Taciti Annal. III, 22 (I, 22 ist ein Druckfehler) ist das Wort *velut* verdächtig. Hr. Prof. W. will es entweder ausstreichen, oder dafür *in natum* lesen. In Tac. Hist. I, 71 schlägt er vor zu lesen: *Nec Otho, quasi ignosceret, sed in hoite mutuam reconciliationem adhiberet, statim intimos amicos habuit, et mox bello inter duces delegit.* In Sueton. Ner. c. 20 ist *pueri* verdächtig, wofür *mundi* vorgeschlagen wird. In Cic. p. Mil. 31 muß *Est, est* — *motu* fragend vorgetragen und interpungirt werden. Es ist ein wesentliches Verdienst, auf eine schwierige Stelle aufmerksam zu machen: ein Verdienst, welches wir bey diesen Stellen dem Hrn. Prof. gern einräumen, und uns der guten Latinität freuen, in welcher diese scharfsinnig ausgedachten Conjecturen vorgetragen sind.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 27. May 1813.

Paris.

Annales de Chimie (s. oben S. 228, 423, 530).
Tome 80. — Pelletier Analyse des *Wdellium* und
der Myrrhe. In 100 Theilen *Wdellium* kommen,
nach dem Verf., vor: 59,0 Harz, nebst etwas flüch-
tigem Oehl, 9,2 Gummi, 30,6 Gummi, dem von
Bassora ähnlich, und 1,2 flüchtiges Oehl, nebst
Verlust. Die Myrrhe besteht dagegen in 100 Thei-
len aus: 34,0 Harz, mit etwas flüchtigem Oehl ver-
bunden, und 66,0 Gummi. — Chaptal, Vanques-
lin und Berthollet Bericht an das Institut über
die demselben von *Curaudau* eingereichte Abhand-
lung über die oxygenirte Salzsäure. Aus dem-
selben ersehen wir, daß auch diese neue Arbeit *Cur-
audau's* auf eben so unrichtig aufgefaßte Erfah-
rungen und fehlerhaft angestellte Versuche sich
stützt, als die früher von ihm dem Institut über-
gebenen Untersuchungen. Uebrigens wird dieser
Bericht dadurch insbesondere interessant, daß die
Berichterstatter sich, darin über *Davy's* neue Erfah-
rungen und Ansichten in Bezug auf die Natur dieser
Säure etwas auslassen. — *Emmert* liefert einen

M (4)

Nachtrag zu der früher von ihm in Gesellschaft mit dem Prof. Keuß zu Moskau angestellten Analyse des Chylus vom Pferde. — Von Pärmientier werden historische Bemerkungen über den Zucker mitgetheilt. — Bouillon-Lagrange Untersuchung der Samen von Iris Pseudo-Acorus in Beziehung des kürzlich davon gemachten Gebrauchs als Kaffee-Surrogat. B. urtheilt, seinen Versuchen zufolge, daß keines der bisher empfohlenen Kaffee-Surrogate sich dem wirklichen Kaffee in der Mischung und im Geruche so sehr nähert, als dieses, und daher vor den bisher angewandten Kaffeezusätzen den Vorzug verdiene. Uebrigens sey auch dieses neue Mittel keineswegs im Stande, den wahren Kaffee zu ersetzen. — Oberkampf über verschiedene Verbindungen des Goldes. Der Verf. zieht die oxygenirte Salzsäure zur Auflösung des Goldes der Salpeter-Salzsäure vor, weil sie eine reinere und mehr neutrale Auflösung gebe. Die goldgelbe Farbe der gewöhnlichen Gold-Solution sey Folge des Säureüberschusses. Im neutralen concentrirten Zustande sey die Farbe desselben bräunlich-roth. Ein Strom Wasserstoffgas, durch eine Gold-Solution eine Zeitlang hindurchgeleitet, färbe dieselbe purpurroth. Dabey zeige sich nur ein unbedeutender, ebenfalls purpurfarben erscheinender, Niederschlag, der indessen im Wasser sogleich die dem metallischen Golde, so bald es im Wasser suspendirt ist, eigene blaue Farbe annehme. Den durch Schwefel-Wasserstoffgas in der Goldauflösung bewirkten Niederschlag sieht der Verf. als ein wahres Schwefelgold an, das, nach ihm, aus 80,39 Gold 19,61 Schwefel besteht. Läßt man anhaltend einen Strom Phosphor-Wasserstoffgas durch eine Gold-Solution streichen, erhält man einen schwärzlichen Niederschlag, der ein wahres Phosphorgold ist.

Der durch die fixen Alkalien in der Gold-Solution bewirkte Niederschlag variire sowohl in Absicht seiner Beschaffenheit, als auch seiner Menge. Bey einem großen Ueberschuß von Alkali entstehe stets ein bräunlich schwarzer Niederschlag. Dieser sey das reine Goldoxyd. Dagegen bringen die Alkalien, nur bis zu einem geringen Ueberschuß zugesetzt, einen gelb gefärbten Niederschlag, der ein basisches Salz sey, zuwege. Eine vollständige Fällung der Goldauflösung finde indessen in keinem der beiden Fälle Statt, obgleich durch Erhitzen der rückständigen Flüssigkeit jedesmahl noch ein ähnlicher Niederschlag gebildet werde, weil An Theil des Goldes sich mit dem fällenden Alkali zu einem Trippelsalze vereinige. Daher entstehe auch bey einem großen Säureüberschuß der Gold-Solution durch die Alkalien in der Kälte kein Niederschlag, so wie hierin auch der Grund zu suchen sey, daß die Menge des Niederschlags veränderlich ausfalle. Nach einem Mittel dieser Versuche bestimmt der Verf. die Mischung des schwarzbraunen Goldoxydes im Hundert zu 90,90 Gold und 9,10 Oxygen. Er vermuthet indessen ebenfalls die Existenz eines noch geringern Oxydationsgrades des Goldes, dessen Farbe allem Anschein zufolge purpurfarben sey. Zuletzt beschäftigt sich der Vf. noch mit der Fällung des Goldes durch oxydulirtes salzsaures Zinn, und bemerkt, daß das Gold allemahl metallisch niedergeschlagen werde, so bald man beide Solutionen in sehr concentrirtem Zustande anwendet, dagegen bey Anwendung hinreichend diluirter Auflösungen jedesmahl ein purpurfarbener Niederschlag entstehe. Dieser falle indessen bey einem Ueberschuß der Zinn-Solution mehr in das Violette, und enthalte dann auch eine bedeutend größere Menge Zinnoxid. Befinde sich hingegen die Gold-Solution im Ueberschuß, so

sey der Niederschlag mehr purpurfarben, und seyn Goldgehalt übertrefte um Vieles den des Zinnoxids. Ueber den Zustand des Goldes in diesen Niederschlägen wagt der Verf. nicht zu entscheiden, doch ist es ihm wahrscheinlich, daß dasselbe darin in nicht völlig metallischem Zustande vorkomme. — Gay-Lussac über die Eisenoxyde. G. vertheidigt darin die Meinung Chénard's von dem Vorkommen dreier bestimmten Oxydationsgrade bey diesem Metall. Das Minimum der Oxydation, oder das weiße Eisenoxyd Chénard's, entstehe allemahl dann, wenn das Eisen unter Mitwirkung von Säuren auf Kosten des Wassers oxydirt werde. Dasselbe halte auf 100 Eisen 28,3 Oxygen. In der Natur komme dasselbe nur in den weißen Stahlsteinen vor. Der zweyte Grad der Oxydation dieses Metalls sey das schwarze Oxyd, worin auf 100 Metall 37,8 Oxygen enthalten sind. Dasselbe bilde sich sowohl bey dem Verbrennen dieses Metalls in Oxygengas oder auch in der Luft, als auch bey der unmittelbaren Zersetzung des Wassers durch dieses Metall. Der dritte Grad, oder das Maximum der Oxydation dieses Metalls, sey endlich das bekannte rothe Oxyd, worin 100 Metall sich mit 42,31 Oxygen verbunden befinden. Da die vorliegende Abhandlung nur ein Auszug einer größern, der Societät von Arcueil vom Verf. vorgelegten, Arbeit ist, worin bleß die Resultate ohne die ihnen zum Grunde liegenden Thatsachen aufgeführt sind, so enthalten wir uns aller Bemerkungen über einen Gegenstand, welcher durch die trefflichen Arbeiten von Proust, Bucholz und Berzelius völlig entschieden zu seyn schien. — Bouillon-Lagrange und Vogel Analyse des Safrans. Die Verfasser glauben, in Folge ihrer Analyse, das färbende Princip dieser Farbe-Substanz

als einen eigenthümlichen Pflanzenstoff annehmen zu dürfen, dem sie wegen der blauen und grünen Farben, welche er durch Mineralsäuren und Eisenvitriol annimmt, den Namen POLYCHROÏTE beigelegt haben. Sie eignen diesem Stoff auch allein die narcotischen Eigenschaften des Safrans zu. Der Safran selbst ist übrigens, nach dieser Analyse, in 100 Theilen zusammengesetzt aus: 65,0 Polychroïte, 6,5 Gummi, 0,5 Pflanzeneyweiß, 0,5 Wachs, 10,0 Wasser nebst einer Spur flüchtiges Oehl, und 10,0 Reste von der Pflanze. — Gay Lussac über die Fällung der Metalle durch Schwefel-Wasserstoff. Magnesium, Eisen, Zink, Nickel, Cobalt und die übrigen durch Schwefel-Wasserstoff geradezu nicht für fällbar gehaltenen Metalle wurden durch denselben ebenfalls wie durch die Hydro-sulfures niedergeschlagen, so bald sie an schwächere Säuren, als Essigsäure, Weinsäure und Sauerkieselsäure, gebunden sind, obgleich niemahls vollständig. Auch will der Verf. gefunden haben, daß man durch das Schwefel-Wasserstoffgas bey den Mittelsalzen, welche durch denselben für sich nicht präcipitirt werden, eine Fällung bewirke, wenn man effigsaures Kali zusehe. — Boullay über den narcotischen Stoff der Cocculuskörner, oder der Früchte von *Mernispermum cocculus*. B. theilt in dieser Abhandlung die vorläufigen Resultate seiner Analyse der Cocculuskörner mit. Es glückte ihm, das narcotische Princip isolirt darzustellen. Dasselbe kam in farblosen vierseitigen Säulen krystallisirt vor, zeichnete sich durch eine unerträgliche Bitterkeit aus, und besaß die narcotischen Eigenschaften dieser Samen in einem auffallend hohen Grade. In Wasser, Alkohol und Schwefeläther war dieser Stoff auflöslich. Das Baumöhl, Mandelöhl und Terpenthin-

öhl löseten ihn dagegen, selbst mit Unterstützung der Wärme, nicht auf. In der Essigsäure lösete er sich aber mit Leichtigkeit auf, aus welcher Auflösung ihn neutrales kohlenstoffsaures Kali unverändert fällete. Desgleichen nehmen ihn das Kali, Natron und Ammoniak leicht auf. Durch Salpetersäure wird er zerlegt und in Sauerkleeensäure umgeändert. Auf glühenden Kohlen brennt er, ohne zu schmelzen, unter Verbreitung eines weißen Rauches und eines harzartigen Geruches. Der Destillation unterworfen, liefert er keine Spur von Ammoniak. Diese auffallenden Eigenschaften machen den Verf. geneigt, diesen Stoff als einen eigenthümlichen Pflanzenstoff anzunehmen, und durch den Namen **PICROTOXIN** zu bezeichnen. — Gay-Lussac über die Dichtigkeit der Dämpfe verschiedener Liquida. Enthält nur eine vorläufige Notiz einer vom Verf. über diesen wichtigen Gegenstand angefangenen Untersuchung. — Vauquelin über die Menge Schwefel, welche verschiedene Metalle auf trockenem Wege aufnehmen können. Aus den Annales du Muséum entlehnt. Da übrigens der Inhalt dieser interessanten Abhandlung schon von Gilbert in seinen Annales der Physik B. 39 S. 429 ausführlich mitgetheilt worden ist, so übergehen wir dieselbe hier. — Derselbe über den in dem Leinsamen enthaltenen Schleim. In demselben fand V. 1) eine dem Gummi ähnliche Substanz, die, wie Gummi und Milchzucker behandelt, Milchzuckersäure liefert, wodurch die Behauptung derer widerlegt wird, welche den Unterschied des Schleims und Gummis vorzüglich darin setzen, daß erstere Substanz mit der genannten Säure keine Milchzuckersäure bilde. Eben so widerlegt der Verf. auch die von Einigen geäußerte Meinung, daß das Amidon durch Rösten

sich in Schleim umändere. 2) eine animalische Substanz, die dem thierischen Schleim nahe komme, von der V. glaubt, daß sie die größere Klebrigkeit dieses und anderer Pflanzenschleime bewirke. 3) freye Essigsäure, essigsaures Kali in bedeutender Menge. Davon leitet der Verf. die diuretischen Wirkungen dieses Schleims her. 4) essigsauren Kalk. 5) schwefelsaures und salzsaures Kali. 6) phosphorsaures Kali und phosphorsauren Kalk, und 7) Kiesel Erde. — Zuletzt theilen Clement und Desormes noch ein von Montgolfier herrührendes Verfahren, Bleiweiß zu bereiten, mit.

Leipzig.

Bei Hartknoch: Der Deutsche Nationalruhm. Eine Epistel von J. G. von Herder. 1812. 25 Octavseiten.

Es kann befremden, jetzt, da so eben eine Sammlung von Herder's sämtlichen Werken in das Publicum gekommen ist, ein vereinzelt kleines Gedicht, das sich in jener Sammlung nicht findet, abgedruckt zu sehen. Zufällig war dieses Gedicht in den Händen des Buchhändlers geblieben, der die meisten Schriften Herder's, ehe sie gesammelt wurden, verlegt hat. Es war, wie die Vorrede meldet, ursprünglich bestimmt, in die Briefe zur Beförderung der Humanität aufgenommen zu werden. Verhältnisse, die nicht genau angezeigt sind, bestimmten den Verfasser, es zu unterdrücken. Jetzt, nach einer so langen Reihe von Jahren, da alle Bedenklichkeiten verschwunden sind, glaubt der Verleger, den Besitzern der Humanitäts-Briefe diese Epistel nachzuliefern zu dürfen. Die kleine Gabe ist dankenswerth. Von einem Manne, wie Herder, bewahrt man

gern Alles auf, was Abdruck seines Geistes und der ihm eigenen Sinnesart ist. Poetischen Werth hat das Werkchen ungefähr so viel, als die Gattung, zu der es gehört, haben kann, wenn sie ganz didactisch seyn will. In reimlosen Jamben, und in einem streng didactischen Tone, kräftig, aber auch caustisch, ergießt Herder hier seinen Unwillen über die, seiner Meinung nach, schiefen Urtheile, nach denen ein verkehrter Patriotismus den Deutschen Nationalruhm würdigen möchte, und die noch verkehrtere Herabsetzung des Deutschen Namens durch Deutsche selbst. Es ist bekannt, wie Herder in solchen Fällen, wenn er sich ereiferte, das Kind, wie man zu sagen pflegt, mit dem Bade ausschüttete. So auch hier. Nach dieser Epistel soll z. B. keine Nation auf ihre großen Männer stolz seyn dürfen, weil diese Männer, heißt es, der Menschheit, nicht aber einer Nation, angehören. Einiges, was damals, als der Verfasser diese Epistel schrieb, den Deutschen von andern Nationen als niedriger Sclaven Sinn vorgeworfen wurde, wird hier aus dem Drange der Noth entschuldigt. Der wahre Nationalruhm soll bestehen in Unschuld, Mäßigung, Weisheit, That zum Wohl der Menschen; und das Höchste soll nützende Verborgenheit seyn. Diese Gedanken, deren Prüfung wir unsern Lesern überlassen, sind hier so trefflich ausgesprochen, daß die Epistel auch den anziehen kann, der über ihren Gegenstand anders denkt. Aber Ruhm ist, unsers Erachtens, noch etwas Anderes, als Ehre; und wenn eine Nation berühmt werden will, hat sie noch ein wenig mehr zu thun, als redlich dafür zu sorgen, daß sie Achtung verdiene.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 29. May 1813.

Ofen.

Gedruckt mit königl. Universitäts-Schriften:
 Statistik des Königreichs Ungern. Ein Versuch
 von *Martin von Schwartz*, Professor der Di-
 plomatik, erstem Bibliotheks-Custos, und Pro-
 fessor der philosophischen Facultät an der kö-
 nigl. Universität zu Pesth, Assessor des löbl.
 Pesther Comitats. Zweyter und dritter Theil.
 Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe.
 Mit dem Motto aus Shakspeare's Othello: Speak
 of me as I am. 1811. S. XII u. 552 in Octav.

Der Rec. stimmt im Allgemeinen in das Lob mit
 ein, welches von zwey andern, so viel er weiß, bereits
 verstorbenen, Collegen bey der Anzeige der ersten
 Auflage, und des ersten Theils der zweyten Aus-
 gabe dieses Werks, in diesen Blättern (J. 1798
 S. 1797, J. 1811 S. 1358) dem Verfasser ist er-
 theilt worden. Da ein flüchtiger Blick in beide
 Auflagen Jeden überzeugen wird, wie Hr. v. S.
 sich die Vervollkommnung seines Buchs hat an-
 gelegen seyn lassen: so glaubt der Rec. nicht
 länger bey solcher Vergleichung verweilen zu dür-

M (4)

fen. Es mag genügen, mit wenigen Worten den Inhalt des vorliegenden zweyten und dritten Theils der neuen Ausgabe anzuführen, da man voraussetzen kann, daß den Freunden solcher Untersuchungen die nähere Bekanntschaft mit diesem Werke nicht entgehen werde.

Im ersten Theile war in vier Abschnitten von der so genannten Grundmacht Ungerns, nämlich vom Lande, den Einwohnern, den Natur- und Kunst-Producten, und dem Handel, die Rede; in den von uns näher anzuzeigenden beiden letzten Theilen wird von der Verfassung und der Verwaltung gehandelt. In dem zweyten Theile, d. i. bey der Entwicklung der Verfassung, werden im ersten Abschnitte einige Prolegomena über die Ungarische Staatsverfassung, alsdann die Grundgesetze und die Litteratur mitgetheilt; im zweyten wird von der Erb- und Thronfolge, von der Minderjährigkeit und Vormundschaft des Königes, so wie von dessen Krönung; im dritten von dessen Person und Würde, Rang und Titel, den Reichs-Kleinodien, den Wapen, der Residenz, dem Hofstaate, von der Königin, den Prinzen und Prinzessinnen; im vierten Abschnitte aber wird von den Rechten des Königes in Bezug auf Kirche und Staat, von den Ständen, dem Reichstage, dem daselbst eingeführten Geschäftsgange, und den Gegenständen, womit man sich auf denselben gewöhnlich beschäftigt, gehandelt. Außer der Entwicklung der Rechte der vier Stände, der Prälaten, der Magnaten, der Ritter und der königl. freyen Städte, wird in einem Anhange auch von den Bauern (hier heißt es, von dem Bauernstande; allein die Bauern sind weit entfernt, in Ungern einen Stand, in der höhern Bedeutung des Wortes, auszumachen), sowohl in Bezug auf ihre Verhält-

nisse zum Könige und zum Reiche, als auch zu ihren Grundherren, geredet. — Im dritten Theile (von der Staatsverwaltung) wird von der politischen Eintheilung des Reichs, den Dicasterien, der Justizpflege, der Armee, den Finanzen, den Schulen und Aufklärungsanstalten, dem Kirchenregimente, und (wie es hier heißt) von der religiösen Aufklärung, in sieben Abschnitten gesprochen. Im achten aber werden Fragmente zu einer künftigen Geschichte der Polizen und des Privatlebens der Ungern in unserm Zeitalter mitgetheilt, und zum Beschluß von Ungerns wohlthätigem Zusammenhange mit Oestreich behandelt.

Daß einige Abschnitte vollständiger und befriedigender, als andere, ausgefallen, wird man dem Verf. mit Grund schon deshalb nicht immer vorwerfen können, da er sich leicht unter andern damit (wie auch bey den Finanzen namentlich geschieht) entschuldigen kann, daß ihm die Nachrichten gefehlt hätten, die Leser mehr zu befriedigen. Diese werden aber ihrer Seits um so nachsichtsvoller seyn, indem das Buch Beweise genug gibt, wie sehr der Verf. bemüht gewesen ist, demselben aus gedruckten und ungedruckten Nachrichten, so viele ihm davon zugänglich waren, und aus eigener Anschauung die möglichste Vollkommenheit zu geben. Was den Rec. betrifft, so nimmt er dankbar das Gegebene an, andere Zeiten werden Mehreres und Vollkommneres gewähren.

Begründeter möchte ein anderer Einwurf seyn, der gegen die Aufzählung und Vertheilung der Materien hier oder da gemacht werden könnte. So kann es auf den ersten Anblick vielleicht auffallen, daß kein Abschnitt den Verhältnissen mit dem Auslande gewidmet ist; indefß da Ungern nur einen Theil des Oestreichischen Kaiserthums aus-

macht, und da von dem Oestreichschen Cabinette aus die auswärtigen Angelegenheiten der gesammten Monarchie geleitet werden; so möchte man leicht den Verf. in dieser Hinsicht rechtfertigen können, und auch dadurch befriedigt werden, daß statt dieses Abschnitts ein anderer über den wohlthätigen Zusammenhang Ungerns mit Oestreich vorkommt. Dieß Verhältniß gehörig zu entwickeln, möchte für einen Ungern leicht die am schwersten zu lösende, aber auch die wichtigste, Aufgabe seyn. Wenn die darüber hier vorkommenden unzulänglichen Worte eigentlich Niemanden befriedigen können: so mag eben das dem Verf. zur Entschuldigung dienen, daß in seiner Lage, sowohl wegen der Landsleute, als auch wegen der Oestreichschen Regierung, so manche Rücksichten zu nehmen waren. Ein entfernter Recensent vermag nicht wohl zu beurtheilen, in wie fern ein politischer Schriftsteller über sein Vaterland und dessen theuerste Angelegenheiten mehr oder weniger sich äußern darf, da dieß überall mit Freymüthigkeit zu thun nur in sehr wenigen Ländern einiger Maßen vergönnt ist: allein uns scheint es, daß immerhin, mit der nöthigen Umsicht und mit einigem Muth, gleich entfernt von Frechheit und Kriecherey, einiges Heilbringende von verständigen Männern würdig und ruhig sich werde vortragen lassen, wenn es anders nicht dahin gekommen ist, daß man das Höchste und Wichtigste durchaus dem eigenen Nachdenken überlassen muß, und keine, auch die bescheidenste, Stimme sich weiter vernehmen lassen darf: das aber scheint doch in Oestreich jetzt nicht der Fall zu seyn. Wir unsers Theils hätten über das angeführte Verhältniß entweder Nichts, oder Anderes gesagt.

Bei den verschiedenen Abschnitten, welche von der Verwaltung handeln, vermiffen wir einen, nämlich den, der über dasjenige Auskunft gäbe, was von Seiten der Verwaltung Gutes oder Schlechtes zur Förderung des National-Wohlfandes geschehen ist, oder geschieht. Zwar ist bei der Grundmacht von den rohen Producten, deren Verarbeitung und vom Handel, und bei der Verfassung von den Bauern geredet worden: allein theils hätte, nach unserm Ermessen, der schickliche Ort für das, was wir suchen, bei der Verwaltung am natürlichsten sich dargeboten, theils hat uns das, was man an verschiedenen Orten auffuchen muß, nicht immer befriedigt; manche Punkte sind ganz unberührt geblieben; und gleichwohl waren hier weit weniger Rücksichten nöthig, die das Schweigen hätten anrathen können. Auch den Abschnitt, welcher der Polizei im engern Sinne gewidmet ist, scheint ein ähnlicher Vorwurf zu treffen.

Uebrigens bemerkt man leicht aus dem Styl des Verf., nach welchen Mustern er sich vorzugsweise gebildet hat; die Kraftausdrücke und Schlagwörter, die man fast auf jedem Blatte findet, so wie überraschende Vergleichen aus der alten und neuern Geschichte aller Welttheile, lassen darüber keinen Zweifel. Wir tasten die Muster nicht freventlich an, es würde uns dieß besonders in Einer Hinsicht nicht ziemen: allein in Beziehung auf die Kraftausdrücke hätten jene Muster immer unnachgeahmt bleiben können, und was die Vergleichen anbetrifft, so ist uns oft das *omne simile claudicat* eingefallen.

Wir hoffen nicht, daß unsere Leser nun einen nähern Auszug aus dem Werke von uns erwarten, nicht nur können wir uns mit dem geringen

Raume, der uns vergönnt ist, entschuldigen, sondern mehr noch damit, daß wirklich des Neuen und Unbekannten in dem Buche so viel ist, daß wir immerhin die Grenzen, die einer Recension, selbst nach dem freygebigsten Maßstabe, verstatet seyn möchten, überschreiten müßten, um den Lesern, dem Verfasser und uns selbst einiger Maßen Genüge zu leisten. Ueberall aber scheint es uns auch, daß von Seiten der Recensenten es den Verfassern einen schlechten Dienst leisten hieße, wenn jene dieser ihre Bücher der Maßen ausziehen, daß dadurch die Bücher selbst halb und halb entbehrlich werden, so daß die gierigen Collectaneen-Sammler aufs bequemste, und ohne bedeutende Kosten, aus solchen Recensionen ihre Hefte bereichern können. Wir verweisen deshalb auf das Buch, und halten es für gerathener, Etwas im Allgemeinen über den Werth solcher Statistiken, insbesondere über den Gebrauch der vorliegenden, so wie über Ungerns ständische Freyheit und des Reichs Verhältnisse zu Oestreich, gleichsam als Nachtrag zu dem vorliegenden Werke, zu liefern.

Eine noch so schulgerechte und treue Statistik wird uns keineswegs allein schon dazu verhelfen, den jetzigen politischen Zustand eines Volks vollständig, nicht bloß der Form, sondern auch dem Geiste nach, kennen zu lernen, wenn anders nicht noch sonst Etwas hinzu kömmt, was uns oft nur Ausländer sagen können und dürfen, vorausgesetzt, daß sie mit dem nöthigen freyen, beobachtenden Geiste und mit gesundem politischem Blicke versehen sind, und Gelegenheit gehabt haben, Volk, Land und Regierung näher kennen zu lernen; denn dem Inländer fehlt es nur zu leicht an der äußern Freyheit, welche zur Befriedigung billiger

Ansprüche erforderlich wäre. Unsere Vorstellung wird Jedem deutlich werden, wenn wir an Bourgoing's Werk über Spanien erinnern.

Die Beschreibung des Landes und des Volks, der Verfassung und der Verwaltung, gewährt eigentlich nur die Form und das Materielle; das Geistige aber, das wirklich politische Leben, welches in diesen Formen sich regt, und wodurch die Materie erst beseelt wird; die Individualität derer, welche die Macht haben oder den Einfluß besitzen, der Geist, der die Regenten und das Volk belebt: das ist es, was in diesen Statistiken meist übergangen wird, und oft aus den angeführten Gründen ganz übergangen werden muß, daher auch das Lesen derselben ziemlich trocken erscheinen kann, weil das eigentliche Leben darin fehlt. Eben deshalb sind Reisebeschreibungen von einsichtsvollen Männern, trotz mancher historischen Irrthümer, welche der Reisende kaum vermeiden kann, oft weit schätzbarer, und die eigene, wenn auch unvollkommene, Anschauung gewährt oft ganz andere und tiefer eingreifende Resultate, als aus solchen Statistiken zu gewinnen stehen. Sie sind ihres Orts nützlich, allein man muß ihnen keinen zu hohen Werth belegen; denn der Geist ist immer noch mehr werth, als die Form. So würde man z. B. aus des sel. Pütter's *jure publico*, einem Theile einer solchen Statistik, nach der jetzigen Bedeutung des Wortes, schwerlich den Geist erkennen, der in den alten Formen der vormahligen Deutschen Reichsverfassung lebte. Das Gerüste, die Form, nahm sich darin noch einiger Maßen leidlich aus, aber das tiefe politische Verderben, welches darin herrschte, und die Erscheinung, daß, weil die Form auf den Geist, und dieser auf jene wirkt, das theuerste

Kleinod des Volks nach und nach in elende Wortklauberey und verächtlichen Witz der Pedanten ausgeartet war: das möchte man schwerlich aus Pütter lernen.

Wir fürchten, daß sich etwas Aehnliches in der Ungriſchen Verfaſſung zeige, obwohl aus andern Urfachen entſtanden. Wenn wir den Ungriſchen Reichstag viel über Worte und Ausdrücke ſtreiten ſehen, in welchen die Vorſtellungen abzuſaſſen ſeyn möchten, und wenn wir von der einen Seite gewahren, daß der Hof nur auf die Subſidien dringt, und ſo bald er dieſe erhalten, den Reichstag alsbald entläßt, auch wohl ohne oder gegen den Beyrath der Stände dieſes oder jenes durch Ausſchreiben fordert und beytreibt: ſo ſind dieß bedenkliche Zeichen. Wir wollen nicht eben mit dem ſel. Schlözer behaupten (eine Behauptung, gegen welche unſer Vf. eifert), daß der Ungriſche Reichstag dermaßen conſtituirt ſey, daß ſich daraus ganz eigentlich eine vollſtändige Theorie abſtrahiren laſſe, wie ein Reichstag und eine Verfaſſung nicht einzurichten ſeyn möchte; eher aber wollten wir behaupten, daß Spittler in der Vorrede zum 2. Theile ſeiner Staatengeſchichte an Ungern gedacht habe (welches unſer Verf. zu bezweifeln ſcheint), wenn er ſchrieb: Die ſtändiſche Organisa-tion treibt ſich bey einigen Reichern noch in ſolchen Unformen herum, daß die kundigſten Publiciſten des Reichs nicht einmahl zu ſagen im Stande ſind, wie die Stimmen auf dem Reichstage gezählt werden müſſen; denn eben hierzu finden ſich ja die Belege in dem vorliegenden Buche. Allein wenn man auch davon abſähe, oder ausnähme, daß dieſem abgeholfen würde, oder abgeholfen werden könnte: ſo würde dennoch damit noch nicht erreicht ſeyn, was man ſonſt noch als wünſchenswerth erkennen muß.

(S. das folgende Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

Den 29. May 1813.

Öfen.

Statistik des Königreichs Ungern, von *Martin von Schwartzner* etc. (Fortsetzung der S. 848 abgebrochenen Anzeige.)

Es ist ein Uebel, daß Ungern über seine Selbstständigkeit so ängstlich wacht, und gleichsam wachen muß, da doch dessen theuerstes Interesse so enge mit Oestreich verwebt ist. Aus dieser ängstlichen Beharrlichkeit, die altherkömmlich ererbte ständische Freyheit unverfehrt zu erhalten, entsteht, wir fürchten es, von der einen Seite, daß Verfassung und Verwaltung nicht die Fortschritte machen, welche sie sonst vielleicht bereits längst gemacht hätten; von der andern Seite aber sieht sich der Hof genöthigt, indem er doch unter die verschiedenen Theile der Monarchie die Lasten einiger Maßen gleich vertheilen muß, auf die eine oder die andere Weise dazwischen zu greifen, wie die Geschichte der letzten Reichstage beweiset; wodurch es dann geschieht, daß die ständischen Berathschlagungen mehr und mehr in leere Formlichkeiten ausarten: dieß aber kann einem der

D (4)

ständischen Freyheit Wohlwollenden auch nicht gleichgültig seyn. Es hat aber der Hof eine große Partey im Lande, denn der unendlich viel größere Theil der Nation, d. h. die plebs, hat durch die ständischen Freyheiten wenig oder nichts Erfreuliches bisher erhalten, der populus allein hat davon Vortheile gehabt, d. h. die Geistlichkeit, der Adel und die königl. freyen Städte einiger Massen als Corporationen, nicht aber die einzelnen Bürger, welche nicht zum populus gehören. Das Urbarium für die Bauern stammt von Maria Theresia, und von Joseph, Leopold und dem jetzt regierenden Könige Franz, daß die Acatholiken nicht mehr so, wie sonst, gequält werden, daß die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben worden, und daß der Adel zu den schweren Lasten unserer schweren Zeiten einige Mahle Etwas mit hat beytragen müssen, und nicht bloß und allein die misera plebs. Dieß alles zufolge unsers Verfassers. Hierdurch erhält der Hof bey dem größern Theile der Nation ein großes Uebergewicht, und wie könnte es anders seyn? Aber eben deßhalb läßt es sich auch dreist behaupten, daß eben die ständische Freyheit, wie sie dermahlen besteht, unmöglich auf die Dauer sich werde erhalten können. Man kann fürchten, daß die ständischen Rechte, weil die, welche sich ihrer erfreuen, sich zu beschränken nicht verstehen, einschlummern, oder zertrümmert werden können, wie dieß seit den letzten drey Jahrhunderten in mehreren Staaten aus ähnlichen Gründen geschehen ist: und gleichwohl müßte die ständische Freyheit, recht geleitet und wohl verstanden, als ein köstliches und unschätzbares Kleinod betrachtet werden. Aber mit Halsstarrigkeit rettet man nicht, wenn Recht oder Billigkeit und die Gewalt der Gegenwart etwas

Anderes fordern. Die Lärmenden, die Schreyer gegen den Hof, sind nicht immer die besten, auf keinen Fall die weisesten, Patrioten. Einige herbe Schriften gegen die Ungrische Verfassung sind neuerlich, wenn wir recht berichtet worden sind, in Oestreich selbst erschienen; der letzte Ungrische Reichstag hat sehr dagegen geëifert; so viel wir aber wissen, ist weiter nichts erfolgt; auch das ist ein Zeichen der Zeit.

Der Rec. hat verschiedentlich in diesen Blättern, und noch ganz neuerlich, seinen Abscheu gegen die Lehren, die von den so genannten Philosophen Frankreichs über dieß Land und über Europa verbreitet wurden, deutlich genug erklärt; die ganze vermeintliche Theorie, welche auf einem plötzlichen Umsturz alles Vorhandenen beruht, und allein, zufolge von Ideen der Vernunft oder auch wohl der Unvernunft, neue Staaten zu bilden verspricht, führt nur zum Despotismus hin, und kann nie einen haltbaren Grund gewinnen: aber Veränderungen und Verbesserungen sind oft nöthig, wenn man nicht durch halsstarrigen Eigensinn alles verzweiflungsvoll-aufgeben will. Verfassung und Verwaltung müssen sich ändern, weil die Menschen sich ändern.

In Ungern kann Niemand, der nicht zum Adel gehört, eine Scholle Erde frey besitzen; der Bauer verdankt den Königen persönliche Freyheit und Bestimmung dessen, was er seinem Herrn zu geben habe (Urbarium). Der Grundherr oder dessen Verwalter mag ihm noch jetzt als Hauszucht vier und zwanzig Stockprügel, und seinem Weibe vier und zwanzig Peitschenhiebe zutheilen lassen; der Adel muß während eines das Land selbst bedrohenden Krieges insurgiren, aber diese Insurrection leistet wenig, während die untern Classen

in Kriegs- und Friedenszeiten (der Krieg mag an des Landes Grenzen geführt werden, oder nicht) immer Recruten stellen, und oben drein in der Regel alle Abgaben allein tragen müssen: alles dieß zufolge unsers Verfassers. Bey solcher Lage der Dinge kann von großer Billigkeit eben nicht die Rede seyn, auch nicht von großer Anhänglichkeit der untern Classen an eine Verfassung, von der sie wenig gute Früchte gekostet haben. Wir fürchten, daß der Ungrißchen Verfassung begegnen könnte, was der Deutschen Reichsverfassung begegnet ist. Von dieser und der Deutschen Freyheit war hier und da viel Nähmens, sie bestand aber in nichts Weiterem, als in der freyen Willführ der Fürsten, wodurch alles kaiserliche und des Reichs Ansehen, die Alle schützende und vereinende Gewalt, zu Grunde gerichtet, und das Volk, als solches, aufgelöst ward; wirklich hing auch Niemand an dieser Verfassung, als die Wenigen, welche ihren Privat-Vorthail dabey fanden: daher es denn geschah, daß sie im Sturm ohne alles Bedauern zusammenstürzte, indem alle edlere Lebenskraft schon weit früher von ihr gewichen war. Da die Sachen aber einmahl so weit gekommen waren, so mußte es als ein Glück betrachtet werden, daß einzelne Theile des Ganzen, in welchen ein anderer Geist lebendig ward, sich besser ausbildeten.

Auch die königl. freyen Städte verdanken, wie unser Verf. zeigt, ihre Freyheit den Königen, und nicht dem Adel; schon ein Statut von dem Jahre 1687 hat aber der Vermehrung eines freyen Bürgerstandes Grenzen gesetzt. Nur als Corporation sind diese Städte dem Adel gleich, und deßhalb schicken sie auch Abgeordnete zum Reichstage: aber diese haben nie etwas Nahmhaftes ausgerichtet; sie er-

freuen sich ungefähr desselben Ansehens, welches die wohlweisen Bürgermeister auf verschiedenen Deutschen Landtagen genossen, die kaum den Mund aufthun durften: dieses aber ist in Ungern, seitdem in der zweyten Kammer alles Ungriech abgehandelt wird, um so mehr mit ihnen der Fall, da die Ehrbaren und Wohlweisen, zum Theil Deutschen Ursprunges, jener Sprache nicht eben mächtig sind. Was die einzelnen Bürger dieser königl. freyen Städte betrifft, so ist ihr Wehrgeld oder homagium zwar dem des Edelmannes gesetzlich gleich, nämlich 200 Gulden: allein die Observanz hat nicht nur die Entschädigung eines solchen von einem Edelmann mißhandelten Bürgers auf 100 Gulden herabgesetzt; sondern wenn umgekehrt ein Bürger an einem Edelmann sich vergreifen sollte, so büßt er nicht nur mit 200 Gulden, sondern außerdem noch mit dem Leben, oder, nach neuerer Observanz, mit dem Verluste seines sämmtlichen Vermögens: da hingegen jeder Edelmann jeden Bürger um 100 Gulden beliebig mißhandeln kann, nur muß (kommt dieß auch etwa von der königl. Gewalt?) die Mißhandlung nicht als Raub und Mord betrachtet werden können. Kein Bürger einer solchen königl. freyen Stadt darf einzeln vor Gericht gegen einen Edelmann auftreten, sondern dieß kann nur im Nahmen der ganzen Gemeinde geschehen, welche, als solche, allein adlige Gerechtsame hat. Zu allen öffentlichen Abgaben ist übrigens der Bürger verpflichtet; aber Landgüter darf er nicht erwerben. Anderes kann man in dem Buche nachlesen.

Wen solchen Verhältnissen kann eben vom Bürger einer königl. freyen Stadt kein hochherziges Gefühl erwartet werden, indem er um 100 Gulden von jedem Edelmann beliebig mißhandelt, und namentlich mit Füßen getreten werden mag:

diese hundert Gulden aber, wenn anders das Papiergeld hier seine Anwendung fand, betrugten bey dem niedrigsten Cours einige Zeit ein paar Ducaten: um diese Summe war die Ehre des Bürgers preis gegeben; und doch klagt man, daß es mit den städtischen Gewerben nicht fort will! Irgendwo sitzt ein Bierbrauer, der übrigens unser Freund nicht ist, im Hause der Abgeordneten des Volks; er hat viel in Europa von sich reden gemacht; wir zweifeln, daß ihn ein Edelmann seines Vaterlandes um ein paar hundert oder um zwanzig Schillinge mit Füßen treten darf: aber die Brauerey dieses Mannes, sagt man, gedeihe auch anders, als die in Pesth und Ofen und Preßburg. Es ist nicht allein die Güte des Getreides, des Hopfens, des Malzes, nicht die Einsicht, womit das Bierbrauen getrieben wird, nicht allein die Größe des vorhandenen materiellen Capitals, ja nicht einmahl die Freyheit des Gewerbes allein, welches das Gelingen desselben fördert: viel, unendlich viel, hängt von der bürgerlichen Ehre und Achtung ab, welche nicht mit dem Wocksbeutel der Zünfte zu verwechseln ist. Es mag noch Anderes hinzukommen: aber nichts ist verderblicher, als wenn sich die höheren Stände zu ehren glauben, indem sie die Untergeordneten unterdrücken und verachten, und wenn die Letztern aus einem, aus ihrer Lage entstehenden, nur zu gerechten Gefühle, ihren Stand zu verlassen, eifrig bemüht sind, um in die höheren sich einzudrängen, wo sie Schutz und Ehre wohlfeilen Kaufs erhalten. Der Bauer, der nie frey und eigen ein Stück Landes besitzen kann, der vier und zwanzig Stockprügel, und dessen Weib vier und zwanzig Peitschenhiebe zur Aufmunterung als Hauszucht erhalten mag, scheint eben auch keinen besondern Antrieb zu Fleiß und Thätigkeit zu haben,

um so mehr, da ihm in einigen Fällen zugleich die Freyheit fehlt, über sein rechtlich Erworbenes nach seinem Tode frey zu verfügen. Wer dann, wie der Recensent, persönlich auch nur einen Blick in Ungern gethan hat, der findet von dem Allen die auffallendsten und lautredenden Folgen. Die geringe Cultur des Bodens bey so reichen Geschenken der Natur, und die demüthige Knechtsgestalt so vieler, die an andern Orten frey auftreten, fiel ihm um so mehr auf, wenn er das damit verglich, was er in den meisten Deutschen Landen, in der Schweiz, in Frankreich und Italien, vor- oder nachher, zu sehen Gelegenheit hatte. Mit dem Lebensgenusse und den Freuden eines Ungrischen Edelmannes, der eben nicht zu den ärmern gehört, möchte schwerlich ein leidlicher Holländischer Bauer tauschen. So wahr ist es, daß der Adel oder die Gutsbesitzer selbst gewinnen würden, wenn sie verständig genug wären, dem Bürger und dem Bauern einen größern und freyern, ehrenvollern Spielraum zu gestatten.

Wir empfehlen das vorliegende Buch auch den übertriebenen Verehrern des Mittelalters; hier finden sie es ziemlich frisch erhalten. Was treffliche Dichter aus dem Stoffe der mittlern Zeiten bilden, das wissen wir zu ehren; wer von den Profalkern nichts als Greuel und Barbarey im Mittelalter sieht, der kennt es nicht, und der Rec. kann um so weniger mit solchen Aeußerungen einstimmen, da er einen großen Theil seines Lebens auf das Studium des Mittelalters verwandt, und eine andere Ueberzeugung gewonnen hat: er spricht nur gegen die, welche zu einer blinden Verehrung der politischen Verhältnisse jener Zeiten, wie sie in der Wirklichkeit sich gebildet hatten, und in Ungern zum Theil noch sind,

also vermahren, daß auch das Gute, welches sich späterhin bildete, wieder vernichtet werden soll, sey es aus Liebhaberey zu Paradoxien, aus Kriecherey vor dem Adel, oder aus wirklicher Ueberzeugung, weil es eine gewaltige Zeit ist, in der man lebt, so daß die vergangene dem Gedrückten in der Phantaste eben deßhalb freundlicher erscheint. Doch auch dieß wird vorüber gehen!

Wie aber soll die plebs in Ungern an der Verfassung des Landes hängen, die allein für den Adel vorhanden ist? Was verdanken denn die Bürger der königl. freyen Städte und die Bauern ihr? Und lernt der gemeine Unger nicht im Kriege auch andere Länder kennen? Wäre es nicht verständiger, zur Rettung der ständischen Freyheit aus eigenem Antriebe, nicht auf Antrag des Hofes, Einiges zu thun, damit man auf einer breiteren und sicherern Grundlage fester stände? So pflegt man am Ende Alles zu verlieren, wenn man zur rechten Zeit nichts hingeben will. Und wo soll es denn endlich hinkommen, wenn der Adel immer mehr das Land in Schafristen verwandelt, und, wie in Spanien, der Herr mit seinen Thieren und Hirten einsam und freudenleer in der Wüstung sitzt?

Es ist sehr gewöhnlich, daß der Ungrische Adel den Grund alles Uebels in des Königes Mäthen sucht; es ist sehr populär, gegen diese zu declamiren. Wir sind nicht berufen, ihr Verfahren in jeder Hinsicht zu vertheidigen: allein von eigener Schuld will der Adel auch nichts hören. Man kamt ihm aber dreist voraus verkündigen, daß bey gleichem Beharren von seiner Seite, und zufolge dessen, was die jüngsten Zeiten andeuten, es nur zu leicht um mehrere seiner wesentlichen Rechte, der Wirklichkeit oder der Form nach, oder in bei-

der Hinsicht, gethan seyn möchte, welche man ihm zum Theil doch gern zu retten wünschte.

Allerdings ist es eine der schwierigsten Aufgaben in der Politik, wie man große Verdienste, indem man sie durch erbliche Vorzüge belohnt, wie man großes Vermögen, großen Grundbesitz und das daraus entstehende Uebergewicht einzelner Familien, so lenke, daß auch Andere daneben ihrer Freyheit sich erfreuen können, daß der Regent diese und sich selbst dabey zu schützen vermöge; das Aristocratische, mit Einem Worte, in der Monarchie so zu bilden, daß es dem edeln und vernünftigen Zwecke entspreche; that is the question. Hier ist der Ort nicht, dieß weiter auszuführen; in unsern Tagen hat diese Aufgabe die Weisesten beschäftigt, sie wird sie noch lange beschäftigen; sie ist, so viel uns bewußt ist, in der Wirklichkeit nur in Einem Lande glücklich gelöset worden. Wir gehören nicht zu den Gleichmachern: aber der Adel ist es auch nicht allein, weshalb ein Staat vorhanden ist, die übrigen Classen können auf die Frage, wer seyd ihr? die Worte erwiedern, welche irgendwo bey Shakespeare vorkommen: Wir sind Menschen!

Gerecht mögen mehrere wiederholte Forderungen der Ungarischen Stände an die Regierung seyn. So wünscht man freyern Verkehr mit dem Auslande, wenigere Abhängigkeit in dieser Beziehung von Oestreich u. s. w.: allein wahr ist es auch, daß die Regierung Manches verweigern muß, so lange Ungern sich immer durchaus als selbstständig und unabhängig betrachten will; so lange es ein so ganz verschiedenes Abgaben-System behauptet, und so lange die Regierung nur mühsam das erhalten kann, was in so gewaltigen Zeiten, in welchen wir leben, die übrigen Provinzen Oestreichs sich müssen gefallen lassen; so lange die Regierung

die Zusammenberufung eines Reichstags als ein Mittel anseht, dessen man sich nun einmahl freylich bedienen muß, dessen man aber gern überhoben wäre, und zu dessen Gebrauch man immer mit einer gewissen Aengstlichkeit schreitet. Wir fürchten, es werde öfter geschehen, was in den neueren Zeiten geschah, daß man, ohne eben an die Stände sich zu kehren, dieß oder jenes durchsetzen werde, und daß somit die ständische Freyheit ihrer Form oder ihrem Wesen nach verschwinden werde, welches aus den angeführten Gründen um so leichter möglich ist. Wir leben in einer höchst ernsthaften Zeit; die Passivität, wie unser Verf. erzählt, wodurch sonst das Volk auf den Ungarischen Reichstagen sich Luft machte, haben auch aufgehört. Die ständische Freyheit mußte gerettet werden, aber, um sie zu retten, mußte auch der Adel Einigem entsagen.

Die Accriminationen der Stände gegen die Minister, daß sie ihre Freyheit unterdrücken wollen, und die der Minister gegen die Stände, daß sie allen großen, zur Rettung in schweren Zeiten zu ergreifenden, Mitteln halsstarrig widerstreben, führen nicht zum Ziele, sondern zu wechselseitiger Erbitterung. Es ist einer der eifrigsten Wünsche des Recensenten, und sicher aller derer, die Oestreich und Ungern wohl wollen, daß hochherzige und dem Geschäfte gewachsene Minister sich finden möchten, denen von der andern Seite gleichgesinnte unter den angesehenen und einflußreichen der Stände begegnen möchten, um dem widerlichen Streite endlich ein Ziel zu setzen, und im edeln und schönen Vereine das gemeinschaftliche Bestreben dahin zu richten, daß sowohl die Regierung unterstützt, als die National-Freyheit gerettet werde. Wir fühlen es wohl, wie unendlich schwer es sey, diese Aufgabe zu lösen: allein einer edeln Regierung und einem edeln Volke ist Vieles

möglich. Gebe Gott, daß es gelinge! Die nöthigen Veränderungen in der Verfassung würden sich dann von selbst schon finden. Wir zittern bey jedem Umsturze, er komme auch, woher er wolle.

Noch ein Wort muß der Rec. über eine Stelle hinzufügen, welche sich in der Vorerinnerung zum zweyten Theile S. VII findet. Bey Gelegenheit der angeführten Herabsetzung des Papiergeldes und der Kupfermünze in der Oestreichischen Monarchie auf ein Fünftel durch das Patent vom 20. Februar des Jahres 1811 heißt es: diese Herabsetzung sey erfolgt, "so wie es sich aus dem merkwürdigen Aufsatze in den Göttingischen gelehrten Anzeigen St. 15 J. 1811 vorhersehen ließ." Der Verfasser jenes Aufsatzes und dieser Anzeige ist ein und dieselbe Person. Wenn jene Aeußerung so viel sagen soll, daß jener Aufsatz auf den Entschluß der Regierung Einfluß gehabt, oder ihn bewirkt habe: so ist zwar Aehnliches, auch privatim wohl, dem Verf. versichert worden: allein Gewisses weiß er darüber durchaus nichts; er würde sich aber freuen, wenn dem so wäre, wenn er, ein entfernter Zuschauer, einzig und allein zufolge einer für wahr erkannnten Theorie des Papiergeldes eine Veranlassung zur Verminderung außerordentlich großer Uebel bey einem Volke geworden wäre, das so viele Achtung verdient; er würde darin einen Lohn finden, der jeden andern, den man ihm hätte bieten können, aufwöge; einen Lohn, der Privat-Schriftstellern selten zu Theil wird. Das Geschrey gegen jenes so genannte Herabsetzen von den Unkundigen hat sich verloren, wie zu erwarten stand; den Dank hat, wie billig, die Regierung geerntet. Das Volk, dem man genaue theoretische Kenntnisse von dem Papiergelde nicht zutrauen kann, war zuerst nach

der ergriffenen Maßregel wild und unbändig; es traute nicht, es war zu oft getäuscht worden in seinen Hoffnungen. Später urtheilte es anders; aber es würde noch weit günstiger urtheilen, wenn nicht andere Maßregeln, die der Rec. nicht empfohlen hat, und nach seiner Ueberzeugung nicht vertheidigen kann, damit wären verbunden worden, und wenn nicht ganz neuerlich noch andere ergriffen worden wären, welche die guten Folgen schier ganz aufheben können; auch selbst die so genannte Herabsetzung ist nicht einmahl so geschehen, wie er es wünschte. Auf des Rec. Rechnung kommt nichts, als, zufolge des Curses, auf Einmahl, weil kein barer hinreichender Fonds vorhanden war, ein neues Papiergeld auszugeben, um dieses sofort gegen Staatsgüter, durch Anleihen u. a. Mittel einzulösen und zu vernichten; den gezwungenen Cours aufzuheben; und eine dem frühern Course gemäße Scala zur Richtschnur früher eingegangener Verbindlichkeiten zu machen: alles Andere ist ihm nicht bezumessen. Er hat sich hierüber weitläufig vor kurzem in einem andern öffentlichen Blatte geäußert. Bedauern muß er es aber, nach dem zu urtheilen, was ihm von den Verhandlungen des letzten Ungarischen Reichstages bekannt geworden ist, daß unter den Ständen, mit geringer Ausnahme, so wenige gesunde Kenntnisse über die Natur und das Wesen des Papiergeldes sich gezeigt haben. Auch glaubt er es sich selbst schuldig zu seyn, hinzufügen zu müssen, daß er jenen Aufsatz, dieser möge nun auf die Erscheinung des Patents einen Einfluß gehabt haben, oder nicht, aus völlig freiem Antriebe, und gänzlich unabhängig, geschrieben habe, und daß er allein dafür haften.

Leipzig.

Draconis Stratonicensis liber de metris poeticis. Joannis Tzetzar exegesis in Homeri Iliadem. Primum edidit et indices addidit Godofredus Hermannus. Sumptibus Weigelii anno 1811. Draco auf 168 Seiten. Tzetzes auf 156 Seiten.

Der Grammatiker Draco Stratonicensis (Δράκων Στρατωνικός) hatte, nach Suidas, unter diesem Wort, geschrieben: Τεχνικά, ὀρθογραφίαν, περὶ τῶν κατὰ συζυγίαν ὀνομασιῶν, περὶ ἀντωνυμιῶν, περὶ μέτρων, περὶ Σατύρων, περὶ τῶν Πινδαροῦ μελῶν, περὶ τῶν Σαπφούς μέτρων, περὶ τῶν Ἀλκαίου μελῶν. Dasselbe steht auch bey der Eudocia p. 135 Tom. I. der *Anecdota graeca* von Willoison. Zu diesem kommt noch die Schrift περὶ καταλλήλητος, welcher in dem vorliegenden Buche erwähnt wird. Draco war also ein gelehrter Grammatiker. Von allem diesem hat sich aber nichts erhalten, als das vorstehende Buch von den Versmaßen, welches Draco an seinen Sohn Posidonius schrieb. Es fand sich dasselbe in der Pariser Bibliothek (s. den Catalogus cod. Parisiens. Vol. II p. 539, bis jetzt unedirt, wiewohl Ruhnkenius eine Abschrift davon besaß (vergl. Valken. Diatribe in Eurip. pag. 217). Neuerdings gab auch Hr. Haase in den Notizen und Excerpten der Mss. Biblioth. Imper. Tom. VIII. Part II. pag. 33 genauere Nachricht davon. Den Herausgeber, Professor Hermann, veranlaßten zunächst die von ihm aufgestellten Behauptungen über des Orpheus Argonautica, sich durch den verstorbenen Bait eine Abschrift des Buches aus Paris zu verschaffen. Es werden nämlich in dieser

Schrift zwey Mahl die Argonautica des Orpheus citirt, und bekennlich war es unter andern auch dieses, was den Ruhnkenius bewog, den Argonauten ein höheres Alter beyzulegen. Was nun das Alter derselben anlangt, welche Hermann bekannter Maßen zwischen den Quintus und Nonnus setzt, so kann, nach heutigeu Begriffen von alter epischer Sprache, kaum noch zweifelhaft seyn, daß Hermann vollkommen Recht hat, und Ruhnkenius die Argonauten viel zu hoch hinaufrückte. Bey der überwiegenden Kraft so vieler Gründe, worauf jener Satz beruht, haben wir daher, auch ehe wir den Draco kannten, niemahls viel Gewicht auf sein Zeugniß gelegt, weil ja in den meisten Schriften der alten Grammatiker, die wir haben, sich fremde Zusätze finden. Hermann hält nun auch den Draco für interpolirt, und macht dieses besonders dadurch wahrscheinlich, daß in dem von Bekker herausgegebenen Apollonius Dyscolus de Pronomine nicht undeutlich Draco als schon gestorben bezeichnet wird, folglich nicht nach dem Apollonius lebte, wie man bisher glaubte, und eben deswegen der noch später lebende Herodian, Sohn des Apollonius, unmöglich konnte von Draco citirt werden, was doch in dem vorliegenden Buche mehrmahls geschieht. In der That bedarf es keines großen Scharfsinnes, um einzusehen, daß die Schrift des Draco, wie sie jetzt erscheint, ein ziemlich mittelmäßiges Nachwerk sey, ein kurzer Auszug aus der Hauptschrift *περὶ ὑέτρων*, mit fremden Zusätzen. Sie zerfällt in einen prosodischen und metrischen Theil. Von diesen ist der letzte der dürftigste, und enthält dabey so mancherley Unrichtigkeiten, daß für Metrik daraus heut zu Tage nichts gelernt wer-

den kann. So z. B. steht darin, der trochäische Rhythmus nehme in den ungeraden Stellen auch den Jambus auf, wiewohl dieß noch immer verzeihlicher ist, als wenn z. B. in dem Profodischen Lexicon der griechischen Sprache — Gött. 1811 S. IX noch heut zu Tage gelehrt wird, daß in den Trimetern anstatt des Jambus auch der Trochäus Platz habe; von dem antispastischen Rhythmus lehrt Draco, wie andere Grammatiker, daß in die ersten Dipodie nicht bloß der vierte Epitrit, sondern auch der Ditrochäus und der dritte Paeon gestellt werde, und die letzte Dipodie in den acatalectischen rein jambisch sey; ferner in den Anapästten könne auch der Jambus stehen, und in den äolischen Versen vorn auch der Pyrrichius, aus Unkunde dessen, was wir jetzt Bassis nennen, und dergleichen Unrichtigkeiten mehr. Dagegen werden richtig, wie bey allen Alten, die pæonischen Verse auch hier nicht als eine besondere Gattung angesehen, und in den Jonikern a minore die Verwechslung mit dem trochäischen Rhythmus statuirt, wenn schon Hermann in seiner Metrik entgegen ist. Es ist freylich gewiß, daß aus Grammatikern, und wenn deren noch mehrere gefunden würden, über Metrik sich wenig Brauchbares mehr wird lernen lassen, und man kann in dieser Rücksicht den Verlust der Schriften des Draco über Pindar, Sappho, Alcäus, nicht beklagen; wenn aber Hermann in der Vorrede categorisch selbst über alle Musiker abspricht, so halten wir ihm die Fragmente des Aristophanos entgegen, und sind fest überzeugt, daß durch Hülfen der alten Musiker sich eine viel bessere Theorie über den Rhythmus aufstellen lasse, als durch den Causalitäts-Begriff, von dem man nicht absieht, was er eigentlich solle in der Theorie einer schönen Kunst, wofür doch Hermann selbst die Me-

trif erklärt. Doch wir können das wahre Wesen des Rhythmus hier mit Wenigem nicht klar machen. Ausführlicher, als der metrische Text, ist der profodische bey Dracon, der in alphabetischer Ordnung abgehandelt wird, versehen mit vielen Citaten aus Dichtern. Bey weitem die meisten sind aus Homer, dann Theocrit und Callimachus, ungleich weniger aus den Tragicern und Comikern, noch weniger aus den Lyrikern. Hieraus sieht man, daß der Gebrauch der Dichter keineswegs gleichmäßig ist. Sollte ein profodisches Werk heut zu Tage bedeutenden Nutzen haben, so müßten die Hauptfelder der Poesie gleichförmig bearbeitet seyn, und auf Zeitalter und Dialecte sorgfältig Rücksicht genommen werden. Die Lesarten in den angeführten Stellen sind oft dieselben mit den heutigen, bisweilen auch schlechter. Einiges Wenige kommt vor aus verloren gegangenen. Was endlich die Arbeit des Herausgebers anlangt, so ist die Abschrift von Vast genau abgedruckt, und in ganz kurzen Noten werden die im Texte citirten Stellen angezeigt; sonst aber ist für die Berichtigung des Textes und der Lehren gar nichts geleistet. Daher kann auch das Profodische, da mehreres Falsche und Unbestimmte sich darin findet, nur mit Vorsicht gebraucht werden.

Endlich hat der Herausgeber auch noch des Tzetzes Exegetis in Iliadem aus dem Paulliner Codex des Homer zu Leipzig abdrucken lassen, von welcher Schrift man schon durch Bergler in den Actis eruditorum an. 1719 p. 307 Kenntniß hatte. Die Erklärung der Homerischen Götter müssen wir denen empfehlen, in deren Geiste sie sind; nach unserer Meinung sind einige neue oder richtigere Citate der Hauptgewinn, der aus diesem Commentar hervorgeht.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 31. May 1813.

Göttingen.

Grundriß der theologischen Encyclopädie, zum
 Gebrauche bey seinen Vorlesungen. Von Dr. G.
 J. Planck. 1813. S. 314 in Octav. In der
 Vorrede hat sich der Verf. hinreichend sowohl
 über die Gründe erklärt, welche ihn bestimmten,
 diesen Grundriß der neuen Vorlesungen heraus-
 zugeben, die er seit zwey Jahren über die theo-
 logische Encyclopädie eröffnet hat, als über das
 Verhältniß, in welches er diese Schrift mit seiner
 vor zwanzig Jahren herausgegebenen Einleitung
 in die theologischen Wissenschaften bringen wollte.
 Bey dem einen, wie bey dem andern, glaubte er
 sich Rücksicht auf den Zustand, in welchem sich
 gegenwärtig die theologische Wissenschaft unter
 uns befindet, zum ersten Gesetz machen zu müssen,
 so wie er in seinen Vorlesungen vorzüglich nur
 dasjenige, was den Zögling der Wissenschaft bey
 seinem ersten Eintritt darin orientiren kann, auf-
 nehmen, aber es doch auf eine solche Art behan-

P (4)

deln zu müssen glaubt, daß es bey seinem weitem eigenen Studio immer für ihn leitend, und auch noch in der spätern Erinnerung nützlich werden kann. Manches mag daher auch, so wie es in dem Grundriß gefaßt werden mußte, erst dann ganz verständlich für ihn werden, wenn nach einem längeren eigenen Studio die Erinnerung daran wieder in seiner Seele erwacht, wenn sich schon durch den mündlichen Vortrag leicht so viel erhalten läßt, daß auch der Anfänger etwas dabey denken und davon verstehen kann. Der Verf. würde wenigstens seinen Zweck für völlig verfehlt halten, wenn seinen Zuhörern irgend Etwas in seinem Vortrag ganz unverständlich bliebe. Er will daher in diesem lieber klar, als tief seyn, wenn er nur Seichtheit vermeiden kann; am wenigsten aber hält er es für nöthig, daß dem Anfänger in der Wissenschaft gerade Alles voraus gezeigt und bemerklich gemacht werden müßte, was er einst bey der eigenen Umsicht darin finden wird. Es kann doch nur darauf ankommen, ihn in den Stand zu setzen, daß er sich selbst darin gehörig umsehen kann, und zugleich Lust und Trieb und Eifer in ihm zu erwecken. Gelingt dieß nach Wunsch, so kann man sicher genug darauf rechnen, daß er es selbst finden wird; wer aber mit dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft, und mit dem Wogen unsers theologischen und sonstigen Zeitgeistes genauer bekannt ist, der wird auch selbst beurtheilen können, daß und wodurch jetzt die Erzielung jenes Zweckes zur schweren Aufgabe wird. Noch lieber wird er jedoch dem Verf. darin bestimmen, daß es wohl — nach Vorrede S. XI — „einerseits niemahls nöthiger war, als

jeht, auf die Bildung unserer künftigen Religionslehrer die bedachtam-gewissenhafteste Sorgfalt zu verwenden, um der Sache der Wahrheit und des Guten weder auf die eine, noch auf die andere Art zu schaden, aber auch andererseits niemals so dringendes Zeitbedürfniß war, der brauchbaren, der zu der Ausrichtung ihres hohen Berufs tauglichen und zugleich von der Größe dieses Berufs durchdrungenen Religionslehrer mehrere für unser Volk zu bekommen."

Paris.

Ben J. Buiffon: *Annales des Voyages, de la Géographie et de l'Histoire (?)*; ou Collection des voyages nouveaux les plus estimés, traduits de toutes les langues européennes; des relations originales, inédites, communiquées par des Voyageurs français et étrangers; et des mémoires historiques sur l'origine, la langue, les moeurs et les arts des peuples, ainsi que sur le climat, les productions et le commerce des pays jusqu'ici peu ou mal connus; accompagnées d'un *Bulletin* où l'on annonce toutes les découvertes, Recherches et entreprises qui tendent à accélérer les progrès des sciences historiques (?), spécialement de la Géographie, et où l'on donne des nouvelles des voyageurs et des extraits de leur correspondance. Avec des cartes et planches, gravées en taille-douce. -- Publiées par Mr. *Malte-Brun*. Seconde édition, revue et corrigée (nämlich bloß für die 4 ersten Bände oder die 12 ersten Hefte, die das erste Abonnement ausmachen, wovon der Anfang im Jahre 1807 erschien). 1809 — (da

die übrigen Bände, 5—20, oder Hest 13—60, in die Jahre 1808—1813 fallen).

Wir glauben die Anzeige dieses nicht uninteressanten Journals nachhohlen zu müssen, da es sich bald sechs Jahre ununterbrochen erhält, mit immer, wie es scheint, steigendem Beyfall des Französischen Publicums. Der weitläufige und etwas hochtrabende Titel gibt genug zu erkennen, was man von dem Werke zu erwarten habe, und sogar mehr, als man darin findet. Als *Annales de l'Histoire* und *Bulletin de toutes les découvertes, recherches et entreprises qui tendent à accélérer les progrès des sciences historiques* kann man es schwerlich anerkennen, da das Fach der Geschichte gar zu dürftig hier ausfällt, und diese letztere Wissenschaft wohl werth ist, ihre eigenen *Annales* zu haben. Sehr freygebüdig ist übrigens der Herausgeber, Hr. *Malte-Brun*, mit dieser Aufhebung aller Grenzen, und mit dem Zusammenschmelzen aller Arten von Kenntnissen in einander. "*L'esprit humain*" (sagt er in seiner Einleitung S. 7) "*embrasse, dans une seule et vaste idée, toutes les contrées du Monde, avec toutes leurs productions variées et avec les innombrables nations qui les habitent. Cette image raccourcie du Monde, c'est la véritable Géographie (!). Elle ne diffère de l'Histoire que parcequ'elle l'une se règle sur le Temps et l'autre sur l'Espace. La Géographie n'est au fond qu'une histoire qui s'arrête pour considérer le présent.*" Dieß soll philosophisch klugen, und paßt doch keineswegs. Etwas Aehnliches hat freylich *Schlözer* von der *Statistik* einst gesagt, von der es sich wohl sagen läßt.

Nebel angewandt ist es hier auf Geographie, und es ist leicht einzusehen, daß man mit solchen leeren Floskeln gar leicht zu allen Resultaten hin-
hüpfen kann. Die Geographie ist das Lieblings-
fach des Hrn. Malte-Drun, und nun soll die
Geographie Alles in Allem werden, Geschichte so-
gar und Völkerkunde, Botanik und Mineralogie.
Statistik insbesondere will er bloß als eine Ab-
theilung der allumfassenden Geographie betrachtet
wissen. Was an der Oberfläche der Erde sich
ereignet, gehört, nach ihm, zur Erdkunde; und
da, vermöge des Gesetzes der Schwere, der Mensch
an jener ziemlich fest haftet, so müssen alle
menschliche Gewerbe und Angelegenheiten der vé-
ritable Géographie, die dadurch, wie man sieht,
zur Würde einer Local- und Raum-Encyclopädie
erhoben wird, anheimfallen. Doch so ernst wird
es hier nicht gemeint, und bey weitem das Meiste
in diesem Journale schränkt sich in der That auf
Reisebeschreibungen und Geographie im engeren
Sinne ein.

Was das in den bisherigen zwanzig Bän-
den Enthaltene betrifft, so wird gewiß kein
Leser uns zumuthen, hier eine Inhaltsanzeige
davon mitzutheilen, und wohl gar bey dem Ein-
zelnen zu verweilen, da zu einer solchen ausführ-
lichen Recension leicht mehrere Bogen erforder-
lich wären. Nicht einmahl das Interessantere
kann man mit Zuversicht angeben: denn was den
Einen anzieht, ist dem Andern ohne Bedeutung.
Es läßt sich bey jeder Sammlung der Art der
bekannte Spruch anwenden: Sunt bona, sunt
quaedam mediocria, sunt mala plura. Außer-
dem ist Vieles, sehr Vieles, darunter aus dem

Deutschen, Englischen u. s. w. übersetzt, und in Deutschland schon hinlänglich bekannt. Manche Aufsätze sind bereits anderswo erschienen (wie z. B. Tome XVII. Nr. 1. das Mémoire des Hrn. von Hammer sur l'influence morale et politique du Mahométisme pendant les trois premiers siècles de l'hégire schon in den *Fundgruben des Orients*.) Andere, welche Bruchstücke größerer Französischen Reisebeschreibungen oder sonstiger erdkundigen Arbeiten sind, sind dem Publicum seit ihrer Erscheinung in diesem Journale mit den Werken, zu denen sie gehörten, übergeben. Doch hat eine periodische Schrift der Art für Frankreich, das in der Regel so wenig von dem Auslande erfährt, einen wahren Werth, und in so fern kann man Hrn. Malte-Brun sein Verdienst nicht absprechen. In Dänemark geboren und gebildet, kam er gegen den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts nach Paris, in der rüstigen, unternehmenden Epoche der Jugend. Zuerst wandte er sich zu den ihm geistig verwandten dortigen so genannten Philosophen, die von ihrer in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts erworbenen Wichtigkeit bis dahin etwas beybehalten, und sich noch eines, wiewohl schwachen und allmählich verbleichenden, Nimbus erfreueten. Da er aber bey diesen Herren das nicht fand, was er erwartet hatte, so wandte er sich (gleich dem großen Eugen) in seinem Aerger zu der entgegengesetzten feindlichen Partey, und arbeitete nun fleißig in ihrem Sinne. Seitdem ist er durch sein unlängbares Schriftsteller-Talent so ziemlich unabhängig geworden, und geht seinen Weg für sich. Ausgerüstet mit vieler Kenntniß

der Sprache und Litteratur anderer Völker, außerdem geschmeidig, des Französischen Geschmacks und der Sprache sehr kundig, war es ihm ein Leichtes, aus fremden Materialien ein belehrendes und unterhaltendes Journal der Art zu liefern. Man weiß genug, welche eine Menge, und zum Theil trefflicher, Zeitschriften über Reisen, Geographie und Geschichte England und Deutschland allein besitzen; Italien, Dänemark, Schweden u. a. nicht zu gedenken. Eben so, und meistens aus Deutschen Quellen, hat der geschickte Herausgeber, der nun der *Geograph var' sêo-xv* der dortigen Lesewelt geworden ist, sein *Précis de Géographie universelle* zusammengefügt, welches dort ein sehr großes Glück machen mußte, und wirklich auch macht (obgleich wir dabey nicht gut begreifen, wie ein berühmter Deutscher Geograph auf den Einfall gerathen konnte, dasselbe Werk wiederum ins Deutsche zu übertragen, bey welchem Geschäfte er oft das Vergnügen hat haben müssen, sich selbst zu übersetzen). Wie dem seyn mag, so ist Hr. Malte-Brun durch den großen Beyfall nicht wenig übermüthig geworden, so wie über seinen Sieg in der Polemik gegen den Geographen Pinkerton, den Buchhändler Dentu und Andere (die hier vielen Raum einnimmt, und sehr bitter geführt wird), und sieht sich selbst nun als einen kleinen König und Autocraten der Wissenschaft an. In einem seiner letzten Hefte, bey Gelegenheit einiger bescheiden geäußerten Zweifel über die Kühnheit, mit welcher er die Grenzen der Geographie weit über die Gebühr ausdehnt, äußert er sich folgender Maßen: „Mal-

872 G. g. A. 87. St., den 31. May 1813.

gré ces déclamations, la Géographie n'en sera pas moins ce que les Géographes veulent qu'elle soit" — welchem Nachtspruche nur die Decret-Form und das Datum zu fehlen scheint: gegeben in dem und dem Jahre unserer Regierung, u. s. w.

Das auf dem Titel angekündigte Bulletin ist eine Art von Litteratur-Zeitung, mit einem Intelligenz-Blatte über Geographie u. s. w. verbunden. Die Urtheile sind nicht immer die billigsten und richtigsten. Nach Partey und Leidenschaft (wie es überhaupt in Frankreich seit so vielen Jahren gäng und gäbe ist) wird oft gerichtet, ganz in der berüchtigten Art des bekannten Journal des débats. In dieser Art von schöner Leichtfertigkeit zeichnet sich Hr. Depping, einer von den fruchtbarsten Mitarbeitern, besonders aus. Am Ende, z. B. der Anzeige des England, Wales, Ireland und Schottland unsers sel. Böde, entblödet er sich nicht, folgende Insinuation zu wagen (Band VIII. S. 404): "Dans certains endroits de l'ouvrage on s'apperçoit que l'auteur n'avait pas à se plaindre du gouvernement Britannique." Als wenn man keine anderen Gründe haben könnte, von einem Lande günstig zu reden, als die des niedrigsten Eigennuzes! Bekannt genug ist es, daß unser edler Colledge, bey aller seiner Vorliebe für die Britische Nation, nie in geringster Berührung mit ihrer Regierung gestanden hat, und nichts weniger, als ein blinder Vertheidiger der von dieser befolgten Maßregeln war.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 3. Junius 1813.

Paris.

Bey Courcier: *Connaissance des tems ou des mouvemens célestes, à l'usage des astronomes et des navigateurs, pour l'an 1813.* publiée par le bureau des longitudes. Juillet 1811. 228 Seiten in Octav.

Eben daselbst. *Connaissance des tems etc.* pour l'an 1814. Avril 1812. 240 S. in Octav.

Die Tafel für die geographische Lage der vornehmsten Oerter der Erde hat besonders durch die Benutzung der auf den Reisen von DeLarocasseau, von Humboldt und von Krusenstern gemachten Bestimmungen an Umfang wieder beträchtlich gewonnen, so daß sie in dem Jahrgange für 1814 über 1600 Artikel, und folglich über 100 mehr enthält, als in dem Jahrgange für 1812. Die Zusätze zu diesen beiden Jahrgängen sind dießmahl nicht zahlreich. Der Jahrgang 1813 enthält bloß zwey kleine Aufsätze von Laplace. In dem ersteren gibt er eine wichtige Bereicherung der Theorie der sogenannten Methode der kleinsten Quadrate, indem

er durch eine künstliche Analyse zeigt, daß bey derjenigen Combination der Grundgleichungen, welche diese Methode vorschreibt, der zu befürchtende mittlere Fehler in den Resultaten ein Minimum wird, so bald die Anzahl der Grundgleichungen sehr groß ist, das Gesetz der Wahrscheinlichkeit der Fehler sey, welches er wolle. Umständlicher ist diese Untersuchung in dem unlängst erschienenen größern Werke des Verf. über die Wahrscheinlichkeitsrechnung ausgeführt. Der andere Zusatz betrifft die Mondsgleichung von langer Periode, deren Nothwendigkeit man aus der Disharmonie zwischen den für 1692, 1756, 1779 und 1801 herausgebrachten Epochen der mittleren Mondslänge geschlossen hat, ohne sie bisher ganz befriedigend in der Theorie nachweisen zu können. In den Bürgschen Mondstafeln war sie dem Producte des Sinus der doppelten Länge des Mondsknoten plus der Länge des Mondspärigeum weniger der dreifachen Länge des Sonnenpärigeum proportional, und ihr Coefficient = $-14''$ angenommen worden. Laplace kündigt jetzt an, daß er überwiegende Gründe habe (über welche er sich aber nicht näher erklärt), sie dem Cosinus der doppelten Länge des Mondsknoten plus der Länge des Mondspärigeum proportional zu setzen, und bestimmt ihren Coefficienten = $-13''96$. (Burchardt hat in seinen neuen Mondstafeln, wie wir bereits bey deren Anzeige bemerkten, dieselbe Form zum Grunde gelegt, und den Coefficienten = $-12''5$ angenommen.) Wir sehen mit Verlangen der ausführlicheren Darstellung der theoretischen Untersuchungen des Verf. über diese delicate Frage entgegen.

Die Zusätze zu dem Jahrgange 1814 sind folgende: 1) Ueber den Ursprung der Cometen, von

Lagrange. Der große (den Wissenschaften seitdem, wenn gleich in hohem Alter, doch noch immer zu früh, durch den Tod entriffene) Geometer dehnt hier die bekannte Olbers'sche Hypothese über den Ursprung der neuen Planeten auf die Cometen aus, und entwickelt mit derjenigen Eleganz, die man immer von ihm gewohnt war, die Bedingungen, unter denen ein von einem Planeten, der sich in einer Kreisbahn bewegte, fortgeschleudertes Fragment eine parabolische Bahn beschreibt. Die Grenzen der relativen Geschwindigkeit, womit der werdende Comet fortgestoßen wird, sind, wie man leicht sich überzeugt (Lagrange hat es indeß nicht bestimmt ausgesprochen), $\sqrt{2} - 1$ und $\sqrt{2} + 1$, die Geschwindigkeit des Planeten als Einheit angesehen; merkwürdig ist aber der hier von Lagrange aufgestellte (gleichfalls leicht zu beweisende) Satz, daß die Geschwindigkeit $\sqrt{3}$ die Scheidewand zwischen den rechtläufigen und rückläufigen Cometen bildet, so daß ein (in Beziehung auf die Bahn des Planeten) rechtläufiger eine kleinere, der rückläufige eine größere erfordert. Denkt man sich einen Planeten in einer hundert Mahl so großen Entfernung, wie unsere Erde, der durch die Wirkung eines in seinem Innern plötzlich, durch was immer für Ursachen, frey werdenden elastischen Fluidum in mehrere Stücke zersprengt würde, so brauchte die Explosion nur so stark zu seyn, daß sie eine zwölf oder funfzehn Mahl so große Geschwindigkeit, wie die einer zappündigen Kanonenkugel, ertheilen könnte, um elliptische oder parabolische Cometen nach allen möglichen Dimensionen und nach allen möglichen Richtungen hervorzubringen. Dieser letztern Behauptung müssen wir indeß widersprechen; es könnten auf diese Art nur

solche Cometen entstehen, deren Knotenlinie auf der vorigen Planetenbahn mit der Apfiden-Linie sehr nahe zusammenfällt, wenn sie in ihrer Sonnen-nähe bis in die Region der Erdbahn herabkommen sollen. Allein von den sämtlichen bisher berechneten Cometenbahnen ist nur ein kleiner Theil von der Art, daß die Möglichkeit einer solchen Entstehungsart zugestanden werden könnte. Practische Astronomen werden überhaupt schwerlich geneigt seyn, in Cometen, deren ganzes Ansehen auf eine durchaus verschiedene physische Beschaffenheit hindeutet, Stücke von festen Planetenkörpern zu erkennen. 2) Einige Notizen aus Krusenstern's Reise um die Welt. 3) Eine sehr bequem angeordnete Tafel zur Verwandlung der Sternzeit in mittlere Sonnenzeit, von Büschhardt. 4) Auszug aus den meteorologischen Beobachtungen zu Paris im Jahre 1809. Am Schlusse beider Jahrgänge, wie gewöhnlich, das Verzeichniß der Mitglieder des Längen-Bureau.

Wien.

Ben Strauß: Heinrich J. von Collin's sämtliche Werke. Erster Band. 464 Seiten. Zweyter Band. 411 Seiten in Octav.

Die poetischen Werke dieses, der Kunst der Museu zu früh entrißenen, Dichters verdienten, durch eine Sammlung der Nachwelt empfohlen zu werden. Collin gehört nicht zu unsern Dichtern vom ersten Range; aber er muß mit Achtung und Auszeichnung genannt werden. Was ihm an schöpferischer Phantasie fehlte, ersetzte er zum Theil, so gut es sich ersetzen läßt, durch das Talent, die edelsten Gefühle der menschlichen Seele in dramatischer Form darzustellen, durch

nicht gemeine Einsicht in die Gesetze der Kunst, und durch eine kraftvolle und gebildete Sprache. Zu einer genaueren Characteristik seiner poetischen Verdienste und ihrer Mängel ist hier nicht der Ort. Noch weniger dürfen wir uns, nach dem Plane dieser Blätter, eine critische Zergliederung der einzelnen Stücke erlauben, deren einige längst bekannt sind, andere in diesen beiden Bänden, so viel wir wissen, zum ersten Male sich dem Publicum zeigen. Nur eine, den Geist der dramatischen Arbeiten dieses Dichters, besonders seine Trauerspiele, denen er seine Celebrität verdankt, im Ganzen betreffende Anmerkung mag hier einen Platz finden. Collin's Trauerspiele beweisen von neuem, was man aus der Natur, der Sache leicht erklären kann, daß durch eine gehaltene moralische Spannung, oder durch die Darstellung eines ungewöhnlichen Edelmuths, in welchem sich die reinste Würde der menschlichen Natur offenbart, das wahrhaft tragische Interesse nicht erregt wird. In der Darstellung rein moralischer Idealität, bis zur Ueberspannung, ist Collin ein Meister. Aber das tragische Interesse verlangt ein Gemisch von Seelengröße und menschlicher Schwäche, ein energisches Hervortreten des Kampfes der menschlichen Natur mit sich selbst, mit Einem Worte, mehr ideale Menschlichkeit, als musterhafte Tugend. So bald der Held des Trauerspiels vorzüglich als Gegenstand unserer moralischen Bewunderung erscheint, fühlen wir uns mehr geneigt, nach irgend einer Sittenlehre sein Betragen zu würdigen, als unbefangen mit ihm zu sympathisiren. Auch die heitere Geistesfreihheit, mit welcher alle eigentliche Poesie empfinden seyn will, verträgt sich nicht mit einem

solchen Uebergewichte von rein moralischer Kun-
 rung und Erschütterung, in welcher Collin das
 höchste Verdienst der tragischen Kunst gesucht zu
 haben scheint. Doch genug davon. Die übrigen
 Mängel dieser dramatischen Arbeiten mögen an-
 dere Critiker anzeigen. Der erste der vor uns
 liegenden zwey Bände enthält die drey Trauer-
 spiele, Regulus, Coriolan, und Polyxene: alle drey,
 nach der Versicherung des Herausgebers, umge-
 arbeitet. In dem Regulus hat Collin das Ei-
 genthümliche seiner Poesie vorzüglich gezeigt.
 Der Coriolan scheidet gegen den von Shakspeare
 ein wenig ab. In der Polyxene ist mit unge-
 meiner Zartheit und Kraft der Griechischen Sage
 eine Wendung gegeben, die man bey Euripides,
 der in seiner Hekuba zum Theil denselben Stoff
 bearbeitet hat, nicht findet. In dem zweiten
 Bande sind enthalten die Trauerspiele Balboa,
 Bianca della Porta, und Mdon. Den Beschluß
 macht ein Bruchstück einer, unsers Erachtens
 gänzlich mißlungenen, Verwandlung des Shakspea-
 rischen Macbeths in ein lyrisches Drama. Noch
 vier Bände sollen folgen.

Marburg.

In der neuen academischen Buchhandlung:
 Lehrbuch des napoleonischen Civilrechtes, von
 D. Anton Bauer, Professor der Rechtswissen-
 schaft auf der Universität Marburg (jetzt zu Göt-
 tingen). Zweyte, durchaus verbesserte und
 vermehrte Ausgabe. 1811. groß Octav XXIV
 und 469 Seiten.

Die erste Ausgabe dieses Lehrbuchs erschien
 zu einer Zeit, wo das Französische Recht in Deutsch-
 land noch sehr wenig bearbeitet, und wo der Zu-

gang zu einem großen Theile der Französischen Schriften noch nicht offen war. Sie wurde auf mehreren Universträten zum Leitfaden der Vorlesungen gebraucht, und war schon nach zwey Jahren vergriffen. Jetzt erscheint nun das Lehrbuch in einer verbesserten Gestalt, und liefert den Beweis, daß binnen dieses kurzen Zeitraums in Deutschland Vieles für die Cultur des Französischen Civil-Rechts geschehen ist.

Im Allgemeinen ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser bemüht war, das Ganze, mit Ausgabe und Benutzung einer reichen und ausgesuchten Litteratur, und mit steter Rücksicht auf Klarheit, Bestimmtheit und Kürze, durchgängig sehr sorgfältig zu revidiren, zu berichtigen und zu verbessern. Beynahe kein einziger Paragraph ist unverändert geblieben, und 31 Paragraphen sind neu hinzu gekommen. Der Plan blieb im Ganzen der nämliche; nur einzelne Materien haben andere Stellen erhalten. So sind die Verträge, welche in der ersten Ausgabe nach ihren Gegenständen geordnet waren, jetzt nach der Textordnung abgehandelt, weil der Code Napoléon manche Verträge als Arten einer Gattung aufstellt, und auch allgemeine Bestimmungen über solche gibt. Die Lehre vom Brautschage, an sich betrachtet, ist jetzt vor den einzelnen Vermögensverhältnissen abgehandelt, weil der Brautschag bey allen diesen Verhältnissen vorkommen kann (§. 119 ff.).

Mehrere wichtige Lehren haben eine gänzliche Umarbeitung erfahren. Dahin gehört z. B. die Bestimmung des Verhältnisses des Code Napoléon zu den früheren Quellen des Civil-Rechtes

(§. 15—17), die Darstellung der allgemeinen Grundsätze, welche den Geist des Code Napoléon charakterisiren, vorzüglich aber die Lehre vom Civil-Stande, von der gesetzlichen Erbfolge, und vom Hypotheken-Rechte. Der Titel des Code Napoleon vom Civil-Stande ist bekanntlich sehr dunkel redigirt, weshalb schon Maleville sagt: "ce titre est celui dont l'analyse m'a le plus coûté." Zur Aufhellung dieser schwierigen Lehre trennt der Verfasser zwey im Gesetzbuche unter dem Nahmen *droits civils* vermischt vorgelegene Rechtsverhältnisse, nämlich den Civil-Stand im weitern Sinn, als Inbegriff der den bürgerlich Lebenden zukommenden Rechte, und den Civil-Stand im engerm Sinn, als Inbegriff der Rechte, welche den Einheimischen zukommen. Und um die Wirkungen des bürgerlichen Todes zu bestimmen, unterscheidet er zwischen dem Fall, wo der bürgerlich Todte zum natürlichen Tod verurtheilt wurde, und wo man ihm, wie bey der Deportation, die physische Existenz ließ. Die gesetzliche Erbfolge ist nach der Methode abgehandelt, welche der Verfasser nachher in seinem *Programme de ordinibus successionis regularis secundum principia juris civilis Napoleonei*, und späterhin in seiner Darstellung der Erbfolgeclassen nach Napoleon's Gesetzbuche (Marburg 1813), weiter ausgeführt, und dadurch die Uebersicht und Anwendung dieser Lehre zu erleichtern gesucht hat.

Unter den einzelnen Zusätzen gehören §. 50 von Sicherung der Verbindlichkeiten, §. 68 vom Verzuge, und §. 301, 302, von der Dauer des Mieth-Contractes, zu den wichtigeren.

—

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

—

89. Stück.

Den 5. Junius 1813.

Paris.

Galérie du Musée Napoléon, publiée par *Filhol*, graveur, et redigée par *Lavallée* etc. dédiée à Sa Maj. l'Empereur Napoléon I^{er} *Tome sixième*. 1809. gr. Octav (s. diese Anzeigen vom J. 1810 S. 1194).

Die historische Einleitung zu diesem Werke, das sich vorzüglich durch die zierlichen und saubern Kupferstiche auszeichnet, umfaßt die Fortsetzung der Biographie *Michelangelo's* und seiner Schüler. Der Wf. beschreibt das große jüngste Gemälde dieses Meisters in der Sixtinischen Capelle, die Gefahr, der es unter Paul IV. ausgesetzt war, indem *Danielle Ricciarelli* die anstößigen unbedeckten Theile mit Draperien bekleiden mußte, und berührt auch die verschiedenen Sagen von seiner *Leda*. Unter den Künstlern, die entweder seine Schüler waren, oder nach seinen Zeichnungen arbeiteten, thaten sich vorzüglich folgende hervor: *Sebastiano Luciani*, allgemein unter dem Namen *Sebast. da Venezia*, oder *Fra Sebast. dal Piombo*, bekannt; *Francesco Salviati*, *Barthista Franco*, der oben erwähnte *Danielle da Volterra*, und *Giorgio Vasari*. Nun folgen einige

N (4)

Nachrichten von **Granacci** und dem **Danielle**, dessen Abnehmung vom Kreuze, zu **Trinita de Monti**, beschrieben wird. **Raccio della Porta** gehörte aber nicht, wie der Vf. behauptet, zu den Anhängern des **Michel Angelo**. Er kam im J. 1469 auf die Welt, war folglich 5 Jahre älter, und nicht jünger, wie hier steht, als derselbe, und hielt sich an den Styl des **Lionardo da Vinci**, den er späterhin mit dem des **Raphael** vertauschte. Daß die Erfindung der Gliederpuppe über die Zeiten des **Raccio** hinausgehe, hat **Storillo** (*Gesch. der Malerey* B. I. S. 109) zu beweisen gesucht. Biographische Notizen von **Andrea Vanucchi** oder **Andr. del Sarto**, von **Jacopo Carrucci**, genannt **il Pontormo**, und **Meister Rosso**. Mit S. 27 schließt der Vf. die Florentinische Schule, um mit dem Lebenslaufe des **Tiziano Vecellio** die Geschichte der Venetianischen zu eröffnen. Biographische Nachrichten von **Bellini**, **Giorgione** und **Tiziano**, begleitet mit Urtheilen über die Venet. Schule, die großen Theils dem **Reynolds** nachgesprochen sind, machen den Schluß der Einleitung. — Die Kupferstiche fangen mit Nr. 361. an. Eine Abnehmung vom Kreuze, von **Giacomo Bassano**. Diese Handlung geschieht hier des Nachts, und alles wird durch eine Kerze erleuchtet. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses Bild daselbe ist, von dem **Ridolfi** redet, der es in der Sammlung des Herzogs von **Bracciano** bewunderte. Späterhin kam es in die königl. Galerie. Dieselbe Composition, aber klein, ebenfalls von der Hand des **Bassano**, wurde im J. 1806 für die kaiserl. Galerie angeschafft. 362. **Apollo**, tanzend mit den **Musen**, von **Giulio Romano** auf Goldgrund gemahlt. Ehemahls in der **Galerie Pitti** zu **Florenz**. 363. Ein junges Mädchen an einem Fenster, von **Gerh. Dow**, aus der Sammlung zu **Lurin**. 364. Ein **Bad der Diana**, eine sehr gefällige, aber nicht ganz fehlerfrey

ausgeführte, Arbeit des Cornelius Poelenburg. 365. Ansicht des Rathhauses zu Amsterdam, von Hans van der Heyden. 366. Eine Statue der Diana, allgemein bekannt. 367. Die berühmte wasserfüchtige Frau, von Gerh. Dow. Wir wollen hier die Frage, ob Gerhard auch große Stücke verfertigt habe, unentschieden lassen, und nur bemerken, daß unter seinen kleinen Blättern der Charlatan, in der ehemaligen Düsseldorfer Galerie, und diese wasserfüchtige Frau die größten und kostbarsten sind. Der Churfürst von der Pfalz bezahlte das letztere Blatt mit 30,000 Gulden, und schenkte es dem Prinzen Eugen, nach dessen Tode es an das Haus Savoyen und in die Turiner Galerie kam. Der General Clauzel erhielt es von dem Könige von Sardinien zum Geschenk; hierauf kam es an das Directorium, und zuletzt in das Napoleonische Museum. In einem reich meublirten Zimmer sitzt eine Hausfrau, die an der Wassersucht leidet, und von einer Magd eine Arznei empfängt, während ihre Tochter kniend und von Schmerz niedergebeugt ihr die Hand streichelt. Neben dieser Gruppe steht ein junger Arzt, der ein Uringlas gegen das Licht hält, und durch eine bedenkliche Bewegung mit der linken Hand anzeigen will, daß wenig oder gar keine Hoffnung zur Genesung da sey. Unstreitig ist der Inhalt dieses Bildes unedel; allein durch die äußerst treue Nachahmung der Natur, und die Magie der Beleuchtung, erhebt es sich zu den besten Werken dieses Künstlers, wenn es nicht sein Meisterstück bleibt. 368. Die heil. Cecilie, von P. Mignard. 369. Eine Köchinn, die Apfel schält, von G. Mezu. Auf dem Tische liegt ein todter Hase. 370. Eine anmuthige Landschaft, von Joh. Winang. 371. Portrait eines schönen Jünglings, von Raphael, schon seit langer Zeit in der Sammlung der Könige von Frankreich. 372. Zwei vortreffliche Büsten, Alexander Severus, und Des

mosthenes. Die erste aus dem Cabinet Pius VI., die andere aus der Villa Albani. 373. Die heil. Martina, von Pietro Berettini da Cortona. 374. Jacob, wie er die Kinder Josephs segnet, von Rembrandt. Auch hier hat R. sehr gegen das Costume gefehlt. Jacob gleicht einem alten Holländischen Krämer, ist in einen Pelz gehüllt, und liegt in einem großen Gardinenbette. Joseph hat einen Turban auf dem Haupte, anderer sonderbarer Trachten zu geschweigen. Allein die Wirkung des Hell und Dunkel kann nicht pilanter gedacht werden. Joseph hebt die schwache Hand des Alten empor, damit der ältere Sohn des Segens theilhaftig werde. Josephs Gattinn steht voll Andacht zu den Füßen des Bettes. Alle Figuren sind in Lebensgröße. 375. Eine Holländerinn, mit einem Becher und einer Flasche in den Händen, von G. Mezu. Seitenstück zu 369. — 376. Eine schöne Landschaft mit Vieh, von C. du Jardin. 377. Bildniß eines Kriegers, von Rembrandt. 378. Eine Statue der Ariadne, ehemahls Cleopatra genannt. Man hat drey Statuen, die sich sehr ähnlich sind, und wegen eines schlangenförmigen Armbandes für Abbildungen jener Aegyptischen Königin ausgegeben werden. Die eine befand sich in der Sammlung der Königin Christine von Schweden, und wurde, nebst den übrigen Antiken, von Philipp V. von Spanien gekauft. Die zweyte war in der Mediceischen Villa bey Rom, und wird gegenwärtig zu Florenz aufbewahrt. Die dritte, hier abgebildete, zierte ehemahls den Vatican. Einige Antiquare haben sie auch für eine Nymphe, Venus oder Semele, aber ohne hinreichende Gründe, gehalten, bis Visconti sie eine verlassene Ariadne nannte. Nach der scharfsinnigen Meinung eines neuern Alterthumsforschers soll sie eine Rhea Sylvia seyn, die im Schlaf geschwängert, und Mutter des Romulus und Remus wurde. Das verschobene Gewand, das einige

Theile des Körpers entblößt sehen läßt, scheint diese Hypothese zu unterstützen. 379. Die Erweckung der Todten durch den heil. Bruno, Stifter des Karthäuserordens, von le Sueur. Es gehört zu der bekannten Sammlung zu Paris. 380. Die Vermählung der heil. Katherine, ein gefälliges Blatt von Carlo Maratta. 381. Der Fischmarkt, von Adrian van Ostade. Ein kleines, aber von Seiten der Beleuchtung sehr schönes, Gemälde. 382. Eine vortreffliche Landschaft, von Bernard Pater, die, wie fast alle Werke dieses Meisters, nur in einen zu bläulichen Ton fällt. 383. Eine Hirtinn, von J. Govaert, im Geschmacke von Rembrand gearbeitet, dessen Jünger er war. Die Wirkung des Lichts ist außerordentlich, möchte jedoch keine strenge Prüfung vertragen. 384. Die bewundernswürdige Gruppe von Amor u. Psyche aus Parischem Marmor, bekannt durch zahllose Kupferstiche. Sie kam aus der Sammlung des Cardinals Alexander Albani durch Papst Clemens XII. in das Capitolinische Museum. 385. Der Triumph der Wahrheit, ein lobenswerthes Deckenstück von N. Poussin. 386. Die Lautenspielerinn, von G. Terburg. Das außerordentliche Talent dieses Künstlers in der Darstellung seidener und sammetner Stoffe ist allen Liebhabern hinlänglich bekannt. 387. Der Harnseher. Dieß burleske Gemälde von G. Schalken paßt eher in ein Privat-Cabinet, als in eine öffentliche Galerie. Ein alter argwöhnischer Vormund, dem das Uebelbefinden seiner Pfliegerin verdächtig vorkommt, begibt sich mit ihr zu einem Marktschreyer, der den Harn begucken soll. Die Physiognomie des letztern hat etwas ungemein Drollisches. Den Sitz des Uebels sucht das Mädchen mit einem Mantel zu bedecken. Das Gemälde befand sich in dem Cabinet des Statthalters. 388. Fischer, die ihre Waren am Ufer des Meeres verkaufen, von Ph.

Wouvermann. 389. Ansicht eines Plazes in einer Niederländischen Stadt, von **Hans van der Heyden**. Ebenfalls aus dem Cabinet des Statthalters. 390. Eine colossale Statue des **Antinous**, mit einer Schlange und einem Fruchthorn. Eine Copie findet sich in **Caraccioppi's** Werke. Erbeutet von der großen Armee in den Feldzügen von 1806 u. 1807. 391. Ein **Ecce Homo**, von **Lodovico Cardi**, genannt **Ligoli**. Eines seiner besten Stücke, vor Zeiten in der Galerie **Mitti** zu Florenz. 392. **Seleucus** krönt seinen Sohn **Antiochus**, von **van der Werff**. Das Bild hat viele Schönheiten, gehört aber dennoch nicht zu **Werff's** Meisterstücken. Wie wir die Nachricht, daß der Engländer **Gregory Page** dieß Gemälde gekauft habe, verstehen sollen, wissen wir nicht. 393. Eine Küche, von **D. Teniers**. Ehemahls im Besitze des Statthalters. 394. **Mercur** und **Herse**, von **Cornel. Poelenburg**. Die Figuren haben kein großes Verdienst, allein die Landschaft ist sehr reizend. 395. **Rembrandt's** Gattinn, von ihm selbst gemahlt. 396. **Omphale** und **Paris**, zwey Hälften aus **Pentelischem Marmor**, ehemahls in der **Villa Albani**. 397. Die **Fortuna**, von **Guido**, vor Zeiten auf dem **Capitol**, und nebst andern Kunstfachen durch den Vertrag von **Tolentino** an Frankreich abgetreten. 398. Die heil. Jungfrau mit dem **Kirschenzweig** (*aux cerises*), von **Jr. Barth. Douven**. 399. Ein **Bauerngelage** vor einer **Herberge**, von **Hadr. van Ostade**. Sehr treu, aber gemein. 400. Eine schöne Landschaft, von **Paul Brill**. 401. Ansicht eines Theils der Stadt **Antwerpen** und der ehemahligen **Jesuitenkirche**, von **van der Heyden**. Aus dem Cabinet des Statthalters. 402. Eine schöne Statue der **Hygiea**, mit ihren Symbolen, der **Schlange** und **Patera**, erworben im J. 1806. 403. Der heil. **Benedictus**, der ein Kind ins Leben zurückruft, von **Subleyras**, der ein großes Talent besaß, weiße Drap-

perien zu mahlen. 404. Eine häusliche Scene von G. Metzger Aus dem Cabinet des Statthalters. 405. Das geliebte Bild von G. Metzger. Eine Dame betrachtet das Portrait ihres Liebhabers, und hat einen Brief in der linken Hand. 406. Die Vorbereitung zum Urtheil des Paris, von C. Poelenbura. In einer reizenden Landschaft entkleiden sich die drey Göttinnen, während Mercur dem Paris einen schicklichen Ort, sein Urtheil zu sprechen, anzuweisen scheint. 407. Eine Nachtwache, von le Duc, der diesen Gegenstand oft gemahlt, und ihn immer künstlich beleuchtet hat. 408. Eine Bildsäule der Euterpe. Sie befand sich im Pallast Cancellotti, und wurde von Pius VI. gekauft, um die Sammlung der Musen vollständig zu machen, die man zu Tivoli 1774 ausgegraben hatte, und einen Saal des Vaticanus schmückte. 409. Der heil. Paulus im Entzücken, eine schöne Arbeit von N. Poussin. Ein ähnliches, jedoch in der Composition verschiedenes, Bild befand sich in der Orleanschen Sammlung. 410. Die Familie des Holzhauers, von Rembrandt. Die Dämmerung im Zimmer ist mit bewundernswürdigem Pinsel dargestellt. 411. Ein schönes Mädchen, das den Violoncell spielt, von G. Metzger. 412. Eine Landschaft mit Viehgruppen, von P. Potter. 413. Bildniß von Coppenol. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Schreibmeister von Amsterdam ein intimer Freund von Rembrandt gewesen ist, denn er hat nicht nur sein Bildniß zwey Mal meisterhaft gestochen, sondern auch den Mann durch dieß staunenswürdige Gemählde unsterblich gemacht. Coppenol sitzt an einem mit Papieren bedeckten Tisch, und schneidet sich eine Feder. Erworben für das Museum im J. 1806. 414. Ein Vasrelief, ein Bacchanal vorstellend, dessen Hauptfigur der Bacchus mit dem Barte ist. Visconti hat es beschrieben, und die Meinung Einiger widerlegt, die ein Fest des Trimalchio in diesem Kunstwerke haben finden

wollen, was unmöglich ist, da die Figuren spitze Ohren und Schweife wie die Faunen haben. 415. Jupiter u. Antiope, ein vortreffliches Bild von Correggio, schon seit langer Zeit im Besitz der Könige von Frankreich. 416. Eine heil. Familie, von Albani. 417. Ein Schwanz (le Camouflet). Ein Soldat ist vor einem Wirthshaus auf einem Stuhl eingeschlafen. Seine Cameraden zünden etwas Papier an, um ihm den Rauch in die Nase zu blasen. Von Wilh. Kalf. 418. Eine herrliche Landschaft, von J. S. van Bloemen. 419. Ein Seestück, von H. van Goyen. 420. Die so bekannte und so oft beschriebene Statue des Apollo *Sau-roctonos*. Ehemahls in der Villa Borghese. Man hat mehrere Statuen des Apollo mit der Eidechse, die von Winkelmann, Visconti u. A. beschrieben worden sind. 421. Der heil. Bruno lehnt die Bischofsmütze ab, von le Sueur. 422. Hercules am Scheidewege, von A. Caracci. 423. Eine Schenke mit vielen Figuren, von D. Teniers. 424. Ein Wasserfall zwischen Felsen, von J. Ruysdael. 425. Ein Jäger, oder vielmehr eine ausruhende Schildwache, von einem wenig oder gar nicht bekannten Mahler K. Fabricius. Es ist ein vortreffliches Gemälde, voll Wirkung. 426. Eine Statue der Domitia unter der Gestalt der Hygiea mit der Schlange. 427. Die berühmte Madonna (la belle Jardinière), von Raphael. Einen andern schönen Kupferstich hat vor einigen Jahren Hr. Aug. Boucher Desnoyer geliefert. 428. Der Segenspruch (le Benedicite), von L. le Brun. 429. Ein Schirmstiel zwischen Reiteren u. Fußvolk, von P. Wouvermann. 430. Ansicht des Campo vaccino, von L. Gellée. 431. Portrait von Franz I., von Tizian. 432. Ein Römischer Priester, mit der Toga über dem Kopfe, und einer Paterna in der Rechten, zum Opfern bereit. Man sah diese Statue ehemahls im Vatican.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. Stück.

Den 5. Junius 1813.

Edinburgh.

In der Critical Analysis der drey ersten Vierteljahrs-Stücke des achten Bandes des Medical and Surgical Journal wird von Bancroft's Essay on the Disease called Yellow Fever Nachricht gegeben (s. oben S. 304). Vom Typhus unterscheidet sich, nach dem Verfasser, das gelbe Fieber dadurch, daß dieses nur während oder unmittelbar nach sehr heißen Jahreszeiten herrschend werde, in welchen der Typhus bald erlösche, da das gelbe Fieber im Gegentheil bey dem Herandrücken kalter Witterung sich ganz verliere. Junge und starke Personen werden besonders vom gelben Fieber schnell und heftig befallen, die zum Typhus am wenigsten geneigt sind; jenes beginne mit viel stärkern Anstrengungen der Lebenskraft, habe manche eigenthümliche Zufälle in seinem Gefolge, und endige viel schneller; außerdem sey das gelbe Fieber geneigt zu remittiren, setze sich häufig in eine regelmäßige remittens um, und zu Zeiten selbst in ein Wechselfieber, was der wahre Typhus nie thue. Diejenigen, welche das Blutlassen im gelben Fieber

S (4)

widerrathen, gründen sich auf die schnelle Entwicklung solcher Zufälle, welche Fäulniß anzeigen bey den Fiebern heißer Climate; sie ziehen aber die heftigen und erschöpfenden Symptome nicht in Betracht, die vorhergehen, und die Ursache des vermeinten fäulichten Zustandes werden. In den ersten 24 oder 12 Stunden aber nur vermöge das Blutentziehen einen großen Einfluß auf den Gang der Krankheit zu haben. Es gebe Fälle, wo der Gebrauch der Lanzette überflüssig oder schädlich sey. Das Begießen mit kaltem Wasser nach Currie's Vorschriften hat einen großen Lobredner an Dr. Bancroft. Abführende Mittel, welche durch ihre Masse oder Eigenschaft den Magen nicht beleidigen, und täglich zwey Stuhlgänge verursachen, sind nothwendig, besonders Calomel mit Jalappe, Gummitte und ähnlichen Mitteln. Aus vielen und starken Gründen spricht er gegen die Anwendung von Brechmitteln im gelben Fieber, so wie gegen schweißtreibende Mittel. Den frühen Gebrauch der China und Cordials empfiehlt er, nämlich so bald, als die Fieberbewegung des ersten Zeitraums nachläßt, aber nicht früher. Das Quecksilber in der Absicht zu geben, einen Speichelfluß zu erregen, wird widerrathen. Manche wären gestorben, denen man einen solchen Speichelfluß erregte, andere hätten ihn erst im Zeitpunkte der Genesung erhalten, diese konnte hier also von ihm nicht bewirkt seyn. Sehr oft vermöge das Quecksilber im gelben Fieber weder Stuhlgänge, noch Salivation zu bewirken, weil die Kranken in einen allgemeinen großen Torpor oder Mangel an Erregbarkeit versunken sind. Sehr ausführlich, und mit großer Gründlichkeit und tiefer Einsicht, spricht der Verf. über Contagia, da sein Hauptzweck ist, darzuthun, daß das gelbe Fieber nicht ansteckend sey. Wir heben

nur aus, was uns vorzüglich der Erwägung werth scheint. Fäulichte thierische Substanzen, so beleidigend sie auch für den Geruch, so reichlich und weit sie auch verbreitet sind, erregen kein Fieber oder Contagium, obgleich er zugibt, daß sie in Abtritte oder andern eingeschlossnen Plätzen zu Zeiten so verdickte und schädliche Dünste veranlassen, daß ihr Einathmen Asphyxie und auch wohl den Tod verursache. Die Entstehung und Verbreitung von Typhus durch Zusammendrängung von Menschen in einen engen Raum, ohne Erneuerung der Luft bey großer Unreinlichkeit, läugnet der Verf. Seine wichtigen und merkwürdigen negativen Beweise stoßen indess die häufigen Beispiele des Gegentheils nicht um, wie der Schottische Medicus bemerkt. Der Verf. beruft sich auf die Erzählungen von den engen, meist unterirdischen, Höhlen, in welchen die Bewohner der dem Nordpole nahen Gegenden die Hälfte des Jahrs sich braten, ohne Luftzug, mit ihren halbfaulen Vorräthen, mit ihren Excrementen und jeder Art von Unreinigkeit, kaum erträglich für die, welche sie besuchen. Lessep, Pennant, Guthrie, Mertens und andere zuverlässige Männer versichern, daß unter diesen Völkern Fieber selten sind, und ihre Gesundheit unter diesen Umständen nicht bedeutend leidet, außer vom Scorbut. In Bezug auf wärmere Climate wird das Zeugniß vieler angeführt, daß in den Africanischen Schiffschiffen, in denen die Neger über das Atlantische Meer geführt werden, in dem engesten Raum, der mit allen Arten von menschlichen Verunreinigungen mehr angefüllt ist, als sich wohl irgend anderswo finden mag, ansteckende Fieber nie vorkommen. Einige Geschichten von mit gesunden oder kranken Menschen überfüllten Schiffen werden noch angeführt. Genügend

beweise der Verf., daß die Krankheit, die Mr. Holwell und die Andern, welche lebend aus dem Gefängniß in der schwarzen Höhle zu Calcutta kamen, befiel, kein ansteckendes Fieber war. Sehr scharfsinnig erläuterte er die bekannten Krankheiten, die bey Gelegenheit der bekannten Black Affizes zu Oxford 1577, und in der Old Bailey 1750 ausbrachen. Klar machte er es, daß die Krankheiten zu Oxford nicht ansteckend waren. In 40 Stunden erfolgte der Tod schon, was dem Typhus nicht eigen ist. Nur die Mitglieder des Gerichtshofes und der Jury, und die Zuhörer, welche in der linken Seite der Old Baley saßen, wurden krank, während daß die Gefangenen aus Newgate keine Krankheit dahin bringen konnten, die sie weder selbst hatten, noch in ihrem Gefängniß herrschte. Weil so viele Menschen den Gerichtshof ausfüllten, wurden entgegengesetzte Fenster der linken Seite geöffnet, und der so entstandene Zug veranlaßte die Krankheit derer, welche an dieser Seite saßen. (Die Krankheit, die entstand, war aber keine solche, welche einer bloßen Verkältung zuzuschreiben war. Bloßen Zug ertragen unter allen Umständen Viele, ohne davon zu erkranken. Vielleicht, daß sich auf der linken Seite die schadhafte Ausdünstungen der Gefangenen und ihrer Kleidungsstücke besonders häuften, oder durch den Zug dahin getrieben wurden. Menschen, die in zu engen Haufen zusammengedrängt sind, und in Noth, Elend und Schmutz leben, verbreiteten auch in andern Fällen unter denen, die Verbindung mit ihnen hatten, Fieber, von denen jene Unglücklichen selbst frey waren.) Der berühmte Howard bezeugt, daß er außer England Gefängnisse höchst schmutzig und beleidigend fand, ohne daß das Gefängnißfieber daselbst wüthete, und Dr. Mounsay, der

lange in Rußland lebte, fand in den überfüllten Gefängnissen Rußlands, besonders zu Moskau und Petersburg, nicht die Fieber, die Pringle schildert. Gegenseitige Zersetzung von Wasser, dessen Dämpfe für sich allein nicht schaden, und von vegetabilischen Stoffen, gibt dem Sumpf-Miasma seine Kraft, nachlassende und Wechselfieber hervorzubringen; eine Kraft, welche sich desto stärker äußert, je mehr solcher Stoffe die Sümpfe enthalten, und je schneller und vollständiger ihre Zersetzung geschieht. Diese wird von Feuchtigkeit, Luft und einem gewissen Grade von Hitze begünstigt. Anhaltende Dürre verhindert das Entstehen solcher Fieber, die sich dann erst entwickeln, wenn auf Dürre starke Regengüsse folgen. Zu nasse Jahreszeiten hemmen aber auch die Erzeugung dieser Fieber, indem sie die Sümpfe zu sehr unter Wasser setzen, und das Hinzutreten der Luft erschweren. Daher vermögen entgegengesetzte Umstände, unter bestimmten Verhältnissen Epidemien zu veranlassen, als z. B. lang im Sommer herrschende Regen in trockenen Gegenden, und regensfreie Zeit in sumpfigen Ländern. Das größte Vermögen zur Zersetzung der vegetabilischen Stoffe ist aber der Hitze eigen, im Verhältniß der Hitze sind also in Sumpfgegenden die Fieber stets verbreitet. Nur in kleiner Entfernung können die Miasmen in der Atmosphäre so verdichtet bleiben, um nachtheilig wirken zu können. Aus mehreren entscheidenden Thatsachen geht diese wichtige Wahrheit hervor. Die Schiffsmannschaften, die nur eine Viertel Englische Meile vom Ufer von Walcheren in der letzten Expedition dahin lagen, blieben ganz frey vom Fieber. Eine Flotte, auf welcher Dr. Blane Arzt war, verfuhr sich zu Rockfort in Jamaica mit Wasser. Man fand, daß

wenn sie sich so nahe ans Ufer legte, daß die Landluft zu riechen war, die Gesundheit litt. 1200 Fuß vom Lande entfernt, ward dieser üble Einfluß nicht empfunden. Das Schlafen auf dem Lande in solchen ungesunden Zeiten und Gegenden ist besonders nachtheilig. Die Schnelligkeit oder Langsamkeit, mit der Fieber vom Sumpf-Miasma ausgebildet werden, ist sehr verschieden, von 24 Stunden bis zu 6—8—9 Monathen; in letzterem Fall muß noch eine andere Schädlichkeit einwirken. Die längsten Zwischenräume finden in kalten oder gemäßigten Climates Statt, die kürzesten in heißen. Je schneller das Fieber ausbricht, desto gefährlicher pflegt es zu seyn. Es ist nicht ungewöhnlich, daß Seeleute nach Einer Nacht Schlaf am Ufer von Batavia am nächsten Morgen schon vom Fieber ergriffen sind. Soldaten und Officiere, die bey ihrem Aufenthalt zu Walcheren nicht erkrankten, wurden nach ihrer Rückkunft nach England in großer Anzahl von Wechselfiebern befallen, einige erst 6, und selbst 9 Monathe nachher. Manche Frühlingsfieber sind so milde, weil ihr Ursprung vom letzten Sommer oder Herbst sich herleitet. Fatiguen und langes Fasten machen empfänglicher für diese Fieber, und geben ihnen eine bössartige Gestalt. In 24 Stunden sah sie der Verf. dann einige Mahle tödtlich werden. Die Gewohnheit, große Hitze ertragen zu können, schützt die Bewohner heißer Climate vor dem gelben Fieber. 3000 Franzosen flüchteten beym Aufruhr ihrer Negerclaven in Westindien im Jahre 1793 nach Nordamerica. Mehrere von denselben brachten den Sommer dieses Jahres in Philadelphia zu, das in demselben 4000 Einwohner durch das gelbe Fieber verlor. Diese Flüchtlinge blieben im Allgemeinen von der Krankheit

frey. Aus einer Menge von Thatsachen wird geschlossen, daß der vermeinte Einfluß vom Sumpfmiasma und einer ungewöhnlichen und hinlänglichen Hitze der Atmosphäre auf Menschen, die bisher in einem kalten oder gemäßigten Klima gelebt haben, für sich selbst vollkommen fähig sey; eine Epidemie vom gelben Fieber zu Stande zu bringen, das in allem dem gleicht, was solche Niedertagen in Westindien, in den vereinigten Staaten von America, im Süden von Europa u. s. w. veranlaßte. Dr. Chisholm's bekannte Darstellungen werden vom Verf. gänzlich umgefloßen. Was über Typhus, Ruhr und Pest gesagt ist, wird nicht berührt. 10) On bilious Colic and Convulsions in early Infancy. By Joseph Clarke. Dublin 1811. Aus dem X. Vol. der Transactions of the Royal Irish Academy. Seitdem er die krampfartigen Beschwerden und Coliken kleiner Kinder vor dem Zahnausbruch mit Quecksilber und Ol. Ricin., anhaltend gebraucht, behandle, habe er den glücklichsten Erfolg. Selbst wenn sie Diarrhöen haben, seyend diese Mittel nützlich, um die Gedärme von galligen Stoffen besonders zu befreien. Erregt das Oehl Uebelkeiten, oder in 24 Stunden nicht hinlängliche Ausleerungen, so gibt er statt dessen einen Theelöffel eines Aufgusses der Senna, mit 15—20 Tropfen der Linctur von Jalappe. 12) Cases of Apoplexy and Lethargy; with Observations upon the Comatose Diseases. By J. Cheyne. London 1812. Octav 224 S. Das allgemeine Resultat seiner vielen Leichenöffnungen ist: Bey Trennung der Gehirnknochen ergibt sich oft schon ein Ergießen des Blutes aus den Occipital- und Frontal-Venen; in der That, während der ganzen Zergliederung fließt das Blut von ab

ten Theilen des Kopfes, zuerst aus den oberflächlichen Blutadern, dann in Strömen aus den Blutbehältern, so daß die ganze Menge 1 bis 2 Pfund und mehr beträgt. Die harte Hirnhaut ist oft verdickt, und hängt dem Knochengewölbe durch die festesten Adhäsionen an. Die Spinnenwebenhaut findet man zu Zeiten verdichtet und undurchsichtig, die pia mater sehr gefäßvoll; die Venen findet man nicht allein angelaufen, sondern hier zeigt sich oft hohe arterielle Thätigkeit durch eine glänzendrothe Farbe, hochrothes Extravasat, die Haut scheint von Blut ganz durchdrungen. Zwischen der pia mater und arachnoidea bemerkt man oft eine seröse Ergießung, die farblos, trübe, blutig, und selbst mit Streifen geronnener Lymphe sich darstellt. Die Substanz des Gehirns ist oft ungewöhnlich fest, und schneidet man in dieselbe ein, so zeigen zahlreiche Blutpuncte, daß die in ihrem Zusammenhange aufgelöseten Gefäße sehr erweitert sind. Die Ventrikel sind oft vergrößert, und eine beträchtliche Menge seröser Flüssigkeit ist in ihnen. Meisten Theils ist ausgetretenes Blut innerhalb des Gehirns zu finden, oft zwischen den Häuten, oft in der Gehirn-Substanz, im cerebrum, cerebellum und in der theca vertebrarum, zu Zeiten in coagulirtem Zustande; die Ventrikel erhalten oft Risse. Das Austreten des Blutes auf die Oberfläche des Gehirns schien ihm stets von einem Riße in derselben Substanz entstanden zu seyn. Einer seiner Freunde mochte es indeß einmahl aus den kleinsten Schlagadern der pia mater fließen gesehen haben. Ist Blut in die Gehirn-Substanz getreten, so hat es sich daselbst eine Höhle gebildet, deren Umgrenzung uneben und rauh ist; in der Höhle selbst ist die Gehirn-Substanz gemeiniglich so mit Blut

vermischt, daß dasselbe nicht abgewaschen werden kann, ohne daß mit demselben Theile der Medullar-Substanz weggenommen werden. Die, auf der Basis und innerlich laufenden Carotiden sah er erweitert. Nie aber nahm der Verf. selbst einen Riß eines beträchtlichen Zweiges derselben wahr. Wahrscheinlich sey Schlagfluß nicht ein so plötzlich hervortretendes Uebel, als man gewöhnlich annehme, vielmehr der Unfall, scheine in Verbindung mit Veränderungen zu seyn, die schon lange vorher eingeleitet wurden. Für diese Ansicht sprechen die Dauer der in Unordnung gekommenen Functionen, welche die Diathesis apoplectica bezeichnen, und Mancherley in den Resultaten der Leichenöffnungen, als z. B. die Veränderungen in der Substanz des Gehirns, der Verlust der Durchsichtigkeit der Häute, die widernatürliche Anhäufung seroser Flüssigkeiten. So verhält es sich in dem blutigen Schlagfluß; der seröse ist viel seltener. Was die Schriftsteller als Zeichen desselben aufstellen, ist sehr trügerisch. Nur einmal sah Cheyne unter 50 Apoplectischen, die er behandelte einen Fall, wo ausgedehnte seröse Ergießung bey der Section wahrnehmbar wurde, ohne Austreten oder Congestion von Blut; die Gehirnmasse war ungewöhnlich weich, doch waren selbst hier an der pia mater Zeichen der Entzündung. Die vermehrte Anzahl ihrer kleinen Blutgefäße legte Zeugniß ab von gleichzeitig vermehrter Gefäßthätigkeit. Ein berühmter Anatom, Mr. Syffe, versicherte, daß in mehreren Fällen er kaum im Stande gewesen sey, irgend eine krankte Erscheinung in Köpfen von Personen zu entdecken, die plötzlich und, wie man glaubte, an serosem Schlagfluß gestorben wären. Nur ein wenig wässerige Ergießung zeigte sich auf der Oberfläche des Ge-

hirns, zwischen dessen Abtheilungen oder in den Gehirnhöhlen. Unter den 15 bis 20 Fällen, die im vierten Briefe des Morgagni als seröse Schlagflüsse aufgeführt werden, sind nur drei, die man als solche gelten lassen kann. Seröser Schlagfluß ist also, im Vergleich mit dem blutigen, ein sehr seltenes Ereigniß, und hat keine sichere Zeichen, die im Leben ihn characterisiren. Bey alten, blassen und leucophlegmatischen Personen fand man das Gehirn zerrissen und mit Blut erfüllt. Diese pathologischen Bemerkungen wären von der höchsten Wichtigkeit. Es scheine, daß meistens Theils in jedem Fall von Schlagfluß hohe Reizung der Gefäße des Gehirns Statt finde; daß die Ergießung von Blut und Serum gemeiniglich aus den kleinen Gefäßen erfolge, und nicht durch das Reißen eines größern Stammes oder Zweiges. Hieraus ergebe sich der Nutzen des Aderlassens, der Erfahrung aller Zeiten gemäß. Der Verfasser spricht mit Nachdruck für dasselbe. Wo der Tod erfolgt, oder Lähmung nachbleibt, hat das Gehirn schon nicht mehr zu hebenden Nachtheil von ausgetretenem Blute und Verletzung der Gehirn-Substanz erlitten. Der seröse Schlagfluß ereignet sich selten, läßt keine sichere Diagnostik zu, tritt auch in Begleitung von vermehrter Gefäßthätigkeit ein, erfordert selbst Aderlassen. Kleine Aderlässe können im Schlagfluß nicht Hülfe leisten. 6—8 Pfund Blut wurden Schlagflüssigen, die gar nicht als starke Körper angesehen werden konnten, entzogen, ehe das Uebel wich. Der Verf. spricht nun über Brechmittel (welche er nur bey kürzlich überladnem Magen anempfiehlt, sonst nicht für heilsam im Schlagfluß hält: selbst aber in jenem Fall müssen ihnen, nach Portal's und unserer Erfahrung, Aderlässe vorhergehen), über Purganzen,

die den Vorzug verdienen, um den Magen und die ersten Wege zu erleichtern, und über Spanische Fliegenpflaster, von denen er nie Nutzen sah, besonders nicht im Entstehen des Schlagflusses. 23 Sectionen mit den Krankheitsgeschichten theilt der Verf. umständlich und genau mit. Er bestreitet nun die nosologische Anordnung Cullens, welcher Cataleptis, Extasis, Carus, Cataphora und Lethargus mit Schlagfluß zusammengestellt hat, und nimmt Gelegenheit, über diese Uebel mancherley zu sagen. (Vor allem thut es Noth, zumahl in jetziger Zeit, die gewöhnlichste und häufigste Art von Schlagfluß, welche Aderlaß, wiederholt und stark, erfordert, wieder in ihre Rechte einzusetzen, und die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sie zu ziehen. Der seröse Schlagfluß unterscheidet sich nicht sehr davon, ist allerdings ein seltenes Ereigniß, und entweder nur Folge vorhergegangener oder gleichzeitiger chronischer Entzündung des Gehirns, besonders der Häute desselben, vom Drange des Blutes nach dem Kopf und Stocken desselben entstanden. Aber ganz dürfen wir doch die Ansicht nicht fahren lassen, daß es Schlagflüsse gibt, die im Gehirn, als solchem, im Nerven-System, ihren Grund haben, und von Ueberreizung, Unordnung oder Erschöpfung der Gehirnthätigkeit, von einer plötzlichen Lähmung derselben, abhängen, ohne allen oder geringen Antheil des Umlaufs des Blutes im Kopf, oder mit Gleichzeitigkeit desselben. Jene oben angeführte Aussage eines angesehenen Vergliederers ist nicht dem serösen Schlagfluß günstig, sondern dem nervösen. Die Apoplexia ex inanitione ist gewiß kein bloßer Schulbegriff. Der Uebergang des Schlagflusses in Lähmung einer Seite des Körpers, seiner Gliedmassen, ohne daß derselbe an sich dennoch da ist, wird ferner in

allen Schriften über Schlagfluß zu wenig gewürdigt, und die Behandlungsart dieser traurigen Ueberreste nach gehobener Todesgefahr vom Schlagfluß wenig erörtert. So sehr Engl. und Französ. Schriftsteller von einander abweichen, so ist doch in den Ansichten und Beobachtungen unsers Verf. eine große Uebereinstimmung mit denen von Portal in deselben Observat. sur la nature et le traitement de l'Apoplexie et sur les moyens de la prévenir, Paris 1811, zu bemerken. Auch dieser leitet den Schlagfluß viel zu einseitig und allgemein von Unordnungen im Blutumlauf, vom Druck des Blutes auf das Gehirn, ab.) 13) Communications relative to the Datura Stramonium, or Thorn-apple: as a Cure or relief of Asthma: addressed to the Editor of the Monthly Magazine. London 1811. S. 90. Ein angesehenes Kaufmann in London, Mr. Sills, dem das Rauchen von Stramonium große Hilfe leistete, gab dem Publicum die erste Nachricht von diesem Mittel im Monthly Magazine. Ein hier mitgetheiltes Brief des Dr. Sims stellt die ganze Geschichte der Einführung des Rauchens von Stramonium auf eine lehrreiche Art dar. Er erzählt: Im Jahre 1802 habe ihm (dem Dr. Sims) der General Gent ein Geschenk mit dem Vorrath eines Mittels gemacht, das er kürzlich von Madras mitgebracht habe, wo es als ein Specificum zur Erleichterung der Anfälle von Asthma angesehen werde. Es bestehe, setzt der General hinzu, aus der Wurzel der Datura ferox, die bey ihrem Einsammeln gleich in länglichte Stücke zerschnitten, im Schatten getrocknet, und dann in Fibern zerschlagen würden, wie unreiner Hanf. Zur Zeit des Anfalls rauche man eine Pfeife, damit allein, oder mit Tabak vermischt, gestopft. Der General hatte seinen Vorrath von Dr. Anderson, physician general zu Madras, erhal-

ten, der dieses Mittel sehr pries, und auch für sich selbst, wie Sims meint, gebrauchte. Sims behandelte zu derselben Zeit gerade die Tochter eines der vorzüglichsten Aerzte, die an Lungenschwindsucht litt, welche mit Asthma verwickelt war, wie daraus sich ergab, daß sie häufige Anfälle von Schwierigkeit des Athmens zu erdulden hatte, die der reinen Phthisis, zumahl in einem so frühen Zeitraum derselben, nicht eigen sind. Vom Rauchen der *Datura ferox* erhielt die Kranke eine alle Erwartung übersteigende Erleichterung, und setzte den Gebrauch mit viel Befriedigung fort, selbst bis zum tödtlichen Ende der Schwindsucht. Zu derselben Zeit rief Sims dem Wundarzt Foulmin zu Hackney diese Art von Rauchen, der gerade an häufigen Anfällen des Asthma sehr litt, denen er schon mehrere Jahre unterworfen war. Es war ihm so wohlthätig, daß alle andere Mittel bey Seire gesetzt werden konnten. Aber da der Vorrath der Ostindischen Pflanze zu Ende gieng, so wurde statt ihrer *Datura stramonium* genommen, und zwar ihre Stängel, weil ihre Wurzeln zu klein und fibrös sind. Der Kranke Wundarzt erhielt von dem einheimischen Mittel fast dieselbe Erleichterung; er machte auch den Versuch mit den Blättern, die er im Geschmack und Wirkung nicht vom Tobak unterscheiden konnte. Dieser Wundarzt machte den Londoner Kaufmann mit diesem großen Mittel gegen Asthma bekannt, welcher, da er dadurch Hülfe erhielt, dem Publicum die erste Nachricht davon gab. Es ist höchst wahrscheinlich, heißt es, daß *Datura ferox* und *Datura stramonium* fast dieselben Eigenschaften haben, vielleicht ist aber doch die erstere wirksamer. Man wird suchen, die präparirten Wurzeln von *Dat. ferox* nach England in größerer Menge kommen zu lassen. Mehr Sorgfalt, als man gewöhnlich anwende, erfordere die Bereitung des *stramonium*. Die Stängel müssen frisch in kleine

längliche Stücke zerschnitten; und schnell getrocknet werden. In unserm Clima sey die allgemeine Vorschrift, im Schatten zu trocknen, den meisten Kräutern nachtheilig; je schneller das Trocknen zu Stande käme, desto mehr erhält sich von Geschmack und Farbe, und folglich auch mehr von den Tugenden der frischen Pflanzen. In England verkaufe man jetzt alle Theile des Stramonium als Heilmittel gegen Asthma. Die Blätter, und noch besonders die unreife Kapsel und Samen des Stramonium, sind aber, innerl. gebraucht, ein sehr kräftiges, wenn nicht selbst ein verderbliches, narcoticum, und können wahrscheinlich nicht in allen Fällen ohne Nachtheil geraucht werden. Doch nach Loutmin's Erfahrung haben die Blätter nicht so viel Kraft zur Milderung asthmatischer Anfälle, als die verhältnißmäßig mildern und unschuldigen Stängel und Wurzeln. Es folgt nun Mr. Sills Schilderung seines fürchterlichen Asthma's, in dem er oft den Tod erwartete und wünschte. Rauchen von Stramonium hat das Uebel getilgt. Unter dem Rauchen soll man nicht trinken. Branntwein, mit Wasser vermischt, bekam ihm wenigstens sehr übel. Nach dem Rauchen sey eine Tasse Kaffee ihm sehr erfrischend. 12 Pfeifen habe er wohl hinter einander geraucht, mit der Wurzel und dem untern Theil des Stängels gestopft, ohne eine andere Beschwerde, als gelinde Excoriation der Zunge, zu empfinden. (Anderer fanden Eine Pfeife schon hinlänglich, und diese Erzählung muß nicht zu dreiste machen.) Dr. Reid sagt, daß in verschiedenen andern Fällen desselben Uebels der Erfolg gleich merkwürdig und vollständig ausgefallen wäre. Noch mehrere andere Zeugnisse zu Gunsten dieses Mittels werden aufgeführt. 14) An experimental Examination of the late edition of the Pharmacopoeia Londinensis; with Remarks on Dr. Powell's Translation and Annotations, By Rich. Philips. London

1811. S. 148. Der Schottische Recensent stimmt mit dem Verf. überein, daß die letzte Ausgabe der Londoner Pharmacopöe reich an Fehlern der Unwissenheit, der Planlosigkeit und des Leichtsinns ist, die hier mit großer, vielleicht gerechter, Bitterkeit gegen das königl. Collegium der Aerzte zu London gerügt werden. Hrn. Philips Schrift soll viel Lehrreiches enthalten.

Leipzig.

Bei G. Fleischer, dem jüngern: *Joh. Frid. Gronovii in P. Papinii Statii Silvarum libros V. Diatribe. Nova editio, ab ipso auctore correcta, interpolata, aucta. Accedunt Emerici Crucei Antidiatribe, Gronovii Elenchus Antidiatribes et Crucei Muscarium. Edidit et annotationes adjecit Ferdinandus Handius. Zwey Bände in Octav. 1812.*

Da unter J. F. Gronov's Schriften die Diatribe in Statium einen vorzüglichen Platz einnimmt, und nach seinem berühmten Werke de Sestertiis mit den Observationibus um den Rang streitet, aber nur Ein Mal gedruckt worden; so war es ohne Zweifel ein sehr guter Gedanke, dieß Werk zum zweyten Male ans Licht treten zu lassen. Der Verfasser starb über dem Vorsatz im J. 1671. Sein Exemplar, das mit seinen Zusätzen u. Critiken versehen war, kam aus For. Santen's Auction in den Besitz des sel. Prof. Lenz zu Gotha, welcher das Werkchen in einer verbesserten Gestalt wieder ins Publicum zu bringen dachte, aber durch einen zu frühen Tod daran verhindert wurde. An seine Stelle tritt nun Hr. Prof. Hand zu Weimar, der sich schon als Herausgeber der nachgelassenen Werke des sel. Carus ausgezeichnet hat. Schon der Titel lehrt, was man hier zusammen erhält, wodurch das Werkchen vor der ersten Ausgabe vom J. 1637, Haag, bey Lemaire, einen beträchtl. Vorzug gewinnt. Noch

schätzbarer sind die Zusätze des Urhebers, und die Angabe seiner Auslassungen, die alle bemerkt sind, mit den hinzugesetzten Seitenzahlen der ersten Ausgabe, von welcher also kein Wörtchen fehlt. Hr. H. hat die von Gronov angeführten Schriftsteller genau nachgeschlagen und besser bezeichnet, sehr oft, besonders im ersten Bande, kritische Bemerkungen, die von großer Belesenheit, Einsicht und richtigem Urtheil zeugen, beygebracht, auch einige Bemerkungen von Abraham Gronov und van Santen, welche dieselben dem Exemplare beygeschrieben, hinzugesetzt, und zwey sehr vollständige und brauchbare Register angehängt. In dieser Gestalt hat das Werkchen eine Brauchbarkeit erhalten, welche es jedem Humanisten sehr werth machen wird, und daher sehr empfohlen zu werden verdient. Man findet im Werke selbst eine große Menge von Beobachtungen, die sich auf Critik, Sprachkunde, Sitten u. dergl. beziehen, und die, wenn auch schon in den Resultaten Gemeingut geworden, dennoch in der Ausführung und Entwicklung, auch wo sie unsern Beyfall nicht vollständig gewinnen, ein sehr nütliches Studium darbieten, wie sich schon von der Geistesarbeit eines Gronov's erwarten läßt, der die Resultate seiner Forschungen in dieses Werk niedergelegt hat. Aber auch die Bemerkungen des Hrn. Prof. H. verdienen ein sorgfältiges Studium, indem sie über jene Gegenstände sich erstrecken, und sehr viele Schriftsteller des Griech. und Röm. Alterthums, als Varro u. a. umfassen, über welche Licht verbreitet wird. In den Anmerkungen verweist er den Leser oft auf die Observationen über den Statius; woraus wir den Schluß machen, daß diese Arbeit schon weit vorgerückt sey. Wir sehen dieser Ausgabe des in seiner Art sehr achtungswerthen Dichters mit Verlangen entgegen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 7. Junius 1813.

Stockholm.

Gedruckt bey Nordström: *Samling till en mineralogisk Geografi öfver Sverige, af W. af Hisinger*, Led. af kongl. Wetenskaps Acad. etc. 1808. XIX und 276 Seiten in Octav.

Der Einfluß, den ein großer Lehrer auf die Bearbeitung einer Wissenschaft bey der Nation, welcher er angehört, oft noch auf folgende Generationen äußert, hat sich in neuerer Zeit vielleicht nirgends auffallender gezeigt, als in Schweden, in Ansehung der Bearbeitung der Naturgeschichte nach dem Muster von Linné. Er, dessen bewundernswürdiges Genie zwar die ganze Natur umfaßte, konnte doch eine ausgezeichnete Vorliebe für die Botanik nicht verläugnen. Nächst den Pflanzen widmete er den Thieren, und unter diesen wieder vorzugsweise den Insecten, besondere Aufmerksamkeit; aber verhältnißmäßig wenig that er für die Ausbildung der Mineralogie. Er gestand dieses selbst in der Vorrede zum dritten Theile seines Natursystems: "Lithologia mihi cristas non eri-

get; lapides enim, quos quondam in deliciis habui, tradita demum aliis disciplina, seposui, neque nunc, nisi laceffitus, recepissim." Diese ungleichförmige Bearbeitung der Naturkunde hat sich in Linné's Vaterlande bis auf den heutigen Tag erhalten. Noch gegenwärtig zeigt sich unter den Schwedischen Naturforschern, diesen enthusiastischen Anhängern ihres Vaters Linné, im Allgemeinen eine besondere Vorliebe für Botanik; weniger wird von ihnen Zoologie bearbeitet, aber auch noch jetzt mit größerem Eifer Entomologie, als irgend ein anderer Zweig der Zoologie; unverhältnißmäßig wenig dagegen Mineralogie. Dieses ist in der That um so auffallender, da Schweden in früheren Zeiten, in einem Wallerius, einem Crönstedt u. m. A. so ausgezeichnete Mineralogen besaß, die einen entschiedenen Einfluß auf das mineralogische Studium des Auslandes geltend gemacht haben; und da in dem Lande, in welchem der Bergbau ein so allgemein verbreitetes und so höchst wichtiges Gewerbe ist, und wo durch den Bergbau überall die mannigfaltigsten Mineralien zu Tage gefördert werden, Alles zum eifrigsten Studium der Mineralogie auffordern sollte. Von den Fortschritten, welche die Kunde der unorganisirten Natur in neueren Zeiten im Auslande, besonders in Deutschland und Frankreich, gemacht hat, ist man in Schweden im Ganzen nur wenig unterrichtet; zumahl aber von der Geognosie, dieser herrlichen Frucht Deutschen Studiums, hatte man dort noch vor wenigen Jahren so gut wie gar keinen Begriff. Erst durch neuere Reisende, Schweden, welche Deutschland besuchten, und Deutsche, welche nach Schweden kamen, sind einige Kenntnisse der Deutschen Geognosie dort in Umlauf gekommen. — Es ist uns an-

genehm, hier das Schwedische Werk anzeigen zu können, in welchem sich die erste Anwendung von jenen neu erworbenen Kenntnissen findet. Der Verfasser desselben ist derselbe, welcher schon im Jahre 1790 eine ähnliche Arbeit unter dem Titel: Samling till en Minerographie öfver Sverige, herausgab, und auch außerdem durch mehrere Abhandlungen in den Schriften der Stockholmer Wissenschafts-Academie, so wie durch die in Verbindung mit Berzelius herausgegebenen gehaltenen Abhandlingar i Fysik, Kemi och Mineralogi, deren Anzeige wir uns vorbehalten, ein bleibendes Verdienst um diese Wissenschaften, und zumahl um die Kunde der Natur seines Vaterlandes, sich erworben hat.

Das vorliegende Werk enthält zur Einleitung eine gedrängte geognostische Uebersicht von Schweden, welche früher schon als besonderer Aufsatz im zweyten Bande der eben erwähnten Abhandlingar erschien. Die verschiedenen Gebirgs-Formationen sind nach der bekannten Wernerschen Eintheilung in Ue-, Uebergangs-, Flöz- und aufgeschwemmtes Gebirge aufgeführt. Die Bestimmungen sind größtentheils richtig; nur Manches, was gneusartiger Granit genannt wird, dürfte wohl mit größerem Rechte Gneus heißen, welche Gebirgsart in Schweden sehr viel allgemeiner ist, als der Verf. annimmt, indem sie in beständiger Abwechslung mit Granit vorkommt.

Die Sammlung zur mineralogischen Geographie von Schweden ist nach den Provinzen, Kirchspielen und den einzelnen Gruben und andern Geburtsorten in denselben angelegt. Sie läßt den großen Reichthum Schwedens an den mannigfaltigsten Producten des Mineralreichs bewundern, und lie-

fert manchen guten Beytrag zur genauern Kenntniß seltener und bis jetzt wenig unterfuchter Fossilien des Nordens. Von solchen sind genaue äußere Beschreibungen mitgetheilt, und außerdem sowohl von diesen, als auch von andern, schon bekannteren, die Resultate theils von dem Verf. selbst, theils von Andern damit vorgenommener chemischer Analysen. Ganz vorzüglich wird aber der Werth des Werks erhöht durch die überall eingestreuten Bemerkungen über das Vorkommen der Mineralien, und durch die in jedem Abschnitte vorangehenden kurzen geognostischen Uebersichten, die hin und wieder durch etwas größere Ausführlichkeit und Genauigkeit noch mehr an Interesse gewonnen haben würden. Der bey weitem größere Theil der Angaben gründet sich auf eigene Beobachtungen; außerdem sind aber auch von dem Verf. hin und wieder theils gedruckte, theils handschriftliche Bemerkungen Anderer benutzt worden. Die Ordnung, in welche die einzelnen Provinzen gestellt sind, ist folgende: Dalarne, Westmanland, Upland, Södermanland, Nerike, Vermeland, Dalisland, Westergöthland, Oestergöthland, Småland, Skåne, Öland, Gottland.

Zu einem Auszuge ist diese Schrift nicht wohl geeignet. Wir beschränken uns darauf, einige Notizen über das Vorkommen merkwürdiger Fossilien auszuheben, um wenigstens auf den reichen Inhalt aufmerksam zu machen. — Auf der großen Kupfergrube zu Fahlun bricht Anhydrit: das erste Beispiel vom Vorkommen dieses Körpers im Urgebirge, den man bisher nur für einen Bürger des Flözgebirges hielt. Rec. hat vor einiger Zeit Gelegenheit gehabt, ihn auch im Uebergangsgebirge aufzufinden, nähmentlich auf einem der Lauterber-

ger Kupfergänge. — Zu den auf den Fahluner Gruben häufig vorkommenden, aber bis jetzt sehr wenig bekannt gewordenen, Fossilien gehört der Fahlunit, der sich theils derb, theils sechsseitig-prismatisch krystallisirt, von grünen und braunen, in das Gelbe sich ziehenden, Farben findet. Eine Analyse ist davon bis jetzt noch nicht geliefert. Uns scheint dieses Mineral nur eine Abänderung von dem Triclast zu seyn, von welchem Prof. Hausmann zuerst eine Beschreibung entworfen hat, die auch in vorliegendes Werk aufgenommen ist. — Ueberaus merkwürdig ist das Gemenge des großkörnigen Granits zu Finbo unweit Fahlun, in welchem Gadolinit, Pyrophyllith (eine Varietät vom Topas), Zinnstein und Granat mit einander eingeschlossen sind. — Salm oder Malacolith, der von d'Andrada zu Sala entdeckt, nachher aber ungleich schöner in der Arendaler Gegend in Norwegen aufgefunden wurde, hat man in neuerer Zeit an mehreren Orten in Schweden kennen gelernt. In bedeutenden Massen kömmt er auf der Grube Björnmyresveden in Svardsjö-Soeken in Dalarne vor. — Unter den Fossilien vom Loberge in Dalarne vermiffen wir den daselbst in einem Gemenge von Kupferkies und Feldspath brechenden blättrigen Graphit. — Die verlassene Båstnäs-Grube zu Riddarhytta in Westmanland ist besonders merkwürdig durch das Vorkommen mehrerer Fossilien; da kommen mit einander vor: Cererit, Wismuthglanz, Wasserbley, Wolfram und eine neuerlich entdeckte Verbindung von Schwefelkobalt, Schwefelkupfer und Schwefeleisen. — In einem Urkalk Lager bey Åker in Södermanland findet sich Spinell von graulich-blauer Farbe, den Berzelius analysirt hat: das

erste Beispiel, so viel wir wissen, von dem Vorkommen dieses Fossils im Urgebirge. — Skapolith, den man sonst nur als einen Begleiter der Magneteisensteins-Lagerstätten bey Arendal kannte, hat man in neuerer Zeit auch an mehreren Orten in Schweden entdeckt, z. B. auf Fåhusgrube im Svärta-Kirchspiele in Södermanland, krystallfirt, von rothbrauner Farbe. — Ausgezeichnet reich an seltenen und merkwürdigen Fossilien sind die Eisensteinsgruben von Vermeland, und unter diesen besonders Nordmarks-Gruben, Långbanshytta und Persberg. Hier erwähnen wir nur den schwarzen krystallfirten Malaolith von Brattfors-Grube, der auch auf dem Taberge in Nordmarken vorkommt; das salzsaure Eisen (Pyrosmalit) von Bjelles-Grube; den späthigen Rothstein (Rothbraunsteinerz) von Långbanshytta. — Der Piccolith, welcher auf mehreren der Nordmarksgruben, so wie am Taberge in Småland, vorkommt, wird noch irrig unter dem Nahmen von Jernlera (Eisenthon) aufgeführt, da er doch eine Verbindung von kohlensaurem Talk, Kiesel und Eisenoryd ist. — Beachtet zu werden verdient die Bemerkung, daß der Uebergangskalkstein von Gottland vorzüglich Koralliten, dagegen der von Öland, Schonen, Ost- und Westgothland besonders Orthoceratiten führe; und gewiß vollkommen gegründet ist die Vermuthung, daß der erstere älter, als der von den zuletzt genannten Gegenden sey. Hiermit stimmen wenigstens die Beobachtungen überein, die Rec. auch in andern Gegenden anzustellen Gelegenheit gehabt hat. — Ein Register der Geburtsorte erhöht die Brauchbarkeit der Schrift. Auf den beygefügten fünf Kupfer-

tafeln sind instructive Gebirgs-Profilе und Situations-Umrissе von einigen merkwürdigen Gruben-Revieren mitgetheilt.

Paris.

Annales de l'éducation, redigées par F. Guizot (jetzt Professor der neuern Geschichte an der Pariser Académie). Bey Le Normant. Jedes Heft von 8 Bogen in Octav. Sechs Hefte machen einen Band aus. 1811. 1812. 1813.

Dieses durch seinen Inhalt sowohl, als durch seine Tendenz, ausgezeichnete Journal erscheint seit dem 15. April 1811, und den 15. jedes Monats wird ein Heft geliefert, so daß bis jetzt deren 24, oder 4 Bände, vorhanden sind. Der Herausgeber, Hr. Guizot, ist ein edler junger Gelehrter aus Südfrankreich, reformirter Religion, der sich in Paris aufhält, und sich daselbst mit einer geistvollen, in der Litteratur schon sehr bekannten, Dame vermählt hat. Durch sein Verhältniß und seine Freundschaft mit dem trefflichen Stapfer ist er besonders mit der Sprache und der Cultur Deutschlands sehr bekannt geworden. Er hatte es übernommen, in Gesellschaft mit diesem und mit Hülfe einiger andern Freunde die sämtlichen, Deutschland betreffenden historischen Artikel in der mit vielem Glanze begonnenen Biographie universelle der Gebrüder Michaud in Paris zu liefern; und es ist sehr zu bedauern, daß beide diesem Unternehmen, das noch so weit von der Vollendung entfernt ist, entsagt haben. Sonst hat Hr. Guizot noch, 1809, ein Dictionnaire universel des Synonymes de la langue française geliefert, welches mit gro-

hem Beyfall aufgenommen ist. Desgleichen eine sehr gute Uebersetzung des Gibbon und Anderes. Der Geist des hier angezeigten Journals ist würdig und ernst, von jeder Spielerey und Modensucht entfernt, ohne an dem Veralteten ungebührlich zu hängen. Das Neue, gut Bewährte, was die Pädagogik in andern Ländern, zumahl in England und Deutschland, darbietet, wird hier mit Wahl und in gefälliger Form dargelegt. Eine solche Schrift war in Frankreich, wo einseitige Routine ein gar zu großes Ansehen behauptet, dringend nöthig. — Außer den schätzenswerthen und interessanten pädagogischen Aufsätzen, welche Herr und Madame Guizot bisher geliefert haben (wie z. B. im ersten Bande Des moyens d'émulation; -- Journal adressée par une femme à son mari sur l'éducation de ses deux filles; -- im ersten und zweyten Bande Des idées de Rabelais, und auch de Montaigne en fait d'éducation, und andere mehr), finden sich auch lesenswerthe Abhandlungen von andern Mitarbeitern. Unter diesen zeichnet sich der alte ehrwürdige Dupont de Nemours aus, von welchem ein Stück im dritten und vierten Bande enthalten ist: sur l'éducation nationale des Etats-unis de l'Amérique, so wie Hr. Dr. Friedländer, der eine beynahe durch alle Hefte fortlaufende Abhandlung über die physische Erziehung gegeben hat, die gewiß Niemand zu lang finden wird. — Deutschen Pädagogen kann dieses, den Französischen ganz unentbehrliche, Journal gewiß nicht uninteressant seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 10. Junius 1813.

Göttingen.

Bey Dieterich: De Theologia morali Scholasticorum. 1812. 16 Seiten in Quart.

Da die Moralthologie der Scholastiker wenig bekannt ist, und viele falsche Vorstellungen von derselben im Umlauf sind, so hat der Verfasser dieses Weihnachts-Programms, Hr. Dr. und Professor Stäudlin, sie nach ihrer wahren Beschaffenheit characterisirt. Er erzählt ihre Geschichte, verweilt am längsten bey Thomas Aquinas, legt den Plan seiner Summe, so weit sie moralisch ist, und damit zugleich des ersten Systems der Moralthologie, dar, zeigt, in welchen Puncten der Moral Thomas und Duns Scotus von einander abwichen, und schließt mit einer Beschreibung der Eigenthümlichkeiten der scholastischen Moralthologie überhaupt. Er wird diesen Gegenstand nicht liegen lassen, sondern ihn zu anderer Zeit wieder vornehmen, und weiter ausführen.

Paris.

1. **Wey Migneret: Mémoire explicatif sur la Sphère Caucasienne, et spécialement sur le zodiaque, ou l'on prouve que ce dernier monument, sous quelque forme qu'il puisse se présenter, doit être jugé indigne de toute attention de la part des Astronomes et des Archéologues, n'ayant jamais été dans l'origine qu'une pure rêverie Astrologique; par C. G. S., Auteur du zodiaque expliqué, ou Recherches sur l'origine et la signification des Constellations de la Sphère Grécque. 1813.** 53 Quartseiten und 2 Kupfertafeln.

Der Verfasser der auf dem Titel gegenwärtiger Schrift angeführten Recherches sur l'origine etc. sucht hier seine Hypothese gegen die Einwendungen einiger Französischen Gelehrten, besonders, wie es scheint, gegen den Verfasser der *Antiquité dévoilée au moyen de la Genèse* u. s. w. (s. Götting. gel. Anz. 1810 St. 196) zu vertheidigen. Da seine Ideen aus seiner ersten Schrift unsern Lesern schon bekannt sind, daß nämlich die Sternbilder bloß eine symbolische Darstellung der Gegend um das Caspische Meer und um den Kaukasus seyn sollen (s. Götting. gel. Anz. 1808 St. 132); so können wir uns hier darauf beschränken, seine übrigen Gründe bloß anzuzeigen. Es sey ausgemacht, beginnt der Verfasser, daß die Indischen, Chaldäischen, Aegyptischen und Griechischen Thierkreise alle einen Ursprung haben, man müsse also den ursprünglichen auffuchen. Derselbe sey aber überhaupt nicht als eine isolirte Zone zu betrachten, sondern stehe mit den übr-

gen Bildern in Verbindung, und zwar so, wie die Griechische Sphäre dieselben darstelle. Diese habe man aber stets nur für eine sonderbare Zusammenstellung der Bilder gehalten, an welche man die sehr alten Figuren des Thierkreises angeheftet habe. (Wenn man in die ältesten Schriften der Griechen zurückgeht, so kann man die Sternbilder in und außer dem Thierkreise auch für nichts, als willkürliche Erfindungen der Phantasie halten, wozu nur die kenntlichsten Gestalten, oder die Zeit ihres Aufganges, Gelegenheit gegeben haben. Von Plan und systematischer Zusammenstellung finden sich nirgends Spuren. Die ältesten noch nicht gebildeten Nationen bedurften des Thierkreises nicht, deswegen haben auch nicht die Astronomen aller Zeit die Sternbilder und die Zeichen des Thierkreises für Synonyme halten können, sondern nur von Eudorus und Arats Zeit an, wo beide ungefähr zusammen treffen. Von älteren Astronomen, im eigentlichen Sinne des Wortes, finden sich keine Nachrichten vor der Ionischen Schule. Ueberhaupt ist Astronomie ohne Philosophie nicht wohl denkbar. Wie sich hier die Begriffe entwickelten, zeigt die Geschichte der Griechen deutlich, nur verwechsle man nicht bei rohen Völkern ihren unvollkommenen Kalender, wozu sie das Bedürfniß treibt, mit Astronomie. Von Völkern, welche im Besiz der letztern gewesen wären, müßten auch noch, andere Nachrichten vorhanden seyn. Kalender-Bemerkungen, die freylich der Astronomie zum Grunde liegen, machten alle Nationen, ohne daß eine vor der andern einen Vorzug verdient.) Unser Verfasser hält aber, wie wir schon wissen, die Sternbilder für

ein zusammenhängendes allegorisches Gemälde, und zieht folgende Resultate (S. 7): Alle Bilder werden in der ursprünglichen Sphäre auf ihren Ursprung zurückgeführt, und sind gleichsam nach astronomischen Principien gemacht. Dieses konnten Hirten und Landleute nicht, sondern alle Sterne mußten nach gerader Aufsteigung und Abweichung geordnet werden. Auch die Beobachtung des Auf- und Unterganges setzte Kenntnisse der Kolluren u. s. w. voraus. Jeder Kallender der Landleute nach dem Auf- und Untergange der Sternbilder gründete sich also auf einen genaueren, nach der Sonne geordneten, welcher daher schon vorhanden gewesen seyn muß. Däher sey, fährt er fort, die Idee, die Karte seines Vaterlandes am Himmel zu zeichnen, schön an sich, und setze keine besonders große Cultur in den Wissenschaften voraus. Sie enthalte nichts Unmögliches oder Widersprechendes. Man könne also die erste Sphäre die Kaukasische nennen. Durch eine solche geographische Erklärung sehe man auch den Grund von einigen Unvollkommenheiten derselben, die zum Beweise dienen könnten, daß die eigentliche Astronomie damals noch keine große Fortschritte gemacht habe. Zugleich entdecke man aber eine Vollkommenheit in dem Verhältnisse der Sternbilder unter einander, und eine Uebereinstimmung mit dem Zustande des Himmels für die Epoche der Erfindung. Die Bilder der Ekliptik wären nämlich nicht nur an sich sehr ungleich, sondern einige ständen auch über denselben, andere darunter. Der Pol des Aequators sey gar nicht angegeben. Dieses sey um so mehr zu bedauern, weil man aus der

Bewegung desselben leicht die Epoche der Erfindung der Sphäre hätte finden können. Dagegen sey der Pol der Ekliptik durch die Windungen des Drachen bemerkbar, und die Koluren dadurch hervorgehoben, daß der Krebs und der Löwe einander entgegen ständen, der Wassermann aber und der Steinbock sich den Rücken kehrten. Zwölf Linien theilen vom Pol der Ekliptik aus den ganzen Himmel. (Diese Eintheilung würde unsern Lesern ohne die Karte nicht ganz verständlich seyn.) Außerdem lasse sich noch eine andere Eintheilung der Sphäre in drey Theile vom Pol der Ekliptik bis an den südlichen Horizont denken. Der eine Theil, vom Krebs bis zur Wage, bezeichnet die Gegend von Baku bis Derbend; der zweyte, vom Scorpion bis zum Steinbock, die Gegend vom Kur bis an die Quellen des Araxes; der dritte, vom Wassermann bis zu den Zwillingen, den Kur und den Kaukasus, also ungefähr die drey Provinzen, Chirvan, Armenien und Georgien. In dieser Eintheilung findet der Verfasser die größte Wahrscheinlichkeit für seine Hypothese. Die äußersten südlichen Sternbilder treffen überdieß, nach seiner Meinung, mit dem 40. Grad nördlicher Breite, und der Ort der Koluren mit dem Jahre 1400 vor unsrer Zeitrechnung überein, und auch die Sonderbarkeiten der Bilder in Figur und Stellung lassen sich daraus sehr gut erklären. Die geographische Deutung stimmt bey dem Engonasin und dem Widder mit Arats Beschreibung am meisten zusammen; ja den Scorpion (der in den Recherches seine Bedeutung hat) ist der Verfasser geneigt, ganz aus der Sphäre zu ver-

bannen, und beruft sich dabey auf eine Zeichnung bey Kircher, welcher wir indessen keinen besondern Werth beylegen möchten, weil diese willkürlichen Veränderungen der Sternbilder in der alten und mittlern Zeit nie zu einem Resultate für die Geschichte führen. Die Zeit der Verfertigung muß anders woher bekannt seyn. Bey einer solchen Erklärung sey man endlich, fährt der Verfasser fort, nicht in Verlegenheit bey den Nahmen einiger Sternbilder, welche weder Aegypter, noch Griechen, zu nennen wüßten, wie das Thier bey'm Centaur, oder den Steinbock, und alle noch so sonderbaren Bilder ständen in einem natürlichen Zusammenhange. Wir finden hier weiter nichts hinzu zu setzen, da es bloß auf die Grundsätze ankömmt, von welchen man ausgeht, und wir uns wiederholen müßten. Wir gehen also zu den Zeugnissen fort, welche der Verfasser für seine Meinung anführt, und zwar 1) daß die Sternbilder eine geographische Bedeutung haben könnten, Die eine Stelle aus Augustin de civ. dei 8. 23. hat bloß einen mystischen Sinn, und kann nicht wohl für einen Beweis gelten; die andere, aus Schmid's Abhandlung de Zodiaci nostræ origine Aegyptia, möchten die Gegner des Verfassers für sich gebrauchen, um wenigstens darzuthun, daß die Bilder zu mehreren Hypothesen Gelegenheit geben könnten. 2) Daß die Astronomie in der Gegend des Kaukasus ihren Ursprung genommen habe. Hier hält sich der Verfasser vorzüglich an die Stellen der Alten, welche den Aethyern die Erfindung der Astronomie zuschreiben. Aber abgesehen davon, daß der

Nahme Assyrer sehr unbestimmt ist, lassen sich für andere Nationen eben so viele Zeugnisse bey Griechen und Römern auffinden. Diese Meinungen können also nichts entscheiden, und bestärken vielmehr unsere oben angeführte Behauptung von der Gründung der Astronomie. 3) Daß sich schon in der frühesten Zeit Cultur in der Gegend des Kaukasus gefunden, und die Chaldäer von da her ihre Kenntnisse erhalten haben, beweiset der Verfasser durch das Zeugniß Dittmar's von den Kaukasischen Völkern der mythischen Zeit. Berlin 1789. Wir zweifeln aber sehr, daß ein Kenner des Alterthums mit den in der genannten Schrift enthaltenen Combinationen zufrieden seyn wird, um darzuthun, daß Libyen sich ehemahls bis nach Armenien erstreckt habe. Die angeführten Beynahmen Libyens bey Stephanus von Byzanz lassen sich alle recht gut erklären, ohne daß man zu einer solchen Hypothese seine Zuflucht zu nehmen genöthigt ist. Weitläufiger hierüber zu sprechen, erlauben die Grenzen dieser Blätter nicht. Endlich 4) sucht der Verfasser noch, besonders nach Montesquieu, zu beweisen, daß schon in den früheren Zeiten der Handel in jenen Gegenden geblüht habe, daß aber mit demselben Wohlstand, Luxus und Künste unzertrennlich verbunden wären. — Noch sind von S. 22 bis 53 einige Einwürfe hinzugefügt, welche seiner Hypothese gemacht werden könnten, und die Beantwortung derselben, welche aber für unsere Anzeige ebenfalls zu weitläufig seyn, und ohnehin für den keinen Nutzen haben würden, welcher sich einmahl von den Grundsätzen dieses Systems überzeugt hätte.

Göttingen.

Tabellen, enthaltend eine Methode, das Griechische Paradigma einfacher und gründlich zu lehren, von Dr. Friedrich Thiersch, Professor am Lyceum und Vorsteher des philologischen Seminars zu München. Dritte, verbesserte Auflage. Bey Heinr. Dieterich 1813. (Neun Tabellen in Folio.)

Eine für das eifrige Erlernen der Griechischen Sprache, und für die Brauchbarkeit dieser neuen vor vier Jahren (s. die Beurtheilung derselben in diesen Blättern J. 1808 St. 45) bekannt gemachten Methode Nämlich zeugende Erscheinung ist diese dritte Ausgabe der Griechischen Tabellen, deren Brauchbarkeit der thätige Verfasser durch manchen wichtigen, in seiner Grammatik bereits enthaltenen, Zusatz, wie §. 11 bey der Lehre vom Augment die Entstehung der Reduplication in ἀνθρώπων, ἐπιπέδων; durch Wegschneiden von Unwichtigem, wie §. 2 Anmerk. 4, überhaupt durch schärfere Bestimmungen und selbst Feile des Ausdrucks, von neuem erhöht hat. Daß er diese Tabellen auch nach der Erscheinung seiner Grammatik nicht für überflüssig hielt, wird denen vorzüglich angenehm seyn, welchen Tabellen die Uebersicht der Gegenstände erleichtern. Zu bedauern ist es, daß diese Tabellen an der Lehranstalt, wo der Verfasser sie zuerst bey seinem Unterrichte entwarf, und durch diese leichtere Methode eine allgemeine Liebe zu der Griechischen Sprache in seinen Classen verbreitete, seit seinem Abgange abgeschafft sind.


 Göttingische
 gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 12. Junius 1813.

Paris.

In der Druckerey der Madame Huzard: Rapports sur deux Voyages Botaniques et Agronomiques dans les Departemens de l'Ouest et du Sud-Ouest; — und Rapports sur deux Voyages Botaniques et Agronomiques dans les Departemens du Süd-Est et de l'Est; par M. *Decandolle*, Professeur de Botanique à l'École de Médecine de Montpellier, Membre de la Société d'Agriculture du Departement de la Seine, etc. 1810. Octav.

Bald nach Erscheinung seiner Flore Française wurde Hr. *Decandolle* von dem Minister des Innern beauftragt, fünf Jahre auf Kosten der Regierung das Französische Reich zu bereisen, und zwar nicht sowohl in eigentlich botanischer, als auch in öconomischer Hinsicht. Das Resultat der vier ersten Reisen ist in obigen Heften niedergelegt. Was die fünfte Reise betrifft, welche Hr. *D.* im J. 1810 durch die Rhein-Departements und

Belgien unternahm, so ist, so viel dem Rec. bewußt, noch nichts davon bekannt gemacht worden.

Die erste Reise des Verf. hatte die Untersuchung der westlichen Departemente zum Gegenstande; und wirklich verdiente diese Strecke vor allen andern eine genauere botanische Prüfung. Alle Botaniker, sowohl Französische als Ausländer, zogen die südlichen Provinzen oder die Gebirgsketten vor, indem sie dafür hielten, daß der Flor dieser westlichen Fläche von derjenigen anderer Ebenen wenig verschieden sey: was indeß die neuesten Forscher ganz anders fanden. Unter den ältern Botanikern erwähnt Morison zufällig einer oder der andern Pflanze dieser Gegenden; später führt Guettard einige andere in seinen Observations an. Neuerlich gaben Bonamy in Nantes, Maulny in Mans, und Aubry in Vannes die Verzeichnisse der von ihnen bemerkten Pflanzen heraus, denen aber noch zu viel abgeht, um auf Vollständigkeit Anspruch machen zu können. — So stand es um die westliche Flora Frankreichs, als Hr. Decandolle im Julius 1806 seine erste Reise antrat. Er besuchte nach einander die Gegenden von Mans, Angers, d'Orlonne, Nantes, Vannes und Rennes; und begnügte sich nicht damit, selbst fleißig zu botanisiren, sondern trat auch in Verbindung mit den Pflanzenfreunden jener Gegenden, und benutzte ihre Herbarien.

Dieser Reisebericht zerfällt, wie die folgenden, in zwey Abschnitte, den botanischen und den agromischen. Was den ersten betrifft, so enthält der erste Paragraph die damahls ganz neuen Pflanzen. Wir übergehen indeß diejenigen Arten, welche nachmahls von dem Verf. in den Iconibus

Plant. Galliae rariorum (f. Gött. gel. Anz. Jahrg. 1809 St. 183) beschrieben und abgebildet worden sind. Zuerst vier neue Ulven: *ventricosa*, *interrupta*, *Nostoch* und *bullata*, welche aber, so wie der als neu beschriebene *Fucus gramineus* (*fronde tota bullata atroviridi membranacea lubrica, bullis subsphaericis irregularibus aggregatis inapertis intus vacuis*) mit den Entdeckungen der neuern Algologen verglichen werden müssen. Im Sande bey Mans die neue Pilzgattung *Picolithus* von Albertini und Schweinitz, die der Verfasser mit *Desportes* lieber *Polysaccum* nennen will. Einige neue Arten der *Puccinia*, *Uredo* etc. Aus der Familie der Flechten die *Usnea verrucosa* (*erecta subochroleuca, ramis fibrillosis, scutellis lateralibus convexis integris tuberculaeformibus*), wie es scheint, mit *Lich. ochroleucus* verwandt. In Maine, Anjou und Bretagne fand sich sehr häufig die *Salix Capraea* Aubr., die Hr. Decandolle aber mit Recht als eine besondere Art ansieht. Er nennt sie *rufinervis*, und charakterisirt sie so: *subarbores, foliis ovato-oblongis acutis subcrenatis reticulato-nervosis, nervis subtus villis rufis ornatis, capsulis villosis*. Im Sande bey d'Oron eine neue *Atriplex*, von dem Verfasser *oppositifolia* genannt, und der *laciniata* zunächst verwandt.

Unter den im §. II. aufgezählten, und für die *Flora Gallica* neuen Pflanzen bemerken wir, außer mehzeren seltenen, *Ulva tetragona* (*Fucus tetragonus* Turn.), *Sticta crocata*, *Physcia scopulorum* und *flavicans*. *Betonica incana*, in den Wäldern von Nantes. *Euphorbia*

falicifolia Host., an den Ufern der Loire; unterscheidet sich von der Hostischen Pflanze bloß durch glatte Blätter. Nach den, dem Rec. mitgetheilten, Beobachtungen eines andern Französischen Botanikers, der diese Euphorbie an der angezeigten Stelle häufig wahrnahm, soll sie die *Euph. Esula* Linn. seyn. Keine Art ist wohl öfterer verwechselt, wie *Esula*. In vielen Sammlungen findet sich eine Abart der *Cyparissias* für *Esula*. Die gemeinste Euphorbie, wenigstens der südlichen Gegenden, scheint wohl *Gerardiana* zu seyn; *Cyparissias* ist an vielen Orten schon selten, und *Esula* kommt nur an besondern Stellen vor, z. B. an den Ufern großer Flüsse. An einem solchen Standorte wird die Pflanze höher, bekommt breitere Blätter, und ist fast ganz ohne sterile Aeste (vergl. *Bib. r. l.* Flora Taurico-Caucas. I. p. 374). Ueberhaupt taugen die *rami steriles* gar nicht in der Diagnose; da die meisten verwandten Arten dergleichen haben. Wir bemerken beiläufig noch, daß unter den Abbildungen, welche in mehreren Werken von der *Esula* vorkommen, die der *Flora Danica* t 1270 und der *English Botany* t 1399 wohl ohne Zweifel die richtigste Vorstellung geben.

§. III. Einige Bemerkungen über die Gattung *Quercus*. *Q. racemosa* kommt häufig in diesen Gegenden vor, und zeigt zwei merkwürdige Abarten: 1. mit rothen Blättern, und 2. mit sehr tief eingeschnittenen und unten weichhaarigen Blättern. (Sollte letztere nicht näher mit *Q. pubescens* verwandt seyn?). *Q. sessiflora* ist hingegen seltener. Zu *Q. Toza* Bosc., welche eigentlich südlicher vorkommt, zieht Hr.

Decandolle zwey andere Eichen als bloße Abarten, nämlich *Q. brossa* Bosc. und *coenomanensis* Desp. Von *Q. Cerris* unterscheidet der Verfasser gleichfalls zwey Abarten, wovon die eine glatte, die andere unterhalb weichhaafige, Blätter hat. Letztere wurde irrig von Bonamy für *Aegilops* ausgegeben. *Q. crinita* Bosc. zeichnet sich durch die sehr großen und facklichen Fruchtfelche aus.

§. IV. Allgemeine Bemerkungen über die westliche Flora. Wie bekannt, theilt Hr. Decandolle das Französische Reich in botanischer Hinsicht in fünf große Regionen. Die West-Region, von der hier die Rede ist, erstreckt sich vom Fuße der Pyrenäen bis in die Halbinsel, welche die ehemahlige Bretagne bildet. Die Pflanzen nämlich, welche sich längs dieser großen Strecke finden, sind bis an den nordlichsten Punct ungefähr dieselben, obgleich der Unterschied der Breite über vier Grade beträgt. Der Botaniker muß erstaunen, wenn er unter einem Grade der Breite, der wenig von dem des mittlern Deutschlands verschieden ist, Pflanzen entdeckt, die man bis jetzt nur dem südlichsten Europa eigen glaubte. Eine Pflanze, welche diese West-Flora vorzüglich characterisirt, ist die schöne *Erica ciliaris*, welche in diesen Gegenden sehr gemein ist. Mit ihr kommen gemeinschaftlich vor: *Pinguicula lusitanica*, *Silene bicolor* und *uniflora*, *Scilla umbellata*, *Euphorbia portlandica*, *Asphodelus albus*, *Sibthorpia europaea*, *Umbilicus pendulinus*, *Reseda sesamoides* und einige andere. Noch führt der Verfasser mehrere höchst merkwürdige Beyspiele von

südlichen Pflanzen an, die längs der Westküste so weit nördlich vordringen. Nur einige zum Beweise. *Ophioglossum lusitanicum* wächst häufig im Sande längs der Rhede von Brest; *Phalangium bicolor* bey Mans; *Cistus hirsutus* bey Landerneau; *Plantago subulata* (*carina* Schrad. Flora German. Tom. 2.) bey Angers; *Acroclichum leptophyllum*, *Lagurus ovatus* und *Ixia Bulbocodium* bey Brest; *Scirpus Michelianus*, *Amaranthus prostratus*, *Narcissus odoratus* und *Serapias cordigera* bey Nantes; *Amaryllis lutea* bey Angers und auf der Insel Noirmoutier; *Scolymus hispanicus* in den Landes von Belle-Isle. Einer der interessantesten Mittelpunkte für botanische Excursionen bleibt wohl Nantes, wo außer den vorhin genannten auch *Orobus filiformis*, *Rhamnus Alaternus*, *Tribulus terrestris*, *Linum gallicum* und einige andere vorkommen, die man bis jetzt dem südlichen Europa ausschließlich eigen glaubte. Zuletzt darf sich auch der Botaniker eine reiche Ausbeute von seltenen Flechten versprechen. So findet man in der Gegend von Quimpercorentin die *Sticta crocata* und *Parmelia flavicans*, die zuvor nur auf Jamaica gefunden waren. Merkwürdig ist es, daß viele dieser westlichen Pflanzen sowohl in den südlichen Provinzen Spaniens und Portugalls, als auch an der Westküste des Britischen Reichs vorkommen, ohne jedoch in den Zwischenländern sich zu finden. So kommt *Erica Daboecia* in Spanien am Fuße der westlichen Pyrenäen und in Irland vor, ohne daß man sie jedoch zwischen den beiden letzten Standorten entdeckt

hätte. *Cistus hirsutus* und *Ophioglossum lusitanicum* finden sich nur in Spanien und in der ehemaligen Bretagne, mit Ausschluß der südwestlichen Provinzen Frankreichs. Die Ursachen indessen, welche die Aehnlichkeit der Pflanzen in den Departemens von Morbihan und den Landes bestimmen, müssen wohl mehr oder weniger dieselbe Wirkung auf die Flora des gesamten westlichen Europa hervorbringen. Es trifft hier Mehreres zusammen, die geringe Erhebung des Bodens über die Meeresfläche, die Lage des Departements der Landen am Fuße der Pyrenäen, wodurch es vor den Südwinden geschützt bleibt; so wie die konstante Wirkung der Westwinde, und hauptsächlich die Einformigkeit der Temperatur, welche durch die Nähe des Meeres unterhalten wird. Diejenigen Pflanzen daher, welche, ohne den Sommer über großer Hitze zu bedürfen, die Winterkälte nicht vertragen, werden im Allgemeinen in diesem Klima gut fortkommen. Zu diesem Ende schlägt der Verfasser besonders die Neuholländischen Holzarten vor, und wünscht, daß zu Nantes eine solche Pepiniere errichtet werden möge. Es ist unglaublich, wie gut viele Pflanzen bey Nantes im Freyen fortkommen, die unter gleicher Breite in östlichen Provinzen des Winters über in Häusern gehalten werden müssen, z. B. *Cistus ladaniferus*, *Solanum bonariense*, *Ficus Carica*, *Nerium Oleander*, *Magnolia grandiflora*, *Mimosa Julibrissin*, ja sogar *Calla aethiopica* und *Citrus Aurantium*, sieht man hin und wieder im Freyen überwintern.

Zweiter Abschnitt. *Agricultur*. §. I. Bemerkungen über die Provinzial-Benennungen der Pflanzen §. II. Oeconomische Benutzung der wilden Pflanzen. Auf dem Markte zu Angers werden die Wurzeln von *Oenanthe pimpinelloides* unter dem Nahmen *Gouanettes* verkauft. Ihr Geschmack ist fade und etwas süß. Niemand hat aber bis jetzt schädliche Wirkung von dem Genusse derselben verspürt, obgleich die Gattung überhaupt für giftig angesehen wird. In einigen Orten von Bretagne cultivirt man die *Cynara Cardunculus*, und man bedient sich der Blumen, um die Milch gerinnen zu machen. Alle Disteln sollen dieselbe Eigenschaft besitzen. *Artemisia maritima* wird als *vermifugum* der *Artem. contra* substituirt. Verschiedene Seeplanzen werden eingemacht, z. B. *Inula crithmoides*, *Crithmum maritimum* und *Salicornia herbacea*. Zu Befriedigungen benugt man *Tamarix gallica* und *Atriplex Halimus*. — Was der Verfasser noch über die angebaueten Pflanzen, und über den Ackerbau überhaupt, beybringt, müssen wir, des beschränkten Raumes wegen, übergehen. — (Die Anzeige der folgenden Reisen in einem der nächsten Blätter.)

In Num. 46 S. 454 Z. 2 v. u. muß es heißen: Diese und: auf sie.

In der Recension von Schwartner's Statistif von Ungern steht S. 860 Z. 19 u. 20 Verbindlichkeiten zu machen, wofür zu lesen ist: Verbindlichkeiten bekannt zu machen. S. 889 Z. 6 ist für S. 304 zu lesen S. 648.

Erlangerische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 12. Junius 1813.

Florenz.

L'Italia avanti il Dominio dei Romani. Tomo terzo 339 Seiten. Tomo quarto 369 S. 1810. (s. Gott. gel. Anz. S. 2057 des vorigen Jahrganges). — Nach den Erörterungen über den Zustand Italiens vor der Erbauung Roms geht der Verf. nun in dem dritten Bande zu den folgenden Zeiten fort. Zuerst daher Cap. I. *Stato morale e politico dell'Italia al tempo della fondazione di Roma.* Dieses Capitel ist eine Recapitulation der vorhergegangenen Untersuchungen. Um die Zeit der Gründung Roms bildete Italien in politischem Sinn gleichsam eine Welt für sich; ein System sehr verschiedener und mannigfaltiger Staaten, die jedoch schon auf einer bedeutenden Stufe der Cultur standen. Ackerbau war die Hauptquelle des Erwerbes. Schiffahrt und Seemacht machten ihren Namen auswärts gefürchtet. (Das ist wahr von einzelnen; aber man kann denn doch noch nicht mit dem Verfasser sagen: *era il NOME ITALICO riverito e temuto al di fuori.* Man fürchtete vielleicht Etrusker,

N (4)

Latiner u., aber nicht Italer.) Cap. II. *Fondazione di Roma. Prime guerre de' Sabini e popoli confinanti.* Cap. III. *Vicende de' popoli Latini, Etruschi e Sabini nelle loro relazioni esterne con Roma fino al espulsione dei Re.* Wir können diese beiden Capitel süglich zusammennehmen. Wir erwarteten, hier den Verfasser als Critiker über die frühere Geschichte Roms sprechen zu hören (und waren darauf um so begieriger, da auch in einem Deutschen Werke, wovon wir mit ehestem sprechen werden, diese Gegenstände aufs neue in die Untersuchung gezogen sind). Aber unsere Erwartung ist hier sehr getäuscht worden. Hr. M. hat sich auf diese Fragen nicht eingelassen, sondern begnügt sich meist mit einem Auszuge aus den Erzählungen von Livius und Dionys: wörüber wir daher auch keine weitere Anmerkungen zu machen haben. Cap. IV. *Cagioni dell' invasione de' Galli in Italia; prima emigrazione di Belloveso dalla Gallia Celtica; de' Cenomani, Salluvi, Anapi, Boj, Lingoni e Senoni; qual mutazione recasse all' Italia il loro stabilimento.* Die Data aus der Geschichte der Gallischen Einwanderung sind zwar hauptsächlich aus Livius, doch mit Zuratheziehen der andern Schriftsteller, geschöpft. Als Zusammenstellung der Nachrichten über diese Einwanderung ist dieser Abschnitt ganz gut bearbeitet; nur chronologische und critische Forschungen muß man auch hier nicht erwarten. Cap. V. *Tentativi de' popoli Etruschi, Sabini e Latini in favore de' Tarquinj; imprese di Porfenna; battaglia del lago Regillo; ragione del Gius-Latino; guerra de' Volsci sotto la condotta di Coriolano.* Von diesem, wie von den beiden folgenden Capiteln, gilt die oben gemachte Bemerkung: daß die bekannsten Geschichten nach Livius und

Dionysius erzählt sind. Selbst der berühmte erste Tractat zwischen Rom und Carthago aus Polybius ist in einer Anmerkung abgefertigt worden. Cap. VI. *Alleanza degli Ernici; ostinate guerre degli Equi e de' Volsci; ritratto delle cose d'Etruria; assedio di Vejo; rovina degli Etruschi nella Campania, e origine della nuova repubblica de' Sanniti-Capuani; Roma presa dai Galli.* Der hauptsächlich nach Diodor, erzählte Untergang der Etruskischen Herrschaft in Campanien ist der interessanteste Gegenstand dieses Capitels. Cap. VII. *Continuazione delle guerre degli Equi, Volsci ed Etruschi; dedizione di Capua di Romani per occasione de' Sidicini; principio della guerra Sannitica; sollevamento de' popoli Latini; totale soggezione della Campania.* Den größern Theil dieses Capitels füllt die Erzählung des Anfanges der Sannitenkriege aus, ganz nach Livius, Cap. VIII. *Rivoluzioni della Magna Grecia dal primo secolo di Roma, fino ad Alessandro Molosso; istituto e dottrina di Pitagora; nuova società politica de' Bruzzi.* Cap. IX. *Stato della filosofia, letteratura ed arti nella Magna Grecia.* Diese beiden Capitel ziehen vor andern unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Geschichte der Griechischen Colonien in Unteritalien ist allerdings mit besonderm Fleiße von dem Verf. bearbeitet, und wir müssen ihm das Zeugniß geben, nicht leicht bedeutende Stellen bey alten Schriftstellern, die sie betreffen, übersehen zu haben. Dagegen sind aber, — was billig bey einem Italiäner befremden kann, — die Münzen sehr wenig zu Rathe gezogen. Auf die Untersuchung über Pythagoras und seine Philosophie waren wir besonders begierig. Der Verf. legt hier aber unsern Meiners zum Grunde (dieser und Heyne sind die einzigen Deut-

sehen, deren Arbeiten er kannte), und meint selber, zu jenem sey nichts weiter hinzu zu fügen. Indesß ist gerade die politische Seite der Pythagoreischen Philosophie die bey jenem Gelehrten am mangelhaftesten bearbeitete, weil der zu geringe Werth, den er, nach seinen critischen Grundsätzen, auf die Bruchstücke aus den politischen Schriften der Pythagoreer legte, ihn daran verhinderte, diese zu benutzen. Wie sehr wir es also billigen, daß Hr. M. den Schriftsteller, der hier allerdings der wichtigste ist, benutzte, so vermissen wir doch den eigenen Forschungsgeist. — Auch in die Geschichte der meisten einzelnen Städte ist Hr. M. ziemlich tief hinein gegangen. Das Capitel ist überhaupt das längste in dem ganzen Bande. Am Ende desselben wird die Entstehung der Bruttier aus einem Theile der Lucani nachgehohlet. Das folgende, schon oben bemerkte, neunte Capitel enthält zuerst die Untersuchung über das Pythagoreische System, nach Meiners, und über die Eleatische Schule; wo aber die neuen Untersuchungen in Deutschland dem Verfasser unbekannt geblieben sind. Was über den Zustand der Künste gesagt wird, ist sehr kurz, wir können wohl sagen dürftig. Cap. X. *Avvenimenti relativi alla guerra Sannitica pel corso di ventidue anni: fatto delle Forche Caudine; rovina degli Ausonj; rinnovamento della guerra Toscana; sommissione degli Ernici e degli Equi.* Wie der Titel lehrt, enthält dieses Capitel fast bloß Kriegsgeschichte, nach Livius. Das Local der Furcæ Caudinæ hält der Verfasser, nach einer an Ort und Stelle gemachten Untersuchung, mit Daniele für das des Thales von Arpaia. — Mit diesem Capitel endigt der dritte Band. Der noch übrige vierte umfaßt die Capitel XI. bis XIX.

Zuerst Cap. XI. *Torbidi della Magna Grecia per cagione d'Agatocle. Spedizione di Cleomino Spartano. Rinovamento della guerra Sannitica. Movimenti de' Lucani, Alleanza dei Sanniti, Toscani, Umbri e Galli contro Roma. Preparamenti straordinari, e guerre sanguinose nel Sannio e in Toscana. Pace de' Sanniti per la quarta volta. Totale riduzione dei popoli Sabini, Toscani e Umbri.* Der Inhalt dieses Capitels ist ganz historisch. Aber die mangelhaften Nachrichten, welche bey Diodor und einigen andern über die damalige Geschichte der Städte in Großgriechenland sich finden, sind gut zusammengestellt. Wo im Jahre 291 vor Christo Livius aufhört, bemerkt der Verf. selbst, daß er bis da, wo dieser im 21. Buche wiederum beginnt, vorzüglich die Supplemente des Freinsheim genutzt habe. Cap. XII. *Supplemento delle cose di Taranto. Guerra di Pirro. Sommessione totale dei Sanniti, Lucani, Bruzzi, Piceni, Messapi e Salentini.* Mit diesem Capitel endigt die Römische Eroberungsgeschichte in Italien. Darauf folgt Cap. XIII. *Considerazione su le cause della grandezza Romana. Stato politico e gravetze dell' Italia all' fine del quinto secolo. Degli alleati Latini e Italici. Condizione delle colonie, municipj e città federate.* Der Inhalt dieses Capitels zog wieder besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich. Aber wir gestehen, daß gleich die erste Untersuchung über die Ursachen des Wachstums der Römischen Macht uns wenig befriedigt hat. Wir geben zu, daß Montesquieu zu viel abstrichenen Plan in der Politik der Römer fand. Aber Hr. M. wird uns noch viel weniger überreden, daß Alles nur eine Folge der Zeitumstände gewesen sey. Allerdings ging nicht Alles aus der

Klugheit des ersten Gesetzgebers, des Romulus, hervor. Aber in einem Corps, wie der Römische Senat, bildet sich leicht eine auf gewisse feste Maximen gebaute Politik, und diese kann man in der Römischen Geschichte nicht verkennen. Die Auseinandersetzung der verschiedenen Verhältnisse der Bundesgenossen gegen Rom ist, wie der Verfasser selber bemerkt, nach den Werken von Manutius, Sigonius u. A. entworfen. Cap. XIV. *Situazione dell' Italia durante la prima guerra Punica. Soggettamento della Sicilia, Sardegna e Corsica. Primi moti dei Liguri. Conquista della Gallia Cisalpina. Sommessione dei Veneti.* Gleich im Anfange dieses Capitels finden wir eine Bemerkung, die uns sehr wahr scheint, daß nämlich die Eroberungen der Römer in Unteritalien es gewesen seyen, die ihre Bekanntschaft mit dem Seewesen erweitert hätten. Die Begebenheiten des ersten Punischen Krieges sind, wie billig, von dem Verf. nur kurz berührt. Cap. XV. *Guerra Punica seconda. Rivoluzioni nell' Italia inferiore. Vicende della repubblica di Capua. Cambiamenti politici che avvennero in alcune provincie.* In diesem Capitel, wie in den folgenden, hat der Verfasser, wie es der Gegenstand seines Werks erforderte, sich auf Italiens Geschichte beschränkt. Von der Geschichte des zweyten Punischen Krieges ist er so fern mehr gesagt, als er in Italien geführt ward. Besonders sind die Vorfälle in Capua herausgehoben, die Niemand ohne Antheil lesen kann. Cap. XVI. *Nuovi tumulti nella Gallia Cisalpina. Conquista della Liguria, ed annessione del dominio Romano insino alle Alpi.* Die Kriege mit den Ligurern, die mit solcher Hartnäckigkeit ihre Unabhängigkeit vertheidigten, sind hier zusammengestellt. Cap. XVII. Ca-

gione esterne ed effetti delle novità introdotte ne' costumi, religione e letteratura degl' Itali antichi tra il V. ed VII. secolo di Roma. Diese so interessante Untersuchung ist von dem Verfasser in drey Abschnitte zerlegt: Veränderungen in Sitten und Lebensart, in der Religion, und in der Litteratur der Italiäner. Der Verf. spricht gegen die gewöhnliche Meinung, als wäre die Veränderung in dem Sitten erst durch die Asiatischen Kriege erfolgt. Sie sey vielmehr älter, und die Bekanntschaft mit Unteritalien habe dazu schon den Grund gelegt. Er hat darin in einem gewissen Sinn Recht. Die Sagen von der frühen Reinheit der Sitten entstanden erst, und konnten auch erst entstehen, als sie bereits verderbt waren; und wenn man liest, daß damals doch schon in dem übrigen Italien, nicht bloß in den Griechischen Städten Unteritaliens, sondern auch bey den nächsten Nachbarn der Römer, den Etruskern, so viel Luxus geherrscht habe; wenn man sich dabey der grausamen Behandlung der Schuldner durch ihre Gläubiger erinnert, so hat man Ursache, gegen jene Erzählung etwas mißtrauisch zu seyn. Aber Luxus und Sittenverderb, miß gehen nur stufenweise; und wenn wir auch dem Verf. zugeben, daß beide schon früher in Rom angefangen haben, so bleibt es doch gewiß, daß sie erst durch die Bekanntschaft mit Asien ihren Gipfel erreichten. Ueberhaupt ist in dieser Untersuchung, so wie in den über den Einfluß auf die Religion und die Litteratur, mehr angedeutet, als ausgeführt. Cap. XVIII. *Op-pressioni de' popoli Italici. Preparativi e convenzioni di una lega. Guerra sociale. Avvenimenti per i quali tutta l'Italia si acquistò la cittadinanza Romana.* Mit Uebergang der

auswärtigen Kriege bleibt der Verfasser: seitem: Plane getreu, nur auf Italien zu sehen; um die verderblichen Folgen; welche die Römische Herrschaft für dieß, ehemahls so blühende, Land hatte; darzulegen. Der Bundesgenoffenkrieg war für ihn ein um so wichtigerer Gegenstand; da er zugleich das Ziel seiner Laufbahn ist. Bey den so höchst dürftigen Nachrichten über die Geschichte desselben hat er, besonders für die eigentliche Kriegsgeschichte, geleistet, was er konnte. Das Dunkel welches auf dem Ausgange und den nächsten Folgen desselben ruhet, wird sich wohl niemahls gänzlich aufklären lassen. Cap. XIX: *Consequenza della guerra Sociale e della civiltà. Fatti e saggio di governo de' popoli alpini: sotto il governo di Augusto. Conclusioni a fine della prima parte.* Allgemeine Ansicht der Folgen des Bürgerkriegs für Italien; besonders durch die veränderte Beschaffenheit der Armeen; die Proscriptionen und militärischen Colonien; bis zu der Uebersiedlung der Alpenländer unter August.

Die bisherige Uebersicht des Inhalts wird das gleich zu Anfange gefällte Urtheil über das gegenwärtige Werk bestätigen. Als Ganzes bleibt ihm das Verdienst, die Geschichte des alten Italias von einer eigenthümlichen Seite aufzufassen und darzustellen zu haben; indem der Verf. in der Römischen Periode nicht sowohl die Geschichte der Sieger, als die der Besiegten, verfolgte. Im Einzelnen erkennen wir den Fleiß des Verfassers in Benützung der oft dürftigen Hülfsmittel, welche die Geschichtschreiber uns darbieten; wir vermessen aber die Tiefe der Critik, welche hier nicht selten das Hauptverdienst gewesen sehn würde. Seiner Schreibart und dem Ton der Erzählung geben wir gern unsern Beyfall.

Das Werk wird von einem Atlas in Folio begleitet: *Antichi Monumenti per servire all' opera intitolata L'Italia avanti il dominio dei Romani*, der 60 Blätter enthält. Die meisten derselben sind sehr schön, indem sie bisher unbekannte Denkmäler darstellen, die sich sämmtlich auf die Geschichte beziehen. Nr. I--VI. enthalten die topographischen Pläne von den Städten Volterra, Populonia, Roselle, Cosa, Fiesole, und Cortona und ihre Umgebungen; an Ort und Stelle gemessen und aufgenommen. VII. VIII. IX. enthalten die Denkmäler von Volterra, das alte Etruskische Thor, und die Mauern: diese für die Etruskische Baukunst so wichtigen Denkmäler. X. XI. XII. Die Mauern von Populonia, Fiesole und Todi. XIII. Ueberbleibsel eines Römischen Gebäudes zu Todi. XIV. Zwei Reliefs, Krieger, und alt-Etruskische Inschrift, und eine kleine Bronze. XV. Gleichfalls eine kleine Bronze, eine weibliche Figur. XVI--XVIII. Altäre, mit Reliefs. XIX. Eine steinerne Urne, mit der Vorstellung eines Sühnopfers. XX. Bruchstücke von Reliefs; unter andern eines, der in Terra Cotta zu Velletri im Borgianischen Museo. (Diese Bolsaschen Reliefs wurden auf Veranstaltung des verewigten Borgia schon in einem eigenen Werke bekannt gemacht.) XXI--XXIV. Urnen mit Meerergöttheiten. Sie endigen unten in Schlangengestalt, und erinnern an die Scylla. XXV. Urne, mit der Aurora, die auf einem Bierspann sich aus dem Meere erhebt. XXVI. Urne, mit einer weißen verhüllten Figur zu Pferde; vor dieser eine alte Figur, die es führt, mit einem Hammer in der Hand; hinten eine jugendliche Figur. In der Erklärung heißt es: *anima d'un trapol*;

fato guidata dal Genio bono e dal Genio malo. (Man sehe unten Nr. LII.). XXVII. XXVIII. Urnen, mit Wagen und Vierspann. XXIX—XLIX. Alabafterne Urnen, mit Reliefs aus der Griechischen Mythologie, der Geschichte des Capareus, Oedipus, Orestes und anderer entlehnt; einige mit den beigefügten Nahmen. Hier bleibt den Erklärern noch ein sehr weites Feld offen! Die mit der Geschichte des Orestes XLVII. und XLVIII. haben besonders unsere Aufmerksamkeit erregt. Sie verdienen eine genauere Vergleichung mit dem großen Sarcophag im Museo Pio-Elementino, dessen Abbildung in der Bibliothek der alten Litteratur und Kunst St. III. gegeben ist. L. Ein Pflüger aus Bronze, mit dem Etruskischen Pflug. LI. LII. Die Gräber der alten Stadt Tarquinia (gewöhnlich Grotte Cornetahe genannt). Nur zwey hat der Verfasser auf Tab. LI. abgebildet; aber die dortigen Felsen von Luffstein sind alle voll von Grotten; wo man alt-Etruskische Malereien, Sculpturen, Inschriften, gemahlte Vasen, in Menge finden konnte. Also auch hier, wie in Aegypten, ließe sich ein altes Volk in seinen Gräbern studiren! Auf der Tafel LII. sind ein paar Vorstellungen abgebildet, welche sehr merkwürdig sind. Der Abgeschiedene wird auf einem Wagen in die Unterwelt geführt. Die guten und bösen Genien (beide geflügelt) führen ihn. Die guten Genien haben einen kleinen Stab; die bösen (ganz schwarz abgebildet) einen Hammer, womit sie die unreinen Seelen schlagen. Beide tragen Halbstiefeln als Fußbekleidung, gerade wie auf dem erwähnten Pio-Elementinischen Relief die Furien. — Sollten denn diese Alterthümer innerhalb Italien

ununtersucht bleiben? LIII. Reichenspiele. Man unterscheidet bey diesen Maltereyen vier Farben: Roth, Grün, Blau und Schwarz. (Fast wie bey den Aegyptern.) LIV—LX. Gemmen, Idole, und Münzen.

Leipzig.

Ben Gerh. Fleischer, dem jüngern: Griechische Grammatik des gemeinen und Homerischen Dialects, zum Gebrauche für Schulen, von Dr. Friedrich Thiersch, Professor der alten Literatur am königl. Lyceum, und Vorsteher des philologischen Seminars zu München. XV und 333 Seiten in Octav. 1812.

Eben daselbst.

Griechische Grammatik des gemeinen Dialects, zum Gebrauche für Anfänger, von Dr. Friedrich Thiersch, Professor der alten Literatur u. s. f. IV und 144 S. in Octav. 1812.

Aus Baiern zwey solche Grammatiken der Griechischen Sprache zu erhalten, ist für uns und jeden Freund der Wahrheit und Aufklärung die erfreulichste Wahrnehmung. Denn da es jetzt unter uns wohl keinen einsichtsvollen und denkenden Freund der Cultur und Kenner der zweckmäßigsten Art der Geistesbildung mehr gibt, der nicht den ausnehmend hohen Werth der alten classischen, besonders Griechischen, Literatur, wie in anderer Hinsicht, so besonders in Betreff der gelehrten Jugendbildung, einseht: so ist es für uns ein Gegenstand der lebhaftesten und herzlichsten Freude, zu sehen, daß die hoch erleuchtete Baiersche Regierung theils diese Studien ebenfalls begünstigt, und in ihren Bildungsanstalten

mit Liebe und Eifer vorwalten läßt, um eine so kräftige und geistreiche Nation, die so lange zu ihrem Nachtheile vom nährenden Genuße der herrlichsten Geisteserzeugnisse der Hellen abgewandt war, dahin zurück zu führen, theils daß sie dazu Männer wählt, welche so ausgezeichnet im Stande sind, Lust und Liebe zu diesen Kenntnissen einzuschöpfen, worin sie selbst Meister sind. Auch verdienen diese Studien eine solche Begünstigung und Unterstützung. Gerade sie sind es ja, welche recht gelehrt und geübt, das Nachdenken; die Phantasie und die übrigen Vermögen des Geistes auf das harmonischste, lebhafteste und vielseitigste wecken, und aufs zweckmäßigste richten und bilden; sie schärfen nicht allein den Verstand, und führen ihn nicht allein zum Scharfsinn und zur Ordnung im Denken, worin sie mit der Mathematik auf gleicher Linie stehen; sondern sie thun noch mehr, indem sie den Geist früh in die Welt- und Menschenkunde einleiten, und ihm die Gelegenheit darbieten, das Beste, Edelste und Schönste dessen, was die größten Genies empfunden, gedacht und gethan haben, unter den geistreichsten und schönsten Formen der wundervollen Sprache anzuschauen, und sich anzueignen. Es gibt keinen andern Bildungstoff, der alle diese Vortheile und Vorzüge zusammen in sich vereinigte. Um jede Bedenklichkeit, jeden Zweifel, die etwa noch gegen diese Behauptung sich regen möchten, zu beseitigen, braucht man nur auf die Erfahrung und Litterärsgeschichte sich zu berufen. Wie wir diesen Studien unsern Lessing, Winkelmann, Wieland, Herder, Boß, Heyne u. A., kurz die Heroen alles nützlichen und rühmlichen Lichts der neuern Zeit verdanken, so belehrt uns darüber

die unbefangene Vergleichung des Zustandes der Aufklärung in den Ländern, wo diese Studien gepflegt, und wo sie vernachlässigt werden. Ja, es läßt sich nachweisen, daß die achtungswürdigen Männer, die in ihren spätern Jahren nur die Kenntnisse und Studien, welche sofort klingenden Nutzen bringen, ihrer Schätzung auch für den Jugendunterricht werth halten und erklären, gleichwohl die Geistesbildung, wodurch sie sich auszeichnen und nützen, in ihrer Jugend größten Theils wenigstens aus diesen Studien der Humanität gewonnen haben. Es versteht sich übrigens, daß wir die andern Gegenstände der Jugendbildung hiermit herabzusetzen keineswegs gewillt sind: nur den so genannten Humaniores vindiciren wir den Vorzug, und wir erkennen sehr dankbar die Verdienste der Gelehrten an, welche kraftvoll und mit geistreichem Streben zur Eb- nung und Erleichterung der schwierigen Bahn beizutragen nicht ermüden. Mit Recht nennen wir daher unter diesen Beförderern der Studien dieser Art den Hrn. Prof. Thiersch in München, unsern vormahligen gelehrten Mitbürger, der den aufgeklärten und wohlwollenden Wünschen seiner weisen Vorgesetzten so genügend entgegen kommt. Beide Grammatiken zeugen hiervon. Wie man den denkenden Geist in denselben wahrnimmt, der seine und fremde Erfahrungen und Beobachtungen als Sprachforscher und Jugendlehrer richtig würdigt und benutzt, so finden wir in beiden Werken eine Vereinfachung und Deutlichkeit ohne Dunkelheit, eine Bestimmtheit ohne Arroganz, und eine Darstellungsgabe, die fast nichts zu wünschen übrig läßt. Gründlichkeit und Eleganz, so weit diese Art des Vortrags der letztern em-

pfänglich ist, spricht uns überall freundlich an. Die weitläufigere Grammatik, die der Verfasser dem liebenswürdigen Freyherrn Andreas v. Baranoff, unserm ehemahligen gelehrten Mitbürger, als ein Denkmahl der Freundschaft zugeeignet hat, verbreitet sich hauptsächlich über den gemeinen und Homerischen Dialect, ohne jedoch die übrigen Dialecte zu vernachlässigen. Die Darstellung des Homerischen Dialects ist sehr gelungen. Die herrlichen Schätze, die in der Heynischen Ausgabe der Ilias enthalten sind, findet man hier benutzt, aber der eigne Fleiß und denkende Geist zeigt sich dabey überall. Noch mehr Sicherheit und Vollendung wird der fortgesetzte Eifer, wozu wir den Verfasser angelegentlich aufmuntern, unstreitig den Forschungen, wie über die Formenbildung, so besonders über die Syntax, gewähren. Das in der Lehre von der Syntax etwa Befremdende hat der Verfasser angefangen, in den Actis philologorum Monacensium zu erläutern und zu schützen. Ein sehr wohlgerathener Auszug ist die kleine Grammatik; sie ist kurz, einfach und deutlich. Wir wünschen beide Werke in den Händen der Jugend, die Griechisch lernt. Die große Correctheit verdankt der Leser der lobenswürdigen Sorgfalt des Hrn. Prof. Schäfer in Leipzig, dessen geistreichen Bemühungen in dem Fache der Alterthumswissenschaft wir schon so Vieles zu verdanken haben.

Gotha.

Bei Ettinger: *Titi Livii Operum omnium*
Volumen VI. Recensuit et observationibus in-
struxit *Frid. Guil. Doering.* Octav. 1813.

Dieser Band enthält das 36., 37., 38., 39., 40. Buch, so daß das ganze Werk mit dem nächsten Bande vollendet seyn wird. Die Zwecke, welche der Hr. Kirchenrath Döring sich bey dieser, vorzüglich zum Schulgebrauch bestimmten, Ausgabe vorgesetzt hatte, finden wir, wie in den vorigen Bänden, so auch in diesem, erreicht. Wir können sie als bekannt voraussetzen. Sechs Stellen hat er selbst als von ihm kritisch beleuchtet und emendirt angegeben, die wir mit einigen Bemerkungen ausheben wollen. B. 38, 21. S. 257 ist ihm das *fusa* bey *corpora* verdächtig, für fett, groß, und er verbessert *affusa* aus dem Plinius. Besser ward es für *mollia, quasi liquefacta, ut funditur aes etc.* genommen. Dem Recensenten ist die Bedeutung breit, groß, nicht aufgefallen, da sich der Begriff der Größe und Fülle im Verbo ausdrückt, und sich in der tropischen Bedeutung nicht verläugnet, vergl. Gronov. diatribe in Stat. To. I. p. 361 sq. ed. Hand. — 40, 5. S. 463 haben unsere Ausgaben *spretionem*, ein Wort, das sonst nicht vorkommt, aber ganz analogisch gebildet ist. Doch haben die meisten und besten Codd Mss. bey Drakenborch *spem*, was hieher nicht paßt. Sigonius schlug *speciem*, Gronov *contentionem* oder *mentionem*, vor: Hr. Döring *statum* oder *irritionem*. Wir halten es mit der Vulgata. — 40, 10. init. *discerne* — *caput* halten wir für verdorben und lacunös; wo also die Critik schweigen muß. Doch verdient die Bemerkung des Hrn. Kirchenraths D. über *dispicere*, daß man nicht *dispicere aliquem* finde, sondern nur *aliquid*, Aufmerksamkeit. — 40, 12. S. 481 kommt in des Macedonischen Prinzen Demetrius Verthei-

digungsrede vor: nisi T. Quinctium credis, cuius virtute et consiliis me nunc arguis regi etc. Hier stieß sich Crevier an *virtute*, und emendirte *auctoritate*. des folgenden auctorem uneingedenk. Der Hr. Kirchenrath D. schlägt *nulu* vor. Wenn man bedenkt, daß der Prinz in seiner Person spricht, so ist es sehr unrühmlich für Perseus, daß er behauptet, der tugendhafte und kluge Titus Quinctius verführe den Prinzen Demetrius. Wir finden also die Verbesserung unnöthig. — 40, 15. S. 487 sagt derselbe Prinz: Die Beschuldigung, daß ich nach deinem Reiche, als der jüngere deiner Söhne, strebe, würde mich deiner Liebe und aller Gunst unwürdig machen. Ich dürfte und darf sie mir nicht zuziehen. Denn ich könnte nur durch meine Vergehungen in dieselbe gerathen, nicht dadurch, daß ich mit Bescheidenheit dem ältern Bruder Perseus nachgebe. Das letzte *non* vor *modestia* lassen die Handschriften alle weg; aber auch wenn es bleibt, ist derselbe Sinn, und das doppelte *non* steht dann für *nec* — *nec*. Wir sind also in so fern auf des Hrn. Kirchenraths D. Seite, wenn er das letzte *non* tilgt, finden aber *utendo* nach *modestia* überflüssig. — 40, 53 init. Statt *vallesque saltus* schlägt Hr. Kirchenrath Döring *vastosque saltus* recht passend vor. — Wir wünschen dem verdienstvollen und gelehrten Schulmanne anhaltende Gesundheit, um dieß nützliche Werk zu vollenden, der classischen Litteratur wirksame Dienste zu leisten, und, wie bisher, seinen Wirkungskreis mit Thätigkeit noch lange auszufüllen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 14. Junius 1813.

Mailand.

Dalla reale stamperia: Effemeridi astronomiche di Milano per l'anno bisestile 1812 calcolate da *Francesco Carlini e Carlo Brioschi*, Con appendice. 1811. Der Kalender 124 S. die Zusätze eben so viel, in klein Quart.

Eben daselbst. Effemeridi astronomiche di Milano per l'anno 1813 u. f. f. 1812. Der Kalender 95 S., die Zusätze 136 S. in kl. Quart.

Wenig bekannt sind bey uns die Mailänder astronomischen Ephemeriden, obgleich dieselben sowohl durch ihre musterhafte Einrichtung, als durch ihre gehaltreichen Zusätze allen ähnlichen, gegenwärtig erscheinenden, Werken den Rang streitig machen. Schade nur, daß sie immer nur kurze Zeit vor Anfang des Jahres, für welches sie bestimmt sind, erscheinen, und daher bey uns gewöhnlich erst im Laufe desselben anlangen. Möchten doch in dieser Hinsicht sich die Herausgeber Hrn. Bode

zum Muster nehmen, welcher seine Jahrbücher immer mehr als zwey Jahre vorher erscheinen läßt!

Die Einrichtung des Kalenders ist folgende. Daraus geschickt sind, außer dem Schlüssel der Abbraviaturen und einigen Notizen, die sich auf die Zeitrechnung und Kirchenfeste beziehen, eine allgemeine Anzeige der Finsternisse, die scheinbare Schiefe der Ekliptik, und die Mutation der Aequinoctial-Puncte in der Länge, beide mit Inbegriff der Solar-Mutation. Dann folgen die einzelnen Monathe, jedem sind 6 Seiten gewidmet. Die erste Seite liefert die Mondsphasen, die Zusammenkunft des Mondes mit Fixsternen, wirkliche Bedeckungen derselben vom Monde, nahe Zusammenkünfte der Planeten mit Fixsternen, und sonst merkwürdige Momente im Planeten- und Sonnenlauf; endlich die Finsternisse der Jupiterstrabanten in mittlerer Zeit. Die zweyte Seite zeigt den Abstand der Tage vom Anfang des Jahres, und die Wochentage, mittlere und Sternzeit im wahren Mittage, Sternzeit im mittlern Mittage, Aufgang und Untergang der Sonne. Die dritte Seite enthält die Länge der Sonne, auf Zehntel von Secunden mit größter Sorgfalt berechnet, die gerade Aufsteigung der Sonne in Bogen, ihre Declination, und den Logarithmen ihres Abstandes von der Erde mit sechs Decimalen, letztern für alle einzelne Tage, welches ein sehr großer, diesen Ephemeriden eigenthümlicher, Vorzug ist. Die vierte und fünfte Seite ist dem Monde gewidmet, und liefert Länge, Breite, Horizontal-Parallaxe und Durchmesser desselben sowohl für Mittag als für Mitternacht, die Culminationszeit, Aufgang und Untergang (nur in Zeitminuten), und die De-

elination für den Durchgang durch den Meridian in Bogenminuten. Auf der sechsten Seite endlich sind für die einzelnen Tage des Monats die Configurationen der Jupiterstrabanten abgebildet. Dann folgen Halbmesser der Sonne, Culminationsdauer derselben und Länge des Mondsknoten von 6 zu 6 Tagen durch das ganze Jahr fortlaufend, und hierauf die Bewegungen der einzelnen zehn Planeten: daß letztere nicht stückweise nach den einzelnen Monaten, sondern in Einer Uebersicht für das ganze Jahr zusammengestellt sind, finden wir sehr zweckmäßig. Mercur, Venus, Mars, füllen jeder zwey Seiten, da die Angaben für dieselben von 6 zu 6 Tagen durch das ganze Jahr fortlaufen; Ceres, Pallas, Juno, Vesta, Jupiter, Saturn und Uranus nur halb so viel, indem die Derter der vier erstern nur für die Zeit ihrer Sichtbarkeit, die der letztern nur von 12 zu 12 Tagen angelegt sind. Bey jedem einzelnen Planeten wird (auf Minuten) angegeben Länge, Breite, gerade Aufsteigung (in Zeitminuten), Declination, Aufgang, Culmination und Untergang. Dürften wir uns hierbey noch einen Wunsch erlauben, so wäre es, daß die geraden Aufsteigungen bis auf Bogenminuten genau angelegt seyn möchten (welches besonders bey den neuen Planeten von Wichtigkeit ist), und daß außerdem den Abständen der Planeten von der Erde eine eigne Columne gewidmet wäre, die besonders für die Berechnung der Aberration, so wie für die Parallaxe, scheinbaren Durchmesser und andere Zwecke nützlich seyn würden, und wofür, um Raum zu gewinnen, der Aufgang und der Untergang der Planeten, je nachdem sie in den Abend- oder Frühstunden culminiren, wegfallen könnte, so wie die Columne für

die Länge etwas schmaler ausfallen würde, wenn diese nicht in Zeichen, Graden und Minuten, sondern nur in Graden und Minuten abgedruckt wäre. Noch bemerken wir, daß die geraden Aufsteigungen der Pallas im Jahre 1813, so wie die davon abhängenden Culminations-Zeiten, durch einen Rechnungsfehler alle falsch sind, und daß für jene die Complementary zu 42 Stunden genommen werden müssen. — Zuletzt sind noch die Bedeckungen der Fixsterne nach den Rechnungen der Florenzer Astronomen mitgetheilt, eben so, wie sie alljährlich auch in der Monathl. Correspondenz abgedruckt werden. Außer diesen stehenden Artikeln sind, in dem Jahrgange für 1812, dem Kalender noch beygefügt: Ein Verzeichniß aller in Mailand sichtbaren Sterne über der fünften Größe, nach Piazzini auf 1810 reducirt (zusammen 596), und die Gauß'schen Tafeln für Aberration und Nutation, nebst einer kleinen Tafel für die Solar-Nutation.

Unter den Zusätzen zum Jahrgange 1812 nehmen die Beobachtungen von Zenith-Distanzen der Sonne und Fixsterne im Meridian, mit einem neuen Wiederholungskreise, von Barnabas Oriani, den ersten Platz ein. Voraus geschickt ist eine lehrreiche Beschreibung des unvergleichlichen Instruments, eines dreifußigen Reichenbach'schen Kreises mit stehender Säule (Preis 3000 Gulden). Die zweyjährigen, mit diesem Instrumente angestellten und in den beiden Jahrgängen 1812 und 1813 abgedruckten, Beobachtungen enthalten für die Stern-Declinationen, für die Theorie der Bewegung der Sonne, und für die Theorie der astronomischen Strahlenbrechung, einen Schatz von Erfahrungen, den wir bald ganz so, wie er es ver-

dient, benutzt wünschen. — Beobachtungen zur Bestimmung der Solstitien und der Schiefe der Ekliptik in den Jahren 1810 und 1811, von Angelo Cefaris. Während Oriani das Winter-Solstitium von 1810, und das Sommer-Solstitium von 1811, mit dem dreifußigen Reichenbachschen Kreise beobachtete, bediente sich Cefaris zu demselben Zwecke des achtfußigen Mauerquadranten. So wie die beiderseitigen Resultate hier mitgetheilt sind, stimmen sie innerhalb einiger Zehntel der Secunde überein; wir hätten nur dabey eine Erklärung darüber gewünscht, auf welchem Wege der Collimations-Fehler des Quadranten ausgemittelt worden ist, welchen Cefaris in beiden Solstitien $\approx 1''5$ annimmt. Auch deuten diese Beobachtungen auf keine Verschiedenheit der Schiefe in dem Winter- und Sommer-Solstitium hin, welche einige Astronomen gefunden haben wollen, da die von Cefaris unter Voraussetzung von einerley Schiefe abgeleitete Polhöhe $45^{\circ} 28' 0'' 20$ sehr nahe mit der auf anderem Wege gefundenen übereinstimmt. — Ueber den Grad der Convergenz der verschiedenen Reihen, welche die Ungleichheiten der Mondslänge darstellen, von Franz Carlini. Ein ungemein schätzbarer Aufsatz! Es werden hier drey Ausdrücke für die Mondsun- gleichheiten zusammengestellt; der erste nach Tobias Mayer's Form, woynach die Bürgsch'schen Tafeln berechnet sind; der zweyte, aus dem ersten von Laplace abgeleitet, in der Form, wie Laplace's Theorie diese Ungleichheiten gegeben hat, d. i. als Functionen der wahren Mondslänge; der dritte, von Carlini aus dem ersten berechnet, in der Form, in welche schon Lambert und Schulze die

Mayerschen und Masonschen Gleichungen gebracht hatten, d. i. bloß als Functionen der mittlern Bewegungen. Wir würden diese letztere Form allen andern vorziehen, wenn gleich der Ausdruck etwas langsamer convergirt, als die beiden ersten. Es wäre zu wünschen, daß alle Coefficienten desselben unmittelbar aus einigen Tausend Beobachtungen abgeleitet würden, was freylich nur die Astronomen mit Vortheil ausführen könnten, denen die Vorarbeiten Bürg's oder Burchhardt's dabey zu Gebote ständen: an 100 aus Sternbedeckungen abgeleiteten Mondsortern hat Carlini die Prüfung selbst vorgenommen, und durchaus gute Uebereinstimmung gefunden. Merkwürdig ist die hier von Carlini gefundene Bestätigung einer neuen, schon früher von Burchhardt aufgestellten, aber jetzt nicht in dessen neuen Tafeln aufgenommenen, Gleichung, die sich zuerst in der Gestalt einer Ungleichheit der Excentricität mit einer langen Periode ankündigt. — Ueber den Einfluß der Aenderungen der Temperatur auf die Bewegungen des Pendels, von Carl Brioschi. Eine Untersuchung, die der Verfasser mit einem größern Aufwande von Kunst durchgeführt hat, als sie bedurft hätte. Im Wesentlichen besteht das Resultat doch nur darin, daß in einem gewissen Zeit-Intervall ein Pendel, dessen Länge bey veränderlicher Temperatur eine veränderliche Länge hat, gerade eben so viele Schwingungen macht, als es mit constanter Länge bey dem mittlern Thermometerstande gemacht haben würde. — Zuletzt noch einige in Mailand und Rom von Carlini und Oriani in den Jahren 1808 und 1810 beobachtete Sternbedeckungen.

Die Zusätze zu dem Jahrgange 1813 fangen an mit der schon oben erwähnten Fortsetzung der mit dem dreifußigen Reichenbachschen Kreise beobachteten Zenith-Distanzen. — Ueber das periodische Schwanken der Gebäude, von Angelo Cesaris. Man weiß längst, wie wenig man sich auf die unverrückte Lage solcher astronomischen Instrumente, die eine feste Aufstellung erfordern, verlassen könne, wenn sie zumahl in beträchtlicher Erhöhung über der Erde mit den Außenmauern des Gebäudes in Verbindung stehen, auf welche Temperatur und Feuchtigkeit ihre unmittelbaren Einwirkungen äußern, und wie wichtig es daher bey Anlegung einer neuen Sternwarte sey, solchen Instrumenten zu ebener Erde eine vollkommen feste, von den äußern Mauern ganz unabhängige, Basis zu geben. Die übrigens mit so vortreflichen Instrumenten ausgerüstete Sternwarte Brera in Mailand hat diesen Vorzug nicht, und die Schwankungen des Gebäudes zeigen sich an dem Mauerquadranten und Passagen-Instrumente sehr bestimmt und stark. Wenn das in einer Entfernung von 3000 Toisen errichtete Meridian-Zeichen von dem Vertical-Faden des Passagen-Instrumentes Morgens vor Sonnen Aufgang berührt wird, so entfernt sich späterhin dieser immer mehr östlich von jenem bis nach Mittag, wo der Abstand an heitern Wintertagen auf 5 bis 6 Secunden, an heitern Sommertagen aber auf 30 Secunden geht. Unter übrigens gleichen Umständen ist die Veränderung bey bedecktem Himmel und sich fast gleich bleibender Temperatur am geringsten oder ganz unmerklich, hingegen am größten bey Sonnenschein und starker Temperatur-Veränderung. —

952 G. g. A. 95. St., den 14. Jun. 1813.

Ueber die Formeln für die Parallaxe und Breite des Mondes, von Franz Carlini: eine Fortsetzung des Auffages im vorhergehenden Bande. Die Formel für die Parallaxe wird auf ähnliche Art, wie die für die Ungleichheiten der Länge, in eine andere verwandelt, die bloß von mittlern Bewegungen abhängt; einen ähnlichen Ausdruck hat Carlini für den Logarithmen der Parallaxe entwickelt. Hingegen hat er den Ausdruck der Breite nicht auch auf dieselbe Art umgeformt, weil diese gar zu ungeschmeidig und langsam convergirend ausgefallen seyn würde, und Carlini begnügt sich damit, ein sehr einfaches Verfahren anzugeben, wie Tafeln bequem für die Laplace'sche Form (in Functionen der wahren Länge) eingerichtet werden können. Aus mehreren Gründen hätten wir doch gewünscht, daß Carlini auch bey diesem Element, nur mit Ausschluß der beiden ersten Glieder $18540''25 \sin \delta + 12''56 \sin 3 \delta$, jene Verwandlung vorgenommen hätte; jene Unbequemlichkeit wäre alsdann weggefallen, und die Analogie zwischen den Formeln für die Ungleichheiten des Mondes und denen für die Ungleichheiten der Planeten wäre dadurch vollständig geworden. Inzwischen kann diese Verwandlung leicht nachgehohlet werden. — Opposition des Saturn im Jahre 1811, beobachtet von Carl Brioschi. — Auszug aus den meteorologischen Beobachtungen auf der Mailänder Sternwarte im J. 1809, von Angelo Cesaris.

—

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**
— unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 17. Junius 1813.

Paris.

Ben Renouard 1812: Essai sur l'histoire du Parchemin et du Velin. Par Gabriel Peignot (vermuthlich auch jetzt noch Bibliothekar des Oberger Saone-Departements). 112 S. in groß Octav.

Hr. P. zu Besoul und sein auch als Autor nicht unrühmlich bekannter Verleger zu Paris gehören unter die äußerst kleine Zahl Französischer Schriftsteller, die nicht müde werden, im Felde der Bücherkunde, und was dahin einschlägt, sich umzusehen, und Beweise ihrer Emsigkeit von Zeit zu Zeit vorzulegen. Einen solchen Beitrag aus der Feder des letztern haben unsere Blätter erst im Februar-Monath d. J. anzudeuten gehabt; mehrere aus der des Hrn. P. die frühern Jahrgänge. Schon seit langer Zeit beschäftigte sich dieser mit der Geschichte auch des Materials, worauf geschrieben und gedruckt wird, als er erfuhr, daß Hr. Van-Praet, einer der Conservatoren des kaiserl. Bücherschatzes zu Paris, an raisonnirenden Verzeichnissen aller auf Pergamen gedruckten Werke

H (5)

arbeite; und da von der Umsicht eines mit solchen Hülfsmitteln umgebenen Litterators sich allerdings etwas Erschöpfendes, und also ganz Vorzügliches, erwarten ließ, nahm er mit Recht Anstand, seine eignen Nachforschungen hierüber fortzusetzen. Mehr indeß, als ein halbes Jahrhundert ist seitdem vorgefloßen, und noch immer steht man dem Werke des Pariser Gelehrten, das überdieß sehr bänderreich ausfallen dürfte, vergeblich entgegen. Was Hr. P. über den Druck auf gröberes oder feineres Pergamen (parchemin ou velin) zusammentrug, würde zwey Octav-Bände füllen; in Hinsicht aber auf die Verzeichnisse des davon noch wirklich Vorhandenen, jedoch überall zerstreueten, an Vollständigkeit der Van-Praetschen Arbeit ohne Zweifel weit nachstehen. Bis also diese erscheint, ließ er, um doch nicht ganz vergeblich sich bemüht zu haben, es vor der Hand bey dem Vorschmacke bewenden, den er in vorliegendem Essai uns mittheilt. Wie natürlich, enthält solcher nur das Allgemeinere und die unentbehrlichsten Belege; wie denn auch von den mancherley Zubereitungen des rohen Materials nur nebenbey gesprochen, doch aber die dem größern Werke bestimmte Vorrede ganz mitgetheilt wird, weil diese von Plan, Zweck und Erheblichkeit des mühsamen Unternehmens Rechenschaft ablegt.

Daß der in sieben Abschnitte zerfallende Essai es also bloß mit Etymologie der Wörter Parchemin und Velin zu thun habe, dem Anfange der Denukung ihres Materials, dem Gebrauche desselben in frühesten Zeiten und im Mittelalter, seiner Verzierung mittelst Purpur, Gold, Silber u. s. w., versteht sich nunmehr von selbst. Eben so wenig sind die ausgekrakten oder abgeschabten

Membranen (um nämlich etwas Anderes darauf zu schreiben) vergessen worden; die mannigfaltigen Formen und Zuschnitte, worin die Codices und Diplome des Mittelalters erscheinen, so wie der Gebrauch, den man noch heut zu Tage von diesem Material macht. Was nun der Verfasser über alles dieß beybringt, ist zwar nur selten, für uns Deutsche wenigstens, aus noch unbenutzten Quellen geschöpft, hat aber doch das Verdienst, bis an die neuesten Zeiten herabzureichen, bequemen Ueberblick zu verschaffen, und sich angenehm genug lesen zu lassen. Kleine Mißgriffe und Ueber-eilungen, wie bey Compilationen nur allzu gewöhnlich, laufen gleichfalls mit unter: wenn er z. B. Mabillon als Verfasser der *Palaeographia graeca* anführt, oder die Bodlejanische Bibliothek in London sucht; da er anderwärts doch beides ganz richtig anzugeben weiß. Bedenklicher schon ist der Umstand, gleich S. 2 einen Professor Burmann statt des Braunschweiger Arztes J. E. Brückmann als Verfasser der *Historia naturalis lapidis ποδ' Ἀσβέστρον* etc. 1727, Quart, aufgeführt zu finden, mit dessen zu Papier verarbeitetem Material einige Exemplare bekanntlich abgedruckt worden. — Da Hr. P., woran er auch sehr wohl thut, die Synonyme der von ihm behandelten Gegenstände sorgfältig anführt, hätte im Abschnitt *du parchemin raclé*, der überhaupt ziemlich mager gerathen, die doch etwas Bestimmteres zu denken gebende, und in der Büchergeschichte oft genug vorkommende Benennung *Codex rescriptus* und *παλιμψαιστος* doch auch nicht verschwiegen werden sollen. Wie weit es übrigens mit der Verschwendung in Betreff auf Pergamen abgezogener Druckstücke, trotz unserer geldarmen Zeiten, in manchen Län-

dern gediehen sey, erhellet schon aus dem Um-
 stande, daß Hr. Firmin Didot zu Paris seinen
 1801 in drey Großfolio-Bänden auf Pergamen
 gedruckten Racine zwar verfeigern, nicht weniger
 aber als 32 tausend Francs zum niedrigsten Bot
 annehmen will. Eben so der ältere Didot seinen,
 gleichfalls auf Pergamen 1798 in Einem Bande
 erschienenen, Virgil nicht unter 12 tausend Francs;
 wie denn schon der auf bloßem Papier gedruckte
 deren nicht weniger als 800 kostet! Desto er-
 haulicher, was vor Erfindung des Linnenpapiers
 die Pariser Universität für preiswürdige Anstal-
 ten traf, um ihren so zahlreich gewordenen Schü-
 lern das nöthige Pergamen für möglichst wohlfei-
 len Preis zu verschaffen: eine Fürsorge, worin
 sie auch so fest beharrte, daß in Hinsicht auf
 den ganzen Pergamenhandel endlich eine Gerech-
 tigkeit daraus erwuchs, die von der Universität bis
 zum Ausbruche der Alles umstürzenden Revolution
 ununterbrochen behauptet wurde. Mehrere Jahr-
 hunderte hindurch gab die Römische Curie ein eben
 so gutes Beyspiel, indem sie nämlich ihre Bul-
 len — und in welcher Menge wurden solche ehe-
 dem gefertigt! — in überaus kleinem Format er-
 theilte; wie denn Nec. selbst eine dergleichen von
 Gregorius IX. an ein Deutsches Nonnenkloster im
 Jahre 1227 gerichtete, mit dem angehängten Blei-
 stempel und allen übrigen Merkmalen der Echtheit
 versehene, besitzt, die auch nicht mehr als ein mäßi-
 ges Quartblatt beträgt; bald aber besann sich
 solche eines andern, und ließ ihre Pergamen-Lie-
 feranten etwas mehr verdienen, denn schon gegen
 Ende eben dieses Säculi — so oft berühren die
 Extreme einander in allen Zeiten! — gab es lei-
 der Bullen zu bezahlen, die mehrere Ellen lang

und breit waren, ohne deßhalb inhaltsreicher als die frühern, ungleich wohlfeilern, zu seyn. Auch in unsern Tagen öffnen sich, für den Französischen Pergamenthandel wenigstens, sehr günstige Aussichten, weil nicht allein die dasige Reichs-Universität, sondern auch mehr andere Behörden schon, ihre Diplome und Bestallungen auf diesem, dem Zahne der Zeit freylich besser widerstehenden, Material ausfertigen müssen. — Noch gibt es zu bemerken, daß von vorliegendem Essai, der, wie Alles aus Hrn. Renouard's Verlage, ungemein sauber und correct sich gedruckt findet, nicht mehr als 250 Exemplare abgezogen worden; nur wenige daher über den Rhein sich verlieren dürfen.

Breslau.

Von Joh. Fr. Korn: ΜΥΘΟΙ ΑΙΣΩΠΕΙΟΙ, Fabulae Aesopicae e codice Augustano nunc primum editae cum fabulis Babrii choliambicis collectis omnibus et Menandri sententiis singularibus aliquot etiam ineditis. Recensuit et emendavit Jo. Gottlob Schneider, Saxo. 1812. Octavo S. XVI und 224.

Ganz unerwartet, und da wir glaubten, daß der würdige Verfasser mit ganz andern mühevollen Arbeiten beschäftigt sey, werden wir mit dieser Sammlung von Aesopischen Fabeln beschenkt, welche die ruhmvolle, so oft schon in unsern Blättern mit herzlichem Beyfalle gelobte, Thätigkeit und Verdienstlichkeit des Herausgebers bestätigt. Babrius, ein Griechischer Dichter vor Augustus Zeitalter, und andere, die, nach Sokrates Beispiele, die Aesopischen Fabeln in Verse brachten, wurden späterhin von Jünglingen und andern nachgeahmt, und ihre versificirten Fabeln

in Prose dargestellt. Daß dieß der Fall zur Zeit des sinkenden Griechenlands war, bezeugen die Sammlungen der Aesopischen Fabeln, die Accursius, Rob. Stephanus, Neveletus, Rochesfort, Matthäi, Tyrwhitt und Fr. de Furia herausgegeben haben, und die Hr. Schneider nun aus dem Augsbürgischen Coder herausgibt. Die Verfasser aller dieser Fabeln haben, wie die auffallenden Verschiedenheiten beweisen, ganz unabhängig von einander gearbeitet, doch ist Fabrius, wie Bentley und Tyrwhitt gezeigt haben, die Quelle der meisten, wie auch die Fabeln, welche Fr. de Furia zu Florenz aus Handschriften der Vaticanischen Bibliothek, ohne den Fund zu kennen, herausgab, bezeugen: bekanntlich hat sie Hr. Adamant Coray in ihre Metra zurückgebracht, als er neulich alle Aesopische, Griechisch geschriebene, Fabeln sammelte und herausgab. Von ausgezeichnetem Werthe und vorzüglicher, als die übrigen Sammlungen, ist diejenige, welche der Augsbürgische Coder darbietet. Eine vom sel. Joh. Jacob Reiske genommene Abschrift dieses Coder erhielt Hr. Schneider aus dem Nachlasse des sel. G. Ephraim Lessing, der die darin enthaltenen Fabeln mit denen, welche Nevelet und Hudson herausgegeben, verglichen hatte. Eine andere Abschrift, von unserm Hrn. Prof. Benecke gemacht und in der Göttingischen Universitäts-Bibliothek aufbewahrt, hatte schon Hr. Prof. Züsche in Hrn. R. R. Matthäi's Miscellan. philolog. I. p. 9 sq. beschrieben, woraus Hr. Coray die damit getheilten Fabeln seiner Sammlung einverleibt hat. Joh. Michael Heusinger und sein Sohn hatten schon hinreichende Kenntniß von diesem

Eoder, und einige Fabeln daraus bekannt gemacht. 231 Fabeln sind in demselben enthalten, die Hr. Schneider hat abdrucken lassen, mit der Bemerkung bey jeder Fabel, wo sie bey Revelet, Hudson, Syntipas, de Furia und Coran sehe. In den 50 Fabeln des Babrius, um deren metrische Wiederherstellung die Herren Buttmann und Niebuhr große Verdienste haben, ist ein ähnliches Verfahren beobachtet worden. Dazu kommt noch eine Sammlung der Sentenzen des Menander's, ebenfalls aus des sel. Lessing's Nachlasse, als Abschrift des Wolfenbüttelschen Manuscripts aus der Gudenschen Bibliothek: hiermit sind die Sentenzen aus zwey Wiener Handschriften, welche der Secretär der kaiserl. Bibliothek, der gelehrte Hr. V. Kopitar, verglichen hat, vereinigt. Sie sind aus drey Codicibus ausgezogen, nämlich aus zwey Wiener und einem Wolfenbütteler, mit der Bemerkung, wo sie in der Brunckischen Sammlung (*Gnomici poetae graeci*, Argentor. 1784) und in der Aldinischen, welche verschiedene von Brunck ausgelassene Verse hat, befindlich sind. Diese Sammlung von Sentenzen ist ein sehr angenehmes Geschenk. Den Beschluß machen Hrn. Schneiders's critische Bemerkungen über die Fabeln und die Sentenzen.

Göttingen.

Bey Heinrich Dieterich: *Heinrich Kurt Stever's Gedichte*. 1813. VIII und 218 Seiten in groß Octav.

Der Verfasser, ein Mecklenburg-Schweriner, der noch vor kurzem mit rühmlichem Fleiße die

960 G. g. A. 96. St., den 17. Jun. 1813.

Jurisprudenz bey uns studirte, zeigt sich bey seinem ersten Auftritte in der gelehrten Welt als einen warmen Freund der alten classischen Litteratur und Poesie. Diese Erstlinge seiner Muse, die er der Frau Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin in einem sehr gemüthlichen Gedichte gewidmet hat, enthalten, nächst der Vorrede an die Leser, eine metrische Uebersetzung des Euripideischen Trauerspiels Hekabe, der Kouffeau'schen Dichtung Pigmalion, und verschiedene eigne Gedichte. Als Zugaben sind die Anmerkungen zur Hekabe, die Abhandlung über den Plan und die Anlage dieses Trauerspiels, und über die Deutsche Verskunst an seinen Freund F. Claudius, nicht ohne Werth. Da des Verfassers offenes Geständniß und einnehmende Bescheidenheit bey diesen ersten Versuchen den Ernst der Critik zurückhält, so würde es unbillig seyn, einen Maßstab anlegen zu wollen, den die Humanität zurückweiset. Diese ersten Versuche lassen hoffen, daß der Verfasser, wenn ihn nicht eine andere Laufbahn wegrafft, einst viel Gutes leisten werde. Wir erkennen in ihm mit Vergnügen einen dankbaren Schüler der berühmten Pforta, welcher trefflichen Bildungsanstalt er selbst Ehre macht. Mit einem glühenden Eifer für das Schöne, Wahre und Gute verbindet er viele erworbene Kenntniße und ein achtungswerthes Selbstdenken: Eigenschaften, welche diesem Werke zur Empfehlung gereichen. — Den Titel ziert ein von unserm geschickten Hrn. Kiepenhausen sauber gestochenes Bildniß des Euripides.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 19. Junius 1813.

Braunschweig.

Bey Wieweg: Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus und der durch denselben bewirkten Genesung; von dem Augenzeugen dieses Phänomens, dem Baron *Fr. K. von Strombeck*, Prääsidenten, Ritter etc. — Mit einer Vorrede des Hrn. geh. Rathes *Dr. Marcard*. XXXII und 215 Seiten in groß Octav.

Eine Schrift, die überhaupt wegen der vielseitigen Wichtigkeit des Gegenstandes, zumahl aber jetzt, da die Erscheinungen des bisher nur durch ärztliche Einwirkung erregten so genannten animalischen Magnetismus wiederum laut zur Sprache gekommen, große und verdiente Aufmerksamkeit erregen muß. Sie enthält die Krankheits- und Genesungsgeschichte einer Demoiselle, die jetzt in ihrem zwanzigsten Jahre, dem Ansehen nach von starker Constitution, frischer, blühender Farbe, und von sanguinisch-melancholischem Temperament ist. Diese lebt seit fast drey Jahren als Gesellschafterinn und wie Pfliegerochter bey der Frau v. Strombeck, jetzt

B (5)

in Celle, und hat, ehe sie in dieses Haus kam, einige Male, doch nur wenige Tage lang, an heftigen Krämpfen gelitten, die wahrscheinlich, so wie die nachherigen vielartigern Nervenübel, durch unterdrückte Regeln veranlaßt waren. Im Frühjahr 1811 ward sie auf einmahl wieder von den heftigsten convulsiven Krämpfen befallen, die in sehr ungleichen Zwischenzeiten und eben so ungleicher Dauer anhielten, wobey die Kranke oft kaum von mehreren Personen gehalten werden konnte. In der Folge stellten sich kürzere oder längere Ohnmachten ein, während welchen sie ruhig zu schlafen schien. Am Ende dieser Periode der Ohnmachten traten Anfälle von Starrsucht ein, wobey gewöhnlich die Augen mit sehr erweiterten Pupillen starr offen standen, und sich (wie in der Folge angestellte Versuche zeigten) nicht schlossen, wenn man mit dem Finger dagegen fuhr. Weiterhin sprach sie auch in den Ohnmachten, theils wie mit religiöser und dichterischer Begeisterung. Dabey zeigte die Kranke die ganze Zeit über einen entschiedenen Widerwillen gegen Arzneyen, daher auch die ärztliche Hülfe im Sommer 1812 fast bloß auf die Anwendung von Bädern beschränkt werden mußte; wobey sie sich übrigens so wohl befand, daß sie nur selten auf Stunden in den krankhaften Schlaf fiel.

Aber am 4. Januar des jetzigen Jahres traten die merkwürdigen vierzehntägigen Erscheinungen ein, deren Geschichte den Hauptinhalt des ganzen Buchs ausmacht. Sie verfiel nämlich nicht nur wieder in Ohnmachten, Irrededen, Schlaftrunkenheit u. mit abwechselnden gesunden Zwischenräumen, sondern fing nun am 7. an, in einem solchen Schlaf mit verschlossenen Augen ihre bevorstehenden heftigen krampfhaften und convulsiven Zufälle und darauf erfolgende vollkommene Genesung zu prognosti-

ciren, und das, was sie bis dahin gebrauchen müsse, mit einer fast minutiösen und sehr peremptorischen Bestimmtheit zu verordnen; wobei die Kranke an- gab, sie höre eine innere Stimme unter der Brust, die ihr das während dieses ganz eignen wunderbar- süßen Schlafes sage, den sie von der Zeit an, da sie von magnetischem Schlaf gehört hatte, auch eben so nannte. In diesem exaltirten Zustande- errieth sie, meist auf die Secunde, den Gang ver- schiedener Uhren; eben so, aus wie vielen Zeilen das bestand, was im Zimmer aufgeschrieben wor- den; auch Manches, was außer dem Zimmer ge- schah; ertheilte auch andern Personen medicinischen Rath gegen Beschwerden, an welchen sie litten, und dergl. mehr. — Vom 10. Jan. an äußerte sie zu- weilen, daß ihr Berührung mit Metall widrige Em- pfindung verursache; und hingegen vom 13. an bediente sie sich der Schlüssel, Scheren ic., entwe- der um sich damit zu streichen, oder sie in ihr Trink- wasser zu legen. Einmahl hatte sie einen Schlüssel mit dem Griffe zwischen die Zähne gefaßt; erschrak plötzlich; drehte ihn um, und nahm nun den Bart desselben in den Mund. — Vom 11. an war es der Seherinn zuweilen, als wenn ein redender Kör- per, den sie nicht beschreiben konnte, neben ihr stände, welcher ihr es sage, was sie thun solle. — Vom 13. an ward ihre Clairvoyance (ihr inneres Licht) immer schwächer, und am 25. ist endlich, ihrer Versicherung nach, der letzte Schimmer magne- tischer Kraft von ihr gewichen. — Ueberhaupt aber nahmen in jener Zeit der Exaltation die Par- oysmen des Schlafredens, die von Anfang her, ihrer Zeit nach, wann sie eintreten würden, und nach der Dauer aufs bestimmteste angegeben waren, genau 7 Tage ein, in welchen sie sich täglich ein oder zwey Mahl einstellten. Daß die übrige Zeit,

vor und nach diesen Paroxysmen, auch in einem ecstatischen Zustande verlief, ist schon daraus klar, daß die krank Gewesene sich von allen diesen-sämmtlichen 14 Tagen nichts erinnert, sondern mit ihrer Lebensrechnung wieder vor Eintritt jenes Zustandes anfang. Er endigte zur Stunde, wie es viele Mahle vorher angekündigt war, plötzlich, wie er anfangen hatte, und damit war auch jede Spur von Exaltation gänzlich verwischt, aber auch jede vorherige Abweichung von der völligen Gesundheit des Leibes und des Gemüths verschwunden.

Indes war sie jene Tage über zwischen ihren Paroxysmen mitunter spazieren und in Gesellschaft oder ins Concert gegangen, hatte Musikstunde genommen, häusliche Geschäfte verrichtet, ohne, wie gesagt, bey der am 17. erfolgten Krise von allen diesen Handlungen, noch überhaupt von dem, was mit ihr seit dem 4. vorgegangen, die mindeste Erinnerung zu haben, ganz als ob sie diese vierzehn Tage nicht gelebt hätte, oder während der Zeit eine andere Person gewesen wäre. Bloß am dritten Tage nach überstandener Krise hat sie unter Anwendung von Angst bey Leiden ihrer Pflegemutter, ihrer Versicherung nach, wenige Augenblicke lang einige Reminiscenz von dem gehabt, was in jenen Tagen mit ihr vorgegangen; es sey aber dieser Rückblick sogleich verschwunden.

Der Herr Präsident schließt sein Tagebuch den 24. Januar mit den Worten: "Niemand, als wer Julien sonst kannte, und jetzt kennt, kann davon urtheilen, welche unglaubliche Veränderung, seit dem großen Vorgange, in ihrem ganzen Wesen bewirkt ist. Die melancholischen Erinnungen und eigensinnigen Launen sind aus ihrem Wesen verschwunden. Sie ist heiterer als sonst, und preiset

täglich die vierzehn Tage ihres Lebens, durch welche sie einer völligen Gesundheit theilhaftig worden.“

Alles bisher Gesagte hat der Recensent meist wörtlich aus dem Werke selbst, das der königl. Societät der Wissenschaften zugeschrieben ist, ausgehoben. Hauptsächlich aus der Erzählung des Hrn. von Strombeck (S. 1 bis 162), zum Theil aber auch aus der Vorrede des Hrn. geh. Rathes Marcard, und aus den in den Anlagen enthaltenen Bemerkungen und Protocollen sowohl des Hausarztes, Hrn. Hof-Medicus Böler, als zweyer andern Aerzte, eben des Hrn. geh. Rathes M. und des Hrn. Hof-Medicus Schmidt, welche einige der magnetischen Schläfe an den bedeutendsten Tagen beobachtet haben.

So wie der Rec. die äußerst genaue Ausführlichkeit, womit diese Tagesberichte und Protocelle abgefaßt sind, den Verfassern derselben zum großen, wahren Verdienste anrechnet, so sieht er sich aber eben dadurch bey dem beschränkten Raum unserer Blätter genöthigt, eine Menge Umstände zu übergehen; zumahl von solchen, die gerade ihm nach seiner — vielleicht unrichtigen — Ansicht minder wesentlich geschienen haben; als wohin er z. B. sogar die andern Lesern vielleicht wichtiger vorkommenden umständlichen Verordnungen der kranken Seherinn wegen eines zu ihrem Glück erforderlichen Ringes rechnet, der für sie aus reinem Golde, aber nicht in Celle, verfertigt werden müsse. (Woben S. 120 Z. 3 v. u. nach Maroquin die Worte: mit einem eisernen Häkchen, zuzusetzen sind.) Ueberhaupt aber stößt man auf gar manche Nebenumstände, wofür sie nämlich der Rec. ansieht, bey welchen er es an seinen Ort gestellt seyn läßt, ob und wie doch auch wohl

der Wille der Kranken einigen Einfluß darauf gehabt. Wenigstens getrauet er sich nicht, eine bestimmte Grenze zwischen den absolut unwillkürlichen, bewußtlosen, gleichsam instinctmäßigen Handlungen oder Reden derselben, und denen, woben Bewußtseyn und Wille plus minus mit eingewirkt haben können, zu ziehen. Denn daß hin und wieder von solcher Einwirkung wohl die Frage seyn darf, scheint dem Rec. sowohl aus manchen Aeusserungen der Kranken, wie z. B. daß sie zu Zeiten eine gewisse Gewalt über ihren Körper in Hinsicht der Verminderung der Ohnmachten auszuüben vermöge, u. a. m., als aus manchen Erinnerungen des Verfassers zu fließen, der z. B. bey ihr sogar in jenen vierzehn Tagen zuweilen etwas Prahlisches in ihren Bemerkungen, ein Bestreben, mehr zu sagen, als sie wußte und gewisser Maßen groß zu thun, zugibt; daher es um so weniger auffällt, wenn sie sich dann auch in ihren divinatorischen Angaben gar manchmahl irrte. Was hingegen das Wichtigste, Wesentlichste bey diesen von der Natur selbst hervorqebrachten Phänomenen des animalischen Magnetismus betrifft, so hat der Recensent — der zwar, benläufig gesagt, nie Gelegenheit gehabt, eine auch nur durch ärztliche magnetische Manipulation in Somnambulismus oder Clairvoyance versetzte Person zu beobachten, sich aber aus vielseitigem Interesse seit 38 Jahren das bekant zu machen gesucht hat, was über diesen so genannten Magnetismus geschrieben worden (— und wovon die hiesige Bibliothek nicht weniger denn 90 einzelne Schriften besitzt, der ohne Vergleich zahlreichen Abhandlungen und Aufsätze zu geschweigen, die darüber in periodischen Sammlungen ic. erschienen —) gar manche Nervenkrankheit und Heilung derselben beschrieben gefunden, die mit dem vor-

liegenden Falle in der Hauptsache auffallend übereinstimmt; wie, um z. B. nur Eine anzuführen, im Hannoverschen Magazine von 1787 im 64. St. die eines jungen unverheiratheten Frauenzimmers im Bremischen, welche von einem verdienstvollen, aber dem animalischen Magnetismus abgeneigten Arzte, recht in der Absicht bekannt gemacht wurde, um zu beweisen, wie dergleichen Phänomene auch ohne alle ärztliche Magnetisation Statt haben können.

Auch zeigt der Hr. geh. Rath Marcard, der bekanntlich sonst auch das Daseyn und die Realität des so genannten animalischen Magnetismus sehr bezweifelt hatte, in der Vorrede zu dem Werke, das wir vor uns haben, die Wichtigkeit des darin beschriebenen, allein durch die innern Naturkräfte hervorgebrachten, solchen Magnetismus, "der als vollständiges Gegenstück zu den höchsten Wirkungen der künstlichen Magnetisationen, unwidersprechlich darthue, daß der animalische Magnetismus keineswegs ein nur durch die Kunst zu erzwingender, sondern in der menschlichen Natur für sich schon vollkommen gegründeter Zustand sey, der durch die bloßen innern Kräfte sich entwickeln und zu heilsamen Zwecken, wie es scheint, gleich den critischen Krankheitsanstrengungen, und nicht ohne ein solches Ziel, wirksam werden könne. Der vorliegende Fall beweise, daß dasjenige, was eigentlich den magnetischen Zustand hervorbringt, auch ohne alle Magnetisation im Körper vorhanden sey, sogar ohne Magnetisiren darin zur Thätigkeit kommen könne. Daher werde der Magnetisirer wohl nichts weiter thun, als dieses agens in Bewegung bringen, und wahrscheinlich werde noch ein Mittel erfunden werden, dieselbe Wirkung ohne Magnetisiren zu erhalten,

um dadurch der ganzen Sache das Anstößige zu benehmen, was sie für Viele hat.“

Halle.

Bei Hendel: C. F. W. Wallroth's, der Hallischen Naturforschenden Gesellschaft Mitglieds, Geschichte des Obstes der Alten. 1812. Octav S. XVIII und 142. Erster Heft.

Ein achtungswürdiger Versuch, über einen so interessanten Gegenstand Licht zu verbreiten! Selten ist die Verbindung der Philologie mit der Naturwissenschaft, ob sie gleich beide sehr wohl mit einander vereinigt seyn können, wie die bekannten Beyspiele von Saumaise, Schneider u. A. hinlänglich beweisen. Zu dieser Classe von Gelehrten bestrebt sich Hr. Wallroth gerechnet zu werden, und er verdient Beyfall und Aufmunterung, daß er sich um ein Feld verdient macht, das neben unsern Vöttiger und Sicler noch andere geschickte Anbauer fordert und verträgt. Hr. W. hatte diese Schrift für die Hallische Naturforschende Gesellschaft abgefaßt, und fand sich nachher veranlaßt, sie dem größern Publicum mitzutheilen. Er fängt vom Homer an, ohne unsere heilige Schriften zu berühren, und so geht er bis in das zehnte Jahrhundert nach Chr. Geb. fort, wo die Geoponici die letzten Führer und Quellen sind. In diesem ersten Hefte sind die Birnen, Äpfel und Quitten abgehandelt. Fleiß, Kenntniß der Sache und Sprache, Streben nach Vollständigkeit und Genauigkeit, sind in diesem Hefte sehr lobenswürdig, und wir wünschen, daß der Verf. auf diesem Wege fortfahren möge, für die Wissenschaften thätig zu seyn.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.

Den 19. Junius 1813.

Göttingen.

Am 1. März übernahm der Hr. Prof. Simly das Prorektorat für das laufende Sommerhalbjahr; ein Prorektorat, wieder durch das Glück, welches wir während der letzten stürmischen zwanzig Jahre ununterbrochen genossen haben, ausgezeichnet, daß wir bey einer ansehnlichen Frequenz von Studirenden ruhig und ungestört den Wissenschaften leben können. In dem öffentlichen Anschlag, der den Antritt des neuen Prorectors ankündigte, berührte der Verfasser desselben, Hr. Professor Mitscherlich, die Frage, ob auch die Wissenschaften zur Erweckung, Nahrung und Stärkung der Sittlichkeit und Tugend dienen? Man weiß, daß ein solcher moralischer Einfluß von mehreren Wissenschaften, namentlich den theologischen Speculationen, öfters geläugnet worden; die Academie zu Dijon setzte einst einen Preis auf die beste Beantwortung der Frage, ob auch die Wiederherstellung der Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beygetragen habe? welche J. J. Rousseau

C (5)

(1750) verneinend beantwortete, und den Preis erhielt. Die Stoiker, und namentlich Seneca, erklärten alle Wissenschaften, außer der Philosophie, für überflüssig und unnütz, und sprachen ihnen allen Einfluß auf Sittlichkeit und Tugend ab. Wenn auch manche Wissenschaften bloß den Verstand ausbilden und verfeinern, so tragen sie zwar nicht unmittelbar zur Erweckung und Stärkung des moralischen Sinnes bey, aber wer möchte läugnen, daß sie es wenigstens nicht mittelbar vermöchten, da ein aufgeklärter Verstand nicht selten den moralischen Sinn bis zur Erhebung über den gewöhnlichen Menschen steigert. Andern hingegen, wie der Poesie, Beredsamkeit und Geschichte, ist ihr unmittelbarer Einfluß auf die Bildung des Herzens nicht abzusprechen u. s. w. Die Anwendung auf Studierende ergab sich nun von selbst.

Paris.

Bei J. Schöll: Voyage de Humboldt et Bonpland. Premiere Partie. Relation historique. Atlas pittoresque. Auch unter dem speciellen Titel: *Vues des Cordillères et monumens des peuples indigènes de l'Amérique*, par ALEXANDRE DE HUMBOLDT. Livraison III. IV. V. Tab. XXIII — L. Auf Velinpapier. groß Folio. 1812.

Daß dieß Werk wegen seines innern Gehalts, seines großen Umfanges und seiner Pracht in die Classe der bleibenden und ehrenvollen Denkmähler des Deutschen Fleißes gehört, haben wir bereits in der Anzeige der ersten Lieferungen (s. Götting. gel. Anz. J. 1811 St. 156, 157 S. 1553 — 1566) dargethan. Auch diese Fortsetzung entspricht dem Rufe des berühmten Verfassers, so wie die zum

Theil illuminirten Kupfer an Vollkommenheit sich gleich geblieben sind. Man bestaunt in den Landschaften den wunderbaren Kampf zwischen Fruchtbarkeit und Zerstörung in den Americanischen Anden; in den Mexicanischen Gemälden wird man durch die Incinanderwirkung der Begebenheiten und der moralischen Kräfte verschiedener Zeitalter und weit entlegener Völker überrascht; in den Monumenten sieht man die Stufe der Cultur längst erloschener Geschlechter. Von allen diesen Gegenständen werden wir in gedrängter Kürze handeln.

Dritte Lieferung (S. 152—222). Tab. XXIII.
Ein Relief von Basalt, einen Mexicanischen Kalender darstellend. Man fand diesen ungeheuern Stein unter den Fundamenten des Tempels Mexitli in Mexico. Er ist etwas beschädigt, war 4 Metres lang, und eben so breit, und 1 Meter dick. Die astronomischen Kenntnisse der Tolteken und Azteken deuten auf frühe Beobachtungen des Himmels, vorzüglich des Mondes, und es ist zu bedauern, daß die meisten Schriften, welche auf jene Wissenschaft sich bezogen, verloren gegangen sind. Das Basrelief soll die heiligen Tage, und den Tag, wenn die Sonne im Zenith von Mexico steht, anzeigen. Das hürgerliche Jahr der Azteken war ein Sonnenjahr von 365 Tagen; sie hatten achtzehn Monathe, jeden zu 20 Tage gerechnet, nach deren Ablauf sie noch fünf Tage hinzufügten, und das neue Jahr anfangen. Der Tag wurde von Sonnen Aufgang gerechnet, und hatte acht Abtheilungen. Wochen kannten die Mexicaner nicht, aber kleine Zeit-Cylen, unter andern einen von 13 Jahren. Ihr Jahr fing mit dem Winter-Solstiz an. Sehr wichtig sind die Auszüge, die Hr. v. S. aus einem zu Mexico gedruckten Werke

von Gama über den Kalender der Azteken mittheilt. Was die Nahmen und Hieroglyphen der Mexicanischen Monate betrifft, so findet man keine Spuren, daß sie in einem nördlich liegenden Lande entstanden wären. S. 135 von dem Priester- oder Ritual-Kalender. Die Mexicaner hatten Annalen, welche neuntehalb Jahrhunderte vor der Ankunft des Cortez hinaufsteigen, und in welchen die Jahre und Lage, die Wanderungen, Kriege und andere Schicksale der Völker mit Hieroglyphen geschrieben waren. Die Annalen der Azteken heben mit dem Jahr 1091 nach Chr. Geb. an. Von den Zeit-Cylen und dem Zahlensystem S. 140. Die 5 kleinen Monatsperioden werden durch die Hieroglyphen: Kaninchen, Rohr, Stein und Haus bezeichnet. Jeder Tag hatte eine eigne Hieroglyphe. Auffallend ist es, daß im Mexicanischen das Wort *Votan* oder *Wodan* einen gewissen Tag bedeutet, ja daß von einem *Wodan* eben solche Sagen, wie vom *Buddah* der Indier, und dem *Odin* der Nordischen Völker, herrschen. Die alten Asiatischen, und Americanischen Völker haben sehr viel Gemeinschaftliches in der Eintheilung der Zeit, der Bezeichnung eines Tages oder Jahres, nicht durch Ziffern, sondern durch astrologische Figuren. S. 150 Vergleichung Japanischer und Mexicanischer Zeit-Cylen. Der größte Theil der Nahmen, mit denen die Mexicaner die zwanzig Tage ihrer Monate bezeichnen, sind die Zeichen eines uralten Asiatischen Thierkreises. Hr. v. S. verfolgt diese Bemerkung, die ihn zu den scharfsinnigsten Hypothesen führt. Ueber den Thierkreis, mit Rücksicht auf die so viel besprochenen Aegyptischen. Von den Zeichen des Thierkreises. (Es bleibt immer wahrscheinlich, daß die Stern-

bilder Sinnbilder sind, die das Vaterland ihres Erfinders darstellen sollen, und daß das System der Asiatischen Astrologie mit dem der Mexicanischen einen gemeinschaftlichen Ursprung hat.) Von dem Thierkreis des Bianchini. Tab. XXIV. Wohnung der Inca zu Callo im Königreiche Quito. Nachdem Tupac-Yupangui und Huanna-Capac das Königreich Quito erobert hatten, ließen sie nicht nur einen prächtigen Weg über den Rücken der Cordillere anlegen, sondern auch zur Bequemlichkeit der Reisenden viele Gebäude (Jambos) längs des Weges von Cuzco nach Quito auführen. Die Herren v. Humboldt und Bonpland sahen das hier abgebildete Gebäude im J. 1802, und fanden die Vorstellung desselben in Ulloa's Reise untreu. Es ist ein Viereck, an jeder Seite 30 Meter lang. Es hatte vier große Eingänge, und acht Zimmer, von denen drey sich erhalten haben. Die Thüren laufen schräg zu, und gleichen den Aegyptischen. Die Nischen, 18 an der Zahl, sind in jedem Zimmer sehr symmetrisch vertheilt. Die Steine sind Porphyrblöcke, zu Parallelepipedon gehauen, zwar nicht von gleicher Größe, aber genau auf einander gelegt. Zwischen der äußern und innern Steinlage befindet sich eine Schicht von Kieseln und Thon. Wie sehr wäre es zu wünschen, wenn wir von andern alten Gebäuden zu Inga-Pilca am Ufer des großen Sees Titicaca, und von den im *Mercurio Peruano* beschriebenen Monumenten, eben so treue Abbildungen hätten! Tab. XXV. Ansicht des Chimborazo auf der Ebene Tapia. Die Zeichnung ist auf der dürren Ebene Tapia, bey dem Dorfe Lican, wo ehemahls die Regenten von Quito wohnten, entworfen. Hr. v. S. sah den Chimborazo am 24. Junius 1802.

nachdem kurz zuvor ein starker Schnee gefallen war. Es gibt keine Worte für das Große und Schöne dieses Anblicks, man ist sich im Augenblicke selbst kaum bewußt, daß man sieht. Die Masse ist so ungeheuer, daß nur der Theil, den das Auge bey der Schneelinie umfaßt, 7000 Metres in der Breite beträgt. Die äußerst dünnen Luftschichten, durch welche man die Spitzen der Anden erblickt, tragen viel zu dem Glanz des Schnees und der magischen Wirkung seines Widerscheins bey. Unter den Wendezirkeln erscheint der Himmel in einer Höhe von 5000 Metres so dunkelblau, wie der Indig. Die Umrisse der Gebirge sind in dieser reinen, durchsichtigen Atmosphäre aufs schärfste begrenzt, während die untern, auf einer dünnen Ebene schwebenden, Luftschichten den Hintergrund der Landschaft in einen zerrinnenden Nebel hüllen. Die Ebene Tapia liegt in einer Höhe von 3000 Metren; ihre karge Vegetation beschränkt sich auf Schinus molle, Cactus, Agave und Molina. An den Seiten des Berges sieht man die Degradation der Pflanzenwelt, von den undurchdringlichen Palmenwäldern bis zur dünnen Lichenlage, welche an die ewigen Schneefelder stößt. Die holzartigen Gewächse hören bereits in einer Höhe von 3600 Metren auf. So staunenswürdig aber auch die Höhe des Chimborazo seyn mag, so liegt er dennoch 450 Metres niedriger, als der Punct, den Hr. Gay-Lussac in seinem Luftschiffe erreicht hat. Ja, die Einwohner von Quito haben eine Sage, daß die Bergspitze in den östlichen Anden, der Altar genannt, einst eingefürzt, und noch höher als der Chimborazo gewesen sey. Nach Crawford beträgt die höchste Spitze der Cordilleren in Tibet 25000 Englische Fuß, also 7617 Metres

(3909 Toisen); sie überträfe daher den Chimborazo um 1090 Metres. Tab. XXVI. Die Epochen der Natur, nach der Aztekischen Mythologie. Unter allen Analogien, welche man zwischen den Monumenten, Sagen und Sitten der Asiaten und Americaner finden will, ist keine auffallender, als die, welche die Mexicanische Cosmogonie von dem Untergange und der Wiedergeburt des Universums darbietet. Aehnliche Sagen von einem einst glücklichen Zustande, von einer allgemeinen Fluth, von der Errettung weniger Menschen, von vier Weltaltern ic. finden sich in Indien. Das vor uns liegende Blatt ist nach einem Mexicanischen Gemälde (Codex Vaticanus n. 3738) copirt. Für uns wird es, besonders von den ältesten Mexicanischen Mythen, schwer, ja unmöglich seyn, genau das zu unterscheiden, was in ihnen als historisches Factum zum Grunde liegt. War es die Begebenheit der Person eines Stammes, so ward diese Person durch Vergrößerung und Zusätze erhoben, und schon durch die Sage apotheosirt. Andere Figuren scheinen historische Facta von Naturbegebenheiten darzustellen; aber die Unbekanntheit der frühesten Zeit mit den Erscheinungen in der Natur läßt auf nichts anderes schließen, als daß die Erscheinungen selbst weder richtig aufgefaßt, noch richtig durch die Tradition fortgepflanzt worden sind. Tab. XXVII. Hieroglyphische Malereyen, aus einer Borgianischen Handschrift zu Velletri, nebst den Tageszeichen des Mexicanischen Kalenders. In den Hieroglyphenreihen wird das letzte Zeichen der vorhergehenden Reihe am Anfange der folgenden wiederholt: eine Bemerkung, die auch Zoëga bey den Aegyptischen Hieroglyphen gemacht

hat. Tab. XXVIII. Ein Aztekisches Beil. Es ist aus dichtem Feldspath verfertigt und mit Hieroglyphen verziert, und von dem Verf. dem königl. Cabinet zu Berlin geschenkt worden. Tab. XXIX. Ein Aztekisches Idol, gefunden unter dem Pflaster des großen Platzes zu Mexico. Alle Mexicanische Sculpturen und Mahlereyen (mit Ausnahme Pl. XI.) zeigen eine völlige Unbekanntschaft mit den Verhältnissen des menschlichen Körpers; sie sind roh, und incorrect ausgeführt. Auf die Nebendinge verwandten aber die Künstler die größte Aufmerksamkeit, Treue und übertriebene Gewissenhaftigkeit. Hr. v. S. sucht den Gang, den die Kunst genommen hat, durch die grausamen Sitten der Mexicaner, durch ihren blutdürstigen Gottesdienst, die Tyrannen ihrer Prinzen und Priester, und vorzüglich durch ihre seltsame Astrologie, zu erklären. Das Idol ist drey Meßtres hoch und zwey breit, und eine ganz monströse Figur. Das Gesicht gleicht einer Maske, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß es eine ist, weil bey der Krankheit eines Königes die Götzenbilder maskirt wurden. Vielleicht soll es der Kriegesgott seyn. Der Vicekönig von Mexico schenkte es im Jahre 1790 der Universität; da sie aber unter der Leitung der Dominicaner steht, so haben diese es wieder vergraben, um es den Augen der Mexicanischen Jugend zu entziehen. Merkwürdig ist es übrigens, daß die artistischen Versuche der Mexicaner, auf den ersten, niedrigsten Graden der Cultur, viele Ähnlichkeit mit den Kunstwerken der Caraiben haben, unter denen die Figuren-Inschrift an einem Felsen der Riffbay auf der Insel St. Jean besonders merk-

würdig zu seyn scheint (s. West's Beschreibung von St. Croix S. 257, *Essai sur l'histoire naturelle de St. Domingue* p. 365 sq., *Isaac Alves Rebello* On three figures, supposed to be of Indian deities in wood, found in the Island of Jamaica. *Archaeologia* Vol. 14. p. 269, *Thomas Ryder* Account of antiquities from St. Domingo. Eben das. Vol. 13. p. 206). Tab. XXX. **Wasserfall des Rio Vinagre bey dem Vulcan von Purace.** Die Stadt Popayan, Hauptort des Königreichs Neugranada, liegt in dem reizenden Thale von Rio Cauca am Fuße der großen Vulcanen Puracé und Sotara. Wendet man sich von Popayan nach dem Gipfel des Purace, so findet man in einer Höhe von 2650 Metren eine feine Ebene (*Llano del Corazas*), von Indianern bewohnt, und sorgfältig angebaut, die von zwey tiefen Schluchten begrenzt wird, an deren einer das reizende Dorf Purace liegt, und wo man den Fall des Rio Vinagre bewundert. Dieser kleine Fluß, dessen Wasser warm ist und einen säuerlichen Geschmack hat, bildet drey Cascaden, und stürzt sich in eine Schlucht 120 Metres hinab. Die Landschaft ist sehr schön gezeichnet, vorzüglich der Fluß, der aus einer engen Felsenkluft stammend herunter schießt, und sich in der Tiefe in Staub und Schaum weit und breit im Winde herumtreibt. Im Vorgrunde stehen Gruppen von *Pourretia pyramidata*, deren Mark den großen schwarzen Varen in den Anden zur Nahrung dient, in Zeiten der Hungersnoth aber auch von Menschen verzehrt wird. Tab. XXXI. **Briefpost in der Provinz Jaën de Bracamoros.** Um die Verbindung zwischen den Küsten des Südsee und der

Provinz Jaën de Bracamoros schnell zu unterhalten, muß der aus Peru kommende Courier zwey Tage lang schwimmen, und zwar im Flusse Guancabamba oder Chamaya, hierauf im Amazonenstrom, im Pomahuaca, Ingatambo bis Tomependa. Er verwahrt die Briefe in einem Schnupftuch, das er sich um den Kopf bindet, worin er auch sein großes Messer hat, das er nicht sowohl zur Vertheidigung, als vielmehr um sich einen Weg durch die Wildnisse zu bahnen, bey sich führt. Um nicht zu ermüden, nimmt er einen Stamm von Bombax oder Ochroma, der sehr leicht ist, und läßt sich so fortreiben. Mit Provision braucht er sich nicht zu belassen, indem er überall sehr gastsprene Indianer antrifft. Zuweilen nimmt er einen Indianer zur Gesellschaft mit. Glücklicher Weise finden sich in den Flüssen, die er durchschwimmt, keine Crocodile. Auf einem sehr beschwerlichen Wege kehrt er zu Lande zurück.

Vierte Lieferung (S. 223—234). Pl XXXII. Geschichte der Azteken, von der Sündfluth bis zur Gründung der Stadt Mexico, in Hieroglyphen dargestellt. Dieser Kupferstich ist bereits am Ende des 17. Jahrhunderts von Gemelli Carreri ans Licht gestellt. Man hat Zweifel gegen die Echtheit desselben erhoben, so wie überhaupt gegen die ganze Reise des genannten Italiäners: Hr. v. S. beweiset aber mit hinreichenden Gründen, daß der Kupferstich wirklich nach einem Mexicanischen Gemälde gefertigt, vielleicht aber durch die Hand eines Europäischen Künstlers verschönert worden ist. Es gilt von diesem Blatte, was wir von Tab. XXVI. gesagt haben. Es ist ein Inbegriff der alten Volks- und

Stammsagen, ausgedrückt in rohen Bildern, und von der Seite merkwürdig, als Ueberbleibsel der ältesten Vorstellungsarten und Ausdrücke der Azteken. Pl. XXXIII. Eine Brücke von geflochtenen Seilen in der Nähe von Pénipe. Der kleine Fluß Chambo, der aus dem See Colen entspringt, trennt das schöne Dorf Guanando von Penipe. Ueber diesen Fluß hat man eine Brücke (Puente de maroma oder hamaca) gezogen, die aus geflochtenen Seilen, 3 bis 4 Daumen dick, besteht, welche aus den Fasern der Agave Americana verfertigt, und an beiden Ufern an Stämmen von Schinus molle befestigt sind. Sie ist 120 Fuß lang, und 7 Fuß breit. Wenn man schnell läuft und den Körper vorwärts biegt, so leidet man keine Gefahr; hält man sich aber auf, besonders in der Mitte, so können die Schwingungen gefährlich werden. Brücken dieser Art dauern 20 bis 25 Jahre. Die größte Seilbrücke, über welche belastete Maulthiere gehen können, befindet sich zwischen Quito und Lima. Tab. XXXIV. *Cofre de Perote*. So nennt man ein Gebirge von basaltartigem Porphyr, das nicht sowohl wegen seiner Höhe, als vielmehr wegen der seltsamen Form eines Felsenstückes auf dem Gipfel, das einem Thurm ähnlich ist, Aufmerksamkeit verdient. Tab. XXXV. Das Gebirge *Ilinissa*. Unter den Gebirgen, welche die Stadt Quito umringen, zeichnet sich der *Ilinissa* durch Höhe und Majestät aus. Sein Gipfel theilt sich in zwey Spitzen, vielleicht die Trümmer eines eingestürzten Vulcans. Seine Höhe beträgt 2717 Toissen, und man kann ihn in einer großen Entfernung auf der Ebene *de las Esmeraldas* sehen. Tab.

XXXVI. Bruchstücke Aztekischer Malereyen in Hieroglyphen, aus der Königl. Bibliothek zu Berlin. Ihr Inhalt ist nicht leicht zu entziffern, scheint aber auf den Tribut sich zu beziehen, den gewisse Stämme entrichten mußten, daher man auch Mais, Goldstangen und dergl. nebst den Tageszeichen angebracht findet. Nr. 2. Weiberköpfe, nebst dem Zeichen der Zahl 20. Nr. 3. Hähne und Puterhähne, die vielleicht den Americanern vor der Ankunft der Europäer bekannt waren, wenn man das Alter der Malerey genau wüßte. Nr. 5. Ein Lastträger mit einem Gefäße voll Mais. Nr. 7. Vorstellung der Strafe für die, welche in der Ablieferung des Tributs saumselig waren. Zur Erklärung dieser Bruchstücke können, nach unserm Urtheil, die von Lorenzana herausgegebenen Mexicanischen Malereyen viel beytragen (s. Cordillera de los pueblos que antes de la conquista pagaban tributo á el emperador Moctezuma y en que especie, y cantidad, in der *Historia de nueva España* von Hernan Cortes, Mexico 1770. Quart). Tab. XXXVII. Hieroglyphische Malereyen im Museum Borgia zu Velletri. Sie sind mythologischen Inhalts. Tab. XXXVIII. Wanderungen der Aztekischen Völkerschaften, auf einem hieroglyphischen Gemähde in der Königl. Bibliothek zu Berlin. Nur Fragment, ähnlich dem oben beschriebenen tab. 32. Tab. XXXIX. Vasen aus Granit, gefunden auf der Küste Honduras. Diese Vasen, vier Mal größer, als hier abgebildet, befinden sich in England in der Sammlung des Lords Hillsborough und des Hrn. Branden. Man hat sie an der Mosquitoküste ausgegraben, wo heut zu

Sage Barbaren ohne allen Kunstsinne wohnen. Die Sierathen, unter denen man sogar einen Griechischen Mäander wahrnimmt, haben mit denen an den Ruinen von Mitla Aehnlichkeit; auch sind die Vasen mit Köpfen von Vögeln und Schildkröten geschmückt. Vielleicht rühren sie von den Tolteken her. Rec. erinnert sich, Abbildungen von Masken gesehen zu haben, die ebenfalls an der Mosquitofüste ausgegraben worden sind. Tab. XL. Ein Aretisches Idol von Basalt, in dem Thal von Mexico gefunden. Es ist äußerst roh, und verräth die Kindheit der Kunst.

Fünfte Lieferung (S. 234 — 272). Tab. XLI. Luft-Vulcane zu Turbaco. Um die brennende Hitze und die Krankheiten zu vermeiden, welche während des Sommers zu Carthagena und auf den dürrn Küsten von Baru und Tierra Bomba herrschen, ziehen sich die des Clima ungewohnten Europäer in das Innere nach dem Dorfe Turbaco zurück, das auf einem Hügel am Eingange eines majestätischen Waldes liegt. Hier sind die Häuser großen Theils von Bambusrohr gebaut, und mit Palmblättern bedeckt, und frische Quellen verbreiten eine angenehme Kühle. Allein der merkwürdigste Gegenstand sind die 6000 Metres von Turbaco liegenden Wasser-Vulcane (Volcan de agua — Volcanitos de Turbaco), in einem Wald von Gustavia und Cavanillefia mocunda. Auf einer von Bromelia Karatas umgebenen Ebene erheben sich nämlich 18 bis 20 kleine conische Hügel, 7 bis 8 Metres hoch, bestehend aus einem schwärzlichgrauen Thon, auf deren Gipfeln eine mit Wasser angefüllte Oeffnung sich befindet. In ihrer Nähe hört man ein dumpfes, aber ziemlich

starkes, Getöse, das 15 bis 18 Secunden einer heftigen Luftausleerung vorangeht. Die Kraft, mit welcher die Luft unter der Oberfläche des Wassers hervordringt, deutet auf einen starken Druck im Innern der Erde. Oft ist sie mit einem Auswurf begleitet. Es ist ein reineres Azot, als wir in unsern Laboratorien bereiten können. Tab. XLII. Der Vulcan Cayambe. Nach dem Chimborazo ist der Cayambe unter allen Bergen der Cordilleren der höchste, indem Bouguer und la Condamine seine Höhe zu 5901 Metren (3028 Toisen) angegeben haben. Hr. v. S. hat ihn abgezeichnet, wie er sich unterhalb Quito de Quito in einer Entfernung von 34,000 Toisen ausnimmt. Er hat das Ansehen eines stumpfen Kegels, und erinnert an den Umriß des Nevado de Tolima (Pl. V.). Sein Anblick ist imposant, vorzüglich beim Untergang der Sonne, wenn der Guagua Pichincha einen ungeheuren Schatten über das dazwischen liegende Thal wirft. Tab. XLIII. Der Vulcan Torullo. Ein merkwürdiges Blatt, welches eine der merkwürdigsten Catastrophen der physischen Geschichte unsers Planeten darstellt, und von Hr. v. S. bereits an einem andern Orte (*Recueil d'Observat. astron.* T. I. p. 327, II. p. 521) beschrieben worden ist. Der Vulcan Torullo liegt unter $19^{\circ} 9' \text{ Br.}$, $103^{\circ} 15' 48''$ Länge in der Intendanz Valladolid. Das Kupfer stellt ihn, mit vielen tausend kegelförmigen Basalzhügeln umgeben, dar, und zwar wie sie erscheinen, wenn man von Arno und den Höhen Aguafarco hinabsteigt. Die Savanna wurde in der Nacht vom 29. September 1759 ganz umgestürzt, und mit diesem Basaltlager bedeckt, auf

dem jeder Hügel noch jetzt heiß ist, und einen dicken Dampf von sich gibt. Man nennt diese kleinen Oefen *Hornitos*. Sie enthalten Basaltkugeln, in Thon eingeschlossen. Der Abhang des stets rauchenden Vulcans ist mit Asche bedeckt.

Tab. XLIV. Kalender der *Muyscas-Indianer*, oder der alten Bewohner der Ebene *Bogota*. Dieser mit vieler Gelehrsamkeit geschriebene Aufsatz leidet keinen Auszug. Er enthält eine Erklärung eines mit Hieroglyphen beschriebenen Steins, einen Mondkalender darstellend, nebst Excerpten einer Handschrift des Hrn. *Duquesne* über denselben Gegenstand. Die Völkerschaft der *Muyscas* wurde den Spaniern durch die Feldzüge des *Gonzalo Jimenez de Quesada* im Jahre 1537 zuerst bekannt. Ihre alten Sagen, ihre der Japanischen und Tibetischen ähnliche Regierungsform, ihre Sprache und das ganze System ihrer Cultur geben dem Verf. Gelegenheit, seinen Scharfsinn und seine Combinationsgabe an den Tag zu legen.

Tab. XLV. Fragment eines Manuscripts mit Hieroglyphen, aus der Königl. Bibliothek zu Dresden. Es ist auf Papier, aus den Blättern der *Agave Americana* verfertigt, geschrieben, 6 Metres lang, und enthält 40 Blätter, die auf beiden Seiten mit Mahleren versehen sind.

Tab. XLVI--XLVIII. Hieroglyphische Mahleren eines Mexicanischen Manuscripts der Kaiserl. Bibliothek zu Wien. Die Handschrift enthält 52 Seiten, und die Mahleren zeichnen sich vorzüglich durch die Lebhaftigkeit der Farben aus.

Tab. XLIX. L. Ruinen von *Miquitlan* oder *Mitla* in der Provinz *Oaxaca*: Plan und Aufsatz. Es sind die Trümmer eines Monuments der

Zapoteken, der Ureinwohner von Oaxaca, berühmt durch ihre schönen Zierathen. Sie liegen in einer öden, menschenleeren Gegend, und dienten wahrscheinlich zum Begräbniß der alten Zapotekischen Regenten. Starb dem Fürsten ein Sohn oder Bruder, so zog er sich in ein Zimmer über dem Grabe zurück, überließ sich seinem Schmerz, und verrichtete die religiösen Gebräuche. Den Grundriß des Ganzen hat ein sehr geschickter Mexicanischer Architect, Don Luis Martin, aufgenommen. Man sieht, daß ursprünglich fünf Gebäude einzeln, aber in regelmäßiger Ordnung, zu Mitla gestanden haben. Eine große Thür, von der noch Spuren übrig sind, führte zu einem großen Hof, 50 Metres im Quadrat, in welchem vier kleine oblonge Gebäude standen. Die Säulen, die einzigen, welche man bis jetzt in America entdeckt hat, sind aus Einem Stücke, ohne Capitäle, verfertigt. Sie sollen aus Porphyre amphibolique oder Granite porphyritique bestehen; sie sind 5 Metres 8° hoch, aber halb verschüttet. Der Architect Martin und der Hauptmann Laguna haben alle Zierathen abgezeichnet, und ihre Arbeiten dem Marquis von Branciforte, einem der letzten Vicekönige von Mexico, übergeben. Die Arabesten sind eine Art Mosaik, auf einem Thongrund mit kleinen viereckigen Steinen zusammengesetzt. In der Nähe von Mitla bewundert man die Ruinen einer Pyramide. Noch südlicher, zu Guatimala, sollen die Ruinen einer ganzen Stadt existiren. Das Alter dieser Denkmähler ist unbekannt, doch scheinen sie nicht vor dem dreyzehnten Jahrhundert verfertigt zu seyn.


 Göttingische
 gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 21. Junius 1813.

Göttingen.

In der Sitzung der königl. Societät der Wissenschaften am 3. April d. J. las der Professor Eichhorn eine Abhandlung de gemmis sculptis Hebraeorum vor.

Ueber die Kunst bey den Hebräern fehlt es noch (wenn man den Theil der Baukunst ausnimmt) an Untersuchungen. Wer wagte sich auch gern daran, da es aus den Zeiten vor der Verpflanzung der Hebräischen Nation nach Oberasien an übrig gebliebenen Denkmählern der Kunst gänzlich fehlt, und sich daher über die Vollkommenheit ihrer Werke nicht mehr urtheilen läßt? So kam man nach und nach gar in das Vorurtheil hinein, als ob die Hebräer nichts in der Kunst geleistet hätten; ja, als ob die Mosaische Religion eine Feindinn ihrer Ausübung gewesen wäre. Die Bildhauerkunst z. B. habe nicht von dem Bildniß der National-Gottheit ausgehen dürfen, und sey daher aller der Ermunterung beraubt gewesen, welche sich in den Religionen anderer Völker gefunden habe. Gleich als ob jenes Verbot die Dank-

D (5)

barkeit verhindert hätte, verdienten Männern Bildsäulen zu errichten, und als ob der Polytheismus, dem sich die Nation fast durch die ganze Periode ihrer Selbstständigkeit hingab, nicht von allerley Göttervorstellungen ausgegangen wäre! Das Reich der zehn Stämme nahm den Stier aus Aegypten zum Bildniß des National-Gottes auf, und führte Bilderdienst ein; das Reich Juda adoptirte alle Götter, die in seiner Nachbarschaft verehrt wurden, und stellte sie in denselben Bildsäulen dar, welche die Andacht ihnen dort zu errichten pflegte. Nicht nur öffentliche Wege, Dörfer, Flecken und Städte waren mit Götterbildern angefüllt, sondern auch in den Häusern fand man allenthalben Lararien, in denen Götter aufgestellt waren u. s. w. Kurz die Kunst fand auch bey den Hebräern religiöse und andere Gegenstände im Ueberfluß, an denen sie sich üben konnte; wer sollte nun nicht neugierig nach dem seyn, was sie etwa geleistet haben möchte? Kann sich auch die Kunstgeschichte keine wichtige Resultate versprechen, weil es an übrig gebliebenen Originalen fehlt; so kann doch die Cultur-Geschichte der Hebräischen Nation Einiges gewinnen, wenn aus ihren noch vorhandenen Schriften die hieher gehörigen Bruchstücke gesammelt werden. Zur Probe davon wählte der Verfasser das Capitel von den geschnittenen Steinen der Hebräer. Gleich die Verschiedenheit der Nahmen, welche die Edelsteine in den Semitischen Sprachen tragen, führt darauf, daß die Entdeckung der Edelsteine nicht wohl eine Semitische Erfindung gewesen seyn kann. Wer eine Sache mit ausländischen Nahmen belegt, hat sie wohl auch vom Auslande empfangen. Der Fall ist bey den Nahmen der Edelsteine in Arabischer und Hebräischer Sprache: in beiden sind sie nicht einheimisch. In die

Arabische Sprache sind sie wohl aus der Medisch-Persischen, in die Hebräische aus der Altägyptischen Sprache aufgenommen worden: der Südasiatische Ursprung der erstern läßt sich noch aus der neuern Persischen Sprache nachweisen, welche viele Ueberbleibsel des Medisch-Persischen enthält, aus dem dieselben Nahmen der Edelsteine auch an Syrer und Griechen übergegangen sind; die völlig verschiedenen Hebräischen Nahmen der Edelsteine können kaum eine andere Heimath, als Aegypten, haben, da die Hebräer dort zum Volk herangewachsen sind, daselbst auch ihre Bearbeitung edler Steine gelernt haben: nur können wir sie noch nicht im Coptischen nachweisen, weil sich überhaupt unsere Kenntniß der Coptischen Sprache noch nicht bis zu ihren Nahmen der Edelsteine erstreckt. Bey der Erklärung der Hebräischen Nahmen der Edelsteine müssen wir uns an die halten, welche den Schmuck der Hebräischen Hohenpriester ausmachten, weil sie der Jüdische Geschichtschreiber Josephus nach seiner ägyptischen Kenntniß durch Griechische Nahmen erklärt hat: und ist der hohepriesterliche Schmuck (wie wahrscheinlich gemacht wird) nach dem Babylonischen Gebräuch mit keinen andern Edelsteinen besetzt gewesen, als in frühern Zeiten, so erhalten wir dadurch eine Kenntniß der Arten, welche die Steinschneider der Hebräer in den ältern Zeiten bearbeitet haben. Zur Empfehlung der von Josephus genannten Steine dient, daß keiner darunter ist, den nicht die Alten geschnitten hätten, und der nicht durch den Handel Palästina wäre zugeführt worden. Wie die Hebräer ihre Edelsteine polirt und zum Schneiden zubereitet haben, ist zwar unbekannt; sollten sie aber in dieselben wie die Griechen gegraben haben, so ist wahrscheinlich, daß sie sich auch zum Poliren desselben Mittels (des Smer-

gels) bedient haben mögen. Man kannten die Hebräer dasselbe Instrument, das Plinius den Griechischen Steinschneidern in die Hände gibt, eine Diamantspize, in Eisen befestigt: (cum feliciter [adamantem] rumpere contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiem ex facili cavantes). Man hat bezweifeln wollen, ob je die Alten ein solches Instrument (eine cuspis adamantina, ferro inclusa) gebraucht hätten; bald soll Plinius einem Instrumente, das er in der Werkstätte eines Steinschneiders gesehen habe, eine falsche Bestimmung gegeben, bald soll er durch seine Worte das heutige Verfahren der Steinschneider beschrieben haben. Bekanntlich werfen unsere Steinschneider einen Diamantsplitter in eine Büchse von weichem Eisen, zermalmen ihn mit einem Stämpel von verhärtetem Eisen zu Pulver, und bereiten aus dem daraus gewonnenen Diamantstaub durch zugegossenes Steinöhl eine Salbe, mit der sie das vorn etwas ausgedrehte kupferne Rädchen, das den Stein ausreiben soll, bestreichen. Sey das etwas ausgedrehte Rädchen von Eisen gewesen, so habe man sein Bestreichen mit Diamantsalbe ein ferro includere adamantis crustas nennen können. Wer könnte aber den Sinn in Plinius Worte legen, ohne ihnen die offenbarste Gewalt anzuthun? oder wer hätte das Recht, ein neueres Kunstverfahren dem Alterthum aufzudringen, wenn keine deutliche Spur desselben in den Worten des alten Schriftstellers liegt? und wo wäre in Plinius Worten nur die fernste Bezeichnung einer solchen Diamantsalbe? Natter, dem doch Niemand practische Kunstkenntnisse absprechen wird, trug kein Bedenken, dem alten Steinschneider, nach der Stelle des Plinius, eine

in Eisen gefasste äußerst feine Diamantspize, nicht zur Vollendung einer Gemme von hoher Kunstvollkommenheit (dazu konnte sie nie dienen; dazu waren Emergel und Diamantstaub eine unerläßliche Bedingung), sondern zu anderm Gebrauch beyhm Steinschneiden in die Hände zu geben. Dasselbe Instrument (eine *cuspis adamantina, ferro inclusa*) besaßen auch die Hebräer zum Eingraben in Tafeln (Jerem. 17, 1.): warum nicht auch zum Graben in Edelsteine? Natter hat Etruskische Steine gesehen, die, nach seinem Urtheil, kaum anders, als mit jenem Instrument konnten gearbeitet worden seyn: da nun die Etruskische Steinschneidekunst von Aegypten ausgegangen seyn muß, wenn sich gleich der Weg, auf dem sie zu ihnen kam, nicht mehr mit Gewißheit bestimmen läßt, so darf man wohl annehmen, daß sich auch schon die Aegyptier desselben Instruments zum Bearbeiten der Edelsteine bedient haben, von denen es auch an die Hebräer, mit der Kunst, die sie von ihnen in Aegypten während ihres dasigen Aufenthalts erlernt haben müssen, überging. Mag sich auch mit jenem Instrument nichts irgend Bedeutendes in Edelsteinen leisten lassen, so ließen sich doch wohl Nahmen in sie damit eingraben; und zu mehr als diesem Zwecke brauchen wir es von den Hebräischen Steinschneidern nicht anwenden zu lassen, da wir keine Nachricht haben, daß sie außer Nahmen auch Figuren in Edelsteine geschnitten hätten (ob gleich damit nicht geläugnet wird, daß es doch geschehen seyn könne). Selbst die Griechischen Steinschneider scheinen dieses Instrument zum Eingraben ihrer Nahmen auf die von ihnen gefertigten Gemmen gebraucht zu haben, da der Fall nicht selten ist, daß auf den herrlichsten Gemmen im Nahmen des Künstlers die Buchstaben ungleich und ungestaltet, fast

bloß wie eingekritzelt, sind. Die Edelsteine wurden von den Hebräern, wo nicht immer, doch größten Theils, vertieft gearbeitet (wie auch bey den Aegyptern die Scarabäen); vertieft waren die Nahmen der Israeliten in die Edelsteine des hohenpriesterlichen Schmucks eingeschnitten; vertieft die Nahmen der Eigenthümer in die Siegelringe, durch welche man, wie jetzt noch im Orient, die Nahmen, welche wir unterschreiben, unter Briefe und Urkunden mittelst schwarzer Farbe druckte. Von erhobener Arbeit finden sich bloß gewisse Beweise bey Sculpturen in Metall, in gemeine Steine und Holz; nicht so bey Gemmen.

Heidelberg.

Bey Engelmann: Anleitung, den Rhein und die Mosel und die Bäder des Taunus zu bereisen. Von Aloys Schreiber, Prof. der Aesthetik zu Heidelberg. Mit einer Karte. 1812. XII u. 348 S. kl. Octav. (Ein farbiger Umschlag hat den allgemeineren und passendern Titel; Taschenbuch für Reisende am Rhein und durch seine Umgebungen.)

Allerdings war bey den vielfachen Reisen in den schönsten oder besuchtesten Gegenden Deutschlands eine kurze und doch genügende Anleitung über das ganze Rheinthal ein großes Bedürfnis, und gewiß darf der Verf. auf Dank rechnen. Wir finden seine Ausführung im Allaeincinen ganz zweckmäßig, doch möchte sie nicht bestimmt und deutlich genug seyn, und daher (auch ohne äußere Veränderungen und ewigen Wechsel) für die künftigen Ausgaben manches Zusages, mancher Verbesserung, bedürfen. Man muß doch Leser vor Augen haben, welche das Land noch nicht kennen, denen das Buch der Führer seyn soll zu dem, was besuchenswerth ist. (Warum ist

aber der Landfig des Obersten Ehingen schön? S. 29; von welcher Art ist das verlassene Cabinet? S. 87; warum stehen unter den Merkwürdigkeiten Papiermühlen? was hat es mit dem Barometer der Niesenharfe (S. 31) für ein Bewandniß?). Nicht selten wird ein Reisender, der nach solchen allgemeinen Empfehlungen für seine besondere Wißbegierde Nahrung erwartet, sich getäuscht, auch gar oft das Lob des Buches mit den Urtheilen der Wirthe nicht übereinstimmend finden, und manches Schatzbare übersehen. Am meisten muß der Verfasser aufmerksam seyn, wo er das Historische berührt. Hier scheint er die ersten besten Nachrichten zu schnell aufzunehmen, und gerade das Historische ist an einem Werke dieser Art, welches die Gefühle bey der Gegenwart läutern und ihnen einen Stützpunkt geben, über das bloße Angaffen und Anschauen hinaus verhelfen, über die so oft unbegründeten oder ganz falschen Erzählungen und Sagen der Einwohner eines Orts belehren soll, ein sehr beachtungswerther Gegenstand; daß durch ein solches Handbuch sich leichter Unrichtigkeiten fortpflanzen, nicht einmahl zu gedenken. Das Geographisch-Statistische ist offenbar zu einseitig ausgeschlossen; nicht bey jedem Dorfe und Weiler soll die Häuserzahl und die noch unsichrere der Menschen bemerkt seyn, aber doch bey größern Orten, über welche ein Reisender sich so geru noch vor dem Eintritt Rechenschaft gibt. Auch könnte wohl etwas mehr Litteratur bey einzelnen Orten gegeben, Beschreibungen, Risse, der Preis derselben, ob sie an Ort und Stelle zu erhalten? bemerkt seyn, damit man sich selbst genauer unterrichten, und das Bild einer gefallenden Gegend, herrlicher Ansichten, schöner Kunsterzeugnisse, durch solche Hülfe sicherer mit nach Hause bringen und bewahren könnte. Wie

gar Mancher kauft gern solche Darstellungen, oft weiß er nur ihre Existenz nicht, noch wo er sie erhalten soll. Sehr zweckmäßig hat sich der Vf. nicht auf den Rhein selbst beschränkt, sondern auch seine Nebenthäler mitgenommen. Einzelnes zuzusetzen, wäre hier sehr zweckwidrig; nur das Eine, warum ist bey Heidelberg nicht die treffliche Aussicht von der Neckarbrücke erwähnt, deren sich Rec. noch mit so vielem Vergnügen erinnert? Für die Freunde der Naturkunde ist durch eine Zugabe S. 190. über die mancherley Schätze, welche ihnen die Rheingegend darbietet, gesorgt, welche sich über die Basalte, vulcanische Spuren, verbreitet, und eine weitere Ausdehnung wohl verdiente, wenn nicht das Einzelne, gleich den Sagen des Anhanges, in der Beschreibung selbst einen bessern Platz fände. Die Reiselieder sind kein übler Gedanke, und gewiß eine sehr erwünschte Zugabe für viele Reisegesellschaften. Die Sprache finden wir für den Zweck sehr passend, doch könnte künftig das "wolkennahe" beym Maffchenberge (fälschlich Melibocus) wohl wegfallen: er verdient diese Verehrung nicht.

Die ununterbrochene Lesung ejnes solchen Werks erregt eigene Empfindungen, die Rec. nicht unterdrücken kann, da man auf der Stube das Schöne und Lachende der Gegenwart sich nicht so vorstellen und wie an Ort und Stelle davon erfüllt werden kann, also mehr dem Eindruck des Historischen sich hingibt, wo dann das ganze köstliche Thal fast wie ein großer Kirchhof erscheint, und man ganz schaurig wird unter den steten Ruinen und Ueberbleibseln, die nirgend mehr, als gerade hier, aus fast allen Zeiten unserer Geschichte und auf allen Schritten als aus Gräbern uns ansehen.

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 24. Junius 1813.

Paris.

De l'imprimerie de Firmin Didot: Discours qui a remporté le prix de l'académie de la Rochelle, en l'année 1811, sur ces questions proposées par la même académie: Quel est le genre d'éducation le plus propre à former un Administrateur? A quel degré les lettres et les sciences lui sont-elles nécessaires? Quel secours l'Administrateur et l'homme de lettres peuvent-ils et doivent-ils réciproquement se prêter? par *F. M. A. J. Hingant*. Mit dem Motto aus der Encyclopédie Art. Education: L'état doit recueillir les fruits de la bonne éducation que recoivent les citoyens qui le composent. 64 S. in Quart. 1812.

Es ist nicht zu läugnen, daß diese von der Academie zu Rochelle aufgegebenen Fragen, tief aufgefaßt, Gelegenheit zu einer vielseitig interessanten Abhandlung geben könnten. Der Streit zwischen Theorie und Praxis, zwischen dem handelnden und dem speculirenden Theile des Volks, ist in neuern Zeiten immer lebhafter geworden. In der alten Welt finden wir, daß die vorzüglichsten Gelehrten und Schrift-

steller öfters auch die höchsten Staatsämter bekleideten; daß sie an den öffentlichen Angelegenheiten einen unmittelbar thätigen Antheil nahmen, weßhalb auch ein Theil ihrer Werke durch einen so sehr verschiedenen Character vor denen der neuern Zeit sich auszeichnet. Bey mehreren alten Völkern waren Gelehrte und Priester die vorherrschende Classe. In Griechenland und Rom hielten es auch die, welche sich vorzüglich dem öffentlichen Leben widmeten, in der bessern Zeit nicht unter ihrer Würde, sich mit wissenschaftlichen Untersuchungen zu beschäftigen; die zunächst ihrem Amte ganz fremd waren; sie waren stolz darauf, den Philosophen bezugehört zu werden, ihre Lehren aufgefaßt zu haben, zu deren Verbreitung beizutragen, in ihren Schulen gebildet worden zu seyn, und dieselben fort und fort zu besuchen.

In unsern Tagen hat sich dieß alles sehr geändert, gewiß nicht zum Besten eines Theils der Litteratur, namentlich nicht zum Besten des Theils, welcher sich auf die Staatswissenschaften und die politische Geschichte bezieht; noch zum Besten derer, welche die Staatsgeschäfte betreiben. Die gänzliche Verschiedenheit der meisten unserer neuern Staatsverfassungen und Verwaltungen von denen der alten Welt, die geheimen Verhandlungen, welche nach und nach fast aller Orten das Uebergewicht gewonnen, mögen Vieles dazu beigetragen haben: indeß ist dieser Ursache nicht Alles beizumessen. Die gänzlich mißlungenen Versuche einiger Gelehrten und Schriftsteller, die hier und da, besonders in Frankreich, vor und während der Revolution, zu einflussreichen Stellen im Staate sich emporschwangen, mögen noch mehr dazu beigetragen haben. So geschahes, daß Schule und Leben immer mehr von einander getrennt wurden, welches selbst in unsern neuern Staaten vormahls in diesem Maße durchaus nicht

der Fall war, und weder dem einen, noch dem andern Theile besonders zusagend ist. In unsern Tagen ist es demnach eine der schlechtesten Empfehlungen, welche man bey der Bewerbung um öffentliche Aemter, die einen Einfluß gewähren, mitbringen kann, daß man ein Gelehrter, ein Schriftsteller, ein systematisch gebildeter wissenschaftlicher Kopf sey. Gelingt es aber noch irgend Einem oder dem Andern, aus der Schule ins practische Leben überzugehen; so sieht man diese sofort sich ängstlich bemühen, den Schulstaub abzuschütteln, und das Andenken an das frühere Leben möglichst vergessen zu machen; man hört sie alsbald in den Chor derer, zu welchen sie fortan gehören, mit einstimmen, daß Schriftsteller und Gelehrte zu Geschäften nicht taugen, obwohl sie für sich eine Ausnahme machen, da ihnen die übernatürliche höhere Erleuchtung mit dem Amte alsbald geworden ist.

Eines gebildeten wissenschaftlichen Geistes bedarf der tüchtige Staatsmann, wie Jeder, der nicht ein bloß mechanisches Geschäft betreibt, auch muß er zu benutzen und sich anzueignen im Stande seyn, was die Schule Gutes fördert; Fleiß und Ernst in der Führung der Geschäfte wird von ihm begehrt, und eben diese erwirbt man in den Schulen; Character können Alle gebrauchen, für den Staatsdienst wird diese Eigenschaft ganz vorzüglich gefordert, aber sie ist ein Geschenk, welches die Götter ihren Lieblingen bey der Geburt mittheilen; eben so verhält es sich mit dem leichten und schnellen Ueberblick und der glücklichen Behandlung von Menschen und Geschäften, doch werden diese auch zum Theil durch Übung erlangt. Die beiden letzten Eigenschaften mögen vielen, doch nicht allen, Gelehrten abgehen, sie mögen aber auch bey einigen Staatsmännern vermißt werden. Einige Gelehrte, es ist in den neuern Zeiten nicht zu läug-

nen, haben viel Unheil in den Geschäften angefangen, indem sie ihren Systemen oder ihren Ideen, welche schlechthin unausführbar, auch wohl ganz falsch waren, halsstarrig ergeben blieben: allein deshalb sollte doch diese Classe nicht ganz und für immer von den Staatsgeschäften ausgeschlossen bleiben: die Wahl war schlecht getroffen, man hätte andere wählen sollen. Es müssen immer Vermittler zwischen der Schule und dem practischen Geschäftsleben seyn, wenn dieß nicht in bloßen Mechanismus, und wenn jene Beschäftigungen der Gelehrten nicht zum Theil in eine Spielrey mit leeren Spitzfindigkeiten ausarten sollen. Mit dem blinden Hochmuth und der Verachtung, womit der eine Theil auf die Schule, als auf einen Haufen nutzloser Pedanten, und der andere Theil auf die Geschäftsleute, als auf gemeine Tagelöhner, die wie das fromme Thier in der Mühle in ihrem engen Kreise umherlaufen, herabsehen, ist dem Ganzen nicht geholfen. Die Verachtung aber, womit die Geschäftsleute auf die Gelehrten herablicken, hat doch weit nachtheiligere Folgen als die, womit diese auf jene schauen; denn jene haben die Macht, sie wirken auf Alt und Jung; die Jugend findet es bald bequemer, den Geist in der Schule weiter nicht zu bilden, zu üben und zu stärken, sondern leichten Fußes ins practische Leben einzutreten; mit etwas Rechnen, dem Schreiben einer guten Hand, dem Geschick, einen Aufsatz leidlich zu machen, wenn es hoch kommt, mit einigen Lateinischen Vocabeln und juristischen Begriffen versehen, nehmen sie verwegen in den Schreibstuben ihren Platz, und gesellen sich dem Heere geist- und kopfloser Practicanten zu, welche, ohne weitere Bildung, nach geschlossener Schreibstube, zur Erholung von der Langenweile geisttödtender Beschäftigungen, gemeinen Lüsten alsdann fröhnen. Die Vertheilung verschiedener Thätigkeiten unter verschiedene Menschen

und Classen ist gut und heilsam; zu weit getrieben und da angewandt, wo sie nicht angewandt werden sollte, wird sie verderblich. Es sind Männer unumgänglich erforderlich, welche den nöthigen Verein zwischen den Getrennten erhalten. Hier ist der Ort nicht, dieß alles weiter zu verfolgen, obwohl wir Manches im Busen tragen, was unsere Zeit hineingelegt hat. Wir wenden uns zu unserm Verfasser.

Tief aufgefaßt hat er die Fragen gar nicht; dem Gegenstande ist er nicht gewachsen; hätten ihm aber die Kräfte auch nicht gefehlt, so möchte vielleicht Anderes ein tieferes Eindringen verwehrt haben; Manches scheint ihm im Leben aufgestoßen zu seyn. Wir begnügen uns, die hier gegebenen Antworten auf die Fragen kürzlich mitzutheilen: die Leser mögen alsdann entscheiden.

Was die erste Frage betrifft, so antwortet unser Verf., daß die Einrichtung der Lyceen, daß der darin ertheilte Unterricht besonders in der Mathematik und den alten Sprachen u. f., daß das Zusammenleben der Jugend und die Art republicanischer Gleichheit, welcher sie darin unterworfen, daß die Entfernung vom nachtheiligen Einflusse der Familienverhältnisse, indem Jeder auf sich gewiesen, Kraft gegen Kraft versucht, eine Uebung im Kampfe erlangt, und frühe Angewöhnung zu ernstem Fleiße, Ordnung und Eintheilung der Zeit Jedem eigen würden: daß dieß alles die Wünsche und Forderungen völlig befriedige, weshalb denn dieser *éducation publique* vor der *éducation particulière* der Vorzug zugestanden wird. Auch das Fortschreiten von den Lyceen zu den Academien, und von diesen zu den Specialschulen, sey besser berechnet, als vormahls. Die Universität wird als eines der schönsten Monumente Napoleons aufgestellt, und vom *grand-maitre* heißt es: *il a toujours fait ce qu'il falloit faire et dit ce qu'il falloit dire, ses écrits et sa conduite prouvent que*

Le bon esprit et le bon goût ont une source commune. — (Es kann nicht anders als erfreulich für die Cultur von Europa seyn, daß der Chef eines solchen Instituts solches Lob verdiene). — Reisen werden empfohlen; die Erlernung der Deutschen und Ital. Sprachen, um wenigstens jetzt im eigenen Lande sich verständlich machen zu können, und gelegentlich auch die Litteratur dieser Völkerschaften kennen zu lernen. Es wird die Frage aufgeworfen: ob nicht Specialschulen für künftige Staatsmänner anzulegen seyn möchten, an welchen es bis jetzt fehle? Das Besuchen der Rechtsschulen wolle den Bedürfnisse nicht eben abhelfen, denn le contentieux mache nur einen kleinen Theil der Verwaltungsgeschäfte aus, und drey Jahre dem Rechtsstudium zu widmen, wie jetzt geschehen müsse, sey etwas lang für den, welcher der Verwaltung sich vorzüglich ergeben wolle: indefs wäre dem nun einmahl nicht abzuhelfen, aber derjenige, welcher die Verwaltung zu seiner künftigen Bestimmung wähle, könne die ihm übrige Zeit zum Studium von Smith, von San, von Necker's und Turgot's Schriften, verwenden. Die Zahl der Bücher überall zu diesem Zweck betrage nicht viel über 50 Bände. (Indes ist das Lesen und Selbststudium für die Jugend doch nur ein unvollkommener Behelf. Auf unsern Deutschen Schulen ist es anders, und es wird in diesen Kenntnissen Unterricht ertheilt. Der Rec. zählt einige Auditoren des Französ. Staatsraths unter seine vormahligen Zuhörer, auch haben bey dem Examen die sie prüfenden Staatsräthe ihnen ihren Beyfall über die erworbenen Kenntnisse und den Ort, wo sie dieselben erwarben, zu erkennen gegeben, so daß vielleicht auch in Frankreich Lehr-Institute zu diesem Zwecke errichtet werden.) Endlich aber sey denn die Praxis die Hauptsache, und für diese habe besonders ein kaisert. Decret, durch die Ernennung von 300 Auditoren, gesorgt.

Was die zweyte Frage betrifft, so wird zunächst eine Fertigkeit im Rechnen empfohlen; Geometrie sey eben nicht nöthig, indem besondere Ingenieure aller Orten angestellt wären; die Botanik lasse zwar sehr süße Eindrücke zurück, indeß wären besondere Forstbeamten vorhanden, vorzüglich sey jedoch einige Kenntniß der Botanik, in so fern sie auf den Ackerbau Bezug habe, zu empfehlen; auch Technologie u. Chemie zu studiren, könne nicht schaden: indeß habe man Bücher, und mit offenem Sinn könne man sich daraus Rathes erhohlen; der Administrator brauche eigentl. nicht les sciences. Was aber die lettres beträfe, so müsse er davon so viel wissen, daß er wegen dessen, was er geschrieben habe, nicht zu erröthen brauche, doch müsse er nicht zu ängstlich seyn, und den Schönschreiber machen wollen; die Administratoren müßten nicht selbst Schriftsteller, aber amateurs des lettres seyn.

Was die dritte Frage anlangt, so sey allerdings ein gewisses wechselseitiges Verhältniß zwischen den administrateurs und den hommes de lettres: diese theilten den Ruhm aus, jene gäben den Schutz. Freylich sey, mit geringer Ausnahme, eigentlich nur in der Hauptstadt ein état d'hommes de lettres; indeß könnten doch die Präfecten die Professoren und sonstigen Schulmeister in den Provinzen in ihren Schutz nehmen, und sie zu höheren Schulstellen befördern; die Präfecten könnten die gelehrten Gesellschaften in den Provinzen schützen, und daselbst präsidiren (wir fürchten, daß dieß ziemlich langweilig für die Präfecten, und verderblich für diese Gesellschaften seyn könnte). Die Gelehrten können durch Verbreitung der guten Grundsätze, wie auch Ad. Smith gethan habe, der Administration dienen; wenn die letztere in einen Streit mit der öffentl. Meinung gerathe und das Recht auf ihrer Seite habe, so sollten die Schriftsteller sie vertheidigen, denn am Ende geschehe doch, was Voltaire sage: *la raison finit toujours par avoir raison.*

1000 G. g. A. 100. St., den 24. Jun. 1813.

Da indeß der Administrator sich zuweilen in der Lage befände, unter den schlechten Maßregeln die minder schlechte zu wählen, so könnten auch dann die Schriftsteller von Nutzen seyn, nämlich par le silence. Ferner könnten diese auch der Administratoren ihren Styl bey Aufsätzen verbessern, oder das Geschäft der teinturiers treiben, wie man vormahls sich ausdrückte. Endlich aber könnten die gens de lettres auch in den geselligen Kreisen den Administratoren von Nutzen seyn, welche gewöhnlich ihr Haus die Woche ein paar Mahl öffneten, um Gesellschaft bey sich zu sehen, theils um daraus das traurige Spiel in etwas zu verbannen, theils um dem Gespräche, wenn es auf die verwünschte Politik komme, welches dem Administrator wegen der schiefen Urtheile sehr unangenehm seyn könnte, obwohl er aus angeborener Höflichkeit seine Macht zum Gebieten des Stillschweigens nicht gebrauchen wolle: es könnten die hommes de lettres in diesen Kreisen also nutzen, daß sie das Gespräch unvermerkt auf schuldlosere Gegenstände lenkten. (Chaque pays a ses usages! Um eine langweilige Gesellschaft minder langweilig zu machen, hat man im Oriente den Tanz der Bajadereu, die Erheiterungen durch Gaukler, Taschenspieler und Zauberer; Braminen u. Mandarinen braucht man eben nicht, jedoch Erzähler von Fabeln, welche letztere vielleicht durch die conteurs éternels unvollkommen zu ersetzen wären). Die Administratoren ihres Theils könnten den Schriftstellern aber auch nützen, wenn sie dieselben einem etwas nachsichtigen Censor empföhlen. Indes sey dieß eben nicht nöthig, da die bekannte Commission des Senats die Pressfreiheit erhalte. In einer Note wird hinzugefügt: les nouveaux reglemens relatifs à la librairie n'étoient point connus, le discours fut envoyé à l'académ. de Rochelle. Dieß ist hinreichend, um von dem Buche einen Begriff zu geben; wir finden nichts weiter nöthig hinzuzufügen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 26. Junius 1813.

Berlin.

Bei Jul. Ed. Hzig: Dr. Joseph Koffi, vor-
mahliger königl. Schwedischer Leibarzt, über die
Art und Ursache des Todes des hochseligen Kron-
prinzen von Schweden, Carl August. Mit einer
Vorrede und Anmerkungen von Dr. Samuel Gott-
lieb Vogel (Leibarzt und Professor zu Rostock).
144 Seiten in Octav.

Der schnelle Tod des Schwedischen Kronprinzen
Carl August (zuvor Christian August, Prinz von
Holstein-Sonderburg-Augustenburg) bey einer Trup-
penmusterung am 28. May 1810, das darauf ver-
breitete Gerücht von einer Vergiftung, und die
mörderische Folge davon bey dem Leichenbegängniß,
sind allgemein bekannt. Unbekannt ist es, wie das
Gerücht entstand. Aber es ist nicht schwer, die
Entstehung zu erklären. Der Pöbel ist sich überall
gleich. Und die Erfahrung lehrt, daß wenn ein
Mann von bürgerlichem Stande schnell stirbt, an
dessen Leben dem Volke was gelegen war, so muß
der Arzt Etwas versehen haben; wenn aber ein
großer Herr schnell stirbt, so muß solcher, nach

F (5)

dem Urtheil des Pöbels, vergiftet seyn. Welche gefährliche Folgen aber ein solcher Volkswahn haben könne, wenn er von unverständigen oder boshaften Menschen unter den höheren Ständen, und unter den Aerzten selbst, mit Scheingründen genährt werde, das lehrte auf eine schreckliche Weise der hier erzählte Fall. Der unglückliche Graf Ferfen wurde todt geschlagen und getreten, und es fehlte wenig, so hätte der Leibarzt Rossi dasselbe Schicksal gehabt. Er wurde indeß im Schlosse noch glücklich gerettet, verhaftet, und kam nun in Untersuchung wegen angeschuldigten Versehens bey der Leichenöffnung des Kronprinzen, indem er dabey über die Erlaubniß gegangen sey, nämlich die Leiche früher geöffnet habe, als nöthig gewesen sey (man hätte nämlich die schon faulende Leiche in Eis aufbewahren sollen, bis Aerzte aus Stockholm angekommen wären, welches wenigstens 8 bis 9 Tage angestanden hätte), und indem die Untersuchung nicht mit der nöthigen Genauigkeit geschehen sey, und was dergl. mehr. Gegen die Beschuldigungen vertheidigt sich Hr. Rossi in gegenwärtiger Schrift mit aller Würde und Gründlichkeit. Hr. Dr. Rossi ist ein geborner Schwede aus Stockholm, hat in Upsal und Berlin studirt, und wurde, wie es in Schweden damahls Sitte war, erst Magister Chirurgiae im Jahre 1798, und im Jahre 1800 Doctor Medicinae et Chirurgiae zu Jena. Seine vor uns liegende Dissertation enthält (Foetus monstrosi Holmiae nati descriptionem et delineationem sist. diss. inaug. Jenae 1800. Quart 23 S.) die Beschreibung eines unzeitigen einfüßigen Kindes, mit beygefügter Abbildung. Auf dem Titel dieser Dissertation ist der ganze Name und Titel: Franc. Josephus Antonius Rossi, Holmiensis, Chirurgiae Magister et Regii Collegii Medici Holmien-

fis Membrum. Nach seiner Rückkehr vom Auslande unterwarf er sich dem Colloquio vor dem königl. Collegio medico zu Stockholm, und wurde Armenarzt in Stockholm, ein Jahr darauf aber Professor bey dem anatomischen Theater zu Stockholm, und einige Jahre hernach wirklicher königl. Leibwundarzt. In den Jahren 1805 und 6 begleitete er den König Gustav Adolph nach Deutschland, das Jahr darauf wurde er dessen Leibarzt, und im Jahre 1808 ward ihm die General-Inspection und Direction über 18 Militär-Lazarethe in Stockholm anvertrauet, und endlich im Jahre 1809 wurde er bey dem für den Kronprinzen ernannten Hofstaat als Leibarzt angestellt. — Man muß diese schnellen Beförderungen nicht unbeachtet lassen. So was erweckt Neid, der nur auf Gelegenheit lauert, zu schaden. — Als Leibarzt des Kronprinzen, unbekannt mit dessen Constitution und vorherigen Gesundheits- und Krankheitsumständen, konnte er dem Prinzen nicht in der Maße nützlich werden, wie, wenn man ihn von allem dem gehörig in Kenntniß gesetzt hätte. Manches blieb ihm bis nach dessen Tod unbekannt, wie seine öftern Anwandlungen von Schwindel schon in Norwegen, und ein Anfall von Schlag schon, wie der Prinz bey der Oesterreichischen Armee war. Der Prinz war kein Freund von Ärzten und Arzneimitteln, verschwieg daher seinem Arzt, was er nicht hätte verschweigen sollen, und glaubte sich durch militärische Abhärtung und starke Bewegung gesund zu erhalten. Schon in Norwegen hatte er viele schlaflose Nächte, vielen Verdruß, viele angrcifende Geschäfte, und klagte oft denen, die ihn umgaben, daß ihm das Blut so sehr zu Kopfe steige. Er hatte aber alle Anlage zu Schlagflüssen, einen starken, schweren

Körper, kurzen und dicken Hals, beständig rothe Gesichtsfarbe, die bey jeder Bewegung sich vermehrte, zumahl da der Prinz seine Halsbinde fest anzulegen pflegte, und stark Tobak rauchte. Noch ehe er daher zum Schwedischen Thron bestimmt war, ehe also die vermeinte Ursache zu einer Vergiftung da war, litt er von Zeit zu Zeit an Schwindel, Husten, Coliken, Erbrechen und Durchfällen, die als Folge von Erkältung angesehen, und durch warmes Bier mit Inaer und Pfeffer curirt wurden. Aber die Anfälle vermehrten sich auf der Reise von Norwegen nach Stockholm während der Winterwitterung, und man braucht eben zu keiner Giftmischeren seine Zuflucht zu nehmen, wenn man die Gründe zu der Vermehrung des Schwindels, Erbrechens, der Kopfschmerzen, Zerschlagenheit, schwachen Appetit, belegter Zunge ic. finden will. In der geistigen und körperlichen Anstrengung des Prinzen lagen Gründe genug; und man hätte den schiefen Beurtheilern der Krankheit und des Todes des Prinzen nichts Besseres empfehlen können, sie von ihrem Argwohn zu curiren, als: *Marcus Herz Versuch über den Schwindel*, wo sie eine *Vertigo plethorica, stomachica, catarrhalis etc.* gefunden hätten, welche die Ursachen der Zufälle und des Todes des Prinzen genugsam aufklärten. Wir wundern uns nur, daß weder Hr. Rossi, noch die Aerzte des Collegii medici zu Stockholm, die, wie ihr würdiger Vicepräsident, Ritter Weigel, den Verdacht einer Giftmischeren sehr gründlich wegräumten, und bestimmt erklärten, daß der Prinz gewiß an einem Schlagfluß aus Prädisposition seines Körpers gestorben sey, die allernächste Ursache des Schwindels auf dem Pferde, des Schlagflusses und Todes des Prinzen nicht deutlicher aufklärten,

die doch für den Sachverständigen so klar am Tage liegt. Der zum Schlagfluß völlig disponirte, und mit den Vorläufern desselben, dem Schwindel, auf der ganzen Reise behaftete Prinz war nämlich an einem kalten Frühlingstage, wo das Quecksilber nach der Reaumurischen Scale des Morgens auf 5, und des Nachmittags auf 8 Grad über 0 stand, und ein heftiger Sturm wüthete, nur leicht gekleidet, und nachdem er schon stehend Erkältung, und bey dem Abschied seines Herrn Bruders eine heftige Gemüthsbewegung erlitten hatte, nun bey dem Sturmwinde zu Pferde gestiegen, und in diesem in vollem Carrière geritten. Natürlich mußten da die Lungen bald äußerst ausgedehnt, vom eindringenden Winde heftig gereizt, darauf krampfhaft zusammengezogen, das Blut in den Adern des Kopfes zurückgehalten und bis zum Zerplatzen angehäuft werden, da das Brustgewölbe bey der durch die Leichenöffnung entdeckten gänzlichen Verknochnerung der Brustknorpel wenig beweglich seyn konnte. Man fand auch im Gehirn viel ausgetretenes Blut, und gewiß starb der Prinz zunächst daran. Neben dem ist auch das von der Größe einer welschen Nuß gefundene kalkartige Concrement bey der Theilung der Luftröhre so unwichtig nicht, als es von den Schwedischen Aerzten angesehen wurde. Wäre seine Lage, in wie fern es einem großen Blutgefäße oder Nerven nahe lag (und das erstere ist höchst wahrscheinlich), in dem Sections-Verichte genau bestimmt worden, so würde es sich zuverlässig erklären lassen, wie viel es durch seinen Druck unter den angeführten Umständen zum Tode beytrug. Im Magen des Leichnams fand sich keine Spur von Vergiftung, und hätten die Aerzte zu den im Magen gefundenen

vier (wahrscheinlich vegetabilischen) Partikeln, die wie kleine Theile von Kork und Reis aussahen, und Ueberreste des am Morgen genossenen Spargelgerichts seyn konnten, nicht den Ausdruck Körner gewählt, so wäre man wohl nicht auf den Verdacht von mineralischen Giftkörnern verfallen. Was bey der Leichenöffnung dem Hrn. Dr. Rossi scheinbar zur Last fallen konnte, war allenfalls, daß die aufbewahrte und zurückgesetzte Magenflüssigkeit ununtersucht abhanden kam. Allein man muß bedenken, daß die secirenden Aerzte keine gerichtliche Leichenöffnung anzustellen hatten, daß auch damals von keinem Verdacht einer Giftmischeren unter ihnen die Rede war, und daß Hr. Rossi die Leichenöffnung nicht allein unternahm, ja sie einem Andern hatte übertragen wollen, sondern daß noch drei Aerzte aus Lund zugegen waren, die das Protocoll mit unterschrieben, und einstimmig ihr Urtheil dahin gaben, daß der Prinz an einem Schlagflusse gestorben sey. Dennoch mußte Hr. Rossi allein das Versehen büßen; er wurde seines Amtes, seiner Gage und selbst seines Vaterlandes für verlustig erklärt; und ob gleich der König dem Ausspruch des Ober-Burggerichts, die Landesverweisung betreffend, seinen Beyfall versagte, so hielt es Hr. Rossi doch um seiner Ruhe und Sicherheit willen für dringend nothwendig, sich aus einem Lande zu entfernen, wo ihm das gräßliche Beispiel des von dem wüthenden Pöbel ermordeten Grafen von Fersen immer vor Augen schwebte, und sich nach Mecklenburg zu begeben, wo er jetzt zu Goldberg als practischer Arzt sich niedergelassen, und diese in aller Hinsicht interessante Schrift verfaßt hat. Hr. Leibarzt Vogel in Rostock begleitete solche mit einer Vorrede, und verfaß sie am Ende mit

einigen Anmerkungen, davon die zweite und größte die Aqua Toffana betrifft, die zuverlässig nie etwas anders, als ein arsenicalisches Gift war. — Nec. möchte nicht mit Hrn. Boquel einstimmen, daß in unsern Zeiten von einem solchen Gifte keine Rede mehr sey. Bösewichter und Gifte gab es zu allen Zeiten, und die Verbreitung der Bekanntschaft mit Giften hat ehe zu-, als abgenommen. Daß berühmte Aerzte in Italien die ganze Sache mit der Aqua Toffana geradezu für eine Fabel erklären, mag allerdings seine guten Gründe haben.

Paris.

Von dem Bulletin de Pharmacie haben wir im vorigen Jahrgange unserer Blätter (S. 508 und 1914) die beiden ersten Bände angezeigt. In dem dritten Bande dieses Bulletin theilt Planche in Nr. I. S. 16 Tingry's Analyse der alkalischen Wasser zu Evian mit. S. 31 kömmt eine Analyse des Semen Lycopodii von C. L. Casdet vor. C. bestätigt das von Bucholz zuerst beobachtete Vorkommen des Zuckers in dieser Substanz. S. 41 empfiehlt Brugnatelli als eines der wirksamsten Mittel gegen den Bandwurm das Schwefelzinn. Er bereitet dasselbe durch Zusammenschmelzen von 3 Unzen Zinnfeile und 1 Unze Schwefelblumen, und gibt es entweder für sich, oder mit Zucker, Magnesia, Anisamen zu ℥ss bis ℥j zwey bis vier Mahl täglich. Auf den Gebrauch von ℥ss soll meistens der Abgang des Bandwurms erfolgen. S. 43 rath Jossiah Jovel, die Dämpfe des Mercurius dulcis gleich bey der Bereitung in Wasser aufzufangen, um dieses Medicament dadurch geradezu in einem viel vollkommener präparirten Zustande zu erhalten, als durch das bisher übliche Verfahren. — Nr. II. S. 49 Vauquelin verglei-

1008 G. g. N. 101. St., den 26. Jun. 1813.

hende Versuche über Zucker, Gummi und Milchzucker. Sie betreffen insbesondere das Verhalten dieser Substanzen bey der Destillation, und die Beschaffenheit der dadurch aus ihnen erhaltenen Producte. Außerdem theilt der Verf. einige Versuche über das Gummi aus Daffora mit. S. 58 Destouches Analyse einer dem Bernstein ähnlichen und auch dafür verkauften fossilen Substanz aus der Gegend von Villers am Ufer der l'Alsne einige Stunden von Laon in der ehemahligen Picardie. Nach dem chemischen Verhalten dieser Substanz, und nach dem, was der Verf. von ihrem Vorkommen anführt, müssen wir glauben, daß dieser vermeintliche Bernstein mit dem Retinasphalt von Boves und Halle, welchen Hatchert und Bucholz zuerst untersucht haben, dieselbe Substanz sey. S. 67 rath Bouillon-Lagrange, zur Bereitung des Traubensyrups die Trauben zuvor in einem Backofen zu behandeln, weil sie dadurch eine größere Süßigkeit, gleich mehreren andern vegetabilischen Substanzen, erlangen. S. 72 wird von Metrasse die Anwendung der liquiden oxygenirten Salzsäure zum Räuchern in Hospitälern anstatt der gasförmigen als weniger nachtheilig für die Gesundheit der Kranken empfohlen. Der Verf. beruft sich dabei auf Erfahrungen, welche er hierüber auf Zeeland zu machen Gelegenheit gehabt hat. S. 74. Um den Campher in einem größern Verhältniß mit dem Wasser mischbar zu machen, rath Planche, ihn zuvor in Schwefeläther aufzulösen, und diese Auflösung nachgehends mit Wasser zu versetzen. S. 83 rühmt der Doctor Cazals zu Agde die Blätter von *Olea europaea* als ein treffliches China-Surrogat. — (Die Fortsetzung künftig.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 26. Junius 1813.

Leipzig.

Bey Weidmann: Jesu Universalreligion.

Seitenstück zu — Reinhard's Schrift: Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf. 1811. 289 Seiten in klein Octav.

Der Zweck dieser Schrift ist, weder diejenige, zu welcher sie ein Seitenstück seyn soll, zu widerlegen, noch auch, sie zu erklären und anzuwenden, sondern vielmehr, die Universalität der Christlichen Religion wider Zweifel und Einwürfe zu vertheidigen, die in der frühern Schrift unberührt geblieben waren, Jesum, als Stifter einer solchen Religion, nicht bloß, wie Reinhard gethan hatte, mit den größten Weltweisen des heidnischen Alterthums zu vergleichen und über sie zu erheben, sondern unter den Israelitischen Weisen die Männer aufzusuchen, die ihm in seinem großen Plane vorgearbeitet haben, endlich nicht nur zu zeigen, daß Jesus einen Plan zum Besten der Menschheit entwarf, sondern auch, wie fern dieser Plan realisirt sey, und aus welchen Gründen man die

G (5)

weitere Ausführung desselben hoffen dürfe. Uebrigens findet man doch eine stillschweigende bescheidene Critik mancher Behauptungen und Verfahrungsarten Reinhard's. Wir rathen allen denjenigen, welche sich für die wichtige in Rede stehende Frage interessieren, beide Schriften zu vergleichen, um zu einem unparteyischen Resultate zu gelangen. Sie werden in der zweyten manche neue Ansichten, und zugleich einen ungemein regen Sinn für die Gottheit und Menschheit, für Religion und Christenthum, für Sittlichkeit und Wohlfarth der Menschen, finden. Einen größern Effect aber dürfte sich diese Schrift versprechen, wenn der Verfasser seine Gedanken mehr in eine logische Ordnung gebracht hätte, wenn er genauer bey der Materie geblieben wäre, die er jedesmahl abhandelt, und nicht oft Fremdes, zu der Sache nicht Gehöriges, eingemischt hätte, wenn er endlich über Manches sich deutlicher und bestimmter erklärt hätte. Diese Gebrechen findet man schon, und vornehmlich, in der Einleitung, wo es gewiß jedem Leser schwer werden wird, den Faden zu finden, der die Gedanken verbindet, das Fremdartige abzusondern, und den wahren Sinn mancher Stellen zu bestimmen. Doch sieht man wohl, daß der Hauptzweck dahin geht, zu zeigen, warum jetzt der Plan Jesu aufs neue untersucht werden müsse, und auch besser, als sonst, untersucht werden könne. Hier kommt der Verfasser auch darauf, daß jetzt Kältsinn und Indolenz gegen die Religion die vornehmsten Feindinnen derselben seyen, und dann fährt er fort: "Ehemahls blieben Bekümmerten noch der Trost übrig, daß diese Gleichgültigkeit eigentlich nur die Kirche, nicht die Religion, anginge, und je mehrere Lehren und Beweise als unhaltbar aufgegeben würden, desto

fruchtbarer und angenehmer die übrig gelassenen wären; das Verschwinden der sichtbaren Kirche erweckte das schöne, himmlische Bild der unsichtbaren — Sind aber solche Vorstellungen und Ansichten mehr als Traum und Nebel, wenn selbst die Würde und Wohlthätigkeit der Reformation nach so lange genossenen Vortheilen in Zweifel gezogen wird? wenn von dem Gebäude des Christenthums in der neuesten protestantischen Dogmatik wenig mehr stehen sollte, weshalb sie nöthig gewesen wäre? — Es ist wichtig, darin einig zu seyn, wie viel die Lutherische und reformirte Kirche noch von ihrer älteren Glaubens- und Sittenlehre übrig habe, da sie bisher für das echte System des Christenthums galt, und wenn wir nicht seinen Begriff als einen unveränderlichen und begründeten festhalten, unmdglich wissen können, welche Art von Christenthum fortdaure, oder sich über die ganze Erde verbreiten soll. Nach Hrn. Stäudlin im dritten Theile seiner Geschichte der Sittenlehre Jesu habe Luther selbst der Christlichen Moral durch seine Lehre von der Rechtfertigung und de servo arbitrio einen Schaden zugefügt, den er nur durch seine nachfolgende Predigten über einzelne Tugenden und Laster wieder vergütet hätte. Gern räumen wir ein, daß mehr als ein System eben durch seine Strenge und gar zu scharfen Lehrbestimmungen sich zu einer Inconsequenz verstehen mußte, durch die es allein seine schwachen Seiten deckte, oder ihren Mißbrauch verhütete; allein wenn es darauf ankommt, zu erforschen, welches System am meisten mit der heil. Schrift übereinstimmt, so wird wohl der Protestantismus, so lange es noch eine echte grammatisch-historische Hermeneutik gibt, am meisten als biblisch erscheinen, und jedesmahl

auch in seiner Härte und Schärfe aufgestellt werden müssen, wenn er in das nämliche Verhältniß mit neuern Gegnern geräth, in welchem das Christenthum bey seiner Entstehung mit den ältesten zu kämpfen hatte. Denn nichts fällt wohl mehr ins Auge, als die große Aehnlichkeit zwischen dem Pharisäismus oder Sanhedrinismus und dem Catholicismus und der Hierarchie zur Zeit der Reformation“ S. 9 f. Jeder denkende Leser wird wohl in den hier zusammengestellten Gedanken den erwünschten Zusammenhang, die Bündigkeit und Bestimmtheit vermissen. Wir bemerken in der Kürze darüber nur Folgendes. Was der Verf. anführt, beweiset nicht, daß man jetzt nicht nur gegen die Kirche, sondern auch die Religion gleichgültiger geworden sey. Wenn auch die Wohlthätigkeit der Reformation jetzt von Manchen bezweifelt oder beschränkt wird, und wenn auch das Ansehen der alten Lutherischen und Calvinischen Dogmatik sehr gesunken ist, so könnte doch daneben die größte Wärme für die Religion herrschen. Die Thatsache selbst wollen wir nicht läugnen, aber es mußten wohl andere Zeichen der Zeit angeführt werden, um sie darzuthun und zu bewähren. 2) Unsere grammatisch-historischen Exegeten werden läugnen, daß der Protestantismus, worunter der Verf. hier nur den Lutherischen und reformirten Lehrbegriff verstehen kann, am meisten biblisch sey; sie werden vielmehr das Unterscheidende dieser Lehrbegriffe in der Bibel entweder gar nicht finden, oder daselbst bloß zur Historie, zu den Jüdischen Meinungen, zu den Accommodationen, rechnen. Verstehet er aber unter dem Protestantismus den Grundsatz des beständigen, unruhigen, immer nach dem Bessern strebenden Forschens in Religionsfachen, warum redet er

denn von einem unveränderlichen Begriffe des Christenthums, und meint er alsdann nicht mit dem Protestantismus etwas Anderes, als die ersten Protestanten und Reformatoren selbst, welche alles Forschen in Glaubenssachen durch die heil. Schrift banden und beschränkten? 3) Was die Erinnerung gegen Stäudlin (nicht im dritten Theile seiner Geschichte der Sittenlehre Jesu, sondern in seiner Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, welche ein besonderes Werk ist) betrifft, so nimmt der Verf. willkürlich und ohne Beweis an, daß Luther's Lehre vom servo arbitrio und der Rechtfertigung in der heil. Schrift selbst gegründet, und von ihm und Jesus selbst nur deswegen in solcher Härte und Schärfe aufgestellt worden sey, um einen recht starken Gegensatz hier gegen Pharisäismus, dort gegen Catholicismus, zu machen, oder, wie er sich S. 13 ausdrückt, dem mächtigen Pro ein noch stärkeres Contra gegen über zu stellen, und in die Schranken der Wahrheit zurück zu drängen. So wäre es also beiden mit ihren Behauptungen kein rechter Ernst gewesen, und sie hätten nur durch ein Extrem auf die Mittelstraße leiten wollen. Der Verf. scheint zu glauben, daß daselbige Kunststück auch noch jetzt angewandt werden müsse a. D.

Der I. Abschnitt des Buchs selbst enthält eine Erklärung des Sinns, in welchem Jesus die Ausbreitung seiner Religion auf der ganzen Erde gedacht hat. Es wird hier besonders gezeigt, daß sich schon vor Jesus unter den Hebräern hier und da Spuren von der Idee einer Universalreligion finden, daß Jesus selbst sich über seinen Plan, sie einzuführen, sich zwar deutlich geäußert habe, aber durch verschiedene Umstände

gehindert wurde, sich noch deutlicher zu äußern; daß unter den Aposteln, die mit ihm lebten, Johannes das Meiste, und Petrus das Wenigste davon gewußt habe, und daß Paulus am tiefsten in denselben eingedrungen sey. Was den Sinn betrifft, in welchem sich Jesus seine Religion als universal dachte, so stimmt der Verf. Reinharden darin bey, daß er sich wirklich den Religionsplan Jesu für die ganze Erde deutlich und bestimmt berechnet vorstellt, nimmt aber an, daß die Verbreitung dieser Religion unter allen Secten in Palästina beginnen, dann die unermessliche Anzahl der Profelyten herbeiführen, und was die Folgen in den übrigen Ländern und Völkern seyn möchten, der göttlichen Vorsehung anheimgestellt bleiben sollte, weil Jesus, nach seiner Bescheidenheit von der Zukunft zu denken und zu reden, über die Größe und Weite seines Reichs nichts Bestimmtes festsetzte. S. 43 f. und S. 58 setzt er noch hinzu: "Nichts wäre wohl irriger, als wenn wir uns irgend eine bestimmte Zeit dächten, wo das Ansehen Jesu mit gleicher Macht und Hoheit von allen Menschen anerkannt würde, oder die Erde mit so viel Christen erfüllt, daß kein Dorf oder Flecken ohne sie anzutreffen wäre, oder so allherrschend und überwiegend, daß keine andere Religion neben ihr bestehen oder geduldet werden könnte, oder endlich so rein, geläutert und abgeklärt, daß sich nichts von Schlacken oder menschlichen Zusätzen daran finden sollte. Wie offenbar ist auch da Christenthum unter den Menschen, wo reiner Naturalismus zu seyn scheint, weil jenes auf keine so einförmige, steife Methode bey seinen Verehrern dringt, daß sie alle auf gleiche Art anfangen und enden müßten —" und

S. 60 f. "Bewunderung erregt der Scharfblick und standhafte Sinn, mit welchem Jesus untrüglich voraussah, daß theils alle Systeme auf ihn zurückkommen, und selbst seiner Person den Vorzug vor andern Religionen geben würden, theils daß in seiner Religion eine Wahrheit und Kraft läge, sich Aller Gemüther bemächtigen zu können, wenn es auch nicht zu ihrer gänzlichen Eroberung käme." Einiges in diesem Abschnitte hätte wohl eigentlich in den zweyten gehört, z. B. die Frage: ob nicht das Historische, was dem Christenthum anhängt, und, wie es scheint, nicht von demselben getrennt werden kann, seiner Universalität im Wege stehe? wobey sich der Verf. wieder mit Stäudlin zu thun macht, der jedoch in seinen spätern Schriften die Frage anders behandelt hat, als in seinen frühern, auf welche hier allein Rücksicht genommen ist. II. Die Christliche Religion ist so beschaffen, daß sie eine Religion für Jedermann seyn kann. Dieß wird, besonders in Ansehung der Glaubenslehre, und der Form und Lehrart, in welcher das Christenthum zuerst vorgegetragen worden ist, gezeigt. Hier wird unter andern behauptet, daß der Tod Jesu als ein Vergnadigungsmittel in der Christlichen Religion, als einer universalen, nicht fehlen durfte. "Wenn Jesus selbst und seine Jünger die vollkommene Vergnadigung des Sünders bey Gott von diesem Tode so abhängig machen, daß sich eher am hellen Mittage die Sonne, als im Christlichen Lehrbegriffe diese Versicherung übersehen läßt, so kann nach der tiefen Menschenkenntniß Jesu nur das allgemeine Bedürfniß unserer Natur der Beweggrund seyn, der ihn zu einer solchen Aufopferung und Darstellung derselben vermochte. Viel-

leicht, es ist nicht zu viel gesagt, daß, wenn auch vor Jesu sich nicht bey allen Völkern die Vorstellung und Liebe zu Opfern und Versöhnungen gefunden, und ihre Gefahr und Abscheulichkeit durch Menschenopfer offenbaret hätte, das merkwürdige Schicksal seines Todes doch auf die von ihm bestimmte Weise wäre gebraucht worden" S. 73. Es wird darauf noch besonders erklärt, wie dieser Tod sowohl für Leichtsinnige, als auch für Aengstliche, heilsam sey. In Beziehung auf die erstern wird gesagt: "Ist es ihnen nicht heilsam, durch eine so lehrreiche Thatsache, als Jesu Tod ist, zu erfahren, wie rettungslos der Leichtsinn in den Abgrund der Sünde stürzen, und, wenn es möglich wäre, das Schandmahl und Aergerniß der ganzen Menschheit zu wiederholen, Jesum Christum abermahls kreuzigen und für Spott halten könne?" — in Beziehung auf die andern aber: "Welch eine Wohlthat allen nachdenklichen und gefühlvollern Seelen mit der Zusicherung der göttlichen Liebe durch Jesu Tod widerfahre, wie würdig es für sie sey, bey den so schweren Anstrengungen, als das Gutmachen vergangener Fehler, und das Vergüten verursachter Uebel, ist, sich auf keine unnöthigen einzulassen, fördern alle noch erübrigte Kraft bloß dem ernüßerten Tugendfleiß und dem Wohlgefallen und dem Beyfalle an der Gnade, die in dieser Schwachheit mächtig ist, zu weihen, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Schon die Sicherheit vor aller Willkühr menschlicher Erfindungen und vor der marternden Ungewißheit jeder selbstbeliebigen Ausöhnung muß uns zur Bewunderung der einfachen Lehre nöthigen." S. 74 f. Wir glauben, daß der Verf. sehr richtige Ansichten vom Tode

Jesu hat, aber es wäre doch noch genauer zu zeigen gewesen, wie fern dieser Tod zur Universalität der Christlichen Religion gehört, wie unendlich viel er zur Ausbreitung derselben bestrug, und wie die durch denselben dargestellte Lehre selbst eine innere Universalität hat. Auch dadurch wird, nach der Meinung des Verf., das Christenthum eine Universalreligion, daß es die Lehre von der Unsterblichkeit practisch für die moralische Rechenschaft anwendet, und sie vorrefßlich behandelt. "Die richtige Darstellung des unsichtbaren, übersinnlichen Zustandes in der Zukunft," sagt er, "ist ein Vorzug des Christenthums, wodurch es allen Menschen ohne Unterschied annehmlich und erfreulich wird; denn selbst für den Fall, daß Jemand die Lehre von Jesu, als dem Weltenrichter, eben so schwierig, als oben die *πίστις* an seine Person fände, so ist nichts zulässiger und weniger gewagt, als, die Lehre Jesu für ihn selbst zu denken, und metonymisch oder personificirt das Christenthum als einen losprechenden oder verdammenden Richter für seine Bekenner, ja für alle Unsterblichen, zu betrachten. Allein zu viel Eigenthümliches und FruchtbareS ginge durch eine solche Vorstellung verloren: denn so wie die einst entweder völlig unbekannte oder nur inhaltsleere, bloß Schatten, nicht Licht, verbreitende Vorstellung von der Unsterblichkeit erst dadurch zur Klarheit und Gewißheit kam, daß Jesus, als der erste Unsterbliche, Auferstandene und Belohnte, im Reiche der Ewigkeit fortlebt, so viel erwünschter, begründeter und anwendbarer wird die Erwartung einer abzulegenden Rechenschaft, wenn Jesus als persönlicher Richter auftritt — Die künftige Verfassung der Christen erscheint auch dadurch in einem hellern

Glanze, daß sie ihr entscheidendes Schicksal von dem erwarten, nach dessen Lehre und Muster sie sich gebildet haben, und der um seiner eigenen Erfahrungen und beispiellosen Verdienste und Aufopferungen willen von ihnen zum Richter gewählt werden müßte, wenn ihm nicht dieses Amt zu seiner Verherrlichung und Vergeltung von Gott übertragen wäre.“ S. 81 f. Die Schwierigkeit, welche aus der historischen Beschaffenheit der Religion Jesu für ihre Universalität entspringt, besteht eigentlich darin, daß das Historische seiner Natur nach nicht so allgemein bekannt seyn und angenommen werden kann, als das, was in der menschlichen Natur und ihren Anlagen selbst Grund hat, und sich aus derselben entwickelt. Allein diese Schwierigkeit ist, nach unserer eigenen Ueberzeugung, von keiner großen Bedeutung, indem historische Religionen sich weiter ausgebreitet haben, als philosophische, indem in jenen zugleich philosophische Ideen mit enthalten seyn, und durch diese Vereinigung die größte Universalität erhalten können, deren eine Religion auf Erden fähig ist, indem endlich aus der menschlichen Natur selbst sich wenig Gleichförmiges in Ansehung der Religion entwickelt. III. In wie fern mit dem Plane Jesu zu einer Universalreligion die Erfahrung übereinstimmt. Von der bisherigen Ausbreitung des Christenthums, den Missionen u. IV. Woher wir für die Ausbreitung desselben größere Hoffnung fassen können. Die Hoffnungen werden daher genommen, weil der Wohlstand der Völker im Zunehmen sey, der Unterricht der Zeitgenossen zweckmäßiger getrieben werde, und die gegenwärtigen Weltverwirrungen Mittel zur Beförderung des Christenthums werden können. - Uns

dünkt, daß hier nicht wohl allgemeine Urtheile gefällt werden können, sie passen immer nur auf gewisse Menschen, Gegenden und Zeiten. Der Wohlstand ist mehr als zweifelhaft, und gibt selten Hoffnungen für die Religion. Jeder mag sich seine Hoffnungen nach seiner Weise aus seiner Ansicht der Gegenwart machen, eine höhere Hand macht sie oft zu Schanden, läßt sie aber auch oft da entsproßen, wo wir nichts hoffen. Die größten Hoffnungen für das Christenthum liegen, unsers Erachtens, in der Vergangenheit, in der Geschichte seiner Grundung, seiner Ausbreitung, seiner Wirkungen. V. Worin das Bleibende, Höchste und Unveränderliche im Christenthum zu setzen ist. Dieß soll im Begriffe von Gott als Geist und Kraft, in der Tugend, nicht als einer ganz freyen und sich immer gleichen Thätigkeit, sondern als fester Gesinnung und Unverführbarkeit, und der Ergebung und Zufriedenheit, als der wahren Glückseligkeit, liegen. Der Abschnitt hat nicht die erwünschte Klarheit und Bestimmtheit. VI. Ob das menschliche Geschlecht in seiner Glückseligkeit fortschreite? Wir glauben nicht, daß diese Frage in der Verbindung mit dem Plane Jesu stehe, die sich der Verf. vorstellt. Er selbst nimmt ein solches Fortschreiten an, und ist der Meinung, daß auch der Plan Jesu, eine allgemeine, sich immer weiter verbreitende, Religion zu stiften, es mit sich bringe. Was er dafür anführt, kommt darauf zurück: Der Sinn des Plans Jesu geht nicht nur auf die Erleuchtung, Besserung und Beruhigung einzelner Menschen, sondern auch dahin, daß die Zahl der Christen auch der Menge nach wachse, und daß sie, wo sie einmahl als Gesellschaft ist, eine bleibende Stätte habe,

und daß man, ohne noch zweifelhaft nach ihren Eigenschaften und Wirkungen zu fragen, bloß ihre Aecker, Werkstätte und Häuser als Zeugen und Richter darüber anhören dürfe. Eine gemäßigte Wohlfarth kann von den wahren, verständigen, practischen Christen nirgend zu weit abliegen. Das Christenthum verdient auch wegen der bürgerlichen Vortheile, die es gewährt, den Vorzug vor andern Religionen. Es setzt endlich die Lehre von der Vorsehung Gottes in das hellste Licht, und muß eben deswegen auch seinen Bekennern äußere Wohlfarth verheißen. Aus allem diesem wird also geschlossen, daß, wenn wirklich das Christenthum immer allgemeiner werden soll, auch das menschliche Geschlecht in seiner Glückseligkeit immer weiter fortschreiten müsse. Ja es werden selbst folgende Thatsachen als Belege dieses Fortschreitens angeführt: Die Gefahren des Lebens und der Freyheit haben sich, trotz aller übrig gebliebenen Leiden, vermindert; die alte Barbarey wird durch die Buchdruckerey, und die Verfolgung auf Tod und Leben durch das aufblühende America, abgehalten; die Pflege und Ernährung des Lebens ist jetzt sicherer; auch die Meeresfreyheit, welche so viel zur Sicherung der menschlichen Wohlfarth beyträgt, ist zu hoffen. Wir behaupten dagegen 1) das Christenthum kann sich immer weiter verbreiten, ohne daß deswegen die zeitliche und bürgerliche Wohlfarth in gleichem Maße fortschreiten. Gerade unter Leiden und Verfolgungen hat es sich am meisten, schnellsten und weitesten verbreitet. Zeitliche Vortheile und weltliche Güter mögen wohl auch seine Ausbreitung begleiten, aber es legt ihnen selbst nur einen geringen Werth bey, und es kann auch ohne sie in

seiner ganzen Kraft da seyn. Wird es Religion der Staaten, so kann es sie in hohem Grade beglücken, doch ist dieß nicht sicher und gewiß, indem andere unvermeidliche, auch durch das Christenthum unüberwindliche, Ursachen ihre Wohlfarth schwächen und zerstören können. 2) Ist von dem beständigen Fortschreiten des Menschengeschlechts zu einer immer größern Glückseligkeit die Rede, so muß man nicht nur auf einen Theil seiner Geschichte, nicht nur auf gewisse Zeiten, Gegenden und Völker, sondern auf das Ganze, Rücksicht nehmen. Gesezt auch, daß das Christenthum sich ohne ein solches Fortschreiten nicht ausbreiten könnte, so würde daraus noch kein Fortschreiten des ganzen Geschlechts folgen, sondern es würde erst mit der Ausbreitung des Christenthums seinen Anfang genommen haben. 3) Ob wirklich das Menschengeschlecht im Ganzen zu einer immer größern Glückseligkeit fortschreite, ist eine Frage, die wir, weil wir das Ganze nicht überschauen, nicht auflösen können. In dem, was wir vom Ganzen wissen, kommt Vieles vor, was mit diesem Fortschreiten im Widerspruche steht. Führt man einzelne Thatfachen als Belege dafür an, so beweisen sie niemahls Etwas für das Ganze. Diejenigen Thatfachen aber, auf welche sich der Verf. beruft, sind nicht nur auf gewisse Gegenden und Zeiten beschränkt, sondern auch, zum gelindesten zu sagen, selbst als einzelne Thatfachen streitig.

München.

Bey Lindauer: Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Aus bisher ungedruckten Parieren. Herausgegeben von Carl Wilhelm Fried. Breyer. IV u. 244 S. in Octav. 1812.

„Unter den eben so interessanten als zahlreichen Papieren, deren Einsicht und Benutzung mir zum Behuf der Bearbeitung der Geschichte Maximilians I. von Baiern gestattet ist, finden sich mehrere, welche zur Aufnahme in die erwähnte Geschichte nicht geeignet, aber doch einer öffentlichen Mittheilung werth sind. Die vorzüglichsten Bruchstücke dieser Art gedenke ich daher von Zeit zu Zeit in besondern Sammlungen herauszugeben“ — so erklärt sich der Herausgeber in der Vorrede über dieses Werk. Der Inhalt wird unsern Wunsch, bald die Fortsetzung zu erhalten, rechtfertigen.

1. Lenker's Sendung nach Spanien im Jahr 1620. Diesen Doctor (was war er in München?) sandte Maximilian im Januar 1620 als Agenten nach Spanien, um dessen, in der Meinung wie in der That, wichtige Hülfe und den Einfall in die Pfalz zu betreiben; außerdem auch die Unterhaltung von 1000 Reitern unter Maximilians Befehl, und nebenbey auch wegen der Churwürde, die dieser vom Anfange an nie aus den Augen ließ, das Nöthige einzuleiten. (Er bekam den Gewold de septemviratu mit.) Seine Berichte (denen als Einleitung des Herausgebers Vorlesung in der Academie zu München am 29. October 1810 voranstehet) haben wir nun vor uns, die allerdings über den Zustand des Spanischen Hofes und Reichs in der Zeit viele Aufschlüsse geben, und in vielfacher Hinsicht Interesse gewähren. (S. 63 die ungeheuern Vortheile eines Genuesen' bey einer Anleihe für den König; die rispetti (S. 87), welche die Minister höher achten, als alle negocios der Welt; des Oestreichschen Gesandten

Rhevenhüller's Noth bey Ferdinand II. Berar-
mung, Spanien mußte ihn unterhalten, S. 173;
wie keck in dem despotischen Staat gepredigt,
S. 120.) Was die Deutschen Angelegenheiten
betraf, so war der Reichsvater des Königes und
Groß-Inquisitor, Ludwig von Alliaga, durchaus
nicht für die Spanische Einmischung in die Deut-
schen Händel (möchte er doch dabey verharret
sehn!), daß Leuter besonders seine Umstimmung
und den Entschluß des Cabinets bewirkt habe,
geht doch nicht hervor, so gewandt er sich auch
zeigt. Wie dem auch sey, der Ruhm ist gewiß
nicht beneidenswerth: der Geschichtschreiber, der
Freund des Vaterlandes wird darüber trauern,
und die Verblendung verwünschen, mit der man
um Privat-Absichten willen die Fremden ins
Land zog! Um Beruhigung war es auch Maxi-
milian wohl eben kein Ernst, sonst hätte er die
Englischen Schritte (S. 147) nicht so kalt ver-
worfen. — Sollte der Herausgeber künftig meh-
rere Correspondenzen solcher Art geben, so wä-
ren doch mancherley Abkürzungen wohl rathsam.

II. Zur Geschichte Gustav Adolphs, Kö-
niges von Schweden. Aus dem Nürnberger
Archiv. Offenbar das wichtigste Stück der
Sammlung, welches die so dunkle und zweifel-
hafte Sage über des Königes Plane mit Deutsch-
land sehr aufhelle. Es sind Unterhandlungen
mit der Stadt Nürnberg, vom 9. Junius 1632
an, zum Theil Gespräche mit dem Könige selbst.
Ganz fest und entschieden war man Schwedischer
Seits wohl noch nicht über das, was man neh-
men wollte, oder man traute sich der festen
Sprache noch nicht. Fortsetzung des Krieges,
Bildung eines beständigen corpus formatum bel-

licum der Protestanten cum capo (der König wollte mit Sachsen zufrieden seyn, daß er es selbst werden wollte, war aber klar genug. Wie gut doch eine dritte, kräftige Partie in Deutschland gewesen wäre!). Uebrigens Zerspaltung Deutschlands in protestantische und catholische Hälfte. Durch größere Freiheit sollten die Stände zur Eingehung angelockt werden, wie in Italia und Niederland; dazu wollte Gustav Adolph alle Eroberungen behalten, Kaiser in denselben seyn, und Lehnherr über weggebene Provinzen; Pommern, Mecklenburg, die Mark, wohl endlich herausgeben: doch sah man wohl, daß er das erstere doch nicht gelassen hätte, und nicht lassen konnte. Die Folgen dieser Zerstückelung beachtete er nicht, weil sie ihm nutzen sollten. Von kaiserlicher oder königlicher Würde sprach Gustav Adolph nicht, wohl aber seine Rache: wie viel deren Vergrößerungseifer, deren Ausdehnungen der Gedanken ihres Herrschers, hinzuthat, weiß man hieraus nun nicht. Die bekannten Friedenspunkte von 1632 sind also so unecht wohl nicht, und die Antwort des Königes im soldat suédois (S. 154), daß er sich mit einem Stüchchen Land vom Belt bis an den Rhein begnügen wolle, spricht seine wahren Gesinnungen sehr richtig aus. Man muß das Ganze selbst lesen.

III. Eigenhändiges Schreiben Jacobs I. von England an den Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Ohne Datum. Der letztere hatte sich mit seiner Gemahlin über den Voratz gezanzt, wie es scheint, etwas zu laut. Der König schrieb: elle feroit indigne de vivre, si elle quitteroit sa place sans mon sceu et advis. — —

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 28. Junius 1813.

Heidelberg.

Bey Mohr und Zimmer: Von deutscher Philosophie Art und Kunst. Ein Votum für Friedr. Heint. Jacobi gegen F. W. J. Schelling, gegeben von Jacob Friedr. Fries. 1812. 102 S. in Octav.

Der Streit der neuen pantheistischen Naturphilosophie mit der Jacobi'schen Religionslehre hängt durch seinen Gegenstand sowohl, als durch die Art, wie er bisher geführt worden, mit den sämtlichen Verhandlungen, die seit Kant die Philosophie der Deutschen auszeichnen, auf das engste zusammen. Es war vorauszusehen, daß die beiden Hauptschriften, die wir im vorigen Jahre angezeigt haben, mehrere Federn in Bewegung setzen würden. Aber wir müssen uns darauf beschränken, nur ein paar der Urtheile auszuheben, die seitdem in dieser Sache zur Notiz des Publicums gekommen sind. Unter diesen verdient das Urtheil des Hrn. Prof. Fries vorzüglich deswegen in unsern Blättern eine Auszeichnung, weil wir versäumt haben (die Versäumnis war zufällig), das schätzbare ausführliche Werk anzuzeigen, durch welches der Verf. schon vor sechs Jahren seinen Beytrag zur

H (5)

Aufhellung der durch Kant angeregten Untersuchungen abgeliefert hat. Dieses ausführliche Werk, unter dem Titel: *Neue Kritik der Vernunft*, von J. S. Fries (Heidelberg 1807, in 3 Octavbänden), mag also bey dieser Gelegenheit wenigstens in Erinnerung gebracht werden, da eine genauere Anzeige seines Inhalts zu spät kommen würde. Auch läßt sich ohne Beziehung auf diese Vernunft-Critik des Verf. die vor uns liegende kleine Schrift nicht ganz so verstehen, wie der Verf. wünschen muß, verstanden zu werden. Die Philosophie des Verf. geht von der Kantischen aus. Sie will den unhaltbaren Theil des Kantischen Systems von demjenigen trennen, der, nach dem Verf., unwiderlegbar und die einzige sichere Grundlage einer wissenschaftlichen Philosophie überhaupt ist. Der Verf. findet alle Schwierigkeiten, die der richtigen Würdigung des Kantischen Systems im Wege stehen, in dem Verhältnisse der Vernunft, der das Ewige angehört, zu der Sinnlichkeit, die nur das Endliche kennt. Doch ist ihm bey seinem Nachdenken über die Begründung der wissenschaftlichen Philosophie eine andere Schwierigkeit nicht entgangen, die im Begriffe eines Beweises liegt. Er sieht ein, daß kein Grundsatz, der für den höchsten gelten soll, sich eigentlich demonstrieren läßt. An die Stelle der Demonstration will er nun in die Philosophie eine Art von Darlegung einführen, die er *Deduction* (in einer neuen Bedeutung des Worts) nennt. Diese Deduction gründet er auf psychologische Thatfachen. Er nennt es einen großen Fehler, den Kant begangen, daß er die transcendente Erkenntniß für eine Art von Erkenntniß a priori gehalten. Psychologisch und anthropologisch soll, nach dem Verf., die Philosophie begründet, also auch das wahre Verhältniß der Sinnlichkeit zur Vernunft,

des Endlichen zum Unendlichen, ausgemittelt werden. Die gewöhnliche Unterscheidung der Metaphysik von der empirischen Psychologie, und auch von der Logik, erklärt er (Neue Crit. der Vern. Th. I. S. 33) für widersinnig; womit denn allerdings viel gesagt ist. Das Wissen, dessen der Mensch fähig ist, findet der Verf. nur in der vollendeten Erkenntniß der Natur. Das Fürwahrhalten in metaphysischer Hinsicht nennt er Glauben. In dem Wesen der Vernunft selbst liege dieser Glaube, oder die Ueberzeugung von der Wahrheit gewisser Ideen, denen kein Gegenstand in der Anschauung entspricht. Diese Ueberzeugung komme in einem Gesetze der ursprünglichen Apperception (nach Kant) zum Bewußtseyn. So fern sie die eigentlich transcendente, der Vernunft eigenthümliche, Ueberzeugungsweise ausmache, könne man sie reinen Vernunftglauben nennen. (Neue Critik der Vern. Th. II. S. 83). Und dieser reine Vernunftglaube sey nicht unsicherer, als das Wissen, sondern vielmehr das Festeste, das wir haben. (Am angef. O. auf derselben Seite). Die Ideen oder reinen Vernunftbegriffe, auf die sich dieser Glaube bezieht, sind, nach dem Verf., das Thema der eigentlichen Philosophie in ihrem ganzen Umfange. Die Deduction dieser Ideen sey ganz factisch (am angef. O. S. 90); aber die auf diese Ideen sich gründende ideale Ansicht der Welt sey die wahrhaft philosophische, obgleich nur Ahnung, nicht Wissenschaft. Das Seyn sey uns immer nur in der Erscheinung gegeben (am angef. O. S. 204). Nur durch Negation des Endlichen bilden sich, nach dem Verfasser, unsere Ideen vom Unendlichen und Ewigen aus. Nur in Gefühlen könne sich der menschliche Geist einer Erkenntniß des Ewigen nähern. Die in

telligible oder ideale Welt sey nur eine der Erscheinung angebildete Idee des Ewigen (am angef. V. S. 205). — Nach dem Gutachten des Recensenten liegt in diesen Ansichten des Verfassers etwas Wahres, das nicht genug hervorgehoben und weiter ausgebildet werden kann. Befriedigt aber hat es, so viel wir wissen, andere Leser eben so wenig, als uns. Mehr darüber zu sagen, ist hier nicht der Ort. Wir wollten nur bemerklich machen, wie der Verfasser durch seine philosophische Glaubenslehre bestimmt werden mußte, bey dem neuesten Streite über das Wesen des Ewigen für Hrn. Jacobi, und gegen den Urheber der neuen pantheistischen Naturphilosophie zu votiren, ungeachtet seine von Kant angenommene Behauptung, daß das Seyn uns immer nur in der Erscheinung gegeben sey, der Jacobischen Philosophie schnurgerade widerspricht. Wir gestehen, daß die Art, wie der Verfasser in seinem Votum zu zeigen sucht, der eben angeführte Widerspruch sey nur scheinbar, uns die wesentliche Verschiedenheit seiner und der Jacobischen Philosophie nur noch klarer gemacht hat. Unterdessen stimmen beide Philosophen in ihrer Ansicht der Meinungen überein, gegen welche der Verfasser votirt. Der Inhalt des Votums ist unter folgende Titel gebracht: Einleitung; das Wesen der Deutschen Philosophie; Kant's Gabe und seine Fehler; Jacobi's Gabe und seine Fehler: neuere Irrungen; Lauterkeit der Religionslehre. Wie der Verfasser sagen kann (S. 20 des Votums), der Verstand sey die Kraft des Willens, welche dem Menschen das höhere Bewußtseyn bringt, ist wenigstens ohne Commentar nicht wohl zu verstehen. Ganz im Geiste der Philosophie des Verfassers und Jacobi's ist der

Satz ausgesprochen, den auch der Recensent unterschreibt: "Die höhere Wahrheit kann nur eine innere Offenbarung des Geistes seyn, kraft seiner göttlichen Abkunft." — Was der Verfasser an Jacobi's Lehre tadelt, eine Verwirrung des Begriffs vom Wissen, ist auch von Andern dieser Lehre vorgeworfen worden. Die Bloßen der pantheistischen Naturphilosophie werden vom Verfasser nicht ohne Lebhaftigkeit in einer kurzen Demonstration ad hominem aufgedeckt. Auch wird der drolligen Floskeln und Phrasen gedacht, hinter welchen die neuen Naturphilosophen ihre eigentlichen Gedanken von der Unsterblichkeit der Seele verbergen, um kein Aergerniß zu geben. Nach dem Verfasser zielt nun alles Streben der Vernunft, seitdem durch Luther's Reformation die Geistesfreyheit eingeleitet worden, nach einer Religion ohne alle Dogmatik. Das alte Verderben unserer philosophirenden Theologen, urtheilt der Verf. nicht einem andern Schriftsteller, sey, daß sie zweyen Herren zugleich dienen möchten, dem alten Aberglauben, und der neu gefundenen Wahrheit. Wir überlassen es den philosophirenden Theologen selbst, auf diesen Vorwurf zu antworten.

Eine andere Schrift von einem andern achtungswerthen Denker steht mit der eben von uns angezeigten dem Geiste und Inhalte nach in so naher Verwandtschaft, daß wir sie füglich mit dem Votum des Hrn. Fries zugleich anzeigen können. Dieß ist die zu

Leipzig

in Commission bey Vogel erschienene Abhandlung: Von dem lebendigen Gott, und wie der Mensch zu ihm gelange. Nebst Beylagen. Von Christian Weiß (Professor am Gymnasium zu Naumburg). 1812. 256 Seiten in Octav.

Der Verf. stimmt in der Hauptsache entschieden für die Jacobi'sche Ansicht, wie Hr. Fries, dessen Systeme er sich auch dadurch nähert, daß er die gewöhnliche Trennung der Transcendental-Philosophie von der Psychologie verwirft. Um die Psychologie hat er sich bekanntlich durch mehrere, zu ihrer Zeit von uns angezeigte, Schriften verdient gemacht. Ueber diese Erweiterung der Grenzen der Psychologie möchte man wohl leicht ins Klare kommen, wenn man von der einen Seite nicht an dem Worte Psychologie haften, von der andern aber hinlänglich bedenken will, daß, wenn denn auch alle Erkenntniß etwas in uns ist, und in so fern immer zuerst psychologisch erwogen werden muß, die Wissenschaft doch wohl eine Trennung der bloß psychologischen Untersuchungen über das, was eine Erkenntniß subjectiv in uns ist, von dem, was sie in Beziehung auf Realität außer uns seyn möchte, nicht nur zuläßt, sondern sogar verlangt. Doch auch darüber mehr zu sagen, gehört nicht hieher. Der Verfasser empfiehlt sich beym ersten Anblicke nicht von der Seite der Speculativen Unbefangenheit; denn er spricht seine religiöse Ueberzeugung ausführlich und mit Wärme aus, ehe er wissenschaftlich gezeigt hat, worauf sich diese Ueberzeugung gründet. Darauf scheint sich auch der Titel des Buchs zu beziehen, der mehr ascetisch, als wissenschaftlich klingt, und überdieß neue Mißverständnisse veranlassen kann, weil doch auch in der pantheistischen Naturphilosophie der all-einige Gott, der von sich selbst nichts weiß, für das Ur-Princip des Lebens in der Natur, und in so fern für einen lebendigen, erklärt wird. Aber die Beweise, die der Verfasser anfangs schuldig bleibt, kommen nach. Sie gründen sich auf eine psy-

hologische Deduction des Vernunftwesens im Menschen. Der Verstand bleibe in Beziehung auf das Uebersinnliche im Streite mit sich selbst; aber für die Vernunft, die mehr als Verstand ist, sey das Uebersinnliche unbezweifelbar vorhanden. Durch die freye Richtung der Vernunft auf die Ideen, deren Merkmal das Denken des Unbedingten ist, bilde sich die wahrhaft philosophische und zugleich religiöse Ueberzeugung. Die practischen oder sittlichen Ideen kommen dabei eben sowohl, als die speculativen, in Betracht. Was der Verfasser in einer ihm eigenen Sprache von Elementarkräften und Doppelkräften der Seele sagt, um die Entstehung der philosophischen und religiösen Ueberzeugung verständlich zu machen, bezieht sich auf sein System der Psychologie. Dem Wesen der Vernunft gemäß, lehrt der Verfasser, gebe nur das für Sinn und Verstand Ungenügende volle Befriedigung, also nur dasjenige, was wir in Beziehung auf das Uebersinnliche und Unbedingte glauben, aber nicht begreifen. Weiter erklärt sich der Verfasser über die so genannte *intellectuelle Anschauung*, die nach der pantheistischen Deutung bloß speculativ ist. Was der Verfasser als *intellectuelle Anschauung* vertheidigt, schließt die reine moralische Reflexion in sich. Der Gott, an den die Vernunft wahrhaft glauben könne, müsse also auch als ein moralisch-vollkommenes und mit Freyheit wirkendes Vernunftwesen gedacht werden.

Gotha.

· Bey Essinger ist erschienen: *Epistola critica in Tibullum, Pseudo-Tibullum et Propertium ad Virum Perillustrem Henr. Carol. Abr. Eichstadium, Theol. et Phil. D. etc. auctore Ern. Carol. Chr. Bach, Conr. Lycei Ordrußensis. 1812. 8. S. 107.*

Der unfern Lesern schon durch ein nützliches Werkchen für gelehrte Schulen, Geist der römischen Elegie, rühmlich bekannte Vf. (s. G. g. A. 1809 St. 106) beweiset in diesem critischen Sendschreiben seine Fortschritte im Fache der alten Litteratur auf eine sehr erfreuliche Art, indem er in einer gebildeten Sprache seine Bemerkungen über die angezeigten Schriftsteller bekannt macht. Fast überall stimmen wir demselben bey, und der richtige Blick, die Bekanntschaft mit dem Geiste der alten Welt und der Dichtersprache, und die geschmackvolle und bescheidene Art des Vortrags sind lobenswerth. Schwerlich werden die Herren Wof, Ruinol u. a. lebende Gelehrte, von denen er abweicht, über die Art, wie er dieß thut, unzufrieden seyn, wenn sie gleich Ursache haben könnten, seine Abweichungen selbst zu billigen. S. 26 ff. ist sein Versuch nicht mißlungen, darzuthun, daß Tibull nicht wohl der Verfasser von dem Panegyricus in Messalam (Tibull. IV. 1) seyn könne, wie Wof neulich behauptet hat. Mit rühmlicher Belesenheit sind mehrere Stellen Griech. Dichter S. 70 ff. nachgewiesen, welche Propertius höchst wahrscheinlich vor Augen gehabt habe. Die Stelle in Propert. III, 1, 1-6 Callimachi manes et Coi sacra Philetæ etc., die bekanntlich nicht zu den leichten gehört, und von Critikern, als Walckenaer'n, angefochten worden ist, hat hier eine sehr gute Erläuterung erhalten. Mit Recht versteht der Verf. sacra als Synonym von manes; denn für Heiligthum, wie der sel. Lenz und Hufschke wollten, kann es nicht stehen, u. Walckenaer's Verbesserung scripta paßt am wenigsten. Statt quave ist quave von Walckenaer angenommen. Die Verbesserung in Aeschyl. Sept. e. Theb. 558 Schäf. ἡπόρως statt Ἠπόρως spricht sehr an. Auch was über die letzte Elegie von Propertius, welche der sel. Barth zu Schulpforte, mit Walckenaer, die Königin aller Elegien nennt, bemerkt wird, ist sehr gut gerathen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 1. Julius 1813.

Göttingen.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: *C. Cornelii Taciti Agricola*, in usum praelectionum seorsim edidit *Godofredus Seebode*, Philof. Doct. — Accedit *Observationum* in aliquot Taciti loca specimen, quo novam editionem indicit Auctor. 1812. Agricola 54 S., *Observationum* 27 S. in klein Octäv.

Hr. Dr. S. übergibt hier dem Publicum einen revidirten Text von dem Agricola des Tacitus zum Behuf academischer Vorlesungen; und diesem angehängt, als Specimen einer neuen Ausgabe des Römischen Historikers, *Observationum* über dessen Geschichtsbücher. Zu diesen sind die ersten sieben Kapitel der Geschichtsbücher, welche nach seinem Plane zuerst, und bald, erscheinen sollen, passend gewählt, indem namentlich das erste einen reichen Stoff darbietet, Scharfsinn und Sprachkenntniß zu beurfunden. Prüfung dieser Erstlinge zeigt, daß es des Verf. Zweck war, seine Kunst, Wort-Critik zu üben, und seine Bekanntschaft mit der

Sprache des Schriftstellers darzulegen. Denn von Beurtheilung der historischen Forschung und Kunst des Cornelius, und von Erläuterung der Gegenstände der Alterthümer, sind in diesen Proben keine Spuren enthalten. Wir schließen hieraus keineswegs, daß sein Zweck, den er zu einer andern Zeit weitläufig zu erörtern verspricht, die in diesen Proben nicht berücksichtigten Punkte ausschließen, nur, daß er auf Wort-Critik sein vorzüglichstes Augenmerk richten wird. Allerdings läßt auch hier die Ausgabe des Tacitus von Oberlin viel zu wünschen übrig; und daß der geheime Rath Wolf mit dem Anfange des zweyten Buchs der Annalen seine Berichtigungen der Ernesti'schen Ausgabe abbrach, muß das philologische Publicum um des Gelehrten willen, welchem der Verleger die Fortsetzung übertrug, doppelt bedauern. Das festinando rem perdidisse, welches Ruhnken über Reiz, den Herausgeber des Lucian nach Hemsterhuis, aussprach, werden einem aufrichtigen Beurtheiler die Manen von Oberlin gewiß verzeihen. Wenig genaue Bekanntschaft mit der Sprache des Tacitus, und überhaupt geringe philosophisch-grammatische Kenntniß der Lateinischen Sprache, Mangel an Schärfe des Urtheils und übereilte, gegen die Besonnenheit von Ernesti abstehende, Critik haben den Text der Ernesti'schen Ausgabe an sehr vielen Stellen verschlechtert; während die Interpunction wenig berücksichtigt, und zur Erläuterung der Geschichte und alles dessen, was der heutige Standpunct der Philologie fordert, wenig geleistet wurde. Einem neuen Herausgeber des Cornelius bleibt also viel Verdienst und Lob übrig, wenn er die Eigenschaften, welche Oberlin abgingen, mitbringt, und mit Ueber-

legung und Zaudern ein so großes Unternehmen beginnt. In den vorgelegten Proben, die von des Verf. Critik und Sprachkenntniß rühmliche Beweise geben, hat unsern Beyfall, daß er Hist. l. 1. die Lesart octingentos et viginti, welche Ernesti schon für die einzig richtige hielt, gegen Oberlin's Aenderung septingentos et viginti in Schutz nimmt; wiewohl seine Gründe nicht klar genug geordnet und nicht erschöpfend sind. Aber auch der Argumentation von Tacitus selbst fehlt es in dieser Stelle an strenger Genauigkeit. Nicht unwahrscheinlich wird es ferner von ihm gegen Ernesti gemacht, daß omnem potentiam in demselben Kapitel die echte Lesart sey. Indes eine Vermischung des Sprachgebrauchs von potentia und potestas findet hier wohl nicht Statt. Die S. 8 dafür aufgeführten Stellen beweisen, mit Ausnahme der aus Ovids Verwandlungen 2, 299., insgesammt nichts. Von den Kaisern wird im Tacitus das Wort potentia gebraucht, und kommt ihnen zu. Ueber primum und simul S. 10 ist gut entschieden; bey rufus S. 11 in der Bedeutung; dagegen, auf der andern Seite, hätte eigentlich das Griechische *αὐ*, nicht *παλι*, verglichen werden sollen, am wenigsten *παλιμφομος*. In demselben Kapitel wurde malignitas richtig gefaßt; allein der Unterschied zwischen *adversari* und *averlari*, den er zur Rettung der Lesart *ambitionem* — *adverseris* S. 15 aufstellt, liegt nicht in den Zeitwörtern, und wird nicht vom Sprachgebrauche unterstützt. Da Tacitus gern speciell Gedanken generalisirt, so mißbilligen wir, daß der Verf. bey den Worten *Sed incorruptam fidem professis nec amore quisquam, et sine odio dicendus est*, wie die besten und meisten Handschriften le-

fen, wo überdem dicendus est schon auf einen allgemeinen Satz hinweist, der Lesart (mihi) professo den Vorzug gibt.

Auch der Text des Agricola, wiewohl er, nach des Verf. ausdrücklicher Erklärung, auch in der Nachschrift, nicht als Theil seines Specimens betrachtet werden soll, zeugt von critischer Genauigkeit. An manchen Stellen sind Oberlin's willkürliche Aenderungen ausgemerzt, wie c. 3 felicitatem für facilitatem; c. 32 perferre statt proferre; c. 42 paratus simulationi für par. simulatione. Allein c. 9 hat er des Rhenanus mitelmäßige Conjectur eligit für elegit in den Text genommen, haud semper errat fama, aliquando et elegit. Auch Tacitus braucht bey Erfahrungssätzen das Perfectum. (s. Hist. I. 76 festinavit). — c. 12 finden wir et vor nox gestrichen, abweichend von Ernesti und Oberlin, wodurch gegen Tacitus Absicht, welcher lauter Verschiedenheiten aufführen wollte, Gegensätze entstehen. Eben so ist c. 33 laepe, welches sich mit fatigarent und audiebam trefflich verträgt, den Sinn schärft, und in der Vaticanischen Handschrift steht, mit unzureichendem Grunde getilgt. Eine Conjectur, wohl von dem Verf., fanden wir c. 31 aufgenommen: vivide ostendamus für das verdorbene unde ostendamus, wofür jetzt non ostendamus steht. Allein vivide ostendere, kräftig zeigen, streitet offenbar gegen die Latinität. Correctheit mit einem gefälligen Außern empfiehlt den Text, nicht so Einheit der Interpunction und der Schreibart. Auffallend waren uns mit andern Worten Ducem, Classem, Respublica. Hierdurch wird leicht die lernende Jugend verführt, an Republik zu denken, und mit manchem Schriftsteller Ger-

maniens dieses Lateinische Wort unlateinisch zu gebrauchen, wie der Verf. selbst S. 8 ubi libertas P. R. evanuerat cum *Republica*. Mehreres übergehen wir. Diese umfassende Anzeige war Rec. der Wichtigkeit des Unternehmens schuldig, und dem aufstrebenden Eifer und Muth des Verfassers, von welchem die humanistischen Studien gute Früchte erwarten können. W.

Amsterdam und Leipzig.

Kunst- und Industrie-Comptoir, 1812: Handbuch der *deutschen Literatur* seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit: systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von J. S. Ersch. Professor und Bibliothecar auf der Universität zu Halle. *Erster Band*, in vier besonders paginirten Abtheilungen, die zusammen 1650 Columnen-Seiten oder 51 und einen halben Bogen in median Octav enthalten.

Durch die den drey ersten Quinquennien der Halle'schen Allgemeinen Literatur-Zeitung gefolgten Repertoria hatte Hr. Prof. Ersch Allen, denen es um sichern Ueberblick des in besagtem Zeitraum wirklich Erschienenen und in critischen Blättern Deutschlands Beurtheilten zu thun war, unstreitig keinen geringen Dienst geleistet. Dennoch ließ, aus leicht begreiflicher Ursache, das Unternehmen ohne zu großen Verlust für die Verlags-handlung sich nicht fortsetzen, und da durch höchst traurige Zeitumstände die nähere Bekanntschaft mit Erzeugnissen des Auslandes seitdem noch weit mehr erschwert worden, muß man es Hrn. Ersch Dank wissen, seine in diesem Fach

erworbene und so oft schon erprobte Fertigkeit ihm noch fernerhin, wenn gleich auf den Ertrag des vaterländischen Bodens eingeschränkt, mit erneuerter Anstrengung widmen zu wollen.

Wider den terminum a quo seiner Arbeit wird schwerlich irgend Jemand Etwas von Belang einzuwenden haben, weil seit der Mitte verwichenen Jahrhunderts die gesammte Deutsche Litteratur doch einen Aufschwung genommen, und Reichthümer gewonnen hat, die Vieles des früher Gedruckten sehr oft ganz entbehrlich machen, und daher zu neuer Uebersicht mit Recht einladen konnten. Eher dürfte der Entschluß, nur das Bessere aus dieser neuern und neuesten Ernte heben und bemerklich machen zu wollen, Manchem als ein sehr eigliches und schwer zu bestehendes Wagstück erscheinen. Wer indeß einem so relativen Begriffe nachgedacht hat, als der des Bessern ist, — und wem drängt die Nothwendigkeit hierzu sich nicht häufig genug auf? — wird bald genug wahrnehmen, daß hierüber etwas Apodictisches sich keineswegs immer bestimmen, und die Grenzen einer solchen litterärhistorischen Unternehmung eben so wenig feststellen, als die Wünsche Aller befriedigen lassen. Genug, daß Hr. Ersch niemahls nach eigener Willkühr oder kleinlichen Privat-Absichten verfuhr, sondern überall Kenner ihres Faches zu Rathe zog, und mithin Alles that, was den Kräften eines Einzigen zuzumuthen ist. Ueberdies läßt über das zu viel oder zu wenig sich etwa Vorfindende vor Erscheinung des zweyten Bandes sich noch nicht absprechen, als welcher, außer einem Ueberblicke des Versprochenen und Geleisteten

ten, auch im Abschnitte vermischter Schriften und unter andern Rubriken mehr, manches noch zu fehlen Scheinende nachhohlen; ferner durch Zusätze und Berichtigungen dem Ganzen möglichste Brauchbarkeit zu verschaffen sich bestreben wird. So weit des Rec. Kenntnisse reichten, fand dieser nur höchst selten Anlaß, einen Artikel unerwähnt, oder andere hinzugefügt zu wünschen.

Die vier (auch einzeln zu habenden) Abtheilungen des vorliegenden Bandes enthalten die Litteratur I. der Philologie, Philosophie und Pädagogik, II. der Theologie, III. der Jurisprudenz und Politik, IV. der Medicin. Jede dieser Rubriken findet sich abgesondert behandelt, und hat daher ihre eigne, systematisch abgefaßte, Uebersicht, ihre eignen Nahmen- und Sachregister. Für die Bequemlichkeit des Käufers einzelner Abtheilungen ist also bereits hinreichend gesorgt worden, und noch befriedigender für die Käufer des Ganzen ist dieß vom zweyten Bande zu erwarten, als welcher nicht nur die übrigen Litteraturen umfassen, sondern auch mit allgemeinen Registern der Autoren und Materien versehen seyn wird: ersteres noch oben drein mit der die Brauchbarkeit des Ganzen nicht wenig erhöhenden Angabe der Geburts- und Todesjahre. Hr. Ersch behält sich vor, am Schlusse des Werks, wie schon eben erwähnt, alle diejenigen Erläuterungen seines Plans und Verfahrens zu geben, die man vielleicht schon in einem Vorbericht erwartet haben dürfte, bey einer Unternehmung dieser Art aber eben so schicklich am Ende derselben ihren Platz finden werden. Was übrigens von seiner Arbeit bereits zu Tage gefördert

worden, leistet alles von einem solchen Repertorio mit Billigkeit zu Verlangende: correcter und reiner Druck, dem Auffinden der Nahmen zu Hülfe kommende Verschiedenheit der Lettern, und vor allem eine sehr zu lobende Wortsparsamkeit bey Angabe der Büchertitel, ohne diesen jedoch irgend etwas Wesentliches entzogen zu haben. — Die Anzeige derjenigen critisirenden Blätter, wo die im Handbuche aufgeführten Schriften sich beurtheilt finden, wie solches in den Repertorien der Allgemeinen Litteratur-Zeitung geschehen war, ist hier vermuthlich deswegen hauptsächlich unterblieben, weil, mit so kleinen Lettern man dergleichen Hinweiser auch gedruckt hätte, diese doch zu viel Raum gekostet, und den Ankauf des Werks (4 Thaler der Band, auf gutem Druckpapier) erschwert haben würden; sodann wohl auch deshalb, weil es mit diesem Hülfsmittel eine, mitunter ziemlich zweydeutige, Bewandniß gewonnen hat, die man dem cordaten Leser nicht erst zu enträthseln braucht. Dagegen ist, und die Nothwendigkeit davon leuchtet von selbst ein, die Angabe der Verleger und Ladenpreise, wo solche sich ausmitteln ließen, nirgend vergessen worden; woben man nur noch bemerken will, daß der oft sehr hoch angegebene Preis bändereicher oder sonst erheblicher Werke den Liebhaber nicht immer abschrecken darf, weil, wie Rec. aus eigener Erfahrung weiß, die Herren Sostter bey zu hoffenderbarer Bezahlung, in Zeiten besonders, wie, leider! die jezigen sind, sich überall billig genug werden finden lassen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 3. Julius 1813.

Marburg.

Bei Joh. Christian Krieger 1813: Darstellung der Erbfolge-Classen nach Napoleons Gesetzbuche, von D. Anton Bauer, Professor der Rechtswissenschaft, Ritter des Ordens der westphälischen Krone. VIII und 196 S. in gr. Octav.

Die Rechtslehre von der gesetzlichen Erbfolge hat durch den Code Napoléon eine weit größere practische Wichtigkeit und ein neues wissenschaftliches Interesse erhalten. Sie ist daher in Frankreich und in Deutschland in mehreren eigenen Schriften bearbeitet worden, unter welchen jedoch sowohl bei Darstellung des ganzen Erbfolge-Systems, als in Entscheidung einzelner Fragen, die größte Verschiedenheit herrscht. Der Verfasser gegenwärtiger Schrift machte schon in der zweyten Ausgabe seines Lehrbuchs des Napoleonischen Civil-Rechts, und späterhin in seinem Programm: de ordinibus successionis regularis etc. eine neue Classification der gesetzlichen Erben bekannt, deren Eigenthümliches darin besteht, daß sie auf die dem Französischen Rechte ganz eigne Linienfolge, und

K (5)

also auf den Unterschied zwischen den Fällen, wo die Erbfolge mit Hinsicht auf die ganze Erbschaft, und wo sie mit Rücksicht auf die einer jeden der beiden Linie zugefallene Hälfte bestimmt wird, gegründet ist. Jetzt liefert er nun seine Theorie besser begründet, vollständiger entwickelt, und in manchen Stücken berichtigt. Er geht hierbey im ersten Abschnitt von Untersuchung der allgemeinen Grundlagen des Französischen Erbfolge-Systems aus, und beschäftigt sich zunächst mit Erklärung und Berichtigung mehrerer auf die Erbordnung und Erbtheilung sich beziehender wichtiger Vorbegriffe. In Hinsicht auf die Erbordnung gehört dahin besonders die mehrfache Verwandtschaft und die Linienfolge. Mehrfache Verwandtschaft ist ihm diejenige, vermöge deren man durch mehrere Linien mit einander verbunden ist. Da nun Linie eine dreyfache Bedeutung hat, so entstehen hieraus drey Arten der mehrfachen Verwandtschaft. Gebraucht man nämlich Linie zur Bezeichnung des Unterschiedes zwischen auf- oder absteigender und Seitenverwandtschaft, so ist ein mehrfacher Verwandter derjenige, welcher durch die gerade und Seitenlinie zugleich verwandt ist. Nimmt man Linie für Stamm, so ist derjenige ein mehrfacher Verwandter, welcher zu mehreren Stämmen gehört (mehrfache Stammverwandtschaft). Diese kann mehr als zwiefach seyn; sie kann in der absteigenden und in der Seitenlinie eintreten. Bezieht man endlich Linie auf den Unterschied zwischen Vater- und Mutterseite (ligne, im engeren Sinn), so ist ein mehrfacher Verwandter derjenige, welcher zugleich der väterlichen und mütterlichen Linie angehört (mehrfache Linienverwandtschaft, Germanité im Sinn des Franzöf. Rechts). Sie kann nur zwiefach seyn, und bloß in der absteigenden und

Seitenlinie vorkommen. Durch diese Unterscheidung scheinen sich alle die Schwierigkeiten zu heben, welche bekanntlich die Lehre von der mehrfachen Verwandtschaft verursacht. So ist z. B. ein vollbürtiger Bruder in der ersten und zweiten Bedeutung ein einfacher, in der dritten aber ein zwiefacher Verwandter. (Man vergleiche hiermit die gleichzeitig erschienene Abhandlung unsers Hrn. Prof. Ritters Hugo in dessen civilist. Magazin B. IV. H. 2. Nr. VI.)

Die Linienfolge (lineal-Succession) besteht in der vorläufigen Theilung der Erbschaft in zwei gleiche Hälften, mit der Wirkung, daß in einer derselben die nächsten Verwandten der väterlichen Linie, in der andern die nächsten Verwandten der mütterlichen Linie ausschließend zur Erbfolge gelangen. Verschieden davon ist die bloße Linientheilung, welche gar keinen Einfluß auf die Erbordnung, sondern nur auf die Erbvertheilung hat. Erstere Theilung geschieht, um die Frage: wer succedirt? zu beantworten; sie ist daher nur eine vorläufige Theilung; letztere hingegen geschieht zur Beantwortung der Frage: welche Erbtheile erhalten die zur Succession Verufenen? sie ist also wirkliche Bestimmung der Quoten eines jeden Erben, oder definitive Theilung (welche man jedoch nicht mit der wirklichen Auseinandersetzung der Erben, oder Bestimmung der Objecte, welche jeder für seine Quote haben soll, verwechseln darf). Dieser Unterschied ist eben so wahr, wie der Unterschied zwischen Stammfolge und Stammtheilung.

Der Verf. sucht nun zu zeigen, daß solcher der Sache nach im Code gegründet sey, stellt dann die wichtigen Wirkungen der Linienfolge dar, und liefert den Beweis, daß dieselbe nicht eintritt, wenn Geschwister oder Abkömmlinge derselben (privilegirte Seitenverwandte) zur Succession kommen.

In Beziehung auf die Erbtheilung handelt der Verf. in diesem allgemeinen Abschnitt vorzüglich vom Rückfallsrechte und von der Refente. Die *Refente* im weitern Sinn ist die weitere Vertheilung des an eine Linie gefallenen Erbtheils unter die verschiedenen Zweige der Linie. Nimmt man nun Linie für Stamm, so ist Refente das System, wornach jedes einem Stamm angefallene Erbtheil unter die Zweige des Stammes wieder unter-abgetheilt wird, oder das System der **uneingeschränkten Stammfolge und Stammtheilung**. In dieser Bedeutung tritt die Refente nach dem Code Napoléon nur bey der Erbfolge der Descendenten und privilegirten Seitenverwandten ein (Art. 740 — 742). Nimmt man hingegen Linie für den Inbegriff der Verwandten von der Vaterseite und von der Mutterseite, so ist Refente dasjenige System, wornach die einer jeden Linie zugefallene Hälfte unter die verschiedenen Branchen der Linie wieder unter-abgetheilt wird, oder das System der **uneingeschränkten Linienfolge und Linien-theilung**. In diesem Sinn ist die Refente durch den Code Napoléon ganz verboten (Art. 734), und es findet weder eine weitere Linienfolge, noch eine weitere Linientheilung Statt.

Der zweyte Abschnitt ist nun den Erbfolgeschlassen selbst gewidmet. Im ersten Hauptstück desselben stellt der Verf. zunächst den Begriff einer Classe auf, unterscheidet solche von Verwandtschaftsgrad und Erbfolgegrad, zeigt, daß das gegenseitige Verhältniß der Classen auf dem Ausschließungs-Princip beruhe, bestimmt genauer die Erfordernisse der Classen, und liefert dann den Beweis, daß der Code Napoléon allerdings eine Classification zulasse, wenn solche gleich nicht so einfach, als die Röchische sey. Von den Röchischen Classen gilt

nämlich das Ausschließungs-Princip absolut, d. h. in Hinsicht auf die ganze Erbschaft; so gilt es aber nach dem Code Napoléon nur von den beiden ersten Classen, während es von den zwey letzten Classen nur relativ gilt, d. h. in Hinsicht auf jede Linie für sich und die derselben zugefallenen Hälfte. Aber gerade auf dieser sehr folgenreichen Verschiedenheit beruht die ganze Classification der gesetzlichen Erben nach dem Code, welche nun der §. 18 zunächst in folgender allgemeinen Uebersicht darstellt.

Erste Abtheilung: Classen, in welchen die Erbfolge in Hinsicht auf die ganze Erbschaft bestimmt wird. I. Classe: Descendenten des Erblassers. II. Classe: Geschwister und deren Abkömmlinge (privilegirte Seitenverwandten), und mit ihnen zugleich (aber auch nicht anders) die Eltern, als privilegirte Ascendenten. **Zweyte Abtheilung:** Classen, in denen die Erbfolge in Beziehung auf die einer jeden Linie zugetheilte Hälfte, und also mittelst dieser Präliminär-Abtheilung, bestimmt wird (oder in denen Linienfolge eintritt). III. Classe: In die einer jeden Linie zugewiesene Hälfte succediren zunächst die nicht privilegirten Ascendenten (wozu nun auch Vater und Mutter gehören) nach Gradesnähe. IV. Classe. Wenn keine Ascendenten dieser Linie vorhanden sind, so kommen die übrigen Seitenverwandten (nicht privilegirte Collateralen) derselben Linie nach Gradesnähe zur Erbfolge.

Diese Classification entspricht völlig dem eigenthümlichen Erbfolge-System des Code Napoléon, welchem zufolge auf der einen Seite die zwey ersten und auch die zwey letzten Classen durch sehr wesentliche Merkmale zu einer Hauptgattung vereinigt sind, auf der andern Seite aber zwischen beiden Hauptgattungen sich sehr wesentliche Verschiedenheiten finden, welche nun der Verf. näher

entwickelt, und dadurch die wichtigen Vortheile seiner Darstellungsart für Theorie und Anwendung zu bewähren sucht. Um indessen alle Einseitigkeit zu vermeiden, und desto sicherer von der Richtigkeit seiner Methode zu überzeugen, läßt er eine Critik der von Andern aufgestellten Classificationen folgen. Dann erst werden im zweiten Hauptstück die einzelnen Classen, jener Ordnung zufolge, genauer behandelt.

Der dritte Abschnitt handelt vom Zuwachsrecht und der Devolution. Er enthält eine Erläuterung der sehr wichtigen und schwierigen Artikel 730, 786, 787, und verbindet damit eine geordnete Uebersicht und Entscheidung sämtlicher, zum Theil sehr bestrittener, Anwendungsfälle. Diese Aufgabe ist um so belehrender, je nöthiger es ist, das ganze Erbfolge-System des Code hierher stets im Auge zu behalten. Zugleich bewährt sich dadurch die Wichtigkeit jener Classification der gesetzlichen Erben. Einen Auszug daraus mitzutheilen, erlaubt der beschränkte Raum dieser Blätter nicht. Am ausführlichsten wird der sehr interessante Fall behandelt, wo die Kinder eines entsagenden oder erb-unwürdigen Halbbruders der einen Linie mit einem Halbbruder der andern Linie zusammentreffen. Der Verfasser entscheidet diesen Fall, der Vorschrift des Art. 786 gemäß, gegen Mackeldey, dahin, daß hier keine Devolution auf die Kinder des Entsagenden eintrete, sondern daß dessen Portion dem succedirenden Halbbruder der andern Linie zuwachse.

Paris.

(Fortsetzung der S. 1008 abgebrochenen Anzeige des dritten Bandes des Bulletin de Pharmacie.)

Nr. III. S. 97 theilt **Bouder** eine Analyse der Wurzel von *Eupatorium cannabinum* Linn. mit. S. 105 beschreibt **Figuiet**, auf Ersuchen des Dr. **Chrestien**, das Verfahren, nach welchem die von demselben zur Heilung syphilitischer und lymphatischer Krankheiten empfohlenen Gold-Präparate am zweckmäßigsten bereitet werden. Die Darstellung dieser Präparate ist seitdem von **Vauquelin**, **Duportal**, **Pelletier**, **Oberkampf** und **Berzelius** verbessert worden, worüber die *Annales de Chimie* Tom. 77. 78. und 80. und der 7. Band von **Schweigger's Journal der Chemie** nachzusehen sind. S. 120 le **Mercier** über die Verderbniß, welche die Blumen der *Arnica montana* durch Insecten-Eyer und Larven erleiden, und die Nachtheile, welche daraus für ihre physischen, chemischen und medicinischen Eigenschaften erwachsen. S. 128 **Charpentier** Analyse der trockenen Blumen des *Narcissus pseudo-narcissus* Linn., nebst Bemerkungen über ihre Arznekräfte. Die Doctoren **Armet** und **Wattecamps** bedienen sich dieses Medicaments als Brechmittel, um die Wirkungen der *Ipecacuanha* zu unterstützen, mit dem besten Erfolge, und nach letzterem soll sie dieselbe sogar ersetzen können. — Nr. IV. S. 145 gibt **Boullay** eine Beschreibung nebst Abbildung des von ihm zur Darstellung des Phosphoräthers zuerst empfohlenen Trichters mit doppelten Hähnen, und zeigt, wie diese Geräthschaft auch mit Vortheil zur Darstellung des Salpeteräthers und bey andern chemischen Operationen angewandt werden kann. S. 155. Von **Loiseleur-Deslongchamp** werden Bemerkungen und Versuche über die Möglichkeit, die *Ipecacuanha* durch die Wurzeln verschiedener inländischer Euphorbien zu ersetzen, mitgetheilt. S. 179 rühmt derselbe

die Blumen des Narcissus pseudo-narcissus als ein treffliches Heilmittel gegen intermittirende Fieber, bezweifelt aber, daß man sich ihrer anstatt der Ipecacuanha als Brechmittel bedienen könne, obwohl sie zu Zeiten Uebelkeiten und Erbrechen verursachen. S. 186 gibt Parmentier Nachricht von einer bey der Pharmacie générale de Hollande befindlichen, und zum Zermahlen und Zerschneiden der Medicamente dienenden Mühle. S. 188 wird eine Liste der zu Paris während des Jahres 1810 Gestorbenen mitgetheilt. Auffallend für uns war es, daß von den 18,241, worauf sich die Gesamtzahl der in diesem Jahre Verstorbenen belief, 431 Kinder an den natürlichen Blattern gestorben waren.— Nr. V. S. 193 Henry über die Auflöslichkeit des Quecksilbersublimats in verschiedenen Menstruis, und die Mischungsveränderungen, welche dieses Medicament durch Syrupe, Kobs, Decocte und ähnliche Präparate von Pflanzenkörpern erleidet, wenn es mit ihnen zu Arzneyen verbunden wird, nebst Bemerkungen von Boullay über denselben Gegenstand. S. 203 geben Boudet und Rouyer eine Beschreibung des Verfahrens der Aegyptier, den Indigo zu bereiten. S. 211. Nach Cadet soll die so genannte Pomade soluble, die bey den Damen zu Paris in großem Ansehen steht, nichts anders, als säuerlich-äpfelsaurer Kalk seyn, der mit Rosenöhl oder Citronenöhl parfümirt worden ist, und durch Versetzen des ausgepreßten Saftes von Sempervivum tectorum mit Alkohol erhalten wird. S. 215 theilt Astour zu Marseille sein Verfahren mit, aus den Quitten einen flüssigen Zucker darzustellen. S. 232 de Bournisac über Darstellung des Traubensyrups, in einem Schreiben an Parmentier. — (Die Fortsetzung folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. Stück.

Den 3. Julius 1813.

Paris.

Gedruckt bey Levrault: *De la richesse minérale. Considérations sur les mines, usines et salines des différens états, et particulièrement du royaume de Westphalie, pris pour terme de comparaison; par A. M. Héron de Villefosse, Ingénieur en chef (jezt Inspecteur divisionnaire) des mines et usines de l'Empire François etc. Tome premier. Division économique. 1810. 593 Seiten in Quart. Mit einer Bergwerkskarte des Königreichs Westphalen.*

Schon längst würden wir uns eine angenehme Pflicht daraus gemacht haben, dem vorliegenden wichtigen Werke eine Anzeige in unsern Blättern zu widmen, hätten wir nicht von einer Zeit zur andern auf die Vollendung desselben gehofft. Wenn uns nun gleich durch den Aufschub das Vergnügen entgangen ist, die Arbeit des Hrn. von Villefosse unsern Landsleuten zuerst empfohlen zu haben, so glauben wir uns doch keinesweges der Pflicht überhoben, jezt noch die verspätete Anzeige nachzuholen.

len, indem es uns doch wohl zu allernächst obliegt, öffentlich das Verdienst dankbar anzuerkennen, welches sich der würdige Verfasser durch dieß Werk nicht allein um die Wissenschaften, sondern besonders auch um die Kunde eines der wichtigsten Erwerbs- und Administrations-Zweige unsers Vaterlandes erworben hat. Zuerst im Jahre 1803 kam Hr. v. Willersbache als Ingénieur commissaire des Französischen Gouvernements, um für die Erhaltung der Berg- und Hüttenwerke des Harzes Sorge zu tragen. Nach einer kurzen Abwesenheit sahen wir denselben, von 1809 an, obermahls in unserer Nähe in einem noch größern Wirkungskreise, als kaiserl. Französischen Inspecteur général sämtlicher Berg- und Hüttenwerke der eroberten Deutschen Länder. Während der ganzen Zeit seines Aufenthalts bey den mineralurgischen Werken, die seiner Fürsorge anvertrauet waren, wirkte er mit rastloser Thätigkeit und tiefer Einsicht für das Wohl derselben. Gerade in der Zeit, in welcher man wegen ihres ungestörten Fortganges große Besorgnisse hegen mußte, sahen wir sie herrlicher, als je, blühen. Es blieben nicht allein Alle, deren Wohl von dem Glor der Bergwerke abhängt, im ungestörten Genuße ihrer Vorrechte und der Früchte ihrer Anstrengungen; sondern man machte sogar in den bergmännischen Künsten im Verlaufe weniger Jahre die auffallendsten Fortschritte. Der edle Mann, dessen kräftiger Fürsprache und zweckmäßigen Anordnungen unsere Bergwerke ihre Erhaltung und ihre Verbesserungen in jenen Zeiten hauptsächlich zu verdanken haben, hat nicht allein durch seine Handlungen in den Herzen Aller, die nähere oder entferntere Zeugen derselben waren, das schönste Denkmahl sich gestiftet, sondern nun

auch durch die Herausgabe des vorliegenden mühsamen-Werks den Dank des ganzen gebildeten bergmännischen Publicums sich erworben. Die sehr seltene Gelegenheit, welche sich dem mit seinem Fache vertrauten Verfasser darbot, vermöge seiner Aemter über viele eben so mannigfaltige als wichtige, und zum Theil in Ansehung ihrer Einrichtungen und Administration musterhafte, mineralurgische Werke die genauesten officiellen Aufschlüsse zu erhalten, hat derselbe benutzt, um den jetzigen Zustand dieser mit dem der bekannten Berg-, Hütten- und Salzwerke anderer Länder zusammen zu stellen, und in Hinsicht ihrer öconomischen und technischen Direction zu beleuchten. Eine Darstellung des Zustandes der Berg-, Hütten- und Salzwerke des Königreichs Westphalen, die der Verf. am allerge nauesten kennen lernte, ist von ihm zum Grunde gelegt, um damit den Zustand aller übrigen zu vergleichen, wodurch das Werk für uns ein ganz besonderes Interesse erhalten hat. Der erste Theil ist allein der Bergwerks-Deconomie gewidmet; der zweyte wird sich dagegen ausschließlich mit den technischen Einrichtungen beschäftigen. Der große Aufwand von Zeit und Mühe, den die Ausarbeitung des zweyten Theils und der Stich der vielen denselben begleitenden Kupfer erforderte, ist vermuthlich der Hauptgrund jener Anordnung, die, nach unserer Ansicht, zweckmäßiger seyn würde, wenn der technische Theil dem öconomischen hätte vorangehen können. Der letztere würde dadurch unstreitig an Deutlichkeit und Interesse gewonnen haben, und es würden dadurch wahrscheinlich manche Wiederholungen vermieden seyn, die bey der jetzigen Anordnung unvermeidlich waren, indem zum Verständniß der öconomischen Einrichtungen man-

che Angaben über die betreffenden Werke vorausgeschickt werden mußten, die erst in dem technischen Theile ihre rechte Stelle finden können.

Der erste Theil zerfällt in vier Hauptabtheilungen, denen eine kurze Einleitung nebst einer sehr gedrängten Uebersicht der mineralogischen Geographie voran geht. Die erste Hauptabtheilung enthält die statistischen und administrativen Details der Westphälischen Berg- und Hüttenwerke nach den verschiedenen Gegenden, in denen sie liegen; der zweite gibt eine allgemeine Uebersicht der Salinen des Königreichs Westphalen und einiger angrenzenden Länder, nebst manchen Details über ihre Administration. Beide Abtheilungen sind von vielen instructiven Tabellen begleitet, in denen die numerischen Angaben übersichtlich zusammengestellt sind. In der dritten Abtheilung wird der mineralische Reichthum der verschiedenen Staaten mit einander verglichen, und dadurch ein Abriss einer allgemeinen Statistik der Berg-, Hütten- und Salzwerke geliefert. Die vierte Abtheilung enthält Betrachtungen über die politische Administration der Bergwerke, nebst Beiträgen zur Geschichte derselben in verschiedenen Staaten.

Erste Abtheilung. 1) Von den vormahls zu Preußen gehörenden Berg- und Hüttenwerken. — Es ist merkwürdig, von welchem großen Einflusse die Anwendung der durch Friedrich den Großen eingeführten weisen Administrations-Grundsätze auf den Ertrag der Preussischen Berg- und Hüttenwerke gewesen sind. Im Jahre 1805 belief sich der Werth der ausgeführten mineralischen Producte auf 5,679,500 Francs, der eingeführten auf 3,527,332 Francs. Seit 1786 hat sich die Ausfuhr beynahe verdoppelt, wogegen die Einfuhr nicht vermehrt

worden ist. Und diese schnellen Fortschritte sind, nach unserm Verfasser, hauptsächlich den verbesserten Bergwerksgeetzen und einer in jeder Hinsicht aufgeklärten Administration zuzuschreiben. — 2) Von den Berg- und Hüttenwerken, welche vormahls zu Hannover und Braunschweig gehörten. Der Harz ist besonders ausführlich und mit nicht zu verkennender Vorliebe behandelt. Zuerst ein Blick auf die physischen und statistischen Verhältnisse des Harzes. "C'est dans ce pays" — sagt der Verf. treffend — "qu'habite un peuple robuste et patient, qui, depuis environ huit siècles, a tiré d'immenses richesses du sein de la terre, et reste toujours pauvre; qui s'enorgueillit des dangers de sa profession, des rigueurs de son climat, et qui, par une suite heureuse de l'esprit public, introduit de bonne heure, et toujours entretenu dans le Hartz, préfère les montagnes et ses mines au reste de l'univers, et dédaigne même le plus souvent de descendre dans la plaine." — Darauf ein kurzer Abriss von der Bergwerksgeschichte des Harzes. Auch über die Harzforsten eine instructive Uebersicht, nebst einem Verzeichnisse der interessantesten, in den Harzwäldern wachsenden, Pflanzen, von dem Hrn. General-Secretär Wächter. — Der weitere Verfolg dieser Abhandlung enthält viele treffliche Aufschlüsse über die zum Theil etwas verwickelte Verfassung, so wie über den, vormahls ziemlich verborgen gebliebenen, Ertrag der Harz-Bergwerke, so deutlich und so richtig, wie wir sie bisher in keinem der vielen über den Harz zusammen geschriebenen Bücher angetroffen haben. Manche über jene Gegenstände sonst verbreitete irrige Vorstellungen werden durch unsern Verfasser auf

das vollkommenste berichtet, daher auch sein Wert nicht bloß für den Bergmann, sondern auch für den Statistiker und Staatswirth von Wichtigkeit seyn muß. Sehr unrichtige Vorstellungen hatte man z. B. hin und wieder von den Verhältnissen der Ausbeute- und Fußgruben, von dem so genannten Vorrathe im Zehnten der erstern, und der Schuld der letztern. Das, was der Verf. mit wenigen Worten darüber sagt, ist so erläuternd, daß wir uns nicht enthalten können, es hier mitzutheilen. "Dans ce moment p. e. la mine de *Dorotheë*, qui donne le produit net le plus considérable, est créditée à la trésorerie des mines (Zehnten) pour une somme de 201,670 florins de vingt gros (Mariengülden); et la mine de *St. Johannes*, pour laquelle l'appel de fonds est au maximum dans le district de *Clausthal*, est débitée d'une somme 170,336 florins; mais ce seroit une grande erreur que de regarder comme un fonds réellement en caisse la réserve pour laquelle une mine est créditée, de même qu'on ne sauroit regarder comme une dette exigible la somme pour laquelle une mine est débitée. Les fonds restent en circulation dans les travaux des mines, dont la durée est leur hypothèque. Le compte est réel; en ce qu'il détermine et compare les droits éventuels et les espérances des exploitations; mais c'est un compte courant et non pas un état de caisse: il se réduiroit à un compte purement fictif, s'il étoit question d'acquitter les créances qu'il consacre, parcequ' alors toute exploitation devoit cesser." Im Jahre 1807 waren nur 16 Blei- und Silbergruben am Harze mit einem Zehntvorrathe, der in allem 693,573

Gülden betrug. Die Schuld aller übrigen Gruben belief sich damahls auf 3,408,774 Gulden. Seit 1709 bis 1807 inclus. hat die Grube Dorothee ihren Actionnären geliefert 4,510,133 $\frac{1}{2}$ Reichsthaler, die Grube Caroline 2,610,573 $\frac{1}{2}$ Reichsthaler Ausbeute. Das Grubenfeld der Dorothee beträgt über Lage ungefähr nur zwey Braunschweigische Morgen, hat aber durch den Bergbau von 1709 bis 1807 inclus. 838,722 $\frac{1}{2}$ Mark Silber, 768,845 Centner Blei, und 2385 Centner Kupfer dargeboten. Die gesammten Kosten der Gewinnung und Aufbereitung der Minern haben in jenem Zeitraum 4,936,476 Thaler betragen. Der Totalwerth der gewonnenen Producte hat sich, nach Mittelpreisen berechnet, auf 14,737,359 Thaler belaufen. Welche lehrreiche Betrachtungen lassen sich an solche und ähnliche Notizen knüpfen, von denen das vorliegende Werk so sehr viele enthält, und die sämmtlich aus den lautersten Quellen geschöpft wurden! — Vorzüglich gut entwickelt unser Verfasser die zwar jedem Kenner wohl einleuchtende, aber von Nichtkennern häufig bezweifelte Wahrheit, daß der Harz unmöglich bestehen könne, wenn man nicht neben den wenigen Ausbeutegruben auch die vielen übrigen, theils frey bauenden, theils in Zubuße stehenden, erhalte, und daß diese Erhaltung, wenn gleich das Gouvernement dadurch nicht gewinne, doch auch nicht eigentlich ein Verlust genannt werden könne. — Auch die bisher wenig bekannten genauern Verhältnisse der Berghandlung hat unser Verfasser zum ersten Male an das Licht gezogen, und durch genaue Nachweisungen über den wahren Ertrag der Harz-Bergwerke auch die vormahls ziemlich allgemein verbreitete irriqe Sage vernichtet, daß das Gouvernement gar keinen reinen Ue-

berschuß von den Harz-Bergwerken ziehe, sondern dieselben nur der Menschen wegen erhalte. Nach einem Durchschnitte der fünf Jahre von 1801 bis 1805 betrug doch der reine, in die Staats-Cassen gestoffene, jährliche Ueberschuß von sämtlichen Ober- und Unterharzischen Blei-, Silber- und Kupfergruben bey hohen Kornpreisen, und daher bedeutendem Magazinschaden, 80,038 Thaler.

Eisen-Berg- und Hüttenwerke. Bey diesem Abschnitte befinden sich besonders lehrreiche Tabellen über die Bestandtheile und die Production der Eisenhütten. Ein kleiner Irrthum ist es, wenn von der Sorger Eisenhütte gesagt wird, daß sie ihren Eisenstein von dem Elbingeroder Büchenberge beziehe, indem der Büchenberg, an welchem die Sorger Eisensteinsgruben liegen, von jenem verschieden und weit entfernt ist. — **Metallurgische Fabriken:** Messinghütten, Kupferhämmer ic. — **Fossile Combustibilien.** Unser Verf. hält es für vortheilhaft, die Braunkohlen auf dem Steinberge unweit Münden auf Alaun zu benutzen. Seit 1809 besteht daselbst wirklich ein herrschaftliches Alaunwerk, welches aber wegen Mangel an Absatz und aus einigen andern Gründen noch nicht mit Vortheil hat betrieben werden können. — **Berg- und Hüttenwerke im ehemahligen Hessen.** — In einem Anhange von den Berg- und Hüttenwerken der vormahligen Grafschaft Mark und der Herrschaft Schmalkalden.

Zweyte Abtheilung. Salinen des Königreichs Westphalen. Sehr interessante Tabellen über Bestandtheile, Vorrichtungen und Salz-Fabrication. Das sämtliche jährliche Fabrications-Quantum bey den herrschaftlichen Salinen wird zu 32,964 Last, à 3240 Pfund, angegeben. — Von

einigen benachbarten Salinen. Auch einige Bemerkungen über die chemische Fabrik zu Schönebeck. Zu den Haupt-Fabricaten derselben gehört bekanntlich Natrum, welches durch Zersetzung von Glaubersalz im Reverberir-Feuer mit Kalk und Kohlenpulver erhalten wird.

Dritte Abtheilung. Vergleichung des mineralischen Reichthums des Königreichs Westphalen mit dem anderer Europäischen und der Americanischen Staaten. Unser Verf. unterscheidet den absoluten mineralischen Reichthum eines Staates von dem relativen. Jener wird gebildet theils durch den Werth der mineralischen Producte, die, so bald sie zu Tage gefördert worden, schon verkäufliche Ware sind, wie namentlich der mineralischen Combustiblen; theils durch den Werth derjenigen Producte, die erst durch mechanische und chemische Aufbereitung der gewonnenen Minern Kaufmannsware geworden sind, namentlich der Metalle, so wie sie im Großen auf den Hütten dargestellt wurden, ohne durch Industrie weiter veredelt worden zu seyn; also z. B. Gahrkupfer, Stabeisen. Auf eine kurze Angabe der Quellen des mineralischen Reichthums in den verschiedenen Staaten, so wie der Preise, welche bey der Berechnung des absoluten mineralischen Reichthums zum Grunde gelegt worden, folgt das statistische Tableau der durch ihren mineralischen Reichthum besonders bemerkenswerthen Staaten. Zuerst sind in besondern Columnen die Quantitäten der in jedem Staate jährlich im Durchschnitt erfolgenden Producte aufgeführt; dann folgt in einer besondern Columnen der absolute mineralische Reichthum, oder der Werth von den jährlich im Durchschnitt gewonnenen Producten, in Francs; darauf ist in zwey Columnen der relative mineralische

sche Reichthum, nach dem Flächeninhalte und nach der Bevölkerung berechnet, in Verhältniszahlen angegeben. In der ersten dieser Columnen weisen die Verhältniszahlen die Anzahl von Entreprisen zur Veredlung der rohen Producte, jede für einen Werth derselben von 20,000 Francs, nach, die auf 100 Quadrat-Myriametern ohne fremde Einfuhr von Materialien bestehen können. Für das Königreich Westphalen findet sich die Zahl 183, welche nur von der für Großbritannien angegebenen = 382 übertroffen wird. Das Königreich Sachsen folgt zunächst mit 126,2, und darauf Frankreich mit 116,4. Mit der niedrigsten Zahl = 1,4 ist Rußland aufgeführt. Die Zahlen in der zweiten Spalte geben für jeden Staat den Theil der ganzen Bevölkerung an, der von der Veredlung der rohen mineralischen Producte leben kann, vorausgesetzt daß im Durchschnitt eine jede der zuvor angegebenen Entreprisen 10 Menschen beschäftige. In dieser Columnne steht Westphalen mit 0,0036, England mit 0,0071, Sachsen mit 0,0024, und Frankreich mit 0,0028. Mit der größten Zahl ist das Spanische Südamerica = 0,0350, mit der geringsten das Königreich Baiern = 0,0005, und nächst dem sind Rußland und Spanien, beide mit 0,0006 angesetzt. So neu die Idee ist, welche diesem Tableau zum Grunde liegt, und so wichtig die Betrachtungen sind, zu denen er den Stoff darbietet, so wird doch der Verf. selbst zugeben müssen, daß die darin enthaltenen Angaben nur ein sehr ungefähres Anhalten gewähren können, indem sie sich der Wahrheit nur mehr oder weniger entfernt nähern, dieselbe aber wohl schwerlich in irgend einem Punkte ganz erreichen. Dadurch wird nun übrigens das Verdienst auf keine Weise geschmälert,

welches Hr. v. Villetfosse durch die mühsame Ausarbeitung seines Tableau sich erworben hat. Der Mangel der vollkommenen Richtigkeit liegt in den zum Theil noch so sehr mangelhaften Angaben, welche bey den Berechnungen zum Grunde gelegt werden mußten. Wir haben nun aber doch wenigstens eine Grundlage in Händen, auf welche bey weiteren Nachforschungen fortzubauen ist, und dafür sind wir dem, der uns damit beschenkte, dankbar verbunden. — Es folgen die ausführlichern Recherchen über den Zustand der Berg- und Hüttenwerke derjenigen Staaten, von denen in dem Tableau die Rede ist: Belege zu den einzelnen Aufsätzen in demselben. Unser Verf. schöpfte nicht bloß aus Büchern, sondern konnte hin und wieder auch handschriftliche Mittheilungen benutzen, unter denen ihm die des Hrn. A. v. Humboldt über America, so wie die officiellen Mittheilungen der Mitglieder des Französischen Conseil des mines, besonders wichtig waren. Die Nachrichten, welche uns Reisebeschreibungen und Statistiken über die Production und den Ertrag der Bergwerke darbieten, sind von so sehr verschiedenem Werthe, entfernen sich zum Theil so weit von der Wahrheit, daß bey ihrer Benutzung nothwendig die strenge Critik angewandt werden muß; wie sehr schwierig aber eine solche ist, weiß ein Jeder, der sich mit einer ähnlichen einmahl befaßt hat. Auch unser Verf. war hiervon gewiß ganz überzeugt, und hat darum in die zusammengetragenen Angaben keinen höhern Werth gesetzt, als ihnen ihrer Natur nach gebührt. Dieser Theil des Werks dürfte der meisten Verbesserungen fähig seyn, und würde sie hin und wieder schon jetzt aus einigen vorzüglichen Schriften erhalten können, die theils dem Verfasser nicht be-

kannt geworden zu seyn scheinen, theils gleichzeitig mit seinem Werke oder erst später erschienen sind.

Vierte Abtheilung. Politische Administration der Berg- und Hüttenwerke. Zuerst allgemeine Betrachtungen über diesen Gegenstand, und besonders ausführliche und gründliche Erörterung der wichtigen, so oft schon discutirten, Frage, ob Regalität des Bergbaues für den Staat vortheilhaft oder nachtheilig sey? Der Verf. beleuchtet die verschiedenen Meinungen über diesen Gegenstand, zumahl die von Smith und von Turgot, und erklärt sich für die Regalität des Bergbaues, in so fern sie mit Bergbau-Freyheit verbunden ist. Mit den ganz aus der Natur des bergmännischen Gewerbes und aus der Erfahrung über das verschiedene Gedeihen desselben bey verschiedenen Verfassungen genommenen Gründen sind wir vollkommen einverstanden, und glauben diesen Abschnitt zu den gelungensten und interessantesten Theilen des Werks zählen zu dürfen. Den Beschluß dieser Abtheilung macht eine kurze Darstellung der Bergwerksverfassung und Bergwerks-Administration bey den Alten, so wie in den verschiedenen neueren Staaten, in denen der Bergbau von Wichtigkeit ist. Zulezt noch einige Anmerkungen und Zusätze.

Zu den besonders noch hervorzuhebenden Vorzügen des Werks gehört die Sorgfalt, welche auf die Rechtschreibung der Deutschen Wörter, der Kunstwörter, so wie der vielen Local-Benennungen, verwandt ist, die sonst bey Französischen Schriften so oft vermisht wird. Sie beweiset, wie genau Hr. v. Willefosse sich mit der Deutschen Kunstsprache und mit den Localitäten bekannt

gemacht hat. — Eine treffliche Zugabe, welche die Benutzung des Werkes ungemein erleichtert, ist eine Bergwerkskarte vom Königreiche Westphalen, die unter der Aufsicht des Verfassers durch Hrn. Julius brav gezeichnet, und von Tardieu in Paris sauber gestochen worden. Sämmtliche Berg-, Hütten-, Salzwerke und andere mineralurgische Etablissements sind darauf durch angemessene Zeichen angedeutet. Eine genaue Durchsicht hat uns von der Genauigkeit und Vollständigkeit dieser Angaben überzeugt.

Wir beschließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß es dem Hrn. von Willefosse möglich seyn möge, den zweyten (technischen) Theil seines Werkes recht bald erscheinen zu lassen, und dadurch die gespannten Erwartungen zu befriedigen, womit das bergmännische Publicum demselben schon so lange entgegen gesehen hat.

Leipzig.

Hey Vogel: Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, herausgegeben von D. E. J. Stäudlin und D. S. G. Tzschirner. Erster Band. Erstes Stück. 229 Seiten.

Da es der Kirchengeschichte jetzt an einer ihr besonders gewidmeten Zeitschrift fehlt, so haben sich die Herausgeber, ungeachtet der für solche Unternehmungen ungünstigen Zeitumstände, aus reinem Interesse an dieser Wissenschaft, und im Vertrauen auf diejenigen ihrer Zeitgenossen, welche hier als Theilnehmer und Leser in Betracht kommen, verbunden, diesem Mangel abzuhelpfen, und das Ihrige beizutragen, daß dieser Zweig der Erkenntniß fernerhin von ihrem Volke culti-

virt, geachtet und geliebt werde. Die vorhergegangene Ankündigung dieses Unternehmens hat auch eine Wirkung hervorgebracht, welche ihren Wünschen und Hoffnungen sehr entspricht. Viele Gelehrte in der Nähe und Ferne, im In- und Auslande, haben ihnen theils ihre Billigung bezeugt, theils ihre Theilnahme zugesagt, theils ihre Beyträge schon zugesandt. Die Absicht ist nicht nur darauf gerichtet, neue Aufsätze, Nachrichten, Urkunden und Actenstücke zu liefern, sondern auch schon gedruckte Beyträge der Ausländer, wenn sie nicht in Werken enthalten sind, von welchen Uebersetzungen erwartet werden können, auf den vaterländischen Boden zu verpflanzen, und Gelegenheitschriften, die sich nicht weit verbreiten und schwer zu erhalten sind, bekannter zu machen. Berühmte Nahmen zieren schon dieß erste Stück. I. Ueber die Antiochenische Schule, von D. S. Münter, Bischofe von Seeland. Diese Abhandlung erschien zuerst 1811 als Gelegenheitschrift unter dem Titel: De schola Antiochena. Zu der hier gelieferten Uebersetzung hat der Verfasser selbst einige Zusätze mitgetheilt, welche an den gehörigen Orten eingeschaltet worden sind. Sie enthält einen wichtigen Beytrag zu der schärfern Unterscheidung der verschiedenen Familien oder Schulen, in welche die alten Kirchenlehrer nach ihren dogmatischen, moralischen und exegetischen Ansichten zerfallen. II. Ueber die Maronitische Kirche, vom Canzler von Schnurrer. Diese Abhandlung war gleichfalls schon unter dem Titel: De ecclesia Maronitica, in zwey Programmen, Tübingen 1810 und 11, erschienen. Prof. Rosenmüller zu Leipzig hat sie, mit Genehmigung des

Verfassers, übersetzt. Sie verdiente ein größeres Publicum; sie enthält neue und ergänzende Nachrichten über eine Kirche, die sich von allen Orientalischen so sehr unterscheidet, und immer an Europäischer Sitte und Cultur Theil genommen hat.

III. Kurze Darstellung des eigenthümlicher Lehrbegriffs der Unitarier in Siebenbürgen, vom Domherrn D. Rosenmüller. Nachdem das Wenige nachgewiesen ist, was wir bisher über den Lehrbegriff dieser Unitarier wissen, so legt der Verfasser des Prof. Markos Summa universae theologiae christianaes, welche die allermeisten Theologen und Kirchenhistoriker in Deutschland nur dem Nahmen nach kennen, zum Grunde, und ertheilt daraus einen raisonnirenden Auszug.

IV. Gregoire's Geschichte der religiösen Secten des achtzehnten Jahrhunderts, übersetzt, abgekürzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von S. G. Tzschirner. Gregoire's Werk ist für die Kirchengeschichte von großer Wichtigkeit; es enthält eine Menge neuer Notizen, die der Verfasser theils auf seinen Reisen, theils aus seiner weit verbreiteten Correspondenz, theils aus seltenen Büchern, geschöpft hat. Eine Uebersetzung des Ganzen aber ist nicht zu rathen, da das Werk Vieles enthält, was wir in Deutschland theils eben so gut, theils besser, wissen, und auch bey dem gegenwärtigen Zustande des Deutschen Buchhandels nicht zu erwarten. Da noch zudem das Werk im Original, aus besondern Ursachen, nicht durch den Buchhandel zu erhalten ist, so werden hier die Nachrichten, welche sich bey den Deutschen Kirchenhistorikern nicht finden, zusammengestellt und zum Theil mit Anmer-

1064 G. g. A. 106. St., den 3. Jul. 1813.

fungen begleitet. In dem Senator und Bischof Gregoire, unserm Freunde, dürfen wir den Lesern einen fleißigen Mitarbeiter an diesem Archive versprechen. V. **Abbrand van Hamelsveld**, eine biographische Skizze, von **C. G. R. Zimmermann**. Der Verfasser ist ein aus Sachsen gebürtiger junger Gelehrter von eben so viel Kenntniß als Talent, welcher gegenwärtig im Haag lebt. VI. **Einige Nachrichten über die Nass Kolniken**. Sie rühren von dem Hofrath und Professor von **Erdmann** zu Kasan her, und sind aus einem Briefe von ihm an Gregoire genommen. VII. **Ausbreitung des Christenthums in Tunkin**, von dem Professor **Rosenmüller**. Die Nachrichten sind aus dem *Etat actuel du Tunkin etc.* Paris 1812. von dem Französischen Missionar **de la Bissachere**, welcher 18 Jahre lang in Tunkin und den angrenzenden Ländern gelebt, und sie in allen Richtungen durchreiset hat, die Landessprache versteht und spricht, mit allen Classen der Einwohner in Verbindung war, und selbst das Diplom als Mandarin erhielt. VIII. **Ueber die neuesten Schicksale des Christenthums in China**. Die Nachrichten sind theils aus **Krusenstern's** Reise, theils aus der Geschichte der unter dem Grafen **Solowkin** im Jahre 1805 nach China unternommenen, aber verunglückten, Russischen Gesandtschaft genommen. — Das zweite Heft wird bereits gedruckt, und in kurzer Zeit erscheinen. Es wird unter andern Professor **Usteri's** in Zürich Nachtrag zu seinem vortrefflichen Anhang zu der Lebensbeschreibung **Swingli's**, von **Heß**, enthalten.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 5. Julius 1813.

Göttingen.

Hr. von Lindenau, correspondirendes Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften, welcher sich bereits durch seine Venus- und Marstafeln um die Planeten-Theorie verdient gemacht hat, ertheilte in einem Schreiben vom 20. Junius d. J. an den Professor Gauß eine vorläufige Nachricht von einer ähnlichen, nicht weniger wichtigen, dritten Arbeit über den Mercur, welche er seit kurzem vollendet hat. Es haben zwar die verdienstlichen Bemühungen von Lalande, Oriani und Triesnecker die Theorie der Mercursbahn bereits zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht. Allein dessen ungeachtet war es wegen mancher Hülfsmittel, die, in practischer und theoretischer Hinsicht, theils nicht benutzt worden, theils neu hinzugekommen sind, nicht unwahrscheinlich, daß eine neue Bearbeitung dieses Gegenstandes, mit sorgfältiger Berücksichtigung alles dessen, was die heutige Astronomie zu diesem Behuf Dienliches darbietet, noch Aenderungen und Verbesserungen der vorhandenen Bestimmungen gewähren werde. Dieser Grund, ver-

M (5)

bunden mit der Hoffnung, durch eine genaue Vergleichung der durch die Theorie gegebenen Störungen der elliptischen Mercursbahn mit den aus den Beobachtungen folgenden eine neue und zuverlässige Bestimmung der Venusmasse herleiten zu können, war es hauptsächlich, was Hrn. von Lindenau zu seiner neuen Bearbeitung dieses Gegenstandes veranlaßte. Die Details dieser Untersuchungen, wovon wir hier nur einige End-Resultate beybringen, werden den Astronomen in einem, in wenig Wochen im Druck erscheinenden, Werke dargelegt werden, unter dem Titel: *Investigatio nova orbitae a Mercurio circa Solem descriptae: accedunt tabulae Planetarum ex elementis recens correctis et ex theoria gravitatis ill. de la Place constructae, auctore BERNHARDO DE LINDENAU.*

Dem vorher angedeuteten Zwecke der Untersuchung gemäß, zerfällt diese in vier Abschnitte. In den beiden ersten werden die seit 1631 beobachteten Merkurs-Durchgänge, in den letztern neuere geocentrische Beobachtungen, discutirt, und zur Bahnbestimmung benutzt. Ein doppeltes Verfahren ward auf die Merkurs-Durchgänge in Anwendung gebracht. Erstens konnte daraus Knoten, Knotenbewegung und Neigung bestimmt werden, und dann erlaubte zweitens das Eigenthümliche der Mercursbahn, vermöge dessen alle Durchgänge in einerley Knoten nahe in denselben Puncten der Bahn Statt finden, die durch die Durchgänge gegebenen heliocentrischen Längen in der Ekliptik auf mittlere in der Bahn zu reduciren, ohne daß die Differenzen zweyer durch andere Elemente, als durch die mittlere jährliche Bewegung und die jährliche Aenderung des Aphelium afficirt und wesentlich irrig gemacht werden könnten. Doch muß man zu Anwendung dieses Verfahrens allerdings eine schon ge-

näherte Kenntniß der Mercursbahn besitzen, wie dieß denn jetzt wirklich der Fall war. Zu der ersten Bestimmung, die vorzüglich eine genaue Kenntniß der geocentrischen Breite erforderte, konnten nur zwölf Durchgänge benutzt werden, und aus den siebenzehn, die überhaupt von dem Verfasser discutirt und berechnet worden sind, wurden fünfzehn Combinationen gebildet, die ihm zu numerischer Entwicklung und Anwendung des zweyten Verfahrens am vortheilhaftesten geeignet schienen. Die Vergleichung der hieraus erhaltenen jährlichen Aenderungen des Knotens und der Sonnenferne mit der durch die Theorie gegebenen, deren Werthe hauptsächlich von der Venusmasse abhängen, gab die beiden ersten Gleichungen zu deren Bestimmung an die Hand.

Die aus den nur erwähnten siebenzehn Durchgängen hergeleiteten heliocentrischen Mercurslängen, nebst hundert von Maskelyne und Piazzi beobachteten geocentrischen Längen, dienten zur Bestimmung der eigentlich elliptischen Elemente der Mercursbahn. Da für Neigung und Knoten schon vorher genäherte Werthe erhalten worden waren, so konnten diese, auf die Reduction nur geringen Einfluß habenden, Elemente zuerst ohne Bedenken unberücksichtigt bleiben. Die Differenzen der beobachteten und berechneten Längen wurden durch eine Function der Correctionen der Epoche, der mittlern Bewegung, der Excentricität, der Sonnenferne und der Venusmasse ausgedrückt, und so 117 Bedingungsgleichungen formirt, aus denen die Correctionen der zum Grunde gelegten Elemente nach der Methode der kleinsten Quadrate hergeleitet wurden. Daraus ergab sich dann auch die dritte Gleichung für den Werth der Venusmasse. Die Formation der Bedingungsgleichungen aus den

geocentrischen Längen erforderte Vorsicht und Schärfe, indem hier, wo der heliocentrische Fehler in den größten Elongationen (in denen Mercur hauptsächlich und fast einzig beobachtet ist), durch Reduction auf den geocentrischen Ort sehr vermindert wird, kleine Fehler in den beobachteten geocentrischen Längen die gesuchten Correctionen der Elemente stark ändern. Diesen Einfluß der Beobachtungsfehler glaubt der Verf. durch die Anzahl der Beobachtungen eliminirt, und den der Sonnenörter auf die berechneten Längen durch jedesmahlige Verbesserung der Sonnentafeln aus gleichzeitigen Beobachtungen, vermieden zu haben.

Mit diesen verbesserten Elementen wurden die beobachteten geocentrischen Breiten auf heliocentrische reducirt, und aus deren Vergleichung mit den berechneten hundert Bedingungsgleichungen formirt, welche Neigung und Knoten gaben. Der Wunsch, die Neigung für eine frühere Epoche zu bestimmen, und sonach aus deren beobachteter Säcular-Änderung noch eine vierte Gleichung für die Venusmasse zu erhalten, wurde durch Mangel tauglicher Beobachtungen vereitelt.

Die End-Resultate dieser Untersuchungen waren folgende:

Wird die Venusmasse, wie sie Laplace (Mécan. Céleste T. 3. p. 61) annimmt, = 1 gesetzt, so ist die verbesserte, wie sie aus den erwähnten drei Gleichungen folgt, $\frac{1}{349132}$ der Sonnenmasse. Mit dieser Masse sind alle periodischen und Säcular-Störungen berechnet worden.

Epoche 1750 Meridian von Seeberg	253° 5' 17" 1
Mittlere jährliche Bewegung	53 43 3" 613
Sonnenferne 1750	253 33 24,3
Excentricität 1800	0,2056163

Halbe große Aye	0,3870988
Knoten 1750	75° 22' 0"96
Neigung der Bahn 1800	7 0 5,9
Säcular-Änderung der Sonnenferne	+ 1 33 22,9
— — des Knoten	+ 1 10 15,1
— — der Excentricität	+ 0"791
— — der Neigung	+ 18'380

Sämmtliche hundert in die Bedingungs-gleichungen aufgenommene beobachtete geocentrischeörter werden durch diese Elemente äußerst befriedigend dargestellt, und eben dieß ist, bey fünfzig neuern, von Bouvard in Paris und vom Verf. selbst auf der Seeberger Sternwarte angestellten, Mercur-Beobachtungen, die nicht mit zur Begründung der Elemente dienten, der Fall, so daß man zu der Hoffnung vollkommen berechtigt ist, daß diese Bestimmungen die Mercur-Bewegungen auch in den nächsten Jahrzehenten mit dem Himmel übereinstimmend darstellen werden.

Berlin.

Ueber die Religion der Ebräer vor Moses, von Lazarus Ben-David. Si ex veritate nascitur scandalum, utilius permittitur nasci scandalum, quam veritas amittatur. Hieron. 1812. 51 S. in groß Octav. Von Untersuchungen über den Pentateuch, die den Verfasser seit vielen Jahren beschäftigen, und wovon nichts bekannt werden sollte, bis das Werk als ein geschlossenes Ganzes dem Publicum überliefert werden könnte, hatte der Verfasser in einer Vorlesung in der philomathischen Gesellschaft zu Berlin eine Probe gegeben. Da der Inhalt derselben in den Zeitungen angezeigt war, und, wie die Vorrede sagt, den Feuereifer von Juden und Christen erregte, so entschloß sich der Verfasser, sie bekannt zu

machen. Die darin ausgeführten Ideen sind folgende. Der Grad der gegenseitigen Abneigung der beiden Völkerstämme, die uns der Pentateuch kennen lehrt, Eber und Kanaan, lag lediglich in ihrer verschiedenen Religion. Die Kananiten waren eigentliche Götzendiener; die Ebräer, wenigstens seit Abraham, nicht. Vielmehr hatten sie viel Aehnliches mit den Aegyptern; diese hatten in ihrer Religion drey Grade, deren Eingeweihte nicht, wie der große Haufen, Polytheisten, oder Götzendiener waren, sondern entweder, im untersten Grade, Dualisten, indem Osiris und Serapis, die beiden ersten Götter der dritten Classe, das gute und böse Princip, Ormuzd und Ahriman der Perser, bezeichneten; oder, im zweiten Grade, Verehrer der gesammten Natur, als ein streitendes Heer von erhaltenden und zerstörenden Kräften gedacht, dem unter irgend einem Symbol göttliche Ehre erwiesen wurde. Der Verfasser nennt diese, Zebaothisten; die Isis war die oberste Göttinn dieser Classe, Symbol der Natur. Der erste oder höchste Grad war die Religion des Pan oder Mentos, der Weltursache, als einziges, geistiges, ewiges und moralisches Wesen gedacht, Theismus, oder Spiritualismus. Diesen drey Aegyptischen Graden laufen im Pentateuch drey Grade parallel, Dualismus, Zebaothismus und Jehovadienst. Zwar finden wir durchaus nichts, was mit dem Osiris Aehnlichkeit hätte, allein die Cheraphim des Laban zeigen, daß dieser Stamm den Serap gekannt, also dem Dualism angehangen habe. Nämlich קראפ von קר , der Stier, Aegyptisch Ser., ist so viel, als קראפ , der zornige Stier, das Sinnbild der aufgeregten zerstörenden Natur, das böse Princip, der Serap. S. 29. Späterhin kommt Sero-

phim ganz bestimmt für Serap vor. 4. Mos. 21, 8. müsse man übersetzen: Moses machte den kuppfernen Zauber; Talisman; wie auch 2. Kön. 18, 4. zu verstehen sey (?). Ferner, was bey den Aegyptern die Isis, das war bey den Hebräern ירי, Schaddai, die hypostasirte Idee des Zebaothismus, der gesammten streitenden Naturkräfte, als Aggregat gedacht. Daß dieser Name, den Moses nicht braucht, der aber vor Moses, im Hiob und sonst, vorkommt, einen niedrigeren Grad, als Jehovah, bezeichne, wird 2. Mos. 6, 3. ausdrücklich gesagt. Man stellte sich dabey die Gottheit als Naturnothwendigkeit vor, wie schon Aben Esra bemerkt. Das bestätigt auch die Etymologie; ירי heißt der Bebrüstete, also הרי ירי der bebrüstete Gott, die ernährende und zerstörende Kraft (das Wort gehöre beiden Wurzeln, ירי und ירי), also gerade, was die Aegypten unter Isis verstanden. Endlich die Verehrung des Jehovah führte Moses ein, der dem gesammten Volke den bisher nur den Epopten, und vielleicht nur den Priestern zu Mentos bekannten, ersten Grad der Weihe ertheilte. — Das sind die Haupt-Ideen des Verf., denen man sinnreiche Combination nicht absprechen kann. Rec. gehört nicht zu denen, über die der Verf. in der Vorrede sich beschwert, vielmehr ehrt er die Freymüchigkeit des Verf., die um so verdienstlicher ist, je mehr er von hergebrachten Ideen sich frey zu machen hatte. Für die Ehre der Hebräer würde es nicht nachtheilig seyn, wenn sie ihre Religionsbegriffe nach denen eines aufgeklärteren Volkes veredelt hätten. Auch hat man längst ihre religiösen Gebräuche aus Aegypten abzuleiten gesucht, und selbst die moderne Phrase von Orden und Graden ist nicht mehr neu. Aber die dem Verf. eigenen neuen Combinationen scheinen dem Rec. völlig un-

1073 G. g. A. 107. St., den 5. Jul. 1813.

haltbar, weil sie auf keinem historischen Grunde beruhen. Hätte sich der Verf. mit Aegyptischer Götterlehre genauer bekannt gemacht, so würde er gewiß nicht den Serapis als böses Princip dem Osiris entgegengesetzt, und letztern von der Isis getrennt, nicht den Mendefischen, durch einen Vock symbolisiren, Gott, von dem Niemand weiß, daß er als Weltursache und moralisches Wesen gedacht worden, mit Mosiss Jehovah parallelisirt haben. Die für den Dualism der Hebräer angeführten Gründe sind unbeweisend, und gegen das, was der Verf. Zebaothismus nennt, spricht der Umstand, daß im Pentateuch gerade der Name Zebaoth gar nicht vorkommt. Wenn die Cananiter eigentliche Götzdiener waren, wie konnte denn der Cananite Melchisedek (S. 47) einen höhern Grad haben, als Abraham? Ueber die Etymologien des Verf., z. B. Serar (S. 9), Theraph, Mendai (in welchem Nahmen der Sabier er (S. 40) Zebaothismen findet, die auf der Stufe Mendes Zebaoth stehen), ließe sich Vieles erinnern, wenn hier dazu der Ort wäre.

Göttingen.

Wir erwähnen mit ein paar Worten der Conchoïdis Nicomedae aequatio et indoles, quas examini submitit et figuris illustravit *Carolus Witte* (30 S. in Quart), durch welche Probe der junge Verfasser Seiner Majestät, unserm allergnädigsten Könige, dessen Munificenz seiner Erziehung eine ansehnliche jährliche Summe ausgesetzt hat, von dem Fortgang seiner Kenntnisse Rechenschaft ablegen wollte. In einer Nachschrift bezeugt unser Hr. Prof. **Chibaut**, daß die Schrift wirklich die Arbeit des jungen Verf. sey, und der Hr. Prof. **Oslander** feiert sie durch ein Lateinisches Epigramm.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 8. Julius 1813.

Dresden.

Anleit zur deutschen Gesamtsprache, oder zur Erkennung und Berichtigung einzelner (zu wenigst 20) tausend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart; nebst dem Mittel, die zahllosen, — in jedem Jahre den deutschschreibenden 10000 Jahre Arbeit oder die Unkosten von 5000000 verursachenden — Schreibfehler zu vermeiden und zu ersparen, von Christian Hinrich Wolke, Den Deutschen und den Freunden ihrer Sprache gewidmet. XXXII und 460 Seiten in groß Octav.

Der edle Wettstreit für die Erhaltung, Läuterung und Ausbildung der Deutschen Sprache und ihrer alten Denkmale gehört zu den erfreulichen Erscheinungen unserer Litteratur, und man muß es den patriotischen Männern Dank wissen, die den reichen Schatz, den unsere Nation durch alle politischen Veränderungen hindurch gerettet hat, bewahren, pflegen und vermehren. Hr. Professor Wolke, der sich schon auf diesem Felde Verdienste erworben hat, gibt hier die Resultate seiner dreizehnjährigen Untersuchungen, die eine umständliche

N (5)

Critik unserer Rechtschreibung, Wortformen und Wortbildung enthalten, mit vielen neu gebildeten Wörtern und oft tiefen etymologischen Forschungen durchweht. Von dem reichen, mannigfaltigen Inhalte können wir nur das Vorzüglichste angeben. A. Untersuchung, ob die Wortschreibung der Deutschen Sprache so gut als möglich eingerichtet, oder zweckwidrig, willkürlich und schwer sey, und auf welche Weise sie verbessert werden könne. Der Verf. geht von der Gothischen Sprache aus, und zeigt, daß die Wortschreibung im Ulfilas einfacher und natürlicher sey, als die spätere (abgerechnet, daß Ulfilas in manchem dem Griechischen folgt). In den folgenden Jahrhunderten ward die Schreibweise regellos, und durch Gottsched und Adlung mit einer Menge überflüssiger Buchstaben überladen. Hier gibt der Verf. S. 14 fig. eine Berechnung, daß die Deutschschreibenden, deren er 20 Millionen annimmt, in jedem Jahre 10000 Jahre oder 5 Millionen Thaler mit Schreiben und Setzen überflüssiger Buchstaben in den Wörtern verschwenden, die durch die vom Verf. vorgeschlagene und in dieser Schrift schon eingeführte Wortschreibung sollen erspart werden können. Diese besteht in Folgendem: Man lasse Alle unnöthige Sylben, Buchstaben und Züge weg, lerne die Wurzelwörter und Partikeln richtig sprechen und schreiben, und bezeichne die verschiedne Aussprache durch Zeichen der Kürze und Länge, z. B. a, e, i für ah, äh, ih oder ie; ä, ö, u für ä, ö, u; ä, é für das kurze a, e u. s. w. Man könnte also die Doppelbuchstaben ganz entbehren, und schreiben, wie in dem vom Verf. S. 23 gegebenen Beispiele: Kéke Áfen nemen Stóke, Wílen, Múse sích zu fá-meln, &c. &c.: indessen hat er diese Art zu schreiben noch nicht gewagt, sondern die Doppelbuchstaben

nur am Ende weggelassen. Ob durch diese neue Wortschreibung für Schreiber und Setzer so viel Zeit würde erspart werden, als Hr. W. berechnet, muß man bezweifeln, indem Hr. W. nicht die Zeit in Rechnung gebracht zu haben scheint, die das häufige Absetzen und Versetzen der Striche wegnimmt. Dem Rec., der den Versuch gemacht hat, ist dieses sehr beschwerlich vorgekommen. Außerdem entstellen diese Strichelchen die Schrift, z. B. er erzelt, De'mut ꝛc., und wie leicht lassen sich diese Zeichen verwechseln, da dann die Verwirrung noch größer ist. So ist selbst in diesem Buche das Lang-Tonzeichen unrichtig gesetzt, wie S. 43 machen. Man kann dem Verf. zugeben, daß die Doppelbuchstaben am Ende des Wortes entbehrlich sind, obgleich die harte Aussprache dem Deutschen characteristisch ist, aber die Tonzeichen scheinen nicht glücklich erfunden zu seyn, und die Ersparniß eines Strichs in den ä, ö, ü, kaum der Rede werth, da die Deutlichkeit dabey verliert. Tonzeichen bedarf eine lebende Stammsprache nicht, und eine Schrift ist um so vollkommener, je mehr sie die Sprachlaute, ohne solche Hülfzeichen, darzustellen vermag. Die Deutsche Schrift ist ziemlich in diesem Falle, allenfalls könnte man die vor einem Mitlauter gedehnten Vocale, z. B. war, vor und dergl., die dem Anfänger Zweifel machen könnten, mit dem bekannten [^] bezeichnen. Dem umsichtigen Verf. kann die Betrachtung nicht entgehen, von welchen verwirrenden Folgen die Einführung einer neuen, so verschiedenen, Orthographie für unsere Litteratur seyn würde; aber er selbst bemerkt, daß diese Probe nicht ganz nach Wunsch ausgefallen sey, und einst vollkommener hervorgehen werde. — B. Versuch, die Deutschen Sprachlehrwörter kurz, deutlich und begriffgemäß auszu-

drücken. Den vom Verf. vorgeschlagenen Wörtern kann man den Vorzug der Kürze, und meistens des Bezeichnenden, nicht absprechen, nur haben sie etwas Fremdlingendes, z. B. Hauptling, Aussage, Verknüpf (Subject, Prädicat, Copula), Hauptnamer, Beylegnamer, Zahlner, Personer, Bestimmersoner, Aussager (Verba). Die Casus heißen Erstfal, Zweitfal, Drittfal 1c.; Adverbia, Umstandner 1c. Dabey feine Untersuchungen über die Vergleichgrade, über das Bedeutende des Buchstaben t, über die Zahlwörter, und deren Bildung und Formen, nebst einer neuen Bezeichnung der Zahlen durch zwey einfache Zeichen, — und (.). Sinnreich ist diese allerdings; daß sie aber an Deutlichkeit und Bestimmtheit unsern gewöhnlichen Ziffern nachstehe, wird wohl Hr. W. selbst nicht läugnen. Ueber die Aussager (Verba) S. 70 flg. viel Wahres und Nichtiges. Daß Hr. W. unsere Flexion ich liebe, du liebest 1c. Verderbung und Verhäßlichung der alten Form nennt, würde wohl nicht geschehen seyn, wenn er sich erinnert hätte, daß ihr, wie in mehreren Sprachen, die Formen des Verbi substantivi zum Grunde liegt, wo nur in der dritten Person der Merzahl das t oder d weggeworfen wird. Zeitformen (Tempora) macht der Verf. 12, wovon die Nunzeit, Fortzeit und Kommezeit die Hauptclassen ausmachen. Von den Partikeln ausführlich S. 89-107, wo zum Beschluß noch mehrere Sprachlehrowörter vorgeschlagen werden. — C. Staben-, Wurzel- und Ableitkunde S. 109 flg., von den einzelnen Buchstaben und ihrer Eintheilung und Zeichen. Die Buchstaben c, ff, fl (verbunden), ph, qu, sh, st, th, z, v, r, n, müßten aus allen echt-deutschen Wörtern verbannt werden — S. 137. Wichtigkeit der Wurzel- und Ableitkunde. Hier kommt S. 140 der sonderbar ausgedrückte Satz

zuerst (in der Folae öfter) vor, daß aus den Lauten des Worts Wunderhalm alle menschlichen Sprachen hervorgegangen seyen. Es sind nämlich in diesem Worte die drey Urvocale a, e, u, und die sieben Hauptlaute w, h, d, l, r, m, n, enthalten, wovon der Verf. nach Fulda und Anton handelt, und die Ausbildung der Sprache durch Vorsetz- und Endsilben in Beyspielen zeigt. Am längsten verweilt der Verfasser bey der Endung lich, die, den Verbis angefügt, stets eine passive Bedeutung haben soll. Zuletzt gibt er S. 171 ff. Proben, wie man von Wurzelwörtern neue Wörter selbst bilden könne; aus Ort, Geist und Wort werden 500 Wörter abgeleitet, unter welchen jedoch einige schwerlich in Gebrauch kommen dürften, z. B. nachgeistern (nachahmen), umgeistern (wie ein Geist umschweben), hochorten, unbewortlich (unaussprechlich). Letzteres ist kaum richtig. Beworten heißt, nach der Analogie, nicht, in Worte kleiden, wie Hr. W. will, sondern, über Etwas Worte machen. Die Phrase: unnachwortlich ist, was ich höre, weil zu schnell vorgewortet wird, bleibt dem Rec., und vermuthlich den Lesern, unverständlich. Doch der Verf. wollte nicht durch diese Wörter die Sprache bereichern, sondern sie nur als Beyspiele möglicher Ableitung aufstellen. Er selbst dringt S. 180 fig. auf die Entfernung des unnützen Ueberflusses, und wünscht, daß einft ein thätiger, mit Verstand, Sprach- und Schönsinn begabter, Kenner der Deutschen Sprache den Wörternvorrath mustere, berichtige, und eine Auswahl des Guten, Brauchbaren und Nöthigen mache. S. 182 nähere Beleuchtung des Wortbaues, der Wurzeln, Stammwörter und ihrer Veränderung, voll etymologischer Gelehrsamkeit, hin und wieder nach Court de Gebelin. Eigen ist dem Verf. die

häufige Vergleichung des Russischen, das sich durch Verfehlung und Verwechslung der Buchstaben oft auf Deutsche, Griechische, Lateinische Wörter zurückführen läßt. S. 219 Warnungen vor Zweideutigkeiten, Widersprüchen und Lächerlichkeiten, die aus unvollkommener Kenntniß der Sprache und ihrer Regeln, und Verwechslung ihrer Wortformen, entstehen, auch Anwendung einiger Nennwörter, in 29 kleinen Gedichten und 14 Erzählungen. Nur eins zur Probe: — Geldbedarf stachelt, Brotmangel peinet, doch Geistlächerheit vibet; Geistsfälle engeßt dich, Mensch, wenn du sie zwecklich gebrauchst. S. 239 über den Gebrauch der Verneinwörter. S. 245 Berichtigung verwechelter Buchstaben in den Wurzelwörtern und verbildeter Formen. Den Umlaut des a in ä verwirft er durchaus; man solle also sagen Käufer, anständig, unbandig ic., Gedagnis, glansen (glänzen). (In Vielem muß man dem Verf. beystimmen, auch sind mehrere der hier gebilligten Formen schon bey guten Schriftstellern üblich; aber einaschen S. 250 würde nach der Analogie sehn, mit Asche belegen.) In andern Wörtern sey für ä ein e zu setzen, z. B. demmern, dengen, gehren, spehen, krenken ic.; eben so o für ö, in götlich, hoflich, loblich ic., u für ü, in Aufreurer, ausdrücklich, demutig, kluglich ic. S. 280 Berichtigung der Fehler, die aus Verwechslung der Consonanten entstehen, am ausführlichsten über den Gebrauch des s und f. S. 295 einige Bemerkte über den Wohl laut. Der Verf. hofft, daß die Sprache künftig volltöniger werde, weil wirklich schon ein Anfang gemacht sey, und gibt dazu selbst Vorschläge, besonders der Sonno, die Erda, die Mona. Eben so Donneran, Musan (Jupiter, Apollo). Sehr wahr bemerkt der Verf. über die mit Consonanten überladenen Wörter, daß sie zur Natur und Manniafastigkeit der Sprache gehören,

und daß eine gute Aussprache viele Mißlaute mildere. Noch eine Menge von Berichtigungen zusammengesetzter Wortformen; das eingerückte **s** verwirft der Verf. jedoch, wie dem Rec. scheint, zu allgemein: schätzwert, verehrwert, wünschwert ic. sind der Form nach unrichtig — ferner der auf **n** ausgehenden Substantive, und einiger Adverbien mit **nt**. (Man soll sagen Erdrund, Sonnstaub, gefißlich, oflich (öffentlich), ordlich. Aber manche dieser Wörter sind von Adjectiven abgeleitet, z. B. offen, geflissen, wissend ic.). Die vom Verf. vorgeschlagenen Formen können indeß zum Theil Dichtern brauchbar seyn. — Die in erin ausgehenden Frauennahmen. S. 347. Man soll sprechen Dichtin, Mahlin, Stickin, Europin, Afrikin. S. 355 flg. von der Doppelform der Ausfager (Verben), wo der Verf. viel weiter geht, als der Sprachgebrauch bisher erlaubte, z. B. affen, äffen, glansen, glänfen (glänzend machen), grandfen, grändfen (begrenzen). Er erwartet (S. 372), daß man einst durchall sagen werde: ich riechte die Blume, die angenehm roch. Es smikt mir das Essen, es smak mir so gut, nie hat es mir besser gesmoffen; ich blaste kalt ic. Zulezt ein Gedicht, der Geist der Deutschen Sprache überschrieben, in reimlosen Jamben. Es enthält eine Art von Geschichte der Sprache, nebst Schilderung ihres Werths, Ermahnung, sie zu schätzen und zu ihrer Verbesserung beizutragen, wobei die in dem Anleit gegebenen Regeln und Lehren kurz wiederholt werden.

So sehr Rec. das Verdienstliche in den Bemühungen des Verf., die Sprache zu vervollkommen und zu berichtigen, anerkennt, welchem er recht viele Leser und besonnene Beurtheiler wünscht, die sich nicht durch die vom Verf. gewählte etwas beschwerliche Wortschreibung abschrecken lassen, so kann er doch nicht umhin, zu gestehen, daß ihm der Verf. nicht sel-

ten die Grenzen des Grammatikers zu überschreiten und zu viel zu reformiren scheint, indem er Schreib- und Sprachformen aufstellt, die die Sprache füglich entbehrt, und die schwerlich als Verbesserungen dürften anerkannt werden, wenn er z. B. S. 33 vor schlägt: Apfler, Birner, Zuckerer, Delner ic. (nach pommier, poirier, lucrier, huilier) zu sagen, und so des Vorzugs der zusammengesetzten bestimmtern Wörter sich zu begeben; oder wenn er (S. 50) neue "Kleinwörter" bildet, Stadtchen, Städtchen, Häuschen, Häuschen ic., und die Endung lich stets passiv genommen wissen will, da doch Wörter, die von activen Verben gebildet sind, wie, erfreulich, erbaulich ic. von Rechts wegen eine active Bedeutung haben. Der Verf. nennt dieses form- und begriffwidrig. Eben so willkürlich scheint es, daß er (S. 281) Sugt, Geldsugt, Ehrsugt, schreibt, und dieses von saugen, ableitet, mit Verwechslung der Stammwörter, da es offenbar von stechen, säen, stammt; und gebietisch, schwärmisch, haushaltig S. 354, für gebietetisch, schwärmerisch ic., welche Formen er zu den ohrwidrigen Lauten rechnet. Aber die Wörter kommen ja von Gebieter, Schwärmer, nicht von gebieten. Formen, wie Glans, Lans, Kamf, Damf, konnte dem Vf. nur eine zu weiche Aussprache und eine Vorliebe für die niedern, sanftern Mundarten empfehlen. Wenn der Vf. den tief in der Sprache gegründeten Umlaut der Vocale verwirft, und die regelmäßige Conjugation fast überall einführen will, so scheint er nicht erwogen zu haben, daß die Sprache dadurch breit und eintönig werden würde, und daß die unregelmäßige Conjugation ein Character des Alterthums und der Ursprünglichkeit sey. — Zum Schluß bemerkt der Vf., daß er noch zu 12 Vogen guten Sprachlehrstoff bereit habe, zu dessen Bekanntmachung wir ihm alle Unterstützung wünschen.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 10. Julius 1813.

Paris.

Ex officina J. M. Eberharti, Collegii Imperialis Franciae Typographi, ist ein Werk zum Vorschein gekommen, worauf wir schon lange mit Sehnsucht gewartet haben, *Joannis Laurentii Lydi Philadelpheni De Magistratibus Reipublicae Romanae libri tres. ΠΕΡΙ ΑΡΧΩΝ ΤΗΣ ΡΩΜΑΙΩΝ ΠΟΛΙΤΕΙΑΣ*. Nunc primum in lucem editi et versione, notis indicibusque aucti a *Joanne Dominico Fuß*, Praefatus est *Carolus Benedictus Hase*, Codd. Graec. et Lat. in Bibliotheca Imperiali Parisiensi sub Conservatore Custos. 1812. S. LXXXVII und 316 in Octav.

Die Entdeckung dieses bisher ganz unbekanntes sehr schätzbaren Werkes aus dem sechsten Jahrhunderte nach Chr. Geb. verdanken wir dem hochberühmten Hellenisten *Joh. Bapt. Caspar d'Ansse de Villoison*, welcher im Jahre 1784 u. f. den vortrefflichen königl. Französischen Gesandten bey der Ottomannischen Pforte, den Hrn. Grafen *Gabr. Aug. de Choiseul-Gouffier*, nach Constantinopel begleitete. Im Jahre 1785 fand Villoison einen

D (5)

Codex, der Johann Lydus Griechische Werke de ostentis deque magistratibus Reip. rom. enthielt, in der Bibliothek des Prinzen Constantinus Sultanzaris Bei Morusi, welcher kurz vorher Hospodar der Wallachey gewesen war, und nun eine gelehrte Muße in seinen anmuthigen Gärten zu Curucisma, einem an der Meerenge gelegenen Dorfe bey Constantinopel, genoß. Der Hr. Gesandte, durch Willoison davon benachrichtigt, erhielt darauf diesen Codex vom Prinzen zum Geschenk. Wären nicht die traurigen Zeiten der Revolution, welche den Hrn. Grafen zum Auswandern zwangen, dazwischen gekommen, so würde dieß kostbare Geschenk durch Willoison, der desselben in den Proleg. ad Iliad. p. XLVI gedenkt, viel früher ein Gemeingut geworden seyn. Als auch Willoison im J. 1805 darüber wegstarb, so überließ Hr. Gase, dem dieß Geschäft der Herausgabe nun vom Hrn. Grafen übertragen wurde, seiner Amtsgeschäfte halber dasselbe dem geschickten Schüler von Wolf, Hrn. Joh. Domin. Fuß, aus Duren im vormahligen Herzogthum Jülich, der sich schon seit einigen Jahren in Paris aufhält, und übernahm bloß die Abfassung des diesem Werke vorgesezten Commentarius de Joanne Lydo, und die Herausgabe des andern Werks von Joh. Lydus, de ostentis, welches wir hoffentlich bald erhalten werden. Doch hat er und der gelehrte Gregorius Georgias Salycus oder Salikoglu, aus Theffalonich, dessen Französisch-Neugriechisches Wörterbuch wir im J. 1810 angezeigt haben (vergl. Bredow Epistol. paris. p. 228) zur Verbesserung des Textes nicht wenig beygetragen. Der Fleiß des Hrn. Fuß und seine gelehrten Einsichten sind nicht zu verkennen. Nur die ganz unbezweifelten Verbesserungen sind in den Text aufgenommen, die minder sichern in den Noten angezeigt, welche über

dieß einige eregetische Bemerkungen und die von Joh. Lydus angeführten Stellen der Schriftsteller, falls sie sich finden ließen, enthielten. Einige dieser Stellen, die nachher entdeckt wurden, hat Hr. Fuß in der Vorrede S. 85 nachgetragen. Die Uebersetzung ist, so viel wir verglichen haben, treu. Da der Inhalt des nicht ganz vollständig auf uns gekommenen Werks — etwa der zehnte Theil ist verloren gegangen — schon aus dem Titel hervorgeht, woben wir nur noch bemerken wollen, daß Joh. Lydus alle Magistratus, die bis zu seiner Zeit existirten, mit manchen willkürlichen Einschübseln und unpassenden Etymologien, welche Manier des Lydus schon aus den Fragmenten über die Monathe bekannt ist, angeführt, und, ohne tief zu schöpfen, beschrieben habe; so wird es unsern Lesern, welche Freunde der Litterär-Geschichte sind, hoffentlich willkommen seyn, hier einen kurzen, jedoch genügenden, Auszug aus des Hrn. Hase gelehrtem und instructiv verfaßtem Commentarius de Jo. Lydo zu finden, von welchem Schriftsteller übrigens schon in Fabricius Bibliotheca Graeca an acht Stellen einige Nachricht vorkommt, und in unsern Gel. Anz. vom J. 1794 S. 1273 f. die Excerpte von den Monathen, die Hr. Schow herausgegeben hatte, angezeigt wurden. Gleich die Anzeige der Quellen, aus denen Hr. Hase seine Nachrichten genommen hat, nimmt für diesen Gelehrten ein; so genau und trefflich ist sie. Joh. Lydus berichtet von sich selbst am genauesten in diesem Werke. S. III. Johannes Laurentius, von seinem Vaterlande Lydien *Lydus* benannt, ward im J. 490 nach Chr. Geb. zu Philadelphia am Tmolusberge in Asia proconsulari von angesehenen Eltern geboren, studirte zu Constantinopel, bloß um die Zeit auszufüllen, unter Agapius aus Athen, einem

Schüler von Proclus, Philosophie, trat dann in Staatsdienste, und bekleidete hohe, und, was Johann Lydus nicht vergißt zu bemerken, lucrative Posten, hauptsächlich wegen seiner guten Kenntniß der Lateinischen Sprache, und starb, ziemlich betagt, in Ansehen, höchst wahrscheinlich gegen das Jahr 565. Unter den Schriftstellern des Justinianischen Zeitalters ragt Lydus hervor, und die Anmuth seiner für uns verloren gegangenen Verse lobt der Kaiser Justinian selbst nach S. 200 dieses Werks: wiewohl dieß Lob von dem gelobten Kaiser wenig Gewicht hat. Als vorzüglicher Kopf erscheint Lydus zwar nicht: aber er war fleißig, und hatte eine große Belesenheit in Griechischen und Lateinischen Schriftstellern, die meisten Theils für uns verloren sind. Dieß gibt ihm keinen geringen Werth in den Augen des Vitterators. Für sein Zeitalter war er gleichwohl ein vorzüglicher Mann. Darauf deutet auch Hr. Hase hin, indem er mit fünf schönen Versen eines noch nicht edirten geschmackvollen Dichters, die wir als ein Ineditum beyfügen, den Uebergang zu den Schriften des Lydus macht. Ὡς δὲ Παλασσοισιν ἐν οἴδιαισι νῆσος ἀνίσχει, Δαίδαλέη σταχύεσσι καὶ ἀπτερόεντι κορύμβῳ, Καὶ Παλερῶ λειμῶνι, καὶ εὐδένδροισιν ἐρπυγαῖς Τὴν δὲ παραπλώντες ἐπολιζοῦσιν ὀδίται, Ἄλγεα βουκολέοντες ἀλιμνήτοιο μερίμνης. Etwas Philosophisches ist von ihm nicht geschrieben, oder uns doch nicht bekannt geworden; denn der ihm zugeschriebene Commentarius in Theophrastum de sensu et phantasia. ist von Priscianus Lydus, seinem Landsmanne und Zeitgenossen. Dagegen verfaßte er drey historische Schriften, die aber alle verloren gegangen sind. 1. Ein Eloge auf seinen Gönner Zoticus, der ihm für jede Zeile ein Gold-

stück bezahlen ließ, nach dem Muster der Freygebigkeit des Caracalla gegen Oppian, und der Octavia gegen den Virgil. 2. Eine Lobrede auf den Kaiser Justinian. 3. Eine Geschichte des ersten Persischen Krieges: wiewohl dieß letztere noch zweifelhaft ist. Vorhanden sind noch 1. zwey Excerpte aus seinem Werke über die Monate, eine Art von Kalender, von Isaki, wie die Ovidischen. Dieses Buches gedenkt Lydus mehrmahls in diesem Werke de magistratibus. Es ist in mehr als Einer Hinsicht schade, daß sich dieß Werk nicht ganz erhalten hat. Es war ursprünglich in diesem Codex enthalten; die paar Blätter, die davon noch übrig sind, doch ganz unleserlich, betreffen den Anfang des Novembers. Die Ausführung über diese beiden Excerpte ist vortreflich gerathen. S. XXXVI f. Hr. Scow hat aus den beiden seine Ausgabe im Jahre 1794 gemacht, jedoch bey weitem nicht so, daß man damit zufrieden seyn könnte. 2. Dieß Werk de magistratibus. 3. De ostentis, *περὶ διοσημειῶν*, wovon einige Fragmente gedruckt sind. Es ist sehr merkwürdig wegen der vielen neuen Dinge, die zu der Wissenschaft gehören, welche aus den Eingeweiden der Thiere, aus dem Vogelfluge und aus dem Donner und Blitze Vorbedeutungen zog. Bey den Alten, als Theophrastus Simocatta, Peda venerabilis u. a. stand dieses Werk in Ansehen. Ein ähnliches, schon aus Fabricius Bibl. Graeca bekanntes, zum Theil noch ungedrucktes, Werk, die Anthologie, oder Florida des Terentius Valens, befindet sich im Manuscript auf der kaiserl. Bibliothek zu Paris, und wird von Hrn. Hase bey der Ausgabe des Werks de ostentis benutzt werden. S. LXXVIII. Im 7. und 8. Jahrhunderte waren die Einfälle der Araber ins

Byzantinische Reich, wie andern Schriften, so auch denen des Johannes Lydus, sehr nachtheilig. Mit Recht lobt Hr. Hase hier zum Beweise dieses seines Sages unsers Hrn. Prof. Heeren's Geschichte des Studiums der classischen Litteratur B. I. S. 98, und unsers Hrn. Prof. Ritters Eichhorn Geschichte der Litteratur B. I. S. 562. Als lehrreiches Beyspiel führt er den Johannes Epiphaniensis am Ende des 6. Jahrhunderts an, von dessen damahls hoch berühmter Geschichte Hr. Hase in den Vaticanischen, nach Paris gebrachten, Manuscripten eines entdeckt hat, das aber auf schlechtem Papier (charta cariosa) im 12. Jahrhundert geschrieben, nur den ersten Theil, und diesen nicht einmahl ganz, enthält. Diesen verwechselt Fabricius Bibl. Graeca Vol. VI. p. 686 Harles. ed. ganz irrig mit Johannes aus Antiochien, da doch schon sein Zunahme zeigen mußte, daß er aus Epiphania war. Sehr lehrreich und gut ausgeführt ist das Kapitel von den Zeugnissen, unsern Lydus betreffend, aus Photius, Leo dem Weisen &c. &c. Doch erhält das Scholion aus dem Cod. Venet. Homer. Iliad. Nr. CCCCLIII, welches S. XXIX angeführt wird, eine ganz andere Auslegung, wenn man Heyne's Var. Lectt. et Obs. ad Il. ω, 617. Tom. VIII. S. 728 vergleicht. Dann verschwindet das Zeugniß aus dem Scholion ganz. Die beiden berühmten Manuscripte der Ilias aus der St. Marcus-Bibliothek zu Venedig Nr. 453, 454, sind jetzt zu Paris. Das Buch de ótentis: Vier Fragmente sind noch davon da. Aber von dem nun abgedruckten Buche de magistratibus ist außer dem Caseolivischen, von Willoison entdeckten, Manuscripte keine sichere Spur übrig geblieben, wiewohl doch eines der vier tausend Griechischen Manuscripte,

welche die kaisert. Bibliothek zu Paris aufbewahrt, dieses Werks zu gedenken scheint. Gelehrt und erschöpfend ist die Abhandlung über die Herausgeber der sieben Fragmente von Eudus, ehe dieß Cascolinische Manuscript bekannt wurde. S. LVIII f. folgen einige Verbesserungen des Schowischen Fragments de merlibus: nämlich S. 124 Z. 8 ist, wie schon sonst bekannt, statt Βουστρίω und Αὐγούστων zu lesen γουστρίω und Αὐγουστρίων; Z. 18 ist für πάλιν zu lesen πύλην. S. 125 Z. 1 ist aus Clem. nt. Alexandrin. cohortat. ad gentes I. p. 25 Potter. genommen, und demnach zu ergänzen: ἐν τοῖς κρυφούτοις vor ὁπλοῖς ἐταφῆ. Dann folgt die Geschichte der Entdeckung dieses Manuscripts, mit einem gefühlvollen und würdigen Lobe des Hrn. Grafen Choiseul, Gouffier und des sel. Billoison S. LXI ff. Wir verdanken die Herausgabe dieses Werks der Großmuth des Hrn. Grafen, auf dessen Kosten es gedruckt ist. Der Hospodar der Wallachen, in der gelehrten Welt nicht unbekannt (s. Jöcher), Nicolaus Maurocordatus, hatt: das Manuscript um das Jahr 1722 wahrscheinlich aus einem Griechischen Kloster in seine große Bibliothek zu Bucharest gebracht, welche aber nach seinem im Jahre 1730 erfolgten Tode zerstreut wurde. Er nennt den Codex deshalb *Cascolinus*, weil die Vorfahren des Besitzers im 10. Jahrhunderte Grafen von Cascolo hießen. Der Codex ist vorn und hinten verstümmelt, auf Pergament, klein Folio, im 9. oder 10. Jahrhundert gut geschrieben, voll Itacismen, von Nässe und Alter übel zugerichtet u. s. w. Hr. Hase verspricht in seiner Ausgabe des Buchs de ostentis eine Abhandlung de ingenio Lydi, de fontibus, de graecitate et eruditione latina zu liefern. Wir

1088 G. g. A. 109. St., den 10. Jul. 1813.

freuen uns dieser Aussicht, und danken dem Hrn. Grafen, den beiden gelehrten Deutschen und dem edeln Neugriechen für dieß achtungswürdige Geschenk und ihre daran gewandte Bemühung, es in einer so angenehmen und nützlichen Gestalt öffentlich auftreten zu lassen, aufs herzlichste und verbindlichste.

Leipzig.

Bei Feind: Anthropologische Fragmente, vorzüglich in moralischer Hinsicht. Von Friedr. August Voysen. 1812. 258 S. in Octav.

Der Verfasser dieser philosophischen Abhandlungen, die manches Bemerkenswerthe enthalten, ist in der Hauptsache dem Kantischen Systeme getreu geblieben. Aber in mancher nicht unbedeutenden Hinsicht weicht er von dem buchstäblichen Kantianismus ab. Man kann seine Bemühungen als Versuche ansehen, Kantische Ideen zum Theil zu berichtigen, zum Theil durch anthropologische Anwendung gemeinnütziger zu machen. So sucht er z. B. in der ersten Abhandlung zu zeigen, daß man das Sittengesetz (nämlich nach der Kantischen Formel) als die Form einer nicht sinnlichen (inneren) Anschauung erklären müsse. In der zweyten Abhandlung wird das moralische Gefühl als völlig verschieden von dem moralischen Gesetze betrachtet. Jenes gehöre in Ansehung seines Ursprungs, so fern es Gefühl ist, zur Sinnlichkeit; das moralische Gesetz aber sey durchaus überfinnlich. Mehrere dem Verfasser eigene Gedanken finden sich auch in den practischen Abhandlungen über die Methode der moralischen Cultur der Jugend, und über die moralische Wirkung der Beispiele.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 10. Julius 1813.

Paris.

Ben Renouard, Schöll und Lenormand 1812: *Manuscrits de la Bibliothèque de Lyon, ou Notices sur leur ancienneté, leurs auteurs, les objets qu'on y a traités, le caractère de leur écriture, l'indication de ceux à qui ils appartiennent etc.* — Par *Ant. Franç. Delandine*, Bibliothécaire de Lyon, Membre de l'Académie de cette ville, Correspondant de l'Institut. Drey Bände in gr. Octav. I. 6 u. 486, II. 542, III. 596 Seiten.

Daß eine so alte, längst volkreich und wohlhabend gewordene, Stadt, wie Lyon, der es eben so wenig an litterarischen Anstalten und Büchersammlungen gefehlt, auch in Hinsicht auf Handschriften manche Merkwürdigkeit werde enthalten haben, leidet wohl keinen Zweifel. Dennoch blieb man bisher nur sehr unvollständig davon unterrichtet; Reisebeschreiber berührten diesen Gegenstand bloß im Vorbengehen, und selbst der in zwey dicken Quartbänden die Litterar. Geschichte Lyons ex professo behandelnde Jesuit de Colonia (sein Werk erschien

1728 und 1730) ließ es hierüber bey oft nur flüchtig hingeworfenen Notizen bewenden. Ein Verfaumniß, das anjetzt gar nicht mehr nachzuhohlen ist; denn außer den Bomben- und Kanonenkugeln, die während der Revolutionsstürme Frankreichs im bekanntlich 1793 hart geängstigten Lyon eine Menge solcher Kostbarkeiten vernichtet haben, wurden dergleichen auch durch Räubereyen und Gaunereyen in Menge entwendet. Aus mehreren von Hrn. D. angeführten Beyspielen hier nur ein paar! Vom heillosen Comité de salut public angeblich abgeschickte Commissare suchten aus, was ihnen gefiel, und füllten damit 14 große Kisten; statt aber nach Paris zurück zu gehen, eilten sie mit ihrem Raube die Rhone hinunter, wahrscheinlich um ihn, gegen gute Belohnung, den damahls Toulon belagernden Engländern in die Hände zu spielen. Vorsteher anderer Stadt-Sectionen ließen in der Folge mehrere Karren voll Bücher aus den Bibliotheken wöchentlich hohlen, um damit — quis talia fando, cet. — ihre Oefen zu heizen!

Daß man, nachdem endlich Ruhe und Ordnung zurückgekehrt, sich desto eifriger angelegen seyn lassen, alles Gerettete in Sicherheit und unter strengere Aufsicht zu bringen, auch das in aufgehobenen Klöstern und andern Instituten sich von Werth etwa noch Vorfindende in ein von der Municipalität inspicirtes Ganzes zu vereinigen, versteht sich von selbst; und da hätte die gute Stadt denn allerdings keinen thätigern Bibliothecar sich wünschen können, als unsern Verfasser. Zu Lyon selbst 1757 geboren, ehedem schon Bibliothecar-dassiger Academie, und mit allen Verhältnissen seiner Vaterstadt zuerst als Sachwalter, und dann in andern Aemtern, von Jugend an vertraut, hat er auch durch ein raisonnirendes Verzeichniß ihrer

Geschichtschreiber, durch beträchtlichen Antheil an der achten Ausgabe des in Frankreich so beliebten Dictionnaire Historique und andere Arbeiten mehr, seinen Landsleuten sich längst als geübten und brauchbaren Schriftsteller beurfundet. Vorliegendes Werk ist ein neuer Beweis seines noch immer unermüdlischen Fleißes; denn obgleich nur 1518 Artikel den Ertrag desselben ausmachen, war, wie sogleich sich zeigen wird, zu ihrer Bearbeitung doch eine Geduld erforderlich, die in Zeitumständen, wie die jetzigen sind, wohl überall höchst selten anzutreffen seyn dürfte.

Der gesammte, in dasiger, auch durch ein sehr günstiges Local, wie bekannt, sich auszeichnenden Stadt-Bibliothek nunmehr vereinigte Handschriftenvorrath ist von ihm in vorliegendem Verzeichnisse sowohl, als im Gebäude selbst, nach Sprachen geordnet worden, die dann wieder ihre Abtheilungen nach den Haupt-Disziplinen haben; worüber am Ende jedes Bandes synoptische Indices, und am Schlusse des letzten ein allgemeines Namenregister, sich befinden. Nach so vielen erlittenen Verlusten ist es eben nicht befremdlich, im Fache der Morgenländischen Sprachen nichts von Bedeutung mehr darin anzutreffen. Selbst das berühmte Chinesische Original, aus welchem Abbé Grosier die Geschichte dieses Reichs in 12 Quartbänden, Paris 1775 u. f., nach der davon gefertigten Uebersetzung des Missionars de Mailla herausgegeben, ist nicht mehr in Lyon zu suchen, weil nämlich die damaligen Bibliotheks-Vorsteher, unbegreiflicher Weise, dem Herausgeber damit ein Geschenk gemacht hatten! — Nur ein halbes Duzend Griechischer Handschriften, wotunter die Hom. et Serm. St. Basilii von hohem Alter, das einzige etwa Bemerkenswerthe. — Im Felde der

Lateinischen Litteratur sieht es freylich etwas ergiebiger aus, als deren Artikel doch von Nr. 56 bis 634 fortlaufen; von ausnehmend hohem Alter, absoluter Seltenheit oder entschiedenem Werthe, will sich indeß darunter doch nichts finden lassen, und aus der Büchersammlung, die schon auf Befehl Carls des Großen zu Lyon angelegt, und in der nächsten Folgezeit auch wirklich fortgesetzt worden, scheint nur sehr Weniges übrig geblieben zu seyn. Daß also Uebersetzungen der Bibel, Kirchenväter, Missale und Breviare, scholastische Theologie und Philosophie, ältere und neuere Kirchengeschichte, Chroniken- und Legendenschreiber, canonisches Recht und dergl. bey weitem die Mehrzahl ausmachen; Abschriften der Classiker aber in nur geringer Anzahl und von meist unbedeutendem Alter noch vorhanden sind, ergibt sich von selbst. Nähere Untersuchung des einige Aufmerksamkeit denoch Verdienenden würde für unsere Blätter viel zu weit führen; denn wenn z. B. auch Nr. 241 *Plinii Hist. natur.* auf Pergamen, sich durch ziemliches Alter und überaus nette Schreibzüge empfiehlt, so bleibt noch immer die Frage: was für Dienste er dem Hardouin bey seiner Ausgabe geleistet? als welchem ein so gut erhaltener Codex nicht entgehen können. Ein paar Codices mit Origenianis in Lateinischer Version (des übel berüchtigten Uebersetzers Rufini vermuthlich) zeigen Eigenschaften, die es sehr wahrscheinlich machen, daß solche zu Carls des Großen Zeit, auch wohl früher noch, geschrieben worden, und daher Ueberreste der unter seiner Regierung angelegten Bibliothek seyn mögen. Der innere Werth eines Aulus Gellius, oder, wenn man will, Agellius, gleichfalls auf Pergamen, dessen Außenseite und treffliche Erhaltung

unter Nr. 98 sehr gerühmt wird, könnte wohl auch zur Prüfung einladen.

Ungleich befriedigender, für Franzosen hauptsächlich, steht es um die Sammlung in ihrer Sprache hier vorhandener Handschriften. Diese nimmt den übrigen Raum, und also mehr als zwey Drittel der Bogenzahl, ein; mit Ausschluß eines Suplements von nur 33 Numern, das über alle Fächer sich verbreitet. Daß ein, überhaupt genommen, doch nur sehr mäßiger Vorrath drey starke, gar nicht karg bedruckte, Bände füllen konnte, rührt daher, weil der Verf., um seinen Landsleuten so nützlich als möglich zu werden, außer der Anzeige des Außern, der Seitenzahlen u. s. w., auch die Geduld gehabt, in mit kleinerer Type gedruckten Noten nicht nur die Geschichte der Codicum, so weit sich solche erforschen ließ, überall mitzutheilen; sondern auch Manches, das Leben der Autoren, den Inhalte ihrer Schriften und die Ausgaben derselben, bald umständlicher, bald kürzer, beizufügen. Daß nun in Hinsicht auf alte Litteratur dieser Notenreichtum uns Ausländern nicht selten theils überflüssig, theils dennoch ungenügend dünken wird, steht allerdings zu befürchten. Da indeß Hr. D. für seine Landsleute zunächst sich es so sauer werden lassen, und Er, als erfahrener, schon bejahrter, Mann ihre Bedürfnisse unstreitig am besten kennt, wird wohl Niemand so unbillig seyn, mit ihm hierüber kritteln, oder gar so voreilig, ihn noch belehren zu wollen, wie ein solcher Catalog, für seine jüngern Mitbürger besonders, und wie die Sachen jetzt in Frankreich stehen, etwa am lehrreichsten wäre abzufassen gewesen. Genug, daß er gethan, was ihm für sein Vaterland am zweckmäßigsten schien; und daß auch dem Auslande durch gleiche Behandlung der sa

zahlreich hier aufgestellten Französischen Handschriften kein geringer Dienst geschehen: denn wie manche auch dem Deutschen Litterator willkommene Notiz wird man hier vorfinden! Dadurch endlich, daß die der Lyoner gelehrten Gesellschaft, oder Academie, übergebenen Abhandlungen nunmehr in der öffentlichen Bibliothek niedergelegt sind, hat letztere allein einen Zuwachs mehrerer tausend Handschriften erhalten, die, wie natürlich, in Volumina verwandten Inhalts gebracht, von Hrn. D. aber nicht nur Stück für Stück angezeigt, sondern auch, größtentheils wenigstens, durch beygefügte Noten noch kenntlicher gemacht werden. Da es unter diesen, zum Theil ungedruckt gebliebenen, Autoren sehr achtungswerthe Nahmen gibt, werden alte und junge Franzosen gar nicht übel thun, bey litterarischen Unternehmungen auch diese handschriftlichen Aufsätze nicht unbefragt zu lassen. Auch ist zu loben, daß mancher andere Gelehrte, Kunst- und Sachenkenner seine nicht eben zum Druck bestimmten Papiere dem Institut anvertraut, oder dieses sich dergleichen anderweitig verschafft hat; denn warum soll nur allein Altes dem Untergange entrisen werden? Daß hier und da eine Kleinigkeit mit einschlüpft, ist freylich kaum zu vermeiden, thut jedoch dem Werthe, des Ganzen wenig Eintrag. So wird vielleicht manchen Deutschen Leser ein Lächeln anwandeln, wenn er hier unter Nr. 1476 ein paar Briefe epitomirt findet, die unsre Landsmännin, Frau von Krüdener, geborne Vieringhot, im Jahre 1804 an den dasigen Professor Berenger geschrieben. Jene nämlich hatte ihren, wie sich versteht, Französisch gefertigten und auch in Frankreich gern gelesenen Roman Gustav und Valerie in Lyon zu Ende gebracht. Für die daselbst genossene freundliche Aufnahme hier also ein Strauß ausgesuchter und mit sentimentalen

Blättern durchflochtener Complimente. — Oder unter Nr. 840 ein vom Könige Friedrich II. an die Lyoner Academie durch Hrn. Chiebault bestellter Gruß, als dem der Monarch aufgetragen, ihr ein Exemplar seines Eloge de Voltaire zu übermachen, und sie zugleich de son dévouement zu versichern, welche Worte denn auch, wie billig, mit gröberer Schrift sich hier abgedruckt finden. — Ernsthafter ist schon die Sache, wenn man Nr. 696 und 1387 Nachrichten von den academischen Verhandlungen und dem Briefwechsel d'Alembert's antrifft, der auf die Ausschließung des Jesuiten und Bibliothecars Tolomas bey dafiger Academie mit größter Hestigkeit und aus keiner andern Ursache drang, als weil dieser Ordensgeistliche über die damahls ihr Haupt schon mächtig erhebeude Philosophen-Secte nicht behutsam genug sich geäußert hatte; bey welcher Gelegenheit denn das Benehmen des Pariser Gelehrten in jedem Betrachte weit unphilosophischer erscheint, als das seines ungleich bescheidenern Gegners. Auch trug die Lyoner Academie kein Bedenken, die Zumuthung abzulehnen.

Obgleich nun neuere und neueste Litteratur Frankreichs, wie bereits gesagt, den stärksten Bestandtheil der vorliegenden drey Bände ausmachen, wird man doch keineswegs auch nach Erzeugnissen älterer Zeiten vergeblich sich umsehen, sondern in Hinsicht auf Kirchen- und Profan-Geschichte, Philologie, Romantik, Poesie u. s. w. des Mittelalters auf manchen Nachtrag zu dem schon Bekannteren stoßen, der einer genauern Benutzung nicht unwerth seyn dürfte. In allem besonders, was auf Lyon und das damahlige Gouvernement dieses Namens einigen Bezug hat, ist die Nachlese beträchtlich genug ausgefallen, und das Verzeichniß davon mit so brauchbaren Erläuterungen ausgestattet worden,

als von einem Kenner dieses Faches nur zu erbar-
 ten waren. Ins Umständlichere hierüber einzu-
 gehen, wird schon deßhalb unthunlich, weil Hr. D.
 beyrn raisonnirenden Catalog es nicht bewenden
 lassen, sondern seiner Arbeit noch zwey Abhand-
 lungen voran geschickt hat, von denen ein kurzer
 Bericht doch gleichfalls zu erstatten ist. Die erste,
 bis S. 34 reichende, liefert einen historischen Ueber-
 blick der in Lyon vorhanden gewesenen Bücher-
 sammlungen von einiger Bedeutung, und die nun-
 mehr, wiewohl von manchen nur die Ueberreste,
 der öffentlichen Stadt-Bibliothek einverleibt wor-
 den. Diese scheint doch schon wieder an die achtzig
 tausend in Ordnung gebrachte Bände zu zählen;
 mehrere tausend ungerechnet, mit deren Catalog
 und Aufstellung man noch beschäftigt ist. Auch den
 ehemahligen Bibliothecaren, worunter dann die
 Jesuiten *Ménérier* und *de Colonia* die im Aus-
 lande noch bekanntesten seyn dürften, wird das
 verdiente Andenken gezollt. Da der in eben dem
 Local gleichfalls angelegten Kupferstich-, Antiken-
 und anderer Cabinette nur beyläufig erwähnt wird,
 läßt hierüber sich noch nichts Umständlicheres bey-
 bringen, als daß, der schwierigen Zeiten ungeach-
 tet, von dasiger Municipalität doch alles geschieht,
 die ganze Anstalt nicht nur in bestem Stande zu
 erhalten und möglichst zu bereichern, sondern auch
avec la munificence d'une grande cité (bestimm-
 ter drückt darüber Hr. D. sich nicht aus) für die
 Bedürfnisse des dabey angestellten Personals und
 jede Bequemlichkeit zu sorgen, die ein lernbegie-
 riges Publicum nur immer wünschen mag. —
 Den eng bedruckten Raum von S. 35 bis 108
 füllt eine zweyte Abhandlung, der *Essai historique*
 nämlich, sur les *Manuscrits*, worin der Verf.
 zusammenstellt, was er einem Benutzer der dasigen

Handschriften vorläufig für irgend brauchbar hielt: ihr Material also, die Grade ihres Alters und äußern Werthes, ihre Verzierungen, die merkwürdigsten Codices Europäischer Bücherfäle, eine Liste der gedruckten Verzeichnisse solcher Handschriften-sammlungen u. s. w. Wäre für uns Deutsche aus dieser Diatribe auch noch weniger zu lernen, als, in Hinsicht auf Französische Codices wenigstens, doch immer hier und da der Fall ist; immer hat der Verf. auf den Dank seiner jüngern Landsleute, die nach 25 so sturmvollem Jahren in Kenntnissen dieser Art wohl weit genug zurück seyn mögen, gegründeten Anspruch zu machen. Derjenige Abschnitt indeß, worin auf die in Europa befindlichen merkwürdigsten Handschriften die Rede fällt, wird manchen Leser am wenigsten befriedigen. Ohne des unaufhörlichen Platzwechsels zu gedenken, den so viele dieser Eimelten nur seit einem Menschenalter erfahren, und noch immerfort ihm preis gegeben sind, wель eine Erfahrung gehört nicht dazu, das Allergerichtigste überall auszuheben und in der Kürze bemerklich zu machen! Den Verdiensten seiner Vorgänger in jedem Fache läßt Hr. D. willig Gerechtigkeit widerfahren, und per quos profecit verschweigt er eben so wenig. Ließe sich dieses doch seiner Sorgfalt in Betreff fremder Nahmen, Deutscher besonders, gleichfalls nachrühmen! Hierüber aber scheinen alle Klagen der Nachbarn, nach wie vor, ganz fruchtlos zu verhallen; und man würde dieser, oft argen, Nahmensentstellung nicht einmahl mehr erwähnen, bliebe für Franzosen selbst, und wer diese liest, der Umstand nicht immer noch äußerst beherzigenswerth, daß, wenn sie über solchergestalt unkenntlich gemachte Nahmen sich in unsern litterarhistorischen Hülfsmitteln, gleichviel, ob Lateinisch oder Deutsch

geschriebenen, nach Auskunft umsehen, dieses ganz vergeblich von ihnen geschehen wird. Statt also von den auch in vorliegendem Werke häufig genug vorkommenden Nahmens- und Ortsentstellungen der Proben mehrere zu geben, begnügt man sich mit der einzigen, daß der, unsern Blättern zufolge, unlängst erst, und das von einem gar nicht un- gelehrten Franzosen, in Burman umgewandelte Braunschweiger Arzt Brückmann hier eben so eigenmächtig in Burkman umgestampelt wird, und, was er doch niemahls gewesen, gleichfalls als Professor erscheint.

Noch muß erwähnt werden, daß Hr. D. auch einen raisonnirenden Catalog über alle bis 1510 gedruckte und in dasiger Bibliothek vorrätige Bücher zur Herausgabe fertig liegen hat. Da sich allein 14400 Bände in Folio darin befinden (wenn hier anders kein Druckfehler steckt), so würde für Panzer's treffliches Werk ohne Zweifel mancher Nachtrag daraus zu gewinnen seyn. Nur bleibt die Frage, ob ohne höhere Unterstützung die Herren Soster mit einem solchen Unternehmen sich werden befassen wollen? Zwar ist vorliegendes Werk wirklich in Lyon gedruckt, und das sauber und correct genug; an den Verlag desselben hat jedoch kein dasiger Buchhändler, wie man sieht, sich gewagt, sondern man hat an Pariser ansehnliche Häuser sich deßhalb wenden müssen; vor der Revolution würde dieß gar keine Schwierigkeit gehabt haben: denn damahls konnte der Lyoner Buchhandel mit dem der Hauptstadt wetteifern! Für uns Ausländer, im Vorbengehen gesagt, würde ein genaues Supplement zu Panzer's schon so reichhaltigen Annalen vollkommen hinreichend seyn.

Darmstadt.

Gedruckt bey Stahl: Historisch-topographisch-statistische Beschreibung des Fürstenthums Lorsch, oder Kirchengeschichte des Oberrheingaus, Geschichte und Statistik des Klosters und Fürstenthums Lorsch, nebst einer historischen Topographie der Aemter Heppenheim, Bensheim, Lorsch, Fürth, Geresheim, Hirschhorn u. a. m. Mit einem Urkundenbuche, Kupferstichen und Steinabdrücken. Verfaßt und herausgegeben von Konrad Dahl, Stadtpfarrer zu Geresheim. 1812. 296 und 167 Seiten in gr. Quart, ohne Vorrede und Register.

Das alte Lorsch (chemahis im Oberrheingau; von dem ursprünglichen Bau, Altonmünster, weiß man die Stelle nur muthmaßlich) war vor andern, schon früh verwandelten oder wieder untergegangenen, Stiftungen (sind seine Schicksale gleich ziemlich einfach) des Denkmahls über seinem Grabe werth, welches ihm hier gesetzt wird, und die Gegend, welche ihm einst gehörte, oder unter ihm stand (eine der bevölkertsten Deutschlands, 5666 Menschen auf die Quadratmeile plattes Land), der Entwicklung ihrer Geschichte. Lorsch, eines der frühesten Klöster auf dem rechten Rheinufer (764), durch ungemeyne Schenkungen bald reich und mächtig, hat für die Cultur seiner Gegend (im Rücken der rauhe Odenwald, vorn das herrliche Rheinthäl) gewiß große Verdienste (wenn gleich auch hier im 8. und 9. Jahrhunderte fast alle jetzige Ortschaften schon erschienen, und viele mehr, welche sich nicht haben erhalten können), und für die Geschichte ist die reiche Sammlung seiner alten Urkunden wichtig, wie eine. Aber seine nachherigen Vorsteher waren nicht gleich sorgsam im Erhalten. Bald krän-

felte das üppig aufgeblühte Stift, und verfiel, doch für das nachbarliche Begehren immer noch zu viel alter Wohlstand, erfuhr die Abtey schon früh das Schicksal vieler andern (unter Heinrich IV. rettete die Abneigung der Großen gegen den Beschenkten), welche mächtige Fürsten bereichern mußten; Friedrich II. überließ sie (1232) dem Erzstift Mainz. Dieses trieb die alten Einwohner aus der Benedictiner Familie weg, setzte Prämonstratenser, und nahm den größten Theil der Besitzungen und Rechte, obgleich den nie getilgten Ansprüchen der Pfalz Vieles zum Opfer fiel. Die geringe Probstei säcularisirte Pfalz; mit der Bergstraße wieder in Mainzischen Besitz gebracht, wurde dennoch das Kloster nicht hergestellt, sondern dem Orden vorenthalten — in dem, was Cassenfällung betraf, hatte man weniger Scheu gegen die Anordnungen protestantischer Vorgänger — die Gebäude brannten die Spanier ab (1621); die vielleicht tausendjährigen Reste wurden schon dem Abbrechen geweiht, als (ein feltener Fall) die Auflösung des Erzstiftes sie noch rettete, indem der nunmehrige Besitzer, der Großherzog von Hessen, ihre Erhaltung (1807) befahl. (Unter Schutt und Zerstörung wandelnd, thut solche Achtung des Alterthümlichen, des Ueberlieferten, sind es auch nur alte Mauern, wohl!). Ueber die ersten Zeiten dieser Stiftung, und der Gegend damaligen Zustand, wissen wir durch jene Urkundensammlung Vieles, aber das Spätere war weniger bekannt, und kein Theil verarbeitet, mit den anderweiten Nachrichten der umliegenden Länder verbunden, ordentlich dargestellt. Dieß hat der Verfasser des vorliegenden Werks ausgeführt, und schon deßhalb würde seine Arbeit nützlich seyn (der aus-

fährliche Titel überhebt uns der nähern Anzeige des Hauptinhalts), die für die Geschichte der Gegend unentbehrlich ist, und sich an die besten Darstellungen reiht, namentlich an Wenck, mit dem sie, begreiflicher Weise, in vielfache Berührung kommt, den sie benutzt und wieder berichtigt hat, näher bestimmt, erklärt, wie auf der andern Seite Clesß, der aber nicht gekannt zu seyn scheint, die Hand bietet. Durch diese Zusammenstellung haben wir schon unsere Ansicht kund gethan; wir haben dem Verfasser unter den Schriftstellern, welche mit großem Fleiß Thatfachen der Deutschen besondern Geschichten aufsuchen, genauer ausmitteln, über die gegebenen kritisch und ruhig Bericht erstatten, und durch das Ganze ihrer Zusammenstellung den Lesern den Zustand eines bestimmten Zeitalters klar und anschaulich vorführen, eine Stelle vorn angewiesen. Mehr aber wollte er wohl nicht bezwecken, eine höhere Ansicht lag seiner Arbeit nicht zum Grunde; Urtheile über die Begebenheiten, moralische Würdigung, unternimmt er nicht. Die alte Beschaffenheit des Landes, der frühere Zustand, besonders der kirchliche (dazu forderte ihn der Großherzog von Frankfurt auf), ist sehr faßlich, und im Ganzen richtig, zusammengetragen, Vieles aus den innern Verhältnissen entwickelt, was gewöhnlich mit Stillschweigen übergangen wird. Findet man vielleicht Manches zu allgemein gesetzt, nach dem Bilde, welches die dortige Gegend gab (S. 6 von den Archidiaconen, bei denen große Verschiedenheit herrschte); wünschten wir Anderes tiefer geschöpft (Gerichtsbarkeit, Centen; die Sendgerichte (9) haben keine Criminal-Gerichtsbarkeit gehabt, sie waren für kirchliche Bestrafung be-

gangener Verbrechen bestimmt, Sittengerichte, und älter, als die angeführte Verordnung, wie auch Schmidt ausdrücklich sagt, die Verhältnisse der Grundeigenthümer und ihrer Besitzungen); Manches klarer (die Freheiten der Adligen sind demahlen in etwas beschränkt, S. 180); manches Einzelne richtiger (welches aufzuführen hier der Raum nicht ist); vermiffen wir dagegen Anderes (den eigentlichen Zustand des Volkes und Landes, der persönlichen und bürgerlichen Freiheit, der Gewerbe, die litterarischen Notizen über die Laureshamer Denkmähler, die ältern Arbeiten, über welche des Verfassers Würdigung hier an der rechten Stelle gewesen wäre); glauben wir, daß der Verfasser sich bey den Gründen seines Fürsten gegen fremde Ansprüche (der Pfälzischen geistlichen Güter-Administration auf Borscher und Schönauer Güter) zu oft verweilt, und mehr gethan habe, als dem Geschichtschreiber eigentlich zukomme (darauf wird wohl die Verwahrung der Vorrede: "daß alles — — bloß seine Privat-Meinung sey, solches Niemanden präjudiciren könne noch solle," gehen), und er überdieß dabey zu einseitig verfare, nicht geschichtlich und deutlich beiderseitige Gründe gegen einander stelle, sondern die der einen Seite übergehe (S. 102 ist die Antwort der landgräflichen General-Commission den Bestimmungen des §. 40 des Reichs-Deputations-Hauptschlusses offenbar nicht gemäß): so sollen doch diese Bemerkungen den andern, schon ausgesprochenen, Verdiensten des Werkes, die wir eben so willig anerkennen, keinen Eintrag thun; sie sollen nur den Verfasser aufmerksam machen, künftig solche Mängel zu verbessern, solche Lücken auszufüllen.

Die statistisch-topographischen Nachrichten und Tabellen sind umständlich, genau, und liefern zugleich das Geschichtliche mit: eine Gelegenheit, sehr viele Notizen mitzurheilen, unter denen wir nur die Geschichte der Familie Hirschhorn bemerken wollen; über Richtigkeit und Vollständigkeit der einzelnen Anführungen mag ein Einheimischer urtheilen; zu Auszügen eignet sich dieser Theil überhaupt nicht, wie mancherley Unbekanntes sich auch hier findet, wie brauchbar das Werk für die künftige topographisch-statistische Beschreibung des Großherzogthums Hessen seyn mag. Schon bey dem "Fürstenthum Lorsch" dürften Viele aufmerken; und in der That, diese Bezeichnung möchten wir eben nicht sehr in Schutz nehmen. Daß der Abt von Lorsch unter den Fürsten des Reichs saß, wer will das läugnen? auch Friedrich II. spricht in der Verschönerungsurkunde von 1232 von dem principatus ecclesiae Laurissensis: aber nachher hört man den Ausdruck nur wieder, wo auf diese Urkunde Rücksicht genommen ist; durch Einverleibung in das Mainzische Gebiet hörte, nach den Ansichten und Rechten jener Zeit, das eigene Fürstenthum auf; Mainz hat die Lorsch'sche Besitzungen nie unter solchem Titel, sondern als eigene, einzelne Ämter besessen, und ihrentwegen keine Stimme im Fürstencathe fortführen können. Am allerwenigsten können wir unter dem Titel jetzt eine bestimmte Zahl von Ämtern zusammenfassen; wir wissen nicht mit Bestimmtheit, wie groß das Lorsch'sche Landgebiet zur Zeit der Einverleibung, wie viel oder wenig, was von uralten Besitzungen zuletzt wirklich in Mainzer Händen war, der Abtey geblieben seyn, zugestanden haben mochte, die nicht, wie das Erzstift, die Mittel hatte, zu behaupten,

zu consolidiren, die dem nachbarlichen Drange manches Lehen, das nun das Gebiet ausrunden half, aufopfern mußte. Am allerwenigsten dürfte es wohl jetzt auch rathsam seyn, die schon so vielfachen geographischen Abtheilungen noch zu vermehren.

Die mitgetheilten Urkunden sind für ihre Gegend augenscheinlich sehr wichtig, und nothwendig muß davon auch ein beträchtlicher Theil auf das Allgemeine fallen; nur wünschten wir, der Verfasser möchte künftig diese Urkunden durchgängig selbst, nicht bloß die Rubriken, mittheilen. Ohne die eigenen Worte der alten Schriften befindet sich der genaue Geschichtsforscher immer in einer unbehaglichen Lage; er steht mit fremden Augen, und wie oft sehen diese zu viel, oder zu wenig! Lieber lasse man, wenn Raumersparung nothwendig ist, die Anfangs- und Schlußformeln weg, der Gewinn an Platz wird dann eben so groß seyn. Daß S. 189 in dem genauern Abdruck des alten Steins in der Heppheimer Kirche die Jahrzahl 805 so, mit Arabischen Ziffern, gedruckt ist, sollte wohl gegen die Echtheit, oder gegen die Genauigkeit des Verfassers, einnehmen, wenn nicht in einer der Kupfertafeln sich eine Nachzeichnung fände, worin die Römischen Zahlen erscheinen.

In der Sprache fallen einige Unbestimmtheiten (180), unedle Ausdrücke (der Aderlaß S. 96) und mancherley Provinzialismen auf: Färcherhaus (Haus eines Fährmannes), ein sicherer, fortwar u. s. w. Da das Werk im eigenen Verlage erschienen ist, so wünschen wir aufmunternde Unterstüzung.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.

Den 12. Julius 1813.

Göttingen.

Se. Majestät, unser allergnädigster König, hat unlangst Dero Büste in anpassender Größe für unsern neuen großen Bibliothekssaal bestimmt. Hr. Prof. Kuhl in Cassel verfertigte sie aus Carrarischem Marmor, weit über Lebensgröße, in unverkennbarer Aehnlichkeit, überhaupt sehr brav; und zufolge hohen Auftrages überbrachte und stellte er sie selbst auf. In der erfreulichen, jedoch, leider! verfehlten, Hoffnung, Se. Majestät bald selbst hier zu sehen, blieb die Büste bis zum 26. Junius verhüllt. An diesem Tage versammelten sich mit den Professoren die zur Theilnahme der Feier eingeladenen Civil- und Militär- Behörden im untern Bibliothekssaale; die Versammlung begab sich dann zu der nun enthülleten Büste, an deren Stufen ein von dem Professor eloquentiae, Hrn. Mitscherlich, verfaßtes Gedicht (*Pietas academiae Göttingensis in dedicanda Hieronymi Napoleonis, au-*

Q (5)

gustissimi Westphaliae Regis sacra imagine exhibita), welches selbst zu überreichen der abgeänderte Reiseplan Sr. königl. Majestät die Academie verhindert hatte, niedergelegt war. Nachdem der zeitige Prorektor, Hr. Professor Himly, eine dem Gegenstande angemessene kurze Anrede hier gehalten, begab sich die Versammlung in das große Auditorium, wo die in Menge anwesenden Studirenden mehr Raum hatten, an der Feier Theil zu nehmen. Hier versuchte dann Hr. Prof. Mitscherlich in einer Lateinischen Rede, Namens der Universität die Empfindungen der Dankbarkeit auszudrücken, welche dieser neue Beweis der königl. Huld allgemein erweckt hat; die Universität weiß aber sehr wohl, daß Se. Majestät gewohnt sind, die wahre Verehrung und Dankbarkeit in der treuen Erfüllung der Pflichten zu erkennen, und daß jeder neue Beweis der königl. Huld sie zu neuer Anstrengung in Erfüllung derselben anfeuern muß. — Die Büste ist in dem Saale der Geschichte aufgestellt, und vor ihr breiten sich die Väter der Geschichte Deutschlands aus: eine glückliche Bedeutung, welche der zeitige Prorektor in seiner Anrede nicht unberührt ließ.

Paris.

Bey Schöll: Voyage de Humboldt et Bonpland. Premiere Partie. Relation historique. Atlas pittoresque. Livraison VI. VII. Text von S. 273—298. Kupfer von Tab LI—LXVI., von denen jedoch die Nr. 55—57 und 60—65 noch nicht ausgegeben sind. Groß Folio. Welin-papier. (s. diese Anzeigen vom J. 1811 St. 156, 157 S. 1553, und oben St. 98 S. 970).

Pl. LI. **Ansicht des Corazon.** Das mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge Corazon hat seinen Namen von dem höchsten Gipfel, der einem Herzen nicht unähnlich ist. Es liegt in der Cordillere gen Abend zwischen dem Pichincha und Iliniffa. Pl. LII. LIII. **Costume der Indianer von Mechoacan.** Diese Indianer, welche in der Provinz Valladolid, im alten Königreiche Mechoacan, wohnen, sind die kunstreichsten in ganz Neuspanien. Sie besitzen ein großes Talent, kleine Figuren aus Holz zu schnitzen, und sie mit dem Mark einer Wasserpflanze, das die lebhaftesten Farben einsaugt, zu bekleiden. Hr. v. S. hat einige Figuren für die verstorbene Königin von Preußen mitgebracht, und nach den Zeichnungen, die Ihre Majest. eigenhändig darnach entwarf, sind diese zwey Blätter in Kupfer gestochen worden. Die seltsame Mischung des Indianischen und Span. Costume gibt diesen Figuren ein drolliges Ansehen. Pl. LIV. **Ansicht des Innern des Craters auf dem Pic zu Teneriffa.** Obgleich dieß Blatt nicht zu den Ansichten der Cordillere gehört, so ist es dennoch in jeder Rücksicht eine angenehme Zugabe. Man sieht die Spitze des Piton oder Zuckerhuthes, der die Caldera des Pics enthält. Der jähe Abhang des Kegels ist mit vulcanischer Asche bedeckt; eine ringsförmige Mauer umzieht den Crater, der eigentlich eine Solfatara ist, und nur gegen Abend eine Oeffnung hat. Das Bild macht keinen mahlerischen Effect, ist aber dem Mineralogen wichtig. Die Laven (laves lithoides) liegen schichtweise auf einander, gleich den Flözgebirgen. Die perpendiculäre Höhe des Pic beträgt 1900 Toisen. Seit Jahrhunderten wirft er nur von der Seite Feuer aus, und die letzte Eruption war im J. 1798 zu Chahorra. Die Ausbrüche geschahen ehemahls an der nördlichen Seite, wo Hr. Cordier

eine ungeheure trichterförmige Höhle (entonnoir) entdeckt hat. *Supplément. Pl. LV. LVI. Fragmente hieroglyphischer Malereyen aus dem Codice Telleriano Remensi.* Die kaiserl. Bibliothek zu Paris besitzt zwar keine Mexicanische Original-Manuscripte, sie enthält aber ein wichtiges Werk, voll hieroglyphischer Zeichnungen, die ein Spanier im 16. oder im Anfange des 17. Jahrhunderts nach Originalen sehr sorgsam copirt hat. Dieses Werk, von dem hier zwey Blätter in Kupfer gestochen sind, war ehemahls im Besitze des Erzbischofs von Rheims, le Tellier. Jede hieroglyphische Zeichnung ist durch benzesetzte Spanische oder Mexicanische Zeilen erklärt, die von verschiedenen Verfassern und aus verschiedenen Zeiten herrühren. Das Werk besteht aus drey Theilen, einem Ritual, einem astrologischen Abschnitt, und einer Mexicanischen Geschichte vom Jahr 1197 bis 1561. **Pl. LVII. Bruchstück eines Christlichen Kalenders,** unter den Aztekischen Handschriften der königl. Bibliothek zu Berlin. Es ist auf Papier aus den Blättern der Agave (Metl) geschrieben, und hat Figuren in einfachen Umrissen. Die Festtage sind durch Zirkel angedeutet, der heil. Geist unter der Gestalt eines Mexicanischen Adlers u. s. w. **Pl. LVIII. LIX. Hieroglyphische Malereyen aus der Sammlung des Mendoza.** Sie waren bereits durch die Werke von Purchas und Thevenot bekannt, und gaben Hrn. Palin (*Etude des hieroglyphes I. p. 88—97*) Gelegenheit, einige scharfsinnige Bemerkungen zu machen, die hier wieder abgedruckt und mit eigenen Ideen des Hrn. v. S. vermehrt worden sind. **Pl. LX. Bruchstücke Aztekischer Malereyen in einer**

Handschrift der Vaticanischen Bibliothek. Pl. LXI. Ansicht des Vulcans Pichincha. Die Ansicht ist zu Chillo in einem Landhause des Marquis Selvatore, dessen Sohn den Hrn. v. S. auf seiner Reise nach Mexico und den Amazonenfluß begleitet hat, genommen. Die verschiedenen Höhen des Gebirges, mit einem Ramsdenschen Sextanten gemessen, betragen 2300 bis 2500 Toisen. Da aber die Ebene Chillo selbst 1340 Toisen über die Meeresfläche erhoben ist, so gewährt der Pichincha einen imposanteren Anblick von Abend, als von Morgen. Pl. LXII. Grundriß einer Festung der Inca's auf dem Rücken der Cordillere von Asuay, und Ruinen einer alten Peruanischen Stadt Chulucanas. Den Grundriß, den bereits Condamine im Jahre 1739 gezeichnet hat, erhalten wir hier weit genauer nach den Verbesserungen des Verfassers vom Jahre 1803. Für die Geschichte der Peruanischen Architectur sind die Ruinen von Chulucanas ein wichtiges Monument. Die Straßen und die Gebäude der Stadt waren in geraden Linien auf dem Rücken der Cordillere, in einer Höhe von 1400 Toisen, angelegt. Die Stadt dehnte sich längs eines Hügels hin, und ward durch eine Mauer von einem kleinen Flusse getrennt. Die Häuser, oder vielmehr die Wohnungen, die mit den zu Herculanium ausgegrabenen Aehnlichkeit hatten, waren von Porphyr gebaut, und in acht Quartiere getheilt, deren Straßen in rechten Winkeln sich durchschnitten. In der Mitte der Stadt liegen die Trümmer von vier großen länglichen Gebäuden, die wieder durch vier kleinere Gebäude von einander getrennt sind. Nicht weit von diesen Ruinen liegen die Wälder der Inca's.

Der Weg, den sie über den Rücken der Cordillere führten, war ein gigantisches Unternehmen, und wird an mehreren Stellen noch gegenwärtig benutzt. Pl. LXIII. Ein Fahrzeug auf dem Flusse Guayaquil. Dieses schöne Bild stellt zugleich einen Haufen Früchte aus der Aequinoctial-Zone und ein Fahrzeug (balza) dar, dessen sich die Peruaner seit den ältesten Zeiten bedienen, um die Küsten der Südsee und die Flüsse zu befahren. Man erblickt auf dem Vordertheile Ananase, die Früchte des Advocaten-Baums, die Beeren der Theophrasta longifolia, Büschel mit Bananas, die Blüthen der Passiflora und Lecythis, bedeckt mit Blättern der Heliconia und des Cocos. Diese zum Transport und Fischfang sehr bequeme Fahrzeuge sind 15 bis 22 Metres lang, und mit den leichten Holzarten Bombax u. Heliconia zusammengesetzt. Pl. LXIV. Die Spitze des Berges des Organos a' Actopan. Das Porphyrgebirge Mamanchota, in Mexico unter dem Nahmen los Organos berühmt, liegt an der nordöstlichen Seite des Indianischen Dorfes Actopan. Der schroff emporsteigende Theil des Felsens ist 100 Metres hoch; die absolute Höhe des Gebirges aber beträgt 1385 Toisen. Der Felsen Mamanchota erhebt sich in der Mitte eines Eichenwaldes, und macht in der Ferne eine sehr mahlerische Wirkung. Pl. LXV. Das Porphyrsäulen-Gebirge Jacal. Diese Ansicht ist auf der Ebene Cerpallinche, die einen Theil des großen Mexicanischen Marcau bildet, und 1300 Toisen über der Meeresfläche liegt, gezeichnet worden. Die Gebirge Dynamel und Jacal, bestehend aus ungeheuren Porphyrsäulen (porphyre trapéen), sind auf ihren Gipfeln mit Eichen und Fichten gekrönt. Zwischen

der Meyeren Zembo und dem Indianischen Dorfe Omiclan befinden sich die so berühmten Minen von Obsidian (itzli), den die alten Mexicaner ausgruben, und zu mannigfaltigen Dingen gebrauchten. Die absolute Höhe des Jacal beträgt 1600 Toisen. Pl. LXVI. Ein geschnittener Stein von den Muxcas-Indianern, und ein Bracelet aus Obsidian. Der Stein stellt einen roh gearbeiteten Kopf dar, und ist ein Werk der alten Einwohner Neugranada's, die sich wahrscheinlich kupferner, mit Stahl vermischter, Instrumente bedienten. Einige Mineralogen halten diese Steinart für einen Smaragdit; sie ist aber unstreitig ein grüner Quarz, der den Uebergang zum Hornstein bildet, und seine grüne Farbe, wie der Chrysopras, vielleicht durch Nickeloryd erhalten hat. Das Bracelet von Obsidian ist in einem Indianischen Grabmahl in der Mexicanischen Provinz Mechoacan gefunden worden, und ein merkwürdiges Zeugniß der Ausdauer und des Kunstfleißes der Americaner. Dieß vulcanische, vollkommen durchsichtige, Glas ist, seiner Zerbrechlichkeit ungeachtet, zu einem Cylinder gearbeitet, der kaum ein Millimeter an Dicke beträgt. Pl. LXVII. Ansicht des Sees Guatanica. Er liegt nördlich der Stadt Santa Fé de Bogota auf einer absoluten Höhe von mehr als 1400 Toisen, auf dem Rücken des Gebirges Sipaguira, in einer wilden und einsamen Gegend. In der Zeichnung sind die Spuren einer Treppe, welche ehemahls zur Ceremonie der Reinigung diente, und ein Durchschnitt der Gebirge angedeutet. Man versuchte es bald nach der Eroberung America's, das Wasser dieses Sees abzuleiten, um die Schätze zu gewinnen, welche, der Sage nach, von den

1112 G. g. A. III. St., den 12. Jul. 1813.

Indianern darin versenkt waren, als Quesada mit seiner Reuterrey auf dem Plateau von Neugranada erschien. Pl. LXVIII. Ansicht des *Silla de Caracas*. Dieß Granitgebirge, das seines dichten Rasens wegen schwer zu ersteigen ist, hat eine Höhe von 1350 Toisen. Von der Küste Paria bis zur Sierra Nevada de Sainte Marthe gibt es keinen so hohen Berggipfel, als diese *Silla*, die auch *Montaña de Avila* genannt wird. Die beiden abgerundeten Höhen heißen *Silla*, Sättel, und dienen zum Zeichen, um den Hafen von Guayra zu erreichen. Pl. LXIX. Der Drachenbaum zu Orotava. Der ungeheure Stamm der *Dracaena Draco* auf der Insel Teneriffa, von welchem alle Reisende sprechen, der aber noch nie abgebildet worden ist, erscheint auf diesem Kupfer zum ersten Mahl. Er ist 50 bis 60 Fuß hoch, und mißt im Umfange an der Wurzel 45 Fuß. Er hatte schon diese Größe, als die Spanier die Canarischen Inseln im funfzehnten Jahrhundert entdeckten, und da er zum Geschlechte der *Monocotyledonen* gehört, welche nur sehr langsam an Wuchs zunehmen, so glaubt der Verfasser, daß er älter sey, als alle in seinem Werke beschriebenen Monumente.

Von der dieser Lieferung angehängten Lettre de Mr. *Visconti*, membre de l'Institut impériale de France, à Mr. *de Humboldt* sur quelques monumens des peuples Américains (von S. 299 — 308) werden wir genau handeln, so bald die damit in Beziehung stehenden, aber noch unvollendet gebliebenen, *Notes* (S. 308 ff.) erschienen sind.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 15. Julius 1813.

Göttingen.

Wir hohlen unsern Lesern die rückständige Anzeige von vier Fest-Programmen nach, welche den Dr. Pott zum Verfasser haben.

Das Pfingst-Programm von 1810 führt den Titel: *Formulae dicendi Θεος ὁ πατήρ Ἰησοῦ Χριστοῦ brevis expositio*. Nicht bloß die diese Formel vollständig enthaltenden Stellen in den apostol. Schriften, sondern auch viele Stellen aus den, besonders vom Johannes, aufbewahrten Reden Jesu kommen hier in Betracht, in welchen er Gott seinen Vater nennt. Der Vf. geht bey seiner Erklärung im Allgemeinen davon aus, daß der Messias unter dem Nahmen Sohn Gottes erwartet, und dadurch sein Verhältniß zu Gott bezeichnet wurde, folglich vermöge dieser Benennung das gegenseitige Verhältniß Gottes zum Messias nicht wohl anders und natürlicher, als durch Vater des Messias, ausgedruckt werden konnte. Außerdem spricht der doppelte Umstand für diese Ansicht, theils, daß Paulus und Petrus Gott

R (5)

nie bloß *πατηρ Ιησου*, sondern immer mit dem Zusatze, *πατηρ Ιησου Χριστου*, nennen, d. h. der Vater Jesu, in so fern er Christus oder Messias ist; theils, daß Jesus selbst in seinen Reden häufig des *υιος του Θεου* in genauester Verbindung mit dem *πατηρ αυτου, ο και πνευμας του υιου* so erwähnt, daß man kaum noch zweifeln kann, eine Redensart sey aus der andern entstanden, und beide müßten ihre Beziehung auf Messianische Begriffe haben. So gewiß nun auch schon vor Ankunft Jesu der Messias unter dem Nahmen eines Sohnes Gottes, d. h. eines Königes, erwartet wurde, so wenig findet sich doch in den Jüdischen Schriften vor Jesus eine Spur von der damit analogen Benennung Gottes, als Vaters des Messias (*אבא דמשיחא*), so leicht man auch aus 2. Sam. 7, 14. und Ps. 2, 7. darauf hätte verfallen mögen. Schwerlich möchten auch die Juden eine Gotteslästerung darin gefunden haben, daß Jesus, da er sich einmahl die Messianische Würde vindicirte, Gott seinen Vater nennet, wenn dieser Ausdruck schon üblich gewesen wäre. Wie früh hießen überhaupt die Könige *υιοι του Θεου*, ohne daß Gott dagegen *ο πατηρ των βασιλευν* genannt wird. Der Jude, mit Uebertragung des Nahmens *אבא* auf die Gottheit (wo er mehr den Beschützer, als den Urheber bezeichnen soll), überhaupt etwas sparsam, wollte durch jene Bezeichnung die Könige mehr zur Gottheit hinanheben, als durch diese die Gottheit zu den Königen herabziehen. Jesus selbst also, der das ehrwürdige Symbol des Messias oder des *υιος του Θεου* auf sich anwendete, damit er unter diesem, die Jüdischen Erwartungen so leicht und angenehm ansprechenden, Behütel seine höhere moralische Natur und Bestimmung den Juden desto einleuchtender

machte, und so der sonst unstatthafter und durch so viele Jüdische Träumereien entstellten Idee vom Messias, als einem großen irdischen Könige, eine weit bedeutendere Haltung gäbe, scheint zuerst aus der Bezeichnung des Messias als υἱοῦ τοῦ Θεοῦ, die Benennung Gottes als πατήρ τοῦ Χριστοῦ hervorgehohlt zu haben, um das gegenseitige Verhältniß zwischen Gott und ihm von Seiten beider Theile darzustellen. Will man nun herausbringen, was sich Jesus selbst, als Sohn Gottes oder König, unter Gott als seinem Vater dachte, so braucht man nur die Ideen Jesu von seinem Reiche und von seiner Messianischen Würde aus seinen eigenen Reden richtig aufzufassen. Sein Reich sollte nicht von dieser Welt, sondern ein Reich der Wahrheit und Tugend seyn, die er in den Gemüthern der Menschen herrschend zu machen suchte; sonach wollte er selbst kein irdischer, sondern ein moralischer Gottessohn oder König, d. h. ein Muster göttlicher Einsicht und vollendeter Tugend seyn, der Gottheit so ähnlich, wie ein Sohn dem Vater. Welchen andern Begriff von Gott als Vater des Messias läßt dieß in Jesu eigner Seele zu, als den Begriff von Gott, der in Jesu ein solches vollendetes Muster herrschender Vernunft und Sittlichkeit auftreten ließ, daß Gott selbst in ihm, wie ein Vater im Sohne, der Menschheit dargestellt wurde. Auch bey dieser Ansicht ruhet noch immer einiges Dunkel auf unserer Formel, weil sich noch kein Mensch zu der sittlichen Höhe und Vollkommenheit emporschwang, zu welcher uns Jesus in seinem und seines Vaters Muster auffordert; aber je weiter wir es in intellectueller und moralischer Cultur bringen, desto mehr wird

uns jenes Dunkel verschwinden. — Daß sich die Apostel zu jener Klarheit und Reinheit der Vorstellungen von Jesu und seinem Verhältnisse zu Gott noch nicht erhoben hatten, sucht der Verf. durch Zusammenstellung mehrerer Aeußerungen derselben über Jesus darzuthun. So trat übrigens gewisser Maßen in die Stelle der Jüdischen Benennung Gottes, als des Gottes Abrahams, Isaacs und Jacobs, im Christlichen Zeitalter die Benennung als Vaters des Messias, wodurch der Messias selbst in die Stelle der den Messias bloß ahnenden Vorfahren surrogirt, und die ehrenvolle moralische Abkunft der Christen vom Messias selbst angedeutet wurde.

Das Pfingst-Programm von 1812 ist betitelt: *de ναίρω σοχαρω*, aliisque huic cognatis dicendi formulis in N. T. obviis. Nach einer kurzen Beleuchtung der hier in Betracht kommenden Hebräischen Formeln, die den Begriff der künftigen Zeit in sich schließen, und somit unter andern auch von den Propheten auf die für sie zukünftige Messias-Periode übergetragen wurden, wird *σοχαρος* *κτιστος*, sammt den verwandten Redensarten, auf Bezeichnung dreier Perioden zurückgeführt. 1) Zunächst trug man sie auf die Periode der Gegenwart Christi auf Erden über, in welcher man die Stiftung eines neuen Reichs von ihm erwartete. 2) Weil aber Christus starb, ohne ein Reich, wie man es hoffte, zu stiften, eine Reichs-Stiftung aber unerläßlicher Character des Messias war, der schon in seiner Benennung lag, so half man sich, bey der festen Ueberzeugung, daß Jesus der Messias sey, mit der Hoffnung einer baldigen Rückkunft Christi zur Stiftung seines Reichs,

und in dieser Hoffnung fühlte man sich dadurch bestärkt, daß die, auch in Jesu eigenen Reden berücksichtigten, Revolutionen noch nicht eingetreten seyen, die, nach dem Daniel, der Gründung des Messiasreiches vorangehen sollten, und daß Jesus selbst (wiewohl in höherem Sinne) von einer zu wiederholenden παρουσία εν μεγάλη και επιφανει ημερα geredet habe, bey welcher er die βασιλειαν των ουρανων inauguriren werde. Auch diese, durch Portenta und physische und moralische Calamitäten, nach damaliger Erwartung, ausgezeichnet seyn sollende Periode zwischen dem Tode Jesu und seiner Rückkunft, wurde durch καιρος σοχατος bezeichnet, so wie endlich 3) die Periode gleich nach dieser Rückkunft und die in dieselbe fallenden, einzig in zu sinnlichen und überspannten Jüdischen Ideen ihren Grund habenden Revolutionen der Todtenuferweckung, des allgemeinen Weltgerichts und des Unterganges der Erde. Nur aber paßt καιρος σοχατος in der Bedeutung von zukünftiger Zeit, die dieser Redensart, vermöge des Hebräischen אחרית הימים, zukommt, wenigstens auf die beiden ersten Perioden nicht, da die Apostel selbst in denselben lebten. Man hat daher die letzten Zeiten für diejenigen genommen, welche allen Arten von Lastern und Unglück ein Ende machen würden; aber nicht ohne Härte im Ausdrucke, und wiederum mit der zweiten Periode unvereinbar, in welcher die Apostel jene Calamitäten zu erleben glaubten. Eher möchte der Verfasser schon annehmen, daß man das אחרית הימים für die so oft damit angedeuteten Zeiten des Messias überhaupt nahm, ohne dabey den Begriff von künftigen Zeiten weiter zu

berücksichtigen, und so den *καιρος σοφωτος* und die damit synonymen Formeln in dieser allgemeinen Bedeutung auf alle drey Perioden übertrug. Noch lieber aber bleibt er bey der wörtlichen Bedeutung von letzten Zeiten, oder vom Ende der Zeiten, stehen. Man heißen jene Perioden gleichsam das Ende der bisherigen Zeit und Zeitrechnung, weil eine so große Catastrophe der Welt mit dem Messiasreiche eintreten sollte, daß man nicht mehr von Schöpfung der alten, sondern von Schöpfung der neuen Messianischen, ewig dauernden, Welt an rechnen werde. Wie diese Erklärung in die damaligen übertriebenen und nach dem goldenen Zeitalter gemodelten Vorstellungen vom Messiasreiche ganz eingreift, so scheint sie auch durch die Alexandriner und Rabbinen begünstigt zu werden, welche *אחרית הימים* und die verwandten Redensarten nicht sowohl durch *tempora futura*, als durch *extremum dierum* übersetzen. Nach Abstreifung der Hülle Jüdischer Messias-Ideen von jenen drey periodis Christi, 1) in his terris superstitis, 2) his terris erepti, 3) in has terras olim reducis, erheben wir uns, bey unbefangnem Nachdenken, jetzt billig zu der Vorstellung von den drey periodis culturae moralis piaeque virtutis, 1) a Christo ipso, dum inter vivos degeret, traditae, 2) post Christi obitum inter varios casus, ac tot discrimina rerum ulterius promovendae, 3) olim, in vita potissimum post mortem futura absolvendae.

Das Oster- und Pfingst-Programm von 1813 enthalten eine commentationem loci 1. Cor. 6, 12-14. Jenes prüft mehrere Meinungen älterer und neuerer Interpreten über diese Stelle, und

sucht sie zu widerlegen. Dieses enthält die Erklärung des Verfassers selbst. Paulus will den Corinthiern den von der mißverstandenen Freyheit der Christen entlehnten Vorwand zur Beschönigung der im Vorhergehenden getadelten Laster, der πορνεία, μοιχεία etc., benehmen. Er läßt den Gegner jene Beschönigung vorbringen: Πάντα μοι ἔστι. Die Emphase beruhet, vermöge der Antwort Pauli, auf πάντα. "Mir steht Alles frey." Paulus erwiedert: ἀλλ' οὐ πάντα σμ-
 φερει. "Aber nicht Alles, wozu du Freyheit hast, ist dir deßhalb auch zuträglich." Der Gegner will nicht, daß Paulus den Gesichtspunct der Freyheit, aus welchem er die Sache beurtheilt wissen will, mit der Berücksichtigung der Folgen unserer Handlungen vertausche. Er wiederholt also seinen Einwurf: Πάντα μοι ἔστι, aber, wie sich wiederum aus der Antwort Pauli ergibt, mit der Emphase auf ἔστι. "Ich bleibe dabey stehen, daß ich frey bin." (Das zweyte πάντα μοι ἔστι ist also keine leere Wiederholung einer und derselben Einwendung eines auf seinem Kopfe bestehenden und auf keine Gründe hören wollenden Gegners.) Paulus erwiedert: ἀλλ' οὐκ ἔγωγε ἐξουσιασθῆσομαι ὑπο τινός. "Aber eben weil ich (moralisch) frey bin, würde ich mich, in deiner Stelle, desto weniger von irgend Etwas (namentlich von der Wollust) unterjochen lassen." Der Gegner, der das Gewicht dieser Antwort fühlt, wagt noch einen verdoppelten Angriff von einer andern Seite: Τα βρωμάτα τῆ κοιλίας, καὶ ἡ κοιλία τοῖς βρωμασι. "Der Trieb zur Wollust ist eben so, wie der Trieb zum Essen und Trinken, keiner moralischen Willkühr unter-

1120 G. g. A. 112. St., den 15. Jul. 1813.

worfen: die Befriedigung beider beruhet auf einer Naturnothwendigkeit." *'Ο δε Θεος και ταυτην και ταυτα καταργησει.* "Sonach steht die Befolgung oder Nichtbefolgung dieser bloß auf unsere sinnliche Existenz Beziehung habenden Triebe mit unserer künftigen übersinnlichen Existenz in gar keiner Verbindung." Paulus antwortet in zwey gleich scharfen Gegensätzen: *Το δε σωμα ου τη πορνειω αλλα τω Κυριω, και ο Κυριος τω σωματι.* "Keineswegs ist zügellose Befriedigung sinnlicher Begierden die Bestimmung des Körpers, sondern Vollziehung moralischer Handlungen hier in der Sinnenwelt." *'Ο δε Θεος και (ως) του Κυριου ηγειρε, και (ουτω και) ημας (τα σωματα ημων) εξεγειρει δια της δυναμειωσ αιτου.* "Mit hin hat unser Körper, wie der Körper Christi, einen hohen Werth, und eine selbst mit unserer übersinnlichen Existenz zusammenhängende Bestimmung."

Münden.

Der dasige Prediger, Hr. J. G. J. Schläger, ist unermüdet in der Verbesserung der Erziehung innerhalb seines Wirkungskreises, wie eine uns zugekommene dreysache gedruckte Nachricht 1) von der Sonntagschule in Münden, 2) von der höhern Mädchenschule, und 3) von der Industrie-Schule daselbst, beweiset, und der wir zum Beyspiel für andere auch in diesen Blättern zu gedenken für Pflicht halten. Von einer andern, nicht minder rühmlichen, Seite stellt ihn seine Confirmationsfeyer am 9. May 1813 (auf 32 Seiten in Octav) dar.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 17. Julius 1813.

Paris.

Rapports sur deux Voyages Botaniques et Agronomiques dans les Departemens de l'Ouest et du Sud-Ouest; par M. *Decandolle*. (Fortsetzung der S. 928 abgebrochenen Anzeige.)

Die zweite Reise des Verfassers hatte die Untersuchung der südwestlichen Provinzen zum Zweck. Die Stadt Tarbes kann als der Mittelpunkt dieser Länder angesehen werden, welche sich von der Mündung der Rhone bis zu d'Olonne erstrecken. Im April 1807 begann Hr. D. seine Reise von dem Flecken St. Esprit aus nach Beziers und St. Chinian. (Die Cevennes wollte er bei der Bereisung des Innern von Frankreich genauer untersuchen.) Er besuchte hierauf St. Pons, Castres, Albi, Montauban und Agen, nach dem Laufe des Tarn und der Garonne. Hierauf kehrte er zurück über Auch nach Toulouse, Narbonne, und untersuchte das ehemalige Roussillon, besonders aber die Pyrenäen, nach allen Richtungen, das Departement der Landes, die Gegenden von Bordeaux,

S (5)

Saintes, Carochelle, Rochefort, und beschloß für dießmahl seine Untersuchung an der Grenze der Vendee.

Erster Abschnitt. Die südlichen Provinzen Frankreichs waren schon seit geraumer Zeit ein Gegenstand der Untersuchung der berühmtesten Botaniker; denn fast alle ältere Botaniker besuchten diese Provinzen. Unten den Neuen haben Gouan und Pourret außer der Gegend von Montpellier auch die östlichen Pyrenäen untersucht. Dicot Lapeyrouse durchforschte das Departement von St. Arriege, Ramond die obern Pyrenäen, Bergeret die untern Pyrenäen, und Thore die Landen. Lange zuvot haben Burser, Tournefort und Lemonnier die Pyrenäen bereiset. — Im 6. I. theilt der Verf. nun seine in diesen verschiedenen Gegenden gemachte Entdeckungen mit. Wir bemerken hier einige derselben: *Hieracium prostratum*. Eine schöne Pflanze, welche zwischen *H. sabaudum* und *eriphorum* das Mittel hält, aber sich durch ihren liegenden Stängel sehr auszeichnet. Sie wächst bey Bayonne. *Sonchus pectinatus*, durch die kammförmig eingeschnittenen Blätter bemerklich; bey Roussillon. *Saponaria caespitosa*, von dem Verf. so charakterisirt: *calycibus cylindricis villosis, petalis apice emarginatis, foliis glabris lineari-lanceolatis subradicalibus, calycibus subnudis apice floriferis*. *Ranunculus angustifolius*, vom pyrenaicus, mit dem er zunächst verwandt, verschieden: *foliis lineari-lanceolatis nervosis acutis, glabris, caule erecto apice subramoso glaberrimo multifloro*. *Cotyledon sedoides*, eine merkwürdige Art, aus den mit ewigem Schnee bedeckten Gegenden der Pyrenäen. Ihr Character

ist: foliis ovato-oblongis obtusis convexis imbricatis, caule subsimplici apice paucifloro, floribus campanulatis subsessilibus ultra medium quinquefidis. *Crassula Magnolii*, ein niedliches Pflänzchen, welches schon Magnol kannte, und in seinem Werke abgebildet hat; nicht selten unweit Montpellier. Die Gattung *Sedum* erhält einen Zuwachs von drey Arten: *Sedum brevifolium* (foliis oppositis ovatis obtusis brevibus pinguibus, caulibus glabris basi tortuosis fruticolosis, floribus laxo racemosis). Von den oberen Pyrenäen; wahrscheinlich sonst mit *dasyphyllum* verwechselt. *Sedum amplexicaule* (foliis gracilibus teretibus acutis, basi foliatis et in membranam amplexicaulem auctis, floribus cymosis hexa- aut heptapetalis); in den Cevennen bey Montpellier. *Sedum anopetalum* (foliis sparsis teretibus acutis basi foliatis erectis glaucis, floribus cymosocorymbosis, petalis 6-7 lanceolatis erectoconniventibus). Als Synonyme gehören hieher *Sedum rupestre* Villars. und *hispanicum* Decand. Flor. Franç. — Unter den §. II. erwähnten Pflanzen, welche für die Flore Française neu sind, verdienen folgende bemerkt zu werden: *Scirpus litoralis* Schrad., *Tulipa Celsiana* Decand., *Hya-cinthus romanus* Linn. (früher von Slügge bey Toulouse gefunden), *Ophrys lutea* Cav., *Ophr. Speculum* Link., *Plantago Cornuti*, *Salvia clandestina* (?), *Chlora sessilifolia* Desvaux., *Taraxacum obovatum* (*Leontodon obovatum* Willden. Spec. Pl.), *Malva fastigiata* bey Agen, und *Ranunculus trilobus* Desf. bey Perpignan. — §. III. Berichtigungen. Aus der Flora Monspeliaca, und folglich aus der Flora Gallica, müssen aus-gestrichen werden: *Potentilla monspeliensis*,

Scabiosa monspeliensis Jacq., Jasminum humile L., Erica viridi purpurea L., Lavatera thuringiaca und triloba L., Thymus pulegioides L., Laserpitium Chironium L., Linum trigynum, Statice suffruticosa L., Scleranthus polycarpus L., Cyperus glaber L. und Stellaria dichotoma. Alle diese finden sich nicht bey Montpellier. Phillyrea media hält Hr. D. für eine bloße Abart der latifolia. Das mag in Hinsicht der Französischen Pflanze seine Richtigkeit haben; Willdenow's media (Enumer. pl. H. Berol.) ist aber eine besondere Art, die sich durch die folia triplinervia nicht allein von der latifolia, sondern auch von allen übrigen Arten sehr gut unterscheidet. Pistacia narbonensis wächst, wie auch Willdenow schon bemerkt hat, nicht bey Narbonne, sondern im Orient, und was man im südlichen Frankreich dafür nahm, ist bloß Pist. Terebinthus. Was die Pyrenäische Flora betrifft, so kann Plantago capitellata nur als Abart der incana angesehen, und Pinguicula longifolia kaum von grandiflora getrennt werden. Argomone pyrenaica hält Hr. D. für einerley mit Papaver cambricum. Asperula pyrenaica ist kaum von cynanchica zu trennen. Aconitum pyrenaicum wächst nicht auf den Pyrenäen, eben so wenig Aster pyrenaeus, Salvia pyrenaica und Linaria pilora. — §. IV. Botanische Geographie. Was der Verf. hier beibringt, betrifft hauptsächlich das Locale, und muß in der Schrift selbst nachgelesen werden.

Zweiter Abschnitt. Agricultur. §. III. Benutzung der wilden Pflanzen. Bedeutend ist in den südlichen Departement der Vertrieb derjenigen officinellen Pflanzen oder Pflanzen-Präpa-

rate, welche als Handelsartikel ausgeführt werden. Als Mittelpunkt dieser Industrie kann die Stadt Nîmes angesehen werden. Was noch von von Camphorata und Epithymum in den Apotheken vorrätzig ist, kömmt von daher. Ab. Chamaedryos, Chamaepitys, Marrubium, Origanum, Salvia und Herniaria werden vorzugsweise aus dem Languedoc bezogen. Das Französische Helminthochorton enthält kein Atom vom wahren Fucus dieses Namens. Was im Handel unter dem Namen Sal Centaurii, Cardui Benedicti, Tamarisci u. a. vorkömmt, ist höchst unzuverlässig. Bey Nîmes wird aus Prunus spinosa der so genannte Succus Acaciae gewonnen. Eben daselbst gewinnt man auch den Saft von Hypocistis. Der Seidelbast, welcher im Handel vorkömmt, ist von Daphne Gnidium. Von Asphodelus ramosus wird die Wurzel in einigen Gegenden gegen Flechten angewendet. Von Galium luteum will man einige gute Wirkung gegen die Epilepsie bemerkt haben. Scilla Lilio-Hyacinthus gebrauchen die Bewohner der Pyrenäen zum Purgiren. Zu eben diesem Zwecke dient auch Phalangium bicolor, in den Länden, wo man es Corniaou nennt. Die Blätter von Ornithopus Scorpioides werden äußerlich als ein irritans gebraucht. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß Arbutus Uva Ursi, den man schon früher gegen den Blasenstein angewandt hat, noch gegenwärtig in verschiedenen Gegenden der Pyrenäen gegen diese Krankheit gebraucht wird.

Unter den vielen, und zum Theil schon bekannten, Gemächsen, welche man in diesem Theile Frankreichs zur Nahrung und Speise benutzt, sind

folgende weniger allgemein bekannt: Cucubalus Beben als Salat; Chenopodium Bonus Henricus statt des Spinats; die Carlinen, besonders die Carl. acanthifolia, statt der Artischofen; die jungen Stängel von Ligusticum peloponnesiacum als Sellerie; Helvelia Mitra als Morcheln u. s. w. — Euphorbia Characias dient zum Fischefange. Den Blumenstaub von Typha gebraucht man statt des Sem. Lycopodii. Die Semina Pysyllii werden meistens von Plantago arenaria, weniger von Plant. Pysyllium, welche seltener ist, gesammelt. Die graines d'Avignon, welche eigentlich nur der Rhamnus infectorius liefert, werden nicht selten mit den Früchten von Rhamnus Alaternus verfälscht. Auch scheint es, daß die Früchte, welche im Handel unter dem Namen der graines jaunes vorkommen, in verschiedenen Ländern von verschiedener Arten des Rhamnus gesammelt werden. Die adstringirenden Blätter der Coria myrtifolia werden eingesammelt und zum Schwarzfärber gebraucht. Außer der Rinde des Sumachs gebraucht man zum Färben die Rinde der Pistacia Terebinthus, ob sie gleich nicht so gut ist. Lthospermum tinctorium (Anchusa tinctoria L.) verliert sich immer mehr; was man noch gebraucht, wird aus Ungern bezogen. Hr. Decandolle bedauert, daß man noch nicht darauf bedacht war, das Croton tinctorium ordentlich anzubauen, da zu befürchten steht, daß die Pflanze ausgerottet werde.

§. IV. Angebauete Pflanzen. Die Bewohner von Albi beschäftigen sich hauptsächlich mit der Cultur des Waids, der hier vorzüglich zu Hause ist. Man unterscheidet zwey Abarten: 1. mit

glatten Blättern und bläulichen Samen; und 2. mit haarigen Blättern und gelben Samen. Die erstere wird der letztern vorgezogen, und besonders angebaut. Der Ertrag von der Cultur dieser Pflanze gibt allein für Albi einen Ueberschuß von 150,000 Francs. An verschiedenen Orten, z. B. bey Bayonne, bauet man *Dolichos unguiculatus*, und benuzt die weißen schwarzgefleckten Samen wie Erbsen. Bey Bordeaux und an andern Orten bauet man den *Convolvulus Batatas*; die Cultur dieses Gewächses scheint viel zu versprechen. Vor einigen Jahren fing man auch an, die *Arachis hypogaea* zu cultiviren; jetzt hat man es wieder ganz aufgegeben. Dieses hat drey Ursachen zum Grunde: erstens stellen die Natten dieser Frucht sehr nach, und richten große Verwüstungen in den Pflanzungen an; zweitens ist die Aushülftung der Frucht sehr schwierig; drittens fand überhaupt das Oehl keinen großen Absatz, da man seine Anwendung im Großen, z. B. bey den Seifensiedereyen, noch nicht versucht hat. Dieses alles scheint aber den unterlassenen Anbau nicht zu rechtfertigen.

In allen diesen Departements sind die einzelnen Besitzungen mit Befriedigungen versehen. Zu diesen dienen hier verschiedene Sträucher. In der ganzen Mitteländischen Region sind es der gelbe Jasmin, der Granatbaum, besonders aber der *Rhamnus Paliurus*, der sich vortrefflich dazu schickt. An der äußersten Grenze, gegen Spanien, findet man Hecken von *Vitex agnus castus*. In der Gegend von Perpignan bedient man sich der Agave; in der Ebene von Roussil-

1128 G. g. N. 113. St., den 17. Jul. 1813.

lon hingegen der Arundo Donax. Der Verfasser beschließt auch diesen Bericht mit allgemeinen Betrachtungen über den Ackerbau im südwestlichen Frankreich. — (Die Anzeige der dritten Reise wird in einem der nachfolgenden Blätter mitgetheilt werden.)

Sulzbach.

In Commission bey Seidel: Protestantisches Kirchen-Jahrbuch für das Königreich Baiern. Erster Jahrgang. 1812. 508 Seiten in Octav. Unentbehrlich für das Inland, und merkwürdig und belehrend für das Ausland. Abgesehen auch von den hier gesammelten Verordnungen, nach denen sich jeder Geistliche zu richten hat, wird die protestantische Geistlichkeit in Baiern, die vordem so verschiedenen Ländern angehörte, durch dieses Jahrbuch sich näher gebracht und entfremdet: so ein äußerer Verein wird den innern nicht ausbleiben lassen. Und möge das geistliche Ausland sich in manchen hier abgedruckten Verordnungen und Einrichtungen spiegeln! Wird nach derselben Weise, mit Weglassung solcher Artikel, die als stehend betrachtet werden können, dieses Jahrbuch (wie die Hoffnung gemacht wird) fortgesetzt, so erhält die Kirchen-Statistik von Baiern eine Quelle, wie sie (unfers Wissens) von keinem andern Lande vorhanden ist. Der Verlag dieses Buchs von der allgemeinen protestantischen Pfarrwitwen-Casse ist ein glücklicher Gedanke: jeder inländische Prediger, der es kauft, hat zugleich in letztere sein Scherflein gelegt, das auch ihm wieder zu gute kommt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.

Den 17. Julius 1813.

Gießen.

Bey Tasché und Müller: Ausführliche Anleitung zur Regulirung der Steuern, von C. Kröncke, großherzogl. Hessischem Hofkammerrathe, Mitgliede der Gesetzgebungs-, wie auch der Steuer-Rectifications-Commission, Ober-Rheinbau-Inspector und verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitgliede. 1810. S. 353, außer XVI S. Vorrede und XVI S. Inhalt, in Octav. — Hierzu gehören 24 Tabellen in Folio, mit dem Titel: Ausführliche Anleitung 2c. Zweyter Theil, die Tabellen enthaltend. Eben das. Bey Gottgetreu Müller. 1811.

In dem Großherzogthume Hessen, wenigstens in einem Theile desselben, der Provinz Starkenburg, ist, zufolge der hier vorgetragenen Grundsätze, eine provisorische Steuer-Regulirung getroffen worden; diese nun zu rechtfertigen, und sie andern Deutschen Staaten, die Aehnliches zu unternehmen genöthigt seyn möchten, als Muster zu empfehlen, ist der Zweck dieser Schrift, die in vier Abtheilungen von Folgendem handelt: 1) Von den allgemeinen, bey einer

Z (5)

richtigen Besteuerung anzuwendenden, Grundsätze; 2) von den besondern Regeln, um eine provisorische Steuer-Regulirung schnell zu beendigen, ohne jedoch zu große Ungleichheiten entstehen zu lassen; 3) von der Anwendung dieser Grundsätze, und 4) von dem Verfahren, um das Steuerwesen fortzuführen und in Ordnung zu erhalten. In den beiden letztern Abschnitten werden die zu diesen Zwecken erlassenen Instructionen im Großherzogthume Hessen, nebst einigen Zusätzen, mitgetheilt. Beschränkt durch den Raum, wird sich der Rec. hier meist auf die erste Abtheilung, welche die Grundsätze des gesammten Verfahrens enthält, beschränken.

Die in dem letzten Jahrzehende vorgefallenen Veränderungen in Deutschland, wodurch so manche mit verschiedenen Steuer-Systemen versehene Landschaften in Einen Staat vereint wurden, führten, heißt es hier, das Bedürfniß einer neuen Steuer-Regulirung herben, indem die dadurch entstehende Ungleichheit der Besteuerung nicht unbemerkt bleiben konnte, welches die Unzufriedenheit der Prägravierten veranlassen, und die Vertheilung neuer außerordentlicher Lasten erschweren mußte, so wie die Aufhebung der bisherigen Steuerfreiheiten eine neue Vermessung und Abschätzung der Grundstücke forderte. Es wird noch Anderes angeführt, und der Rec. unterdrückt gern alles, was etwa hier bereits dagegen eingewandt werden könnte, wenn er in der Folge angeführt findet, daß allein in dem kleinen Fürstenthume Starfenburg durch die eingetretenen Veränderungen vier und zwanzig verschiedene Steuerverfassungen vorhanden waren. Da aber, so heißt es weiter, eine auf ein Jahrhundert hinaus wirkende Steuereinrichtung bey dem Drang der Umstände zu viel Zeit fordere, so sey zunächst für eine provisorische zu for-

gen, mit deren Hülfe der Zweck schneller erreicht werden möchte, und wodurch die allzu großen Ungleichheiten doch vermieden würden. Der Rec. hält dafür, daß diese Schrift auch für andere Deutsche Staaten von Nutzen seyn könne, wenn sie es für nöthig achten, eine andere Vertheilung der Grundsteuer vorzunehmen, und es mag alsdann leicht besser werden, als es in manchen Ländern geworden ist, wo man bey der Einführung eines Provisorium, oder gar eines provisorischen Provisorium, wie man sich wohl ausgedrückt hat, doch gar zu willkürlich zu Werke ging.

Allein unser Verf. beschränkt sich nicht auf solche Vorschläge, sondern er empfiehlt auch sein angeedeutetes oder entwickeltes System allen Völkern, die besonders Ackerbau treiben, und mit geringen Modificationen auch andern, um mit dem Umsturz alles Vorhandenen zu einer gleichern und gerechtern Vertheilung der Abgaben zu gelangen. Er erklärt sich gegen alle indirecte Steuern, und versichert, nichts Vollkommneres, als sein aufgestelltes System, empfehlen zu können, da er so lange diesen Gegenständen sein angestregtes Nachdenken gewidmet, und die darauf Bezug habenden Geschäfte geleitet habe; weshalb er auch der Ruhe sich erfreue, welche der Mathematiker fühle, wenn er einen Lehrsatz der Geometrie demonstrirt habe.

In dieser Hinsicht nun weicht des Rec. Ueberzeugung von der des Verf. gänzlich ab; er verhehlt dieß nicht, wiewohl er weder hoffen kann, seinen Grundsätzen auf einigen Blättern die nöthige Entwicklung zu geben, noch sich schmeicheln darf, unsern Verf. dafür zu gewinnen. Allein zuvörderst ist das hier vorgetragene System in seinen Hauptsätzen mitzutheilen.

In gleichem Verhältnisse zu dem vom Staate Jedem gewährten Schutze muß der jedesmahlige Beitrag bestimmt werden, folglich ist eine Vermögenssteuer die einzig gerechte; die Kräfte des Menschen aber sind mit zum Vermögen zu rechnen. Diese Steuer soll sich indeß nach dem durch das Vermögen zu Erwerbenden richten; die bisher hier und da üblichen Vermögenssteuern, bey welchen der Erwerb durch die menschliche Kraft unbesteuert blieb, und womit zu viele in den innern Haushalt eindringende Untersuchungen verbunden waren, werden verworfen. — Der Rec. gesteht es gern, daß weder dieß Princip, als solches, noch die Benennung der Steuer ihn befriedige. Hält man sich bey der Besteuerung an den Ertrag, so ist dieß keine Vermögens-, sondern eine Ertrags- oder Einkommensteuer; der Besitz eines leer stehenden und unbewohnten Hauses, und einer Kraft, die nicht nutzbar anzuwenden steht, sollten billig nicht besteuert werden. Allein der Vf. scheint den Nahmen Vermögenssteuer nicht ohne Grund gewählt zu haben: denn wäre von einer Einkommensteuer die Rede, so hätten die Fragen, was reines Einkommen sey? und wie dieß auszumitteln stehe? nicht wohl übergangen werden können, und die unübersteiglichen Hindernisse bey der Anwendung würden bald gezeigt haben, daß man mit dem Grundsatz für die Wirklichkeit wenig oder gar nichts gewonnen habe. Uebrigens, wenn man von einem Principe der Vertheilung der Steuern reden, und die Sache ganz scharf nehmen wollte: so müßte dabey doch auch auf die für die Steuerpflichtigen durch den Staat entstehenden Vortheile gesehen werden, und wenn diese nicht zu berechnen ständen, wie unser Vf. sehr richtig bemerkt, so thäte dieß nichts, so lange nur von der Idee des Rechts oder einem Principe

die Rede wäre. Auch die Steuer, nach dem Ertrag berechnet, wiewohl diese Berechnung nie ganz genau gemacht werden kann, würde in kurzem wieder höchst ungleich seyn, wenn man anders nicht auf eine, mit der Zeit von selbst eintretende, Ausgleichung der Ungleichheiten bey der Besteuerung der Objecte, ja zum Theil selbst in Bezug auf die einzelnen Steuerpflichtigen, rechnete. Der Rec. sieht nämlich gar nicht ein, wie die von neuem zu vertheilenden Steuern zufolge des genauesten Catasters, dergleichen es nie gegeben hat, nicht nach einigen Jahrzehenden die Einzelnen wiederum höchst ungleich treffen sollten; und er begreift es nicht, wie man sich schmeicheln könne, allen Ertrag oder alles Einkommen gleich zu besteuern, wenn man nicht an eine gewisse, von selbst eintretende, Ausgleichung der Ungleichheiten in der Besteuerung glaubt. Der Vf. sagt, diese von selbst eintretende Ausgleichung treffe nicht bey allen Steuer-Objecten zu; und wenn wir dieß auch vorläufig zu geben wollten, so würde doch dadurch die Behauptung nicht entkräftet, daß man zu einer ordentlichen und gewöhnlichen Besteuerung solche Abgaben besonders wählen sollte, bey welchen eine solche Ausgleichung am ersten Statt findet; indem es unmöglich ist, den Idee der Gleichheit sich auf eine andere Weise zu nähern. Die Physiocraten, heißt es weiter, hätten an eine solche Ausgleichung geglaubt; allein so viel der Rec. weiß, so vertheidigten die echten Oeconomisten ihre einzige Steuer consequent aus einem andern Grunde, weil nämlich von ihnen der Boden als die einzige Quelle des National-Wohlstandes betrachtet ward. Der Rec. weiß die großen Verdienste der Physiocraten um die Wissenschaft zu schätzen, obwohl er dieß ihr System über die Quelle alles Wohlstandes, und somit auch ihre einzige Steuer, mit unserm

Verf. für ungegündet hält. Eben so wenig aber kann er auch dem hier entwickelten Steuer-Systeme beypflichten, wiewohl dieses gleichfalls durch Consequenz sich auszeichnet, und weniger einseitig die andern Erwerbsquellen gleichfalls einer directen Besteuerung unterwirft. In Bezug auf die letztern, sagt unser Verf., müsse man sich mit einem Vennähe begnügen: aber eben dieß veranlaßt bey diesen Quellen beharrlich empörende, und nie voa selbst sich ausgleichende, partielle Ungleichheiten, welches bey den Abgaben von Grundstücken, indem sie als übergehend in andere Hände gegen einen Preis, bey welchem der Betrag der Abgabe abgerechnet wird, gedacht werden, nicht der Fall ist. Gleichwohl sollen alle öffentliche Bedürfnisse, in so fern sie nicht aus dem Ertrage der Domainen und Regalien zu befriedigen stehen (was unter den letztern, die oft wie indirecte Abgaben wirken, und ihnen zu vergleichen sind, verstanden werde, haben wir nicht angegeben gefunden); mit Verwerfung aller indirecten Steuern auf die angeführte Weise directe erhoben werden.

Nimmer könnte der Rec. dazu einstimmen, daß das bisher übliche Steuer-System gänzlich umgestürzt werden sollte, um ein dem Grundsatz der Gleichheit angemessneres an dessen Stelle zu setzen. Es sind uns nun bereits genug dergleichen Systeme empfohlen worden, keines aber kann das Versprochene leisten, wenn man nicht an eine, zum Theil von selbst eintretende, Ausgleichung der Ungleichheiten glaubt; und glaubt man daran, so ist das gänzliche Umstürzen des bisher üblichen Systems nicht nöthig. Die phylocratischen Maximen waren seit der Französischen Revolution lange die vorherrschenden in jenem Reiche; sie haben großes Elend daselbst angerichtet; man ist genöthigt gewesen, die directern

Steuern herabzusetzen, die Grundsteuer zu mäßigen, wenn man nicht den Ruin des Ackerbaues herbeiführen wollte; und gleichwohl waren die ehemals befreiten Grundstücke ihren Eigenthümern meist genommen, und um einen geringen Preis an andere übergegangen, und die Inhaber vormals steuerpflichtiger Grundstücke befanden sich größten Theils, durch andere Ungerechtigkeiten, jetzt in einem weit bessern Zustande, als zuvor, indem man Zehnten, Grundzinsen, Frohnen und andere stehende Renten und Servituten durch die Gewalt ohne weiteres oder gegen ein nichtswürdiges Aequivalent los geworden war. — Jedes ganz neu eingeführte Steuer-System veranlaßt neue und große Schwankungen im Besitz, in dem Vermögen, in den Gewerben, im Verdienste und Auskommen; eben deshalb, nicht aber, weil die Menschen daran gewöhnt sind, obwohl auch dieß nicht ohne Bedeutung ist, sind alte Steuern, alles Uebrige als gleich angenommen, vorzüglicher. Bei der Beybehaltung des alten Systems entstehen zwar auch dergleichen Schwankungen, aber nie in dem Maße. Damit aber sollen die allmählichen Verbesserungen der eingeführten Steuern nicht verworfen, noch die Abschaffung der schlechten mißrathen werden, im Gegentheile ist beides, jedoch mit Vorsicht, zu bewirken, besonders in so fern nicht eine von selbst eintretende Ausgleichung der Ungleichheiten, vornehmlich der partiellen Art, dem Uebel abhilft; jedoch auch aus andern Gründen. Nur in dem einzigen Falle, wenn durch große Revolutionen Alles umgekehrt, viele Landschaften mit verschiedenen Steuer-Systemen zu Einem Ganzen vereinigt werden, nur dann könnten wir für die Einführung einer ganz neuen Steuer-Regulirung stimmen, aber auch dann würden wir Vieles zu empfehlen haben,

um die Unzufriedenheit nicht zu groß zu machen, was wir hier zum Theil unterdrücken müssen. Wir würden am wenigsten unter dieser Voraussetzung nur Eine Steuerart, wie hier geschieht, empfehlen.

Zufolge unsers Verf. sollen alle Grundstücke vermessen und nach dem Ertrage abgeschätzt werden. Das provisorische Verfahren zu diesem Zwecke, welches hier empfohlen wird, scheint dem Rec. viel Belehrendes zu enthalten; des Verf. Kenntniß leuchtet deutlich hervor; des Raumes wegen müssen wir auf das Buch verweisen. Alle bisher von den Grundsteuern Befreyte werden auf gleiche Weise zu den Steuern herbegezogen. — Dieß freylich gefällt den Uebrigen sehr: aber ist es gerecht? Zu allen neuen Lasten, zu aller Vermehrung der alten, müßten jene, wie diese, in gleichem Maße beitragen, dazu würde auch ein Vermessen und Abschätzen der bisher exemten Güter gefordert, dieß wäre gerecht: aber die Gleichheit auch auf die vormahligen alten Lasten ausdehnen, und die bisher befreyten Grundstücke, gleich den bisher unbefreyten, damit belegen, heißt, mit einer heillofen Prägravation anfangen, um zu einer Gleichheit zu gelangen, die nach einigen Jahrzehenden, wenn man von der von selbst eintretenden Ausgleichung absieht, dennoch wiederum in Ungleichheit ausartet. Der Capitalwerth der Güter der bisher Befreyten wird dadurch mehr, als der der Uebrigen, herabgesetzt; sind aber die Steuern bedeutend, und kommen, wie jetzt meist Statt findet, andere Lasten noch hinzu, die den wirklichen Preis der Grundstücke herabdrücken: so heißt dieß, diese Eigenthümer der vermeinten Gleichheit wegen zu Bettlern machen. Auch zweifeln wir, daß etwas Anderes, als die Noth, dazu wirklich führe, weil die Stimme der Gerechtigkeit und Wis-

ligkeit sich nicht so leicht unterdrücken läßt; sagt man uns aber, die Noth kenne kein Gesetz, so schweigen wir. Wir finden in diesem Buche, daß im Hessischen, wenn anders der Drang der Bedürfnisse in Zukunft nicht ein Anderes nothwendig fordere, die Grundstücke der Standesherrn, zwar nicht in Bezug auf die außerordentlichen neuen, aber in Bezug auf die gewöhnlichen alten Abgaben, denen sie fortan unterworfen werden sollen, keineswegs ganz in dem Maße belegt werden, als die Grundstücke der vormahls Pflichtigen es bisher waren: dieß hat ganz unsern Beyfall, in so fern dadurch wenigstens etwas der Billigkeit Gemäßes geschieht: aber was für die Standesherrn billig war, konnten das nicht mit eben dem Rechte die übrigen vormahls Exemten fordern?

Die Geld-Capitalisten, welche ihre Geld-Capitalien ausliehen, sucht der Verf. ferner zu beweisen, brauchten nicht directe besteuert zu werden, da sie fortan mit geringern Zinsen schon sich begnügen müßten, wenn nur alle Anwendungen der Capitale gehörig besteuert würden. Der Vf. verweilt hierbei sehr lange, und widerlegt mehrere ihm deßhalb gemachte Einwürfe. Wir hätten doch noch Einiges anzumerken, z. B. daß bey den Einwürfen, außer Acht gelassen worden, daß die Kräfte der verschiedenen Theile im Kampf um den Preis allein entscheiden, daß des Ankaufs fremder Staatspapiere nicht gedacht worden, und daß immer ein Unterschied zwischen den directe Besteuerten, z. B. den Grundeigenthümern, und diesen so indirecte besteuerten Geld-Capitalisten bleibe. Denn zugegeben, daß durch die Besteuerung der Anwendung der Capitale in gleichem Verhältnisse, wenn sie anders möglich wäre, der Zinsfuß herabgedrückt würde,

und angenommen, daß durch die Größe der Steuer und andere Umstände die Anhäufung der Capitale vermindert würde, wie es jetzt allgemein der Fall ist, welche dann hinwieder den Zinsfuß in die Höhe treiben muß: so würde dieser realiter derselbe bleiben, oder vielleicht noch mehr, als zuvor, steigen, wie dieß gleichfalls, so weit des Rec. Erfahrungen reichen, geschehen ist. Wie tragen aber alsdann diese Capitalisten die Last? Ist es nicht in Bezug auf die Wirkung ein Wortspiel, wenn der Verf. sagt, der Zinsfuß ist doch vermindert worden, nur andere Ursachen haben ihn auch wieder gesteigert? Der Grundeigenthümer sieht dagegen jetzt den Preis seiner Grundstücke und den seiner Rente durch die ihm aufgelegte Steuer wahrhaft sich vermindern; und es ist eben deßhalb, und auch aus andern Gründen, ausgemacht gewiß, daß die Grundeigenthümer ganz anders bey dem Wohl des Landes interessirt sind, als die Geld-Capitalisten.

Wegen der directen Besteuerung des umlaufenden Capitals im Handel und anderweitigen Gewerben (was darunter zu verstehen, wird näher bestimmt) soll man sich mit einer Angabe der zu Besteuernden begnügen, und allenfalls nur gegen augenfällig zu geringe Angaben nähere Untersuchungen und Strafen erkennen. Wie aber hiermit den aufgestellten Forderungen entsprochen werden könne, ist schwer einzusehen, wenn anders nicht auf eine außerordentliche Liebe zum Vaterlande zu rechnen ist. Die Vermögenssteuern einiger vormahligen Reichsstädte scheinen uns nichts zu beweisen; in guten Zeiten zahlten die Wohlhabenden daselbst, von großem Patriotismus befeelt, gern; in schweren Zeiten sucht auch der sonst rechtliche Mann sich durchzulügen. Hieraus entstehen aber partielle Ungleichheiten, die sich nie

ausgleichen, und die eben deßhalb am empörendsten sind. Dann aber ist die Frage: in wie fern die Steuer, in so fern sie gleich ist, von denen, welche die Capitale anwenden, oder von denen, welche die Producte verbrauchen, endlich werde getragen werden?

Vares Geld und Mobilien sollen zwar, so heißt es weiter, billig auch der Besteuerung unterworfen werden, denn sie seyen Theile des Vermögens, und es sey kein Grund, wenn man von den Mobilien sage, sie würfen keinen Ertrag ab, denn der Genuß, den sie gewährten, sey ihr Ertrag (aber ist denn Einkommen und Genuß einerley, und ist dieß nicht ein Wortspiel?): allein nicht nur wäre die Ausmittelung beider Objecte schwer, sondern da der Besitz von Geld und Meubles sich meist nach der Wohlhabenheit richte, so würden die Wohlhabenden, wenn nur die Steuer sonst richtig vertheilt wäre, ohnehin durch dieselbe gebührend getroffen. Wie viel Willkürliches hierin und auch in der Bestimmung dessen, was zu den Mobilien zu rechnen sey, herrsche, und wie wenig dieß mit den früher aufgestellten allgemeinen Grundsätzen übereinstimme, scheint, wenn man das hier Vorgetragene liest, einleuchtend, wiewohl der Rec. die directe Besteuerung dieser Objecte so gut, als mancher andern, obschon aus verschiedenen Gründen, als denen unsers Verfassers, gänzlich verwirft.

Was die Besteuerung des Erwerbs durch physische und geistige Kräfte des Menschen betrifft, so muß man das, wie dabey zu verfahren sey, in dem Buche selbst nachlesen; es lautet sehr ingenüß: allein wir sehen nicht ein, wie das Willkürliche und die partiellen, nie sich ausgleichenden, Ungleichheiten in der Wirklichkeit bey diesem Verfahren irgend

zu vermeiden seyn möchten, und wie man eben beffer dabey, als bey den hier und da üblichen, leidlich eingerichteten, Gewerbssteuern sich sehe, die nur deswegen nicht große Unzufriedenheit hervorbringen, weil sie gewöhnlich, verglichen mit andern Abgaben, unbedeutend sind.

Zuletzt erklärt sich denn unser Verf. gegen alle indirecte Steuern, indem sie nicht zufolge des Vermögens entrichtet würden, das Volk, nach des Vf. Erfahrung, sie ungerner trage, als die um den gleichen Betrag erhöhten directen Abgaben. Der Grund für dieselben, daß sie unmerklich entrichtet würden, sey nichtig, man fühle die Last gar wohl im Verlauf einer längern Zeit, etwa von einem Jahre; daß die Wohlhabenden dadurch vorzüglich, oder in einem größern, als dem ziemenden Maße, getroffen würden, sey theils nicht zu rechtfertigen, theils nicht gegründet. Die großen Kosten, die durch sie veranlaßte Verlust an Kraft und Zeit, die daher entstehende Beschränkung und Unterdrückung der Industrie, und endlich das dadurch bewirkte moralische Verderben der Menschen, seyen Gründe genug darwider.

Allein auch die Feinde ehren doch den Britischen National-Character und die Britische Industrie, und gleichwohl werden in Großbritannien fast alle ordentliche Steuern auf indirecte Weise erhoben. Man könnte einwenden, die Britten seyen kein bloß Ackerbau-treibendes Volk; indeß empfiehlt ja der Verf. sein System auch andern. Auf jeden Fall aber kann der Rec. zugleich ein Land anführen, dessen Bewohner vorzugsweise vom Ackerbau lebten, und wofelbst fast nur indirecte Steuern erhoben wurden, und dessen Einwohner, von Seiten

des Characters, ruhmvoll in Deutschen Landen bekannt waren: wir meinen die vormahls Hannöversischen Provinzen, deren Wohlstand, verglichen mit andern benachbarten Territorien, namentlich mit Hessen-Cassel, wo fast allein directe Steuern, und zwar zufolge eines sehr vervollkommeneten Catasters, erhoben wurden, sich gleichwohl so sehr auszeichnete: obschon wir gern zugeben und nicht behaupten wollen, daß dieß einzig dem Unterschiede in dem Steuer-Systeme bezumessen gewesen sey. Aber gegen den Verf. beweiset dieß Beispiel immerhin genug. Wir könnten ferner Frankreich anführen, wo man, um dem Ruin des Ackerbaues zu entgehen, auf den Wunsch des Volkes zu indirecten Steuern schritt, obwohl nur etwa ein Drittel der öffentlichen Bedürfnisse durch die directen Steuern daselbst gedeckt wird; wir könnten endlich anführen, daß vor etwas über einem Jahrhundert in Sachsen, auf den Ruf des Volks, die Accise eingeführt ward. Wir sind jedoch weit entfernt, alle indirecte Steuern, wie sie hier oder da zu Stande gekommen, in unsern Schutz nehmen zu wollen. Uebrigens scheint das Unmerkliche bey Entrichtung der Steuern und die daraus entstehende Zufriedenheit des Volks, in der Wirklichkeit doch etwas sehr Bedeutendes zu seyn, so wie das, daß bey den bessern Consumtions-Steuern der die Steuer Entrichtende nur dann zahlt, wenn er dazu im Stande ist, während bey den directen Steuern der Erheber die Zahlung fordert und mit Gewalt beytreibt, wenn der Steuerpflichtige dazu vielleicht am wenigsten geschickt ist. Eben so ausgemacht scheint es uns, daß selbst bey solchen Consumtions-Steuern, die auf die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse fallen,

einige Beschränkung nach dem jedesmahl bereiten Vermögen Statt finden könne; daß man in allen Despotien die directen Steuern vorzüglich gewählt habe, weil das Volk dem Druck der Steuer durch Beschränkung und Entfagung sich gar nicht entziehen kann, dagegen Holland und England fast einzig indirecte Steuern gewählt haben oder hatten. Was aber die Kosten betrifft, so sind die der Erhebung zwar bey den indirecten Steuern meist weit größer, als bey den directen: man muß aber auch an die Kosten denken, welche bey den directen Steuern nicht eben der öffentlichen Casse ein minus, dem Volke aber ein plus in Hinsicht auf die Kosten und Lasten zuwege bringen, durch Auspfänden, Ausstoßen aus dem Besitze, Verkauf des Viehes, der Betten und durch Delinquiren der Grundstücke.

Aber wie unendlich Vieles müßten wir anführen, was wir hier unterdrücken müssen, wenn wir uns auch nur einiger Maßen selbst befriedigen wollten! Wir haben uns meist auf Thatsachen beschränkt, die Jedem vor Augen liegen: allein der Grund der Sache ist damit noch nicht erläutert, aber dieß ist auch nicht möglich, genügend hier zu leisten: doch mag Folgendes noch angedeutet werden, was an einem andern Orte schicklicher auszuführen seyn wird.

Steht die Größe der Steuern in einem unbedeutenden Verhältnisse zu des Volks Einkommen, so ist es von geringer Bedeutung, ob man diese oder jene Art der Steuern wähle; ist das Entgegengesetzte der Fall, wie dieß seit dem letzten Jahrhunderte, und besonders jetzt, eintritt, so ist es verderblich, nur Eine Art der Steuern zu wäh-

len, weil die von selbst eintretende Ausgleichung der allgemeinen und der besondern Ungleichheiten dadurch erleichtert, und zugleich verhütet wird, daß die dadurch zuerst oder überall Prägravirten durch die zu große Last nicht gänzlich zu Boden gedrückt werden. Es ist eine leere Grille, durch directe Steuern die Idee der Gleichheit auszuführen, sie bleiben, verschieden unter verschiedenen Umständen, nicht immer da liegen, wo sie hingelegt werden; jene Idee kann nur dadurch erreicht werden, daß man eine gewisse, durch den Kampf der verschiedenen Producenten, Consumenten, Käufer und Verkäufer entstehende, Ausgleichung der allgemeinen Ungleichheiten annimmt, daß man beide Steuerarten wähle, um diese Ausgleichung zu erleichtern, daß man sich zugleich bemühe, alle partielle Ungleichheiten, als die eigentlich empörenden, bey den directen Steuern zu vermeiden, und wenn dieß bey einigen derselben nicht möglich ist, diese vielmehr ganz aufgebe, dagegen den Defrauden und Collusionen bey den indirecten Steuern und ihrer zu großen Kostspiligkeit bey der Erhebung vorbeuge, und diejenigen, wobey dieß nicht möglich ist, gleichfalls aufgebe. Weder alle directe, noch alle indirecte Steuern sind unbedingt zu empfehlen; es kann kein durchaus gleiches Steuer-System für alle Staaten gegeben werden, obwohl einiges Allgemeingültige vorgetragen werden kann; es gilt hier, was bey allem Politischen gilt, auf die besondere Lage, die Gewerbe des Volks, seine Bedürfnisse, den Zusammenhang des Landes, dessen Größe, die Verhältnisse zu den Nachbarn und die von ihnen angenommenen Steuer-Systeme ist auch Rücksicht zu nehmen.

1144 G. g. A. 114. St., den 17. Jul. 1813.

Dies sind einige der vorzüglichsten Punkte, welche der Rec. bey jedem Steuerwesen gläubt empfehlen zu müssen, und eben deshalb hat er es auch für Pflicht gehalten, gegen das hier empfohlene System sich zu erklären, welches, nur unter etwas verschiedenen Modificationen, schon öfters empfohlen worden ist, immer aber nur die Unzufriedenheit des Volks veranlaßt hat. Gleichlaufende Stimmen hat der Rec. auch unter allen Classen über das im Großherzogthum Hessen eingeführte System vernommen, obwohl er darauf allein nicht sehr viel geben würde, indem die Größe der jetzigen Abgaben, die aus der Crisis, worin Europa sich befindet, hervorgeht, zu ähnlichen Klagen Veranlassung gibt, auch da, wo, nach des Rec. Ueberzeugung, bessere Maßregeln ergriffen worden sind.

Uebrigens halten wir dafür, daß dieß Buch unter den erforderlichen Beschränkungen zu einer provisorischen Steuer-Regulirung in Bezug auf die Grundsteuern mit Nutzen gebraucht werden könne. Was über die ganze Behandlungsart eines solchen Geschäfts, über das Steuer-Capital, die Art, wie die beständigen Grund-Renten und Servituten dem Verpflichteten in Abzug, dem Berechtigten in Ansatz zu bringen seyn möchten, hier vorgetragen wird, so wie alles das, was im zweyten, dritten und vierten Abschnitte vorkommt, verdient zum Nachlesen und zum Studium empfohlen zu werden. Der Rec. erkennt dieß gern und freudig an, es fehlt ihm aber der Raum, dieß alles mitzutheilen, und seine auch hier etwa dann und wann abweichende Ansicht damit zu vergleichen.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 19. Julius 1813.

Paris.

Correspondance littéraire, philosophique et critique, adressée à un Souverain d'Allemagne, depuis 1770 jusqu' en 1782, par le Baron *de Grimm* et par *Diderot*. Fünf Bände in groß Octav. Bey *Vulffon*. 1812.

Es ist kein ganz unwichtiges Problem, wie es zugeht, daß seit so langer Zeit die Sprache und Cultur, die Moden und Sitten einer der Hauptstädte Europa's (nicht die eines Volks, denn in dieser Rücksicht ist Frankreich selbst als Null zu betrachten, und Paris ist alleiniger Tonangeber) von bennahе sämtlichen Höfen unsers Welttheils, von dem Adel, von der so genannten großen Welt, vorzugsweise angenommen, bewundert und zur einzigen Richtschnur der besten und der vornehmsten Art angesehen sind. Die große Welt bildet überhaupt in Europa, besonders aber in Deutschland, unter mehreren Rücksichten gleichsam eine Pariser Colonie, welcher die National-Cultur ziemlich fremd bleibt. In wie fern dieß für die Tüchtigkeit der Pariser Cultur im Allgemeinen beweiset,

U (5)

oder in wie fern es den Geist der obbenannten Welt bezeichnet und characterisirt, wollen wir für jetzt nicht erörtern. Daß übrigens diese Universalität des Französischen Sprechens und Denkens nur von dem Glanze der glücklichen Regierungsjahre Ludwig's XIV. und von der gewöhnlich so bestimmten Periode des goldenen Zeitalters unter diesem Monarchen zu datiren wäre, ist keinesweges streng richtig. Es ließen sich viele Beweise einer frühern Annahme beybringen. Einß bemerkte schon ein alter Bearbeiter der Fabel des *Reinecke Voss*:

Wer nicht Französisch reden kann,
Der ist am Hof kein nützer Mann.

Wie dem sey, so erhalten wir hier einen neuen Beweis des hohen Werthes, welchen Fürsten und Hofe von jeher darauf legten, von Allem, was in der großen Normal-Stadt sich ereignete, in Betreff der Welt, der Litteratur, der Intrigue und Chronique scandaleuse genau unterrichtet zu seyn. Zu diesem Behufe, wie vor ihm der *Abbé Raynal*, und nach ihm der Schweizer Meister, schrieb *Hr. Grimm*, aus Regensburg gebürtig, der sich zuerst in Paris als Hofmeister aufhielt, ein Diarium oder ein Pariser Intelligenz-Blatt für mehrere unserer damaligen Fürsten: denn ob gleich auf dem Titel nur von einem *Souverain d'Allemagne* (dem Herzoge von Sachsen-Gotha) die Rede ist, so werden doch in dem *Avis de l'Editeur* mehrere Mit-Interessenten, divers *Souverains du Nord*, zugestanden; welcher vornehme Lesezirkel dann die Kosten davon gemeinschaftlich trug. Seinem Verfasser hat das Ding erst ein schönes Einkommen, und nach und nach Reichthum, Adel, Orden, diplomatische Sendungen und dergleichen verschafft. Und so ge-

gelangt man hienieden zu Ehren! — Seit langer Zeit indeß waren diese kostbaren Blätter außer Acht gekommen, und gleichsam verschwunden, bis ein gewisser Hr. Bancet, welcher, laut der Vorrede, ein feiner Litterator seyn soll, das Glück hatte, sie wieder, und zwar in elf sauber conditionirten Quartbänden, zu entdecken, und, mit Weglassung des schon allzu Bekannten, durch den Druck dem großen Lese-Publico ein Geschenk damit machen konnte. Also erhalten wir diese Grimmischen Ephemeriden von 1770 bis 1782, außer dem Jahrgange 1775, der sich nicht hat finden lassen wollen, und wovon wir den Verlust nicht sehr hoch anrechnen. Wären sogar auch alle übrigen Jahrgänge verschwunden, so können wir nicht einsehen, was menschliche Bildung dabey wesentlich eingebüßt hätte? Die Sitten und der Geist dieser am Guten ziemlich armen und am Bösen sehr reichen Periode in der Französischen Welt sind hinreichend ausgemahlt und beschrieben in einer Menge von Briefsammlungen, Memoiren und dergleichen, welche die Schreibseligkeit der Zeit zu Tage gefördert hat. Die Geschichte weiß so ziemlich, was sie darüber sagen und urtheilen soll, wie der letzte Historiker der gedachten Periode, Lacretelle, rühmlich bewiesen hat. Doch wollen wir nicht in Abrede stehen, daß sich hier mancher artiger Zug, manche Anekdote, erhalten hat, die den Liebhabern solcher Ware zur Ergötzlichkeit dienen können. Etwas zur Litterär-Geschichte der Zeit kann auch wohl hin und wieder gefunden werden, doch möchte wohl die Ausbeute geringe seyn; und außerdem ist die Richtigkeit der angeführten Thatfachen nicht immer ganz bewährt. Ein schätzbares Deutsches Blatt

(die Zeidelb. Jahrb.), das sich unlängst in eine weitläufige Critik dieser *Olla potrida* einließ, hat der Unrichtigkeiten darin genug aufgedeckt. Ein Supplement zu diesem Sündenregister könnten wir liefern, erlaubte es nur der Raum in diesen Blättern. Dagegen wollen wir einige der wichtigsten Partien im Werke selbst andeuten, als: die ausführliche Erzählung, wie die Encyclopädisten Voltaire'n eine Bildsäule errichten ließen (Grimm selbst war ein höchst eifriger Voltairianer, wie unzählige Stellen es hier beweisen), so wie Pigal's Reise nach Jersey zu diesem Zwecke, im ersten Bande. Auch, eben daselbst, wie die zehn letzten Bände der Encyclopädie vom Verleger ohne Vorwissen des Herausgebers verstümmelt wurden. Im dritten Bande interessirt der Tod des wackern gelehrten Sonderlings Lacondamine. Im vierten kommt manches Lesenswerthe über Voltaire's Tod und letzten Aufenthalt in Paris vor. Vom Abbé Raynal, und von der Verfolgung, welche ihm seine Philosophische Geschichte der Besitzungen und des Handels der Europäer in beiden Indien zuzog, sehr Vieles im fünften Bande. — Als Franzose, dem Tone und dem Gesichtspuncte nach, beurtheilt Grimm meistens die Begebenheiten und die Geistes-Producte. Doch hier und da läßt sich auch der Deutsche blicken, wie z. B. wenn er scharf und unrespectirlich von der Französischen Tragödie spricht, wenn er sich über die dortige Frivolität lustig macht u. s. f. Dem berühmten Abbé Galiani zugethan, eifert oft Grimm gegen die Physiocraten. Als Freund und Bewunderer von Diderot, bekennt er sich auch natürlicher Weise zu der Parthey der Französischen Freydenker (so genannten Philosophen), und trägt seine

Irreligiosität und seinen Atheismus frech genug zur Schau: doch fühlt er manchemal wiederum Gewissensbisse, welche ihn in Widerspruch mit sich selbst bringen. Schliesslich bemerken wir, daß einige Original-Stücke von Galvani und von Diderot der Sammlung noch einigen Werth geben. Doch, sollte noch eine Anzahl neuer Bände von dieser Correspondenz, wie wir die Drohung vernommen haben, erscheinen, so möchten wir alsdann von Herzen das ne quid nimis! dem Verleger und dem leselustigen Publico entgegen rufen.

Jena.

In der Erdkerischen Buchhandlung: Ueber die Schafwolle in naturhistorischer, ökonomischer und technischer Hinsicht, von D. K. Ch. G. Sturm, ordentlichem Professor der Oekonomie und Cameralwissenschaften zu Jena u. s. w. Mit einer Kupfertafel. 1812. Xlii und 112 Seiten in Octav.

Nur dann ist es dem Landwirthe möglich, in der Veredlung der Schafzucht möglichste Vollkommenheit zu erreichen, wenn er die genaueste Kunde von der Wolle nach ihren ökonomischen und technischen Eigenschaften besitzt, und so dem Fabricanten und Kaufmanne gleichsam in die Hände arbeiten kann. Um sowohl dem Landwirthe, als auch dem Fabricanten eine Anleitung zur Erwerbung der denselben oft mangelnden genauern Kenntnisse von der Schafwolle zu geben, schrieb Hr. Professor Sturm, der sich durch seine Schriften schon so viele Verdienste um Oeconomie und ökonomische Technologie erworben hat, diese Bogen. Gewiß werden sie um so weniger ihren Zweck verfehlen, da der größte Theil ihres Inhalts auf eigne vieljährige Erfahrungen und vielfältige Versuche gegrün-

der ist; wenn man gleich nicht in Abrede seyn kann, daß das beste Wuch allein nicht im Stande ist, eine genauere Kunde der Wolle zu verschaffen, sondern daß nothwendig eigne Uebung, und zumahl häufiger Umgang mit den Wolle-Handthierungen selbst, hinzukommen muß.

Zweckmäßig handelt der erste Abschnitt der vorliegenden Schrift von den Haaren im Allgemeinen: zuerst von ihrer Form, dann von den äußern Einflüssen auf die Bildung der Haare. Der Verfasser stellt den allgemeinen Erfahrungssatz auf, daß in heißeren, südlicheren Climates alle Thiere, welche sich von Vegetabilien nähren, ein weiches, zarteres Haar, alle fleischfressenden ein stärkeres und rauheres haben; daß hingegen in einem kälteren nördlicheren Klima die fleischfressenden ein weiches, feines Haar, die Thiere aber, welche sich von Vegetabilien nähren, ein stärkeres und rauheres besitzen. Verhältniß der Haare zu den Fleischfasern. Bey den Schafen scheint sich die Beobachtung zu bestätigen, daß die Verschiedenheit der Feinheit der Wolle an den verschiedenen Theilen des Körpers sich verhalte, wie die Feinheit des Fleisches. Jedes Schaf hat an der Seite und auf den Rippen die feinste Wolle, dagegen ist sie an der Keule gröber, und am größten am Schwanz, und gerade ist das Fleisch auf den Rippen das zarteste und feinste, dagegen das an den Unterschenkeln und am Schwanz das gröbste. — Verhältniß des Haares zu dem Temperamente. Chemisches Verhalten der Haare und Bestandtheile derselben. Arten der Haare nach ihrer Form und Beschaffenheit. Dieser Abschnitt sollte nur zur Einleitung für die Hauptabhandlung dienen, daher die verschiedenen Gegenstände darin nur kurz berührt sind. Für andere Zwecke würden sie zu sehr interes-

fanter, besonders auch in öconomischer und technischer Hinsicht wichtigen, Untersuchungen führen können.

Der zweyte Abschnitt bechäftigt sich mit der Wolle. Zuerst von den Arten der Wolle im Allgemeinen. Der Verf. unterscheidet haarige und wollige Bliese, und handelt von beiden besonders.

Dritter Abschnitt. Von den Eigenschaften und Fehlern der Wolle in öconomischer und technischer Hinsicht. A. Eigenschaften. 1. Von der Feinheit des Haares. Der Einfluß wird betrachtet, den Temperatur, Fütterung und Weide auf die Feinheit der Wolle äußern; dann die Verschiedenheit der Feinheit an einem und demselben Individuum, wobey eine angehängte Skizze das Vorgetragene sehr verdeutlicht. — Grade der Feinheit bey der Veredlung. Nach den Beobachtungen des Verf. beträgt die feine Wolle bey der ersten Generation $\frac{7}{32}$, bey der zweyten $\frac{3}{32}$, bey der dritten $\frac{1}{12}$, bey der vierten $\frac{1}{4}$; wobey sich übrigens versteht, daß diese Verhältnisse nur bey einer bestimmten Rasse von Landvieh und von echten Merinoböcken geltend ist. Der Verf. glaubt beobachtet zu haben, daß wenn die Veredlung nach einer arithmetischen Progression wächst, die Deterioration in einer geometrischen zunimmt: welche Bemerkung wohl verdiente, durch wiederholte Beobachtungen geprüft zu werden. 2. Von der Elasticität. 3. Von der Reinheit. 4. Von der Länge. 5. Von der Gleichheit. 6. Von der Dichtigkeit des Blieſes. Unter Verf. widerspricht hier einer Meinung einiger Naturforscher, u. a. der des Hrn. Cuvier, daß durch das öftere Abschneiden zwar das einzelne Haar an Stärke zunehme, aber die Anzahl der einzelnen Haare darum nicht wachse. Wäre diese Behauptung richtig, so müßte die Wolle von zweyschurigen Schafen gröber seyn, als von einschurigen, und die Wolle

müßte um so feiner seyn, je seltener man die Schafe schiert. Beides ist aber nicht der Erfahrung gemäß. Obgleich nicht zu läugnen ist, daß durch öfteres Abschneiden das Haar selbst etwas stärker wird, so bleibt es doch ausgemacht, daß dadurch auch die Anzahl der Haare sehr bedeutend wächst.

7. Von der Weichheit und Seidenartigkeit. Es wird gezeigt, welchen Einfluß die Wärme, Weide und Fütterung, das Klima und die ganze Localität auf diese Eigenschaften äußern.

8. Haltbarkeit — Festigkeit.

9. Glanz.

10. Von der Krausheit.

Zuletzt noch von der Güte der Wolle nach dem Alter und Geschlechte der Schafe.

B. Von den Fehlern der Wolle. Der Verf. gehet die bekannten Fehler der Reihe nach durch, und macht besonders auch noch auf den weniger beachteten, der Platthaariakheit, aufmerksam. — Zur Erleichterung des Selbststudiums der Eigenschaften der Wolle ist von dem Verf. ein Wollen-Cabinet angelegt, welches 20 Wollenforten in einem Kästchen nebst einer Loupe enthält, und für 4 Thaler überlassen wird.

Vierter Abschnitt. Vom Waschen und Scheren der Wolle. Die verschiedenen Methoden werden beleuchtet, und es wird eine durch eine Zeichnung erläuterte genaue Beschreibung einer zweckmäßigen, von Hrn. Kuhn zu Saalborn bey Weimar angelegten, Schafschweime mitgetheilt. — Der fünfte Abschnitt handelt endlich noch von der Anwendung und dem Gebrauche der Wolle. Hierdurch sollte nicht sowohl eine Anleitung zur Kenntniß der Wollen-Fabriken gegeben, als nur Jeder im Allgemeinen in den Stand gesetzt werden, über den zweckmäßigsten Gebrauch der Wolle urtheilen zu können. Auch in dieser Hinsicht wird Hr. Prof. Sturm den beabsichtigten guten Zweck gewiß nicht verfehlen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. u. 117. St.

Den 22. Julius 1813.

Paris.

Bey Didot: Monuments anciens et modernes de l'Hindoustan en cent-cinquante Planches, décrits avec des recherches sur l'Époque de leur fondation, une notice géographique et une notice historique de cette contrée; par *L. Langlès*, membre de l'Institut de France etc. etc. Le dessin et la gravure par *A. Boudeville*. XII S. Vorrede. 44 S. Text. XXIV Kupfertafeln. Vier Lieferungen. 1812. klein Folio.

Die älteste Geschichte Indiens ist eben so ungewiß und reich an Sagen und Uebertreibungen, als die von Aegypten, und erwartet noch immer jene zweckmäßige Behandlung und philosophische Darstellung, wodurch in neuen Zeiten Aegyptens Geschichte etwas aus dem Dunkel hervortritt, wenn auch noch keine allgemein geltenden Resultate aufgestellt werden können. Die Milde des Himmels, der Reichthum, die Fruchtbarkeit und Fülle des mütterlichen Schoßes der Erde, machen es sehr wahrscheinlich, daß Indien bereits im grauen Alterthum bevölkert und cultivirt worden ist, und seine Bewohner mit den Wissenschaften und Kün-

sten bekannt gewesen sind. Die architectonischen Monumente der Indier können, was ihr Alter, ihren Umfang und Kunstwerth betrifft, dreist mit den Denkmählern der Aegypter, von Memphis bis zu den Cataracten, sich messen, und scheinen sogar manche derselben zu übertreffen. Man hat eine uralte Verbindung zwischen Indien, Aegypten und Aethiopien finden wollen, und man wird es vielleicht einst darthun können, daß die Ideen der Bewohner dieser entlegenen Provinzen sich innig und vollkommen mit der ganzen Masse von climatischen Kenntnissen verwebt haben. Für unser Zeitalter ist es aber noch zu früh, etwas zu entscheiden, weil wir das ganze merkwürdige System von Cultur der Indier, ihre heilige Sprache und ihre durch viele Jahrtausende vergrößerte u. ausgeschmückte Mythologie und Astronomie zu wenig kennen. Auf ein sehr hohes Alter der Nation führen die ungeheuern Monumente, die nur in einem blühenden, cultivirten Reiche und durch hierarchischen Despotismus entstehen konnten. Da die Abbildungen, welche die Daniell und andere Künstler nach ihnen geliefert haben, für das Publicum auf dem Continent zu kostbar sind, so ist es ein lobenswerthes Unternehmen des Hrn. Langles, sie nachstechen zu lassen, und sie auch minder begüterten bekannt zu machen. Die außerordentliche Schwierigkeit, oder eigentlich die Unmöglichkeit, Indiens Monumente nach der Zeitfolge zu ordnen, hat den Vf. bewogen, von der südlichsten Spitze der Halbinsel, dem Vorgebirge Comorin, auszugehen, wechselsweise die Denkmähler an der Küste Coromandel und Malabar folgen zu lassen, und auf diese Weise von dem alten Königreiche Madhoureh bis nach Dehly, der Hauptstadt, und dem Grabe der Mohammedanischen Monarchie in Indien zu gelangen. Das Reich Madhoureh war den Alten unter dem Nahmen Regnum Pandionis bekannt, und der Sitz einer Indischen Dy-

nastie Pandu, deren langwierige Kriege den Gegenstand eines der ältesten und längsten Gedichte in Sanscrit bilden. Die Festung, der Tempel u. Schoultrey zu Madhoureh sind noch gegenwärtig Beweise der Prachtliebe jener Fürsten, die sie zu verschiedenen Zeiten haben errichten lassen. Tanjaour, Tritchinapali, Barramah u. Maissour enthalten ebenfalls sehr schöne Gebäude der Indier und Mohammedaner, unter denen sich vorzüglich das Grabmahl des berühmten Haider-Alykhan, in dem auch die Asche einer seiner Gemahlinnen und des tapfern, aber unweisen, Typou Sulthan ruhet, auszeichnet. Dieß große und prächtige Mausoleum steht als ein Meisterwerk der neuern Arabischen Baukunst da, und beweiset, daß die Architekten von Cairo, Fez, Cordova u. Alhambra würdige Söglinge hinterlassen haben. Die Felsentempel zu Navalipouram, die ungeheuren Grotten zu Sadras, Elefanta, Salferte und Ellora, die unübersehbaren Statuen und Basreliefs, die sie enthalten, werden dem Verf. Gelegenheit geben, sie mit den Trümmern von Persepolis, in denen wir einen Indischen Styl wahrnehmen, dem Grabmahl Koustems, den Grotten von Bey-Soutoum, und selbst mit den Oberägyptischen Denkmählern zu vergleichen. Den Ruinen von Ellora, welche die Erzeugnisse des vorwiegendsten Fluges der Phantasie übertreffen, sollen 24 Blätter gewidmet werden. Den Freunden der neuern Baukunst müssen die Abbildungen der schönen, regelmäßigen Palläste der Europäer zu Madras und Calcutta willkommen seyn, zumahl Calcutta einer Griechischen, durch Magie an den Ganges gezauberten, Stadt ähnlich ist, und auf einem Boden steht, welcher der Göttinn des Todes, Kali, gewidmet war, und nur wenige Reste der alten Stadt Gour aufweisen kann. Die traurigen Monumente der Cultur und Barbarey sind in Bengalen nicht so zahl-

reich, als in Behar. Diese Provinz hält Hr. Langles für die Wiege oder den Hauptsitz der Indischen Religion: eine Hypothese, die durch den Nahmen Behâr oder Vêhâr, der im Sanscrit einen Tempel bedeutet, viele Wahrscheinlichkeit erhält, und noch näher entwickelt werden soll. Bey dieser Gelegenheit will der Verf. auch beweisen, daß die ältesten Tatarischen Horden, die von dem Imaus kamen, hier sich niedergelassen haben, und daß die uralten Anhänger des Drama nicht Tatarischen Ursprunges sind. Ferner wird er von der alten Braminen-Universität zu Banârecy oder Benares handeln, die problematische Verbindung zwischen Indien und Aegypten untersuchen, und auch auf die mahlerischen Schönheiten des Landes, vorzüglich der Ufer des Ganges, den er dem Nil vorzieht, Rücksicht nehmen. Die dichterischen Fluxen von Mathourah, der Lieblingsaufenthalt des Krishna, oder Indischen Apollo, und seiner neun Gopies oder Musen, und des Rama Deva oder Liebesgottes; die Ruinen von Ghaya, der alten Hauptstadt von Behar, und Patna, der neuen Hauptstadt; die Gebäude zu Monguyn, Madjemahl und vieler andern Orter in Behar und Oude werden ebenfalls eine ununterbrochene Reihe Indischer Monumente darbieten, die unsern Künstlern eben so fremd, als den Alterthumsforschern unerklärbar erscheinen müssen. Eben so viel Aufmerksamkeit verdienen die Mohammedanischen Monumente zu Agrah und Dehly, das Grabmahl Akbar's des Großen, der wirklich groß war, und dessen Ruhestätte nur mit seinem Nahmen bezeichnet ist, als hinreichend, ihn zu verherrlichen; die Palläste zu Lucknow, Oude, Feiz, Abad; die Ruinen der alten Stadt Kanouje; die Pagoden zu Bunderkand; die Festungen, Palläste, Gräber,

Moscheen, im alten und neuen Stadt-Quartiere von Dehly, und andere Monumente, die zum Theil von Regenten erbauet sind, über deren Thaten die Geschichte einen Schleier wirft. Wenn der Leser vertraut geworden ist mit den Denkmählern der drey großen Nationen, welche Indien, das schönste, fruchtbarste, aber auch unglücklichste Land der alten Welt, unterjocht haben; wenn ihn Wehmuth ergriffen hat bey dem Anblick des Unterganges der Mohammedanischen Herrschaft und der Raja's: so verspricht Hr. Langles ihn durch die romantischen Ansichten der Gatesgebirge, der Landschaften von Sirinagur und anderer Gegenden zu erheitern. Er will zugleich eine geographische Beschreibung und historische Schilderung des alten und neuen Indien liefern, eine Karte in zwey Blättern (nach Kennell und Arrowsmith), gestochen von Hrn. Laspie, hinzufügen, und das ganze Werk durch gut ausgeführte Portraite Indischer Monarchen, nach Miniaturen gezeichnet, verschönern. Für den gelehrten Leser bestimmt er Auszüge aus Sanscrit-Schriften, welche, leider! sehr wenige historische und geographische Bemerkungen enthalten; Untersuchungen über die Cosmogonie, die Dogmen und philosophischen Systeme der Indier, einen Ueberblick der ganzen Litteratur und der verschiedenen Charactere, und Excerpte aus dem *Ajii-Akbery*, von dem er das vollständigste Exemplar besitzt. Ein Anhang soll die bekannten Monumente von Kaschmir, Zeylon, Java, Sumatra, des Landes der Birma's, Ava und Pegu enthalten —.

Erste Lieferung. Pl. I. Vue prise dans le fort de Madhourèn. Der Hauptgegenstand dieser mahlerischen, von Daniell im Jahre 1794 gezeichneten, Landschaft ist ein Pavillon, oder vielmehr ein viereckiges, an allen Seiten offenes, Gebäude,

zu dem man auf einer langen Treppe hinan steigt. Die Bogen sind etwas spitz, und die Kuppel ist achteckig. Der Geschmack ist Arabisch. In weiter Ferne liegt ein großer Pallast. Pl. II. III. IV. Partie du Palais. Ruines du Palais. Vue intérieure du Palais de Madhourèh. Dieß Gebäude gehört zu denen, worin ein ganz gemischter Styl der Architectur herrscht. Man hat vermuthet, daß die Zeichnung für diesen Pallast von einem Europäischen Künstler herrühre, der den Europäischen und Indischen Geschmack mit einander verbinden wollte; Daniell aber versichert, daß der Character der Architectur Indisch und Sarazenisch sey. Unläugbar ist es, daß der Arabische Styl vorherrscht, daß aber auch das Ganze unmöglich von einem und demselben Meister entworfen werden konnte. Auf Pl. II. sieht man etwas spitze Bogen, die aus mehreren kleinen ausgeschweiften bestehen, und sich an ein pyramidalisch und terrassenförmig zulaufendes Gebäude anschließen; auf Pl. IV. erblickt man aber das Innere des Pallastes, dessen Bauart an den so genannten Gothischen und Arabischen Styl zugleich erinnert. Es sind Corridore und eine schwerfällige Kuppel, die auf kleinen Säulen ohne Basen, aber mit großen Capitalen, ruhen, und dem Ganzen das Ansehen eines Arabischen Gebäudes geben, wie man sie aus den Zeiten der Mauren in Spanien antrifft. Die Wände sind an mehren Stellen mit einem sehr feinen Stuck (Tchouana oder Tchénam) überzogen, der aus Muschelskalk verfertigt wird, und den Glanz des Marmors annimmt. Der Pallast dient gegenwärtig zum Aufenthalt der Englischen Garnison und zu einem Warenlager. Pl. V. Vue d'une partie de l'enceinte du temple de Madhourèh. Der eigentliche Tempel erscheint nicht auf die-

sem Blatte, aber ein Theil der Mauern, die ihn umringen, nebst einem pyramidalischen Gebäude, das in seiner Form und seinen Zieräthen viele Aehnlichkeit mit ihm hat, aber weit größer ist. Es mißt 153 Fuß in der Höhe, 110 Fuß in der Breite an der Basis, und 60 in der Dicke. Die Form ist, wie gesagt, pyramidalisch, allein die einzelnen Glieder und ihre Verbindung scheinen uns aus keinem hohen Alterthum zu stammen! Der eigentliche Zweck des Monuments ist unbekannt, doch soll es zu einer höchst sonderbaren Handlung dienen. Wenn nämlich zwischen den Braminen und der Regierung ein Streit entsteht, und die letztere strenge Maßregeln ergreifen will, so ereignet es sich zuweilen, daß irgend ein frommer Mann den Gipfel des Gebäudes mit der eidl ich abgelegten Versicherung ersteigt, daß, wenn der Streit nicht in einer von ihm bestimmten Zeit berichtigt sey, er sich herabstürzen werde. Die Furcht, eine Blutschuld auf sich laden, vereinigt bald beide Parteien mit einander. S. 5 ist eine Beschreibung eines *Rath* oder großen Wagens eingeschaltet, auf welchem das Idol im Triumph herumgeführt wird. Das Idol stellt den *Jouara* oder *Juren* dar, den die *Matabaten Chaka-naden* nennen, und ist ein Symbol der zügenden Kraft. Sein Bild steht in der Mitte des Tempels, dem Eingange gegen über; es ist ein ungefähr 4 Fuß hoher kegelförmiger Granitblock, auf dessen Spitze die Skizze einer menschlichen Figur sich befindet. Pl. VI. *Tchoultry ou hospice de Tremal-naik à Madhourèh*. Beym ersten Anblick dieses Gebäudes glaubte Recensent einen von jenen Pallästen zu sehen, welche *Aladin's Wunderlampe* hervorzauberte, schimmernd von Edelsteinen, und geschmückt mit aller Pracht und Leppigkeit der Kunst.

Nachdem er sich aber überzeugt hat, daß es wirklich existirt, so kann er es nicht treffender, als mit den phantastischen Ideen des Boromini, oder den abenteuerlichen theatralischen Decorationen des Sibiena vergleichen. Der erste Grund zu diesem Wunderwerke wurde im Jahre 1623 gelegt; Tremal-naik vollendete es aber erst nach 22 Jahren, nachdem er über 24,000,000 Francs daran verschwendet hatte. Es besteht ganz aus einem grauen Granit, bildet ein längliches Viereck, und wird von 124 oder, nach Andern, von 300 Pilastern getragen, deren jeder, mit Ausnahme des Capitäls, aus Einem Blocke gehauen ist. Die Pilaster stehen in vier Reihen, und tragen ein flaches Dach, das nur an einigen Theilen in der Mitte sich erhebt; sie machen völlig die Wirkung der Coulissen in einem Theater, und sind reich an überladenden Ausschmückungen, Reliefs, Capitälern, Carniesen, über welchen Löwen liegen, auf denen wieder Sparrenköpfe ruhen, die sich an das Gebälke anschließen. Die Pilaster haben ferner am Piedestal einen Vorsprung, auf dem verschiedene Statuen von ungleicher Größe stehen, und theils Indische Gottheiten, theils den Stifter, seine Familie und seine Vorfahren darstellen. Daß sich die Künstler in der Wahl der Gegenstände selbst viele Freyheiten erlaubt haben, wie Hr. Langlès meint, möchten wir bezweifeln. Unter allen Pilastern gibt es keinen einzigen, der einem andern vollkommen gleich wäre; da die Künstler dieselben Figuren, nur mit kleinen Abweichungen, wiederholt haben, so kann man den größten Theil der Sculpturen als einfache Repetitionen ansehen. Pl. VII. Nr. 1. stellt zwey Seiten eines solchen Pilasters vor. Auf der einen sieht man die Indische Trias (Trimourti)

nicht, wie gewöhnlich, mit drey Köpfen auf Einem Körper, sondern mit drey Körpern auf Einem Beine dargestellt; auf der andern Seite aber eine abenteuerliche Gruppe mit drey Thieren zusammengesetzt, von denen das größte einem Pferde mit einem Elefantenrüssel ähnlich ist, und von den Indischen Dichtern *Auly* genannt wird. Bedenkt man, daß diese Pilaster von der Basis bis zum Capital aus einem einzigen Blocke gearbeitet sind, so muß man über die Arbeit, welche diese Thiere gekostet haben, erstaunen. Auf Pl. VIII. ist noch ein solcher Pilaster abgebildet. S. 10 beschreibt Hr. Langles das Verfahren, was bey Errichtung der Pilaster beobachtet worden ist. Pl. VII. enthält außerdem eine Vorstellung eines Thierkreises, welcher an der Decke eines Schoultry zu Verdy-Pettah sich befindet, von Call im Jahre 1764 abgezeichnet, und in den Philosophical Transactions Tom. LXII. p 353—356 erklärt wurde. Die Zeichnung scheint nicht genau zu seyn, doch glaubt Hr. Langles das Frühlings-Aequinoctium in den Zwillingen zu finden.

Zweyte Lieferung. Pl. IX. Grande Pagode de Tanjaour. Lord Valentia hält diese Pagode für eines der ältesten und schönsten pyramidalischen Denkmähler, die man in Indien bewundert. Man nennt sie die große, und wirklich verdient sie diesen Nahmen, weil sie durch den Umfang ihrer Basis und ihre Höhe, durch die Menge und den Reichthum der Basreliefs und Statuen, welche ihre Seiten schmücken, alle Gebäude in dem südlichen Theil der Halbinsel übertrifft. Sie ist zum wenigsten 200 Fuß hoch, an der Basis 150 Fuß breit, welche diese Breite bis zu einem Viertel der Höhe behält, worauf sie abnimmt, und das Gebäude pyramidalisch in

eine Kuppel sich erdigt. Die zahlreichen Fenster an den Seiten der Pagode sind nur Zierathen, denn die ganze Pagode ist massiv, und enthält nur einen einzigen Saal, worin die Braminen beym schwachen Schein einer an dem Gewölbe hängenden Lampe ihre religiösen Ceremonien verrichten. Hr. Langles vergleicht bey dieser Gelegenheit die Indischen Pyramiden mit den Aegyptischen, und hält die letztern für astronomische Gebäude. Noch passender wäre die Vergleichung mit den Babylonischen, von Backsteinen und Erdschutt terrassenförmig aufgeführten, Pyramiden gewesen, da sehr wahrscheinlich die Babylonier ihre Cultur von Indien aus empfingen. So viel scheint gewiß zu seyn, daß alle Pagoden im Reiche Dekehau nach einem bestimmten Muster errichtet worden sind, wenn sie auch; was die Zierathen ihrer Oberfläche und das Ornament auf der Spitze betrifft, von einander abzuweichen scheinen. Hrn. Langles's Ideen über den Cultus des Lingam, über die Negerbildung des Bouddah und ähnliche, äußerst dunkle Gegenstände können wir hier nicht prüfen, weil sie uns zu weit führen würden. Pl. X. Boeuf colossal à Tanjaour. Außer den vielen kleinen Statuen von Ochsen, welche man auf den Mauern antrifft, welche die Pagode in ein Viereck einschließen, sieht man beym Eingange des Vierecks einen colossalen Ochsen auf einem niedrigen Postament liegen. Er ist nicht von Bronze, sondern aus einem braunen Porphyrblock verfertigt. Die der Stadt Tanjaour am nächsten liegenden Porphyrbrüche sind doch über dreißig Lieres entfernt. Das Gewicht des Ochsen wird zu 200,000 Pfund angeschlagen. Seine Höhe bis zur Spitze des Kopfes beträgt 13 Englische Fuß)

seine Länge von der Brust bis an die Gruppe 16 Fuß, und der Umfang seiner Brust und seines Halses 26 Fuß. Man hat eine Sage, daß er sich in jeder Nacht erhebt, um im Umkreis der Pagode lustzuwandeln. Von diesem Ochsen hängt Regen und Dürre, Ueberfluß und Mangel, Fruchtbarkeit und Hungersnoth, ab. Der kleine Porticus zur Linken ist ein im Arabischen Styl errichtetes Gebäude, wie die einander durchkreuzenden Rippen des Gewölbes beweisen. Pl. XI. Vue du Rocher de Tritchnapali prise sur le Kávéri. Der Felsen ist ungefähr 150 Fuß hoch. Zu seinem Gipfel, auf welchem eine Pagode liegt, führt ein ausgehauener Weg mit Stufen. Der Besitz des Felsens war den Britten in ihren Feldzügen gegen Hyder Aly Khan und seinen Nachfolger sehr wichtig. Ein Seitenstück dieses Blattes ist Pl. XII. Vue Sud-est de Tritchnapali. — Pl. XIII. Grande Pagode de Tritchnapali. Diese Pagode weicht von allen andern dem Brahmanischen Cultus gewidmeten Gebäuden völlig ab, nicht nur durch ihren einfachen Styl, sondern überhaupt durch ihre ganze Form. Mit Ausnahme einiger Kälbe und Idole, welche auf den Spitzen der Mauern stehen, bemerkt man gar keine Hierathen, weder von außen, noch in den innern Sälen, zu denen die Europäer Zutritt haben. Diese Nacktheit, so wie die viereckige Gestalt, geben ihm viele Aehnlichkeit mit den Pourata oder den Buddhisten Tempeln in Tibet. Ob diese Aehnlichkeit zufällig, ob sie der ehemahligen religiösen Verbindung zwischen Indien und Tibet zuzuschreiben, oder ob sie durch die Fortschritte der Buddhistischen Reform entstanden ist, bleibt noch in Dunkel gehüllt. Hr. Langlès wagt nichts zu entscheiden, will aber sogar in

den Felsengrotten zu Navalipouram, Elefanta und Ellora zahlreiche Bouddhistische Monumente finden. Auf die Beweise dieser Behauptung ist Rec. sehr begierig. Pl. XIV. Vue prise dans le fort de Trichinapali. Nach einer sehr umständlichen Beschreibung der Festung, die sogar einen in Felsen gehauenen Graben hat, bemerkt Hr. Langles, daß man die Pagode zu Siringam nicht mit der zu Trichinapali verwechseln darf, ob sie gleich von manchen Reisenden so genannt worden ist. Die Pagode zu Siringam liegt nicht weit von Trichinapali auf einer Insel, welche von dem Fluß Kaveri und einem Arm desselben, Coleroun, gebildet wird. Ihre Pracht, und der große Umfang, den sie einnimmt, machen sie zu einer der berühmtesten in ganz Hindustan. Sie ist von sieben Mauern, die 25 bis 30 Fuß hoch, 4 Fuß dick und 350 Fuß von einander entfernt sind, und eine Fläche von vier Englischen Meilen einnehmen, umringt. Zwei Pfeiler aus Einem Block, jeder 33 Fuß hoch und 5 Fuß dick, pieren den mittäglichen Eingang. In der Mitte der sieben Mauern befinden sich viele Capellen, von denen eine das Bild des Wichnou enthält, dem Brahma selbst göttliche Ehrfurcht bezeigt.

Dritte Lieferung. Pl. XV. XVI. La Pagode de Chalembrom. Diese Pagode heißt eigentlich Chidambaram, und liegt in dem alten Königreiche Tanjicour an der Küste Coromandel. Zwei Mauern, jede 30 Fuß hoch, bilden ein längliches Viereck, dessen Seiten genau nach den vier Weltgegenden gerichtet sind. Die Mauern gegen Mittag und Mitternacht haben eine Länge von 160 Toisen, die gegen Abend und Morgen von 220. Die Mauern, welche die erste Einfassung ausmachen, bestehen aus Backsteinen, die mit großen

polirten und genau an einander gefugten Steinplatten bedeckt sind, die Mauern der zweiten Einfassung aber sind große Quader. Sie haben vier Eingänge (s. Pl. XV.) Ohne Ansicht des Grundrisses ist es unmöglich, einen genauen Begriff von dem Ganzen mitzutheilen. Ueber jeden Eingang erhebt sich eine 150 Fuß hohe Pyramide, mit vielen Figuren von Göttern, heiligen Thieren u. s. w. geschmückt (s. Pl. XVI.). Das Thor der Treppe, welche in das Innere der Pyramide führt, so wie auch das, durch welches man geht, ist mit Pilastern aus Einem Stein von 45 Fuß Länge (mit Einschluß der 17 Fuß, die in den Fundamenten verborgen sind), und 2 Fuß 10 Zoll Breite verziert. Mehre dieser Pilaster, die gegen einander über stehen, und 27 Fuß weit von einander einander entfernt sind, scheinen durch eine Kette, aus Stein gearbeitet, die 29 Glieder hat, und an beiden Enden aus den Capitälern hervorgeht, zusammen zu hängen. Jeder Ring hat ungefähr 22 Zoll im Umfange, $6\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser und $1\frac{1}{2}$ in der Dicke. Der Block, aus welchem die Pilaster nebst den Ketten gearbeitet worden sind, muß eine Länge von 60 Fuß gehabt haben! Die 150 Fuß hohen Pyramiden sind zu einer Höhe von 30 Fuß mit Quadern, bis zum Gipfel aber mit Backsteinen zusammengesetzt. Allein die zahllosen Figuren und Ornamente bestehen theils aus gebranntem Thon, theils aus Stein, und sind mit dem weißen Stuck (Tchéna) überzogen, so daß sich das Auge verwirrt, und keinen Ruhepunct finden kann. Mehre Streifen von Kupfer, denen man vor Zeiten einen Goldschimmer zu geben suchte, umwinden die Pyramiden. Im Innern findet man mehre Säle. Die Unregelmäßigkeit, mit welcher die Gebäude

in dem innern Bezirk angelegt sind, rührt wahrscheinlich von religiösen Vorschriften, und nicht von einem fehlerhaften System der Architectur, oder der Unwissenheit des Künstlers, her. In dem dritten Bezirke stehen drey Capellen, welche die Malabaren Chabéi nennen. Die Haupt-Capelle, Moulektâna Chabéi, ist dem Lingam gewidmet, und bewahrt ein steinernes Idol, Palli Isouara. Der Priester aller Götter, Tedshana Mourti, steht in Stein gehauen an der Pforte, und empfängt die dargebrachten Gaben. Die zweyte oder große Capelle, Mâ Chabéi, ist dem Wichnou heilig. Man sieht in ihr die Bildsäule dieser Gottheit, auf einer Schlange ruhend. In der dritten endlich, Sitt Chabéi oder Sitt Amboulam, findet man gar keine Figur. Noch verdient ein großer Teich in der Form eines Parallelogramms, und ein mit mehr als tausend Säulen, welche so gestellt sind, daß man, wo man hinblickt, eine Allee zu sehen glaubt, besetzter Platz, unsere Aufmerksamkeit. Wir übergehen die Beschreibung der übrigen Gebäude, wie auch die Untersuchungen über das Alter der Pagode. Genau läßt es sich nicht bestimmen, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß sie vor 4512 Jahren errichtet worden ist. S. 37. Pl. XVIII. Rya cotté dans le Barahmal. Wenn man sich von der Küste Coromandel nach der Insel Seringapatnam, der Hauptstadt und dem Grabe der Muselmännischen Dynastie in Maïffour begeben will, so muß man einen Weg von 75 Lieues zurücklegen, der eine Reihe der mahlerischsten Gegenden darbietet. Rya-cotté oder Raja-cotté ist eine Festung an der Grenze von Maïffour, liegend auf einem Felsen, in welchem man die Stufen ausgehauen hat, und kann als der Schlüssel von Maïffour und Ra-

nara, von der Seite von Karnate, angesehen werden.

Vierte Lieferung. Pl. XIX. XX. Verdabendroug, Djag Deo et Warangor. Zwey mahlerische Landschaften mit befestigten Anhöhen. Die Lage ist entzückend, und die Festungen sind die bedeutendsten im östlichen Theile von Maïffour. Pl. XXI. Ouçour. Diese kleine Stadt ist durch eine undurchdringliche Hecke befestigt, hat aber auch Mauern und Wassergraben. Die Ansicht ist von einer Höhe genommen, wo der Beschauer rechts eine Viranda, und links eine Pagode des Siva erblickt. Pl. XXII. Sépulture de la Dynastie Mufulmane dans le Maïffour. Nördlich von Seringapatnam, auf einer Spitze der Insel gleiches Namens, liegt ein reizender Garten, der mit Recht Lâl-Bâgh, oder der Garten der Rubine, heißt, in welchem ein ungeheures und majestätisches Gebäude im Maurischen Styl sich erhebt, das von Hayder Ali Khan angelegt wurde, um zum Grabmahl der Prinzen seiner Dynastie in Maïffour zu dienen. Das Gebäude war noch unvollendet, als Hayder im Jahre 1782 starb, und wurde von seinem Sohne und Nachfolger Tippou beendigt. Es besteht aus drey Gebäuden, die man auch auf dem Kupferstich deutlich unterscheiden kann. Das eine, zur Linken des Beschauers, ist einzig und allein zur Ruhesstätte bestimmt, und nähert sich mehr dem Indischen, als dem Maurischen Styl. Das Dach, das mit flachen Steinplatten zusammengesetzt zu seyn scheint, die frey stehenden Säulen, die am untern Theile anschwellen und in der Höhe sich verjüngen, die sich verlängernenden Capitale, — alles dieß und noch mehr, erinnert an das Characteristische der Hinduistanischen Baukunst. Allein die zahllosen kleinen Zie-

rathen längs des Fronton, die Balustrade, mit der es gekrönt ist, die zwey Minarehs, die an beiden Enden hinzugefügt sind, der kleine Dom endlich, der gerade über dem Grabe Hander's sich erhebt, bilden einen schönen Einklang mit der Moschee, welche gerade vor der Façade des Mausoleum aufgeführt ist. Diese Moschee wird an drey Seiten von einem Porticus umgeben, dessen Bogen hufeisenförmig sind, und dessen Säulen, wie die eben erwähnten, von unten anschwellen, so wie sie Rec. in einer Abbildung des Innern des Pallastes zu Bungalowore wahrnimmt. Man bemerkt, daß die zwey großen Minarehs des benachbarten Gebäudes, so wie die vier kleinern an den vier Ecken der Moschee, mit dem eigentlichen Gebäude zusammenhängen, wodurch die Schiiten von den Sunniten sich unterscheiden, indem diese die größte Sorgfalt darauf verwenden, die Minarehs von den Moscheen zu isoliren, zu denen sie gehören. Außer der Asche des Stifters ruhet in einer Capelle zur Rechten eine seiner Gemahlinnen, und ihm zur Linken sein Sohn Typou. Ihre Särge sind von schwarzem Marmor oder eigentlich von schwarzem Tchouna verfertigt. Hier endigt sich der Text mit S. 44, und zwar mitten in der Beschreibung, deren Schluß wir in der nächsten Lieferung zu erwarten haben, welche dann auch eine Erklärung von Pl. XXIII. (Rochers sculptés de Mavalipouram), und Pl. XXIV. (Entrée d'un temple souterrain à Mavalipouram) enthalten wird.

In der Recension von Kröncke über die Steuern ist S. 1143 Z. 3 statt erleichtert und zugleich verhütet, zu lesen: nicht erleichtert, noch verhütet.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. Stück.

Den 24. Julius 1813.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 5. Junius hielt der Professor Bouterwek die Vorlesung. Sie handelt: De Iustitia fabulosa, ad rationem tragoediarum Graecarum philosophicam atque politicam pertinente.

Das Studium der ältesten Geschichte der moralischen Begriffe hat schon an sich ein ungemeines Interesse. Es lehrt uns, wie in Zeiten, da das menschliche Gefühl noch durch keine eigentliche Philosophie weder gebildet, noch verbildet war, der natürliche Menschenverstand auf eine andere Art, als nachher die Schulen, in Grundsätzen aufzufassen suchte, was doch zuletzt immer Stimme der Natur und des unverfälschten menschlichen Bewußtseyns ist. Eben dieses Studium hängt aber auch mit der philosophischen Beleuchtung der alten Mythologie, und eben dadurch wieder mit der Aufklärung eines nicht unbedeutenden Theils der alten Litteratur zusammen. Wer die alte Griechische Tragödie genauer kennt, und beson-

P (5)

ders in den Meisterwerken des Aeschylus und Sophocles den Einfluß bemerkt hat, den die alte mythische Lehre von einer göttlichen Gerechtigkeit auf den Geist und Inhalt dieser Schauspiele hatte, dem wird es nicht überflüssig scheinen, einmal besonders die Fragen aufgeworfen zu sehen: Was ist das eigentlich für eine Art von Gerechtigkeit, die in den vorzüglichsten der uns übrig gebliebenen Trauerspiele des Aeschylus und Sophocles so feierlich mit dem dramatischen Interesse verwebt ist? Woher stammen diese Begriffe? Was ist ihr wahrer und zugleich mythischer Gehalt? Wie verhalten sie sich zur Natur des Trauerspiels überhaupt? Und wie kam es, daß Euripides diese Begriffe nicht eben so, wie Aeschylus und Sophocles, in seine Trauerspiele aufnahm? Diese Fragen hat der Verfasser zu beantworten gesucht. — Bekannt ist die mythische, in die ganze Griechische Mythologie tief eingreifende, Idee des Schicksals. Durch diese Idee wurde der Glaube an moralische Freyheit des menschlichen Willens keinesweges aufgehoben. Dieß sehen wir schon aus einer bekannten Stelle beym Homer (Odyss. α, v. 32), welche der Verf. nachweist. Das Verhältniß des mythischen Schicksals zu den freyen Handlungen der Götter und Menschen wurde aber auf eine solche Art gedacht und dargestellt, daß das Schicksal nach einer ihm selbst einwohnenden Regel als gerecht erscheint. Diese mythische Regel der Gerechtigkeit des Schicksals steht wieder in einem merkwürdigen Verhältnisse zu dem moralischen Einflusse des Griechischen Mythenglaubens auf die Volksmoral, und eben dadurch auf die politische Tendenz der alten mythischen Gedichte. Daher läßt sich auch Plato's strenges Urtheil über die mythische Poesie seines

Volks (de republ. libr. III. und an andern Orten) nicht gehörig würdigen, wenn man die mythische Lehre von der Gerechtigkeit nicht scharf ins Auge faßt; schärfer, als Plato selbst sie gefaßt hatte. Die ganze Lehre concentrirte sich gewisser Maßen im Begriffe der Dice (*Δίκη*). Diese, von Aeschylus und Sophocles im mythischen Sinne so oft genannte, Dice scheint nie in einer klaren Anschauung oder in einem Bilde personificirt worden zu seyn. Mystisch faßte man in dieser Vorstellung gewöhnlich zusammen, was in besondern Verhältnissen bald den Parzen, bald den Erinnen oder Furien, bald der Themis, bald der Nemesis, zugetheilt wurde. Durch angeführte Stellen aus dem Hesiodus und aus andern Dichtern zeigt der Verf., daß sich über die Verschiedenheit dieser mythischen Wesen durchaus nichts Genaueres sagen läßt, weil die hierher gehörenden Mythen selbst, durch zufällige Tradition gebildet, nicht mit einander übereinstimmen. Herder's geistvolle Abhandlung über die Nemesis hat ihren Gegenstand bey weitem nicht erschöpft. Vorzüglich ist die Rolle der Gerechtigkeit in den Trauerspielen des Aeschylus und Sophocles den Erinnen oder Furien übertragen, die zugleich als Repräsentantinnen des bösen Gewissens erscheinen. Diese Furien nun, die wir besonders durch Aeschylus genauer kennen lernen, gehören erweislich in den ältesten Mythenkreis der Griechen. Darauf gründet sich der Streit zwischen ihnen und dem Apoll und der Minerva, als Göttern der jüngern Generation, in den Eumeniden des Aeschylus. Daß sie Töchter der Nacht genannt werden, drückt zugleich ihre nähere Verwandtschaft mit dem ewigen Schicksale aus, dem sie als Dienerinnen der Gerechtigkeit gehorchten. Meisterhaft hat Aeschylus in dem eben genannten Trauerspiele den äl-

tern, mystisch = allegorischen, Mythenkreis über den spätern oder Homerischen hinausgerückt. Auch in seinem gefesselten Prometheus stellt Aeschylus ausdrücklich (v. 513 sq) die Erinnyen über den Jupiter. Diese und ähnliche vom Verf. angeführte Notizen dürfen wir nicht aus dem Gesichte verlieren, wenn wir das Verhältniß der Griechischen Volksreligion zur Volksmoral nicht verkennen wollen. Es springt ins Auge, daß der Lebenswandel der Homerischen Götter sich mit den Gesetzen der Gerechtigkeit, und der Sittlichkeit überhaupt, in keine Uebereinstimmung bringen läßt. Daher auch Plato's Eifer gegen die Dichter, die solche Mythen in Umlauf brachten, gegründet seyn würde, wenn die Griechische Volksreligion, die an diesen Mythen hing, nicht noch eine andere Seite gehabt hätte, die Plato nicht gehörig erkannte. Denn daß der Volksglaube der Griechen die Götter, ihres eigenen ärgerlichen Lebenswandels ungeachtet, für gerecht und für Rächer des Unrechts auf Erden hielt, räumt selbst Plato ein (de republ. I. edit. Bipont. Tom. VI. p. 199). Woher nun dieser Glaube an die Gerechtigkeit solcher Götter, die sich selbst gegen einander nicht selten des schreckendsten Unrechts schuldig machten? Aus dem persönlichen Character dieser mythischen Wesen läßt sich ihre Gerechtigkeitspflege wenigstens auf keine Art erklären. Aber die Griechen glaubten auch an keine göttliche Gerechtigkeit, die unmittelbar in der persönlichen Weisheit und Güte eines dieser Götter gegründet gewesen wäre. Sie glaubten an ein ewiges Gesetz der Gerechtigkeit, das, gleich den Naturgesetzen, in der ewigen Natur herrschte, aus welcher die Götter und Menschen entsprungen waren. Dieses Gesetz band die Götter nicht so, wie die Menschen. Die

Götter genossen in ihrer Sphäre einer gewissen natürlichen Freiheit, die über die Sittlichkeit erhaben zu seyn schien. So widersinnig auch diese Vorstellung im Grunde ist, so begreiflich wird sie, wenn man bedenkt, daß vermuthlich die meisten ärgerlichen Geschichten, die von den unsterblichen Göttern erzählt wurden, ursprünglich einen allegorischen Sinn hatten, auf den freylich die Dichter und das Volk nicht weiter achteten. Auch darauf deutet Plato hin; aber er bemerkt ganz recht, daß damit der Volksmoral wenig geholfen war. Wiederholten wir also die Frage: woher der Glaube der Griechen an die Gerechtigkeit ihrer Götter stammte? so läßt sich nicht wohl bezweifeln, daß die älteren mythischen Lehren von dem gerechten Schicksale auf das spätere Götter-System übertragen wurden, so, daß nun vorzüglich Jupiter, seines persönlichen Leichtsinnes ungeachtet, über das Recht und Unrecht unter den Sterblichen wachte. Aus dem Aeschylus und Sophocles führt der Verf. die Beispiele an, die ziemlich klar machen, wie diese großen Dichter auf das zweckmäßigste das ältere Götter-System mit dem späteren verflochten, um die Lehren von der ewigen Gerechtigkeit anschaulich zu machen. Weiter zeigt der Verf., worin diese Lehren vorzüglich bestanden. Mit dem Civil-Rechte, dessen Gegenstand das Mein und Dein unter den Menschen ist, hat die alte mythische Gerechtigkeitslehre, aus begreiflichen Ursachen, nichts gemein. Desto bestimmter bezieht sie sich auf das Herrscherrecht. Man glaubte, daß durch das ewige Schicksal bestimmt sey, wer, unter den Göttern sowohl, als unter den Menschen, auf eine gewisse Zeit das Oberhaupt der übrigen seyn sollte. Nach der geheimnißvollen, aber nachdrücklichen, Prophezeiung

des Prometheus beym Aeschylus stand auch dem Jupiter das Ende seiner Herrschaft bevor, wenn des Schicksals Stunde geschlagen haben würde. Der Verf. sucht bey dieser Gelegenheit den wahren Sinn jenes Trauerspiels zu entwickeln, in welchem Aeschylus auf eine Art, die bey einer oberflächlichen Ansicht der Griechischen Mythen gotteslästerlich scheinen kann, die Autorität der älteren Lehren geltend zu machen suchte. Nach diesen Lehren war es Pflicht, sich der Gewalt, die durch den Willen des Schicksals unwiderstehlich geworden war, zu unterwerfen. Aber das Schicksal hatte auch dafür gesorgt, daß jeder Herrscher, der seine Gewalt mißbrauchte, früher oder später dafür büßen mußte. So stözte diese Lehre den Gehorchenden eine Denkart ein, die zur öffentlichen Ordnung gehört; und zugleich erschütterte sie die Herzen der Tyrannen, und machte sie milder. Aber nicht nur in Beziehung auf den Mißbrauch des Herrscherrechts war die alte mythische Gerechtigkeitslehre drohend; sie umfaßte auch einen nicht unbedeutenden Theil der eigentlichen Criminal-Gesetzgebung, und ergänzte die Lücken dieser Gesetzgebung durch das Ansehen des Glaubens an das Ueber- und Unterirdische. Die gröbren Verbrechen, vor denen das moralische Gefühl am meisten zurückschaudert, z. B. Watermord, Blutschande, Meineid, wurden von der ewigen Gerechtigkeit am strengsten und unabittlich bestraft. Man erinnere sich nur an die Schicksalsfabeln vom Hause des Pelops und des Cadmus. Auf die specielle Analyse dieser, durch die tragischen Meisterwerke von Aeschylus und Sophocles besonders hervorgehobenen, Fabeln mußte der Verf. sich einlassen, um zu zeigen, wie die alte mythische Gerechtigkeitslehre, zum Theil widersinnig, zum Theil

erhaben und wohlthätig, mit der Lehre vom Schicksale zusammenhing. Es ist eine falsche Meinung, daß nach dieser Lehre, ohne alle vorhergegangene Schuld, gewisse Menschen zum Unglück bestimmt gewesen wären; aber wenn einmahl ein Verbrechen begangen war, das nach der Regel der ewigen Gerechtigkeit geahndet werden mußte, so vererbten sich, durch eine wunderbare Verkettung natürlicher Ursachen und Wirkungen, Schuld und Strafe vom Vater auf den Sohn, und so weiter mehrere Generationen hinab, bis endlich das Schicksal versöhnt war. In dieser Verkettung traf es sich denn auch zuweilen, daß Jemand, wie Oedipus, ganz unwissentlich, also im Grunde unschuldig, eine Handlung beging, die als ein Verbrechen vom Schicksale bestraft wurde. Diese offenbare Ungerechtigkeit des Schicksals erschien aber nach den alten mythischen Begriffen als Gerechtigkeit, weil das Verhängniß, wie schon oben gesagt, als ein Naturgesetz wirkte, so, daß gewisse Thaten, als Ursachen, gewisse unausbleibliche Folgen haben mußten, die That, als Verbrechen betrachtet, mochte wissentlich oder unwissentlich begangen seyn. Nach den ältesten Begriffen scheint man auch das Schicksal nicht eher für versöhnt gehalten zu haben, bis die ganze Nachkommenschaft des Unglücklichen erloschen war, der das erste Verbrechen in der Reihe beging. Bemerkenswerth schien hier dem Verf. auch, daß in dem Hause des Cadmus das Unglück, das den Oedipus traf, durch das Verbrechen der Päderastie veranlaßt wurde. Man dachte also über diesen Punct nach der ältesten Griechischen Moral ganz anders, als in späteren Zeiten. Die alte Lehre von der nothwendigen Versöhnung des Schicksals scheint aber auch schon ziemlich früh gemildert worden zu seyn, wenn

gleich nicht ohne einen zurückbleibenden Conflict des ältern Götter Systems mit dem später entstandenen. Darauf bezieht sich bekanntlich die ganze Handlung in den Eumeniden des Aeschylus, und in dem Oedipus auf Colonos von Sophocles. In dem ersten dieser beiden eben genannten Trauerspiele werden auch die Furien, als Dienerinnen des Schicksals, mehr durch die blendenden Versprechungen der Minerva, als durch entscheidende Gründe, versöhnt; und doch können sie sich über den Umsturz des alten Götterrechts nicht ganz zufrieden geben. Unterdessen war nun einmahl diese neue Lehre von der Versöhnbarkeit des Schicksals in Umlauf gebracht. Nöthig war diese Milderung der alten Tradition, um mehr Humanität in die Lehre vom Schicksale zu bringen; aber bald wurde auch der neue Glaube gemißbraucht, und jedes Verbrechen schien abgehüßt werden zu können durch Opfer, die man den Göttern brachte. Es war der Mühe werth, genauer zu erforschen, wie vieles Verdienst die Dichter um die wahre Beredlung dieses Theils der alten Schicksalsfabeln hatten. Zwey Kapitel der mythischen Gerechtigkeitslehre wurden vom Verf. noch hervorgehoben, die Lehre vom Rechte der Gastfreundschaft, und vom Rechte der Todten. Der Raum erlaubt uns nicht, auch darüber Etwas in diesen Auszug aufzunehmen. Wir wollen nur noch den Inhalt der beiden letzten Theile der vorgelesenen Abhandlung anzeigen. — Der Verf. wirft bestimmter die Frage auf: Welche politische Wichtigkeit erhielt das Griechische Trauerspiel durch die vom Theater verkündigte mythische Gerechtigkeitslehre? Und die Antwort lautet: Offenbar war die Regierung zu Athen, und wo vielleicht sonst noch dergleichen Trauerspiele aufgeführt wurden, den Dichtern Dank da-

für schuldig, daß sie so kräftig mitwirkten, Lehren in Umlauf zu bringen, die für das gemeine Beste nothwendig waren, um die Lücken des Homerischen Götter-Systems, an welchem der Volksglaube hing, moralisch auszufüllen. Mochten jene Lehren an sich noch so dürftig seyn; mochten sie immerhin selbst noch einer strengen Läuterung bedürfen; es wurde doch durch sie das Gefühl für strenges Recht und strenge Pflicht mächtig aufgeregt, und die Moral an die Religion festgetnüpft. Wer hierauf achtet, wird gewiß nicht in das schiefe Urtheil eines neuern Critikers einstimmen, daß die ganze Cultur der Griechen nur verschönerte Sinnlichkeit gewesen. Besonders scheint der große Geist des Aeschylus nach dem Ziele gestrebt zu haben, das Trauerspiel, das er in der Hauptsache erschaffen hat, so zu behandeln, daß es, ohne Aufopferung des ästhetischen Interesse, einem philosophischen und politischen Zwecke dienen konnte. - Weit weniger philosophisch scheint dem Verf. das Benehmen derer zu seyn, die an der Volksreligion schütteln und rütteln, ohne zu bedenken, was aus der Volksmoral wird, wenn der Glaube der Väter nicht mehr gelten soll. Diese Untersuchungen führen weiter zu der Uebereinstimmung der alten mythischen Gerechtigkeitslehre mit der ästhetischen Organisation des Trauerspiels. Der Verf. will auf keine Art behaupten, daß die dramatische Darstellung dieser oder einer ihr ähnlichen Lehre zur Vollkommenheit des Trauerspiels überhaupt gehöre. Er findet daher auch sehr natürlich, daß Aristoteles in seiner so genannten Poetik da, wo er die wesentlichen Eigenschaften einer Tragödie entwickelt, der mythischen Lehre von der Gerechtigkeit mit keinem Worte gedenkt. Daraus aber folgt nicht, daß Aristoteles diesen Gegenstand der

vorzüglichsten auf uns gekommenen Trauerspiele des Aeschylus und Sophocles gemißbilligt, oder daß Euripides das Trauerspiel in dieser Hinsicht vervollkommen habe, weil ihm nicht, der Mühe werth schien, in den Plan seiner Stücke die Idee der mythischen Gerechtigkeit aufzunehmen. Wenn Aristoteles, und nach ihm Quintilian, den Euripides den tragischsten (*τραγικώτατον*) Dichter nennen, wollen sie mit dieser Bezeichnung nichts weiter sagen, als, daß dieser Dichter sich vorzüglich auf die zweydeutige Kunst, zu rühren, verstanden habe. Auch Aeschylus und Sophocles verlangten nicht, daß in jedem Trauerspiele die Idee der mythischen Gerechtigkeit anschaulich gemacht werden sollte. Um so mehr verdient es unsere Aufmerksamkeit, daß, dessen ungeachtet, unter den sieben Trauerspielen des Aeschylus, die sich erhalten haben, nur ein einziges ist, dessen Inhalt sich nicht auf die alte Gerechtigkeit bezieht; und dieses Stück, die Perser, scheint überdieß nur durch eine zufällige Abweichung von dem Wege entstanden zu seyn, auf welchem Aeschylus dem Ziele der Kunstzueilte. Sein gefesselter Prometheus ist ohne Kenntniß der Lehre von der mythischen Gerechtigkeit nicht einmahl verständlich, und bezieht sich noch dazu durch eben diese Lehre auf ein anderes, verloren gegangenes, Stück desselben Dichters, den entfesselten Prometheus, der die Darstellung dieser Schicksalsfabel vollendete. Die Eumeniden, das dritte Stück in der dramatischen Trilogie, durch welche Aeschylus die Schicksalsfabel vom Hause des Agamemnon darstellt, beziehen sich nicht nur durchgängig auf die mythische Gerechtigkeitslehre, die auch den beiden übrigen, in diese Trilogie gehörenden, Stücke zum Grunde liegt; das ganze Stück ist ein dramatisirter Cri-

minal-Proceß im Sinne des merkwürdigen Con-
 flicts zwischen den ältern und den spätern Begrif-
 fen von einer göttlichen Gerechtigkeit, die über
 den Angelegenheiten der Menschen waltet. Unter
 den auf uns gekommenen sieben Trauerspielen des
 Sophocles ist wieder nur ein einziges, und wieder
 das schwächste, die Trachinierinnen, das sich
 nicht auf die Tugend der Gerechtigkeit bezieht.
 Im Ajax und Philoctet dieses Dichters leiden die
 Helden mehr durch menschliche Ungerechtigkeit, als
 nach dem Willen des Schicksals, aber doch nicht
 ohne Beziehung auf das wunderbare Verhängniß,
 in welchem die furchtbaren *Athen* mit begriffen war;
 und im Ajax spielt das Stück nach der Begeben-
 heit, die wir, nach der allgemeinen Theorie des
 Trauerspiels, die Catastrophe nennen müssen, noch
 eine Weile fort, damit nach dem mythischen Rechte
 der Todten erst entschieden werde, ob der Unglück-
 liche, der sich selbst entleibte, begraben werden
 soll. Die Antigone des Sophocles ist ganz auf
 den Glauben an das heilige Recht der Todten ge-
 gründet. Das Verhältniß der ältesten und zum
 Theil inhumanen Lehre von der mythischen Gerech-
 tigkeit zu der milderen, die Aeschylus in seinen
 Cumeniden meisterhaft dargestellt hat, ist nicht we-
 niger vortrefflich, und mit eben so vieler Zartheit,
 als Würde, von Sophocles in seinen beiden Oedi-
 pus entwickelt. Wie sollen wir nun die Vorliebe
 dieser beiden großen Dichter zu einem mythischen
 Thema, das doch nicht nothwendig in der Idee des
 Trauerspiels liegt, erklären? Diese Frage zu be-
 antworten, erlaubt sich der Verf. — und mit die-
 sen Untersuchungen endigt die Abhandlung — einige
 Muthmaßungen, auf die er aber nur in so fern
 einiges Gewicht legt, als sie vielleicht dazu die-
 nen können, der noch immer nicht genug aufgeklär-

ten ursprünglichen Natur der Griechischen Traagödie auf die Spur zu kommen. Man beurtheilt die Griechische Tragödie sehr einseitig, wenn man glaubt, sie in einem solchen Sinne für musterhaft ansehen zu dürfen, als ob es nicht auch andere Gattungen von vortreflichen Trauerspielen geben könne, die von den Griechischen in mancher Hinsicht, dem Geiste sowohl, als der Form nach, wesentlich verschieden sind. Eine Dichtungsart kann aber auch Vieles in sich aufnehmen, das gar nicht zu ihrem Wesen gehört, wenn es nur nicht ihren wesentlichen Eigenschaften widerstreitet, und vollends, wenn es sich so verarbeiten läßt, daß es der Dichtungsart selbst ein noch höheres Interesse gibt. Was die Tragödie, als selbstständige Dichtungsart, bei den Griechen wurde, verdankt sie ursprünglich dem Genie des Aeschylus, in dessen Fußtapfen Sophocles trat. Aber Aeschylus bildete die neue Dichtungsart aus Bacchischen Chorgesängen, die vermuthlich, wer weiß, wie lange vorher, ehe Thespis einen Schritt weiter in der Kunst that, von mimischen Darstellungen begleitet waren. Die Gegenstände dieser mimischen Darstellungen fanden denn doch wohl, der Natur der Sache gemäß, mit dem Bacchischen Cultus, und folglich mit den Griechischen Mysterien überhaupt, und folglich auch mit den alten Orphischen Lehren, in eintaer Verbindung. Nehmen wir dies an, und sehen wir ferner für so gut als erwiesen an, daß die so genannte Orphische Philosophie und die mit ihr zusammenhängenden Mysterien des Bacchus und der Ceres den Schlüssel zu den ältesten Mythen der Griechen enthielten, auf welche sich, wie oben gezeigt worden, auch der Glaube an das Schicksal und die ihm einwohnende ewige Gerechtigkeit gründete, so wird fast mehr als

wahrscheinlich, daß Aeschylus im Sinne der Orphischen Moralphilosophie dem Trauerspiele einen Character gab, der an den Ursprung dieser Dichtungsart erinnern, und zugleich dem Volksglauben da, wo es ihm fehlte, nachhelfen sollte. Ist diese Nachmachung gegründet, so erklärt sich aus ihr noch manches Andere, das sonst räthselhaft bleibt. Nach einer bekannten Stelle des Cicero (Quaest. Tuscul. II. 10.) wurde Aeschylus für einen Pythagoreer gehalten. Man findet sich in den noch vorhandenen Trauerspielen dieses Dichters nichts von eigentlich Pythagoreischer Philosophie. Aber diese Philosophie hatte mit den alten Orphischen Lehren so Vieles gemein, daß Orphiker und Pythagoreer wohl zuweilen mit einander verwechselt werden konnten. In spätern Zeiten wollten ja Pseudo-Pythagoreer, Jamblich, Proclus und Andere, zugleich echte Orphiker seyn. Aber noch mehr. Von dem eben genannten Proclus, den die Tragödien des Aeschylus wohl nicht sonderlich interessirt haben mögen, findet sich eine Stelle, nach welcher, den Orphischen Lehren gemäß, Jupiter, nach dem Homerischen Volksglauben, unbezwinglicher Obergott, seine Oberherrschafft einmahl wieder abtreten und dem Phanes einräumen müssen, der mit dem Bacchus der Mysterien in Eine Person zusammen zu fallen scheint; und gerade dieses Ende der Oberherrschafft des Jupiter wird in dem Prometheus des Aeschylus geheimnißvoll verkündigt. Ferner. Nach einer andern Sage wurde Aeschylus in einen gefährlichen Criminal-Proceß verwickelt, der ihm beynah das Leben gekostet hätte, weil er einen Theil der Theogonie der Mysterien, die mit der Homerischen nicht übereinstimmte, von der Bühne verrathen haben sollte.

Das durfte er denn allerdings nicht thun, wenn nicht die öffentliche Religion erschüttert, und der Zweck der Mysterien vereitelt werden sollte. Aber einen Theil der Orphischen Moral, die den Volksglauben veredelte, ohne ihn zu erschüttern, dürfte er ohne Anstoß auf das Theater bringen. Von der Orphischen Moral wissen wir im Ganzen sehr wenig, aber doch dieses, daß sie auf eine besondere Reinheit der Sitten drang. Die Vita Pythagorea ist eine Art von Nachahmung der Vita Orphica. Mit den mystischen Reinigungen und Expiationen, durch welche die zürnenden Götter versöhnt werden sollten, trieben zu Plato's Zeit Verrieger, die auch Orphiter seyn wollten, sogar ein Gewerbe. Diese Expiationen erinnern wieder an die Eumeniden des Aeschylus und an den Oedipus auf Colonos von Sophocles. Nach dem verloren gegangenen Buche des Varro, de tribus veteris theologiae generibus, wovon uns der Kirchenvater Augustin einige Stellen aufbewahrt hat (man sehe darüber besonders die gelehrte Abhandlung von Villoison bey St. Croix in den Recherches sur les mystères du Paganisme), hatte die Art von Theologie, welche Aeschylus und Sophocles auf das Theater brachten, Aehnlichkeit mit dem, was Varro *genus theologiae civile* nennt, *e physico sive philosophico ac populari temperatum atque commixtum*. Merkwürdig in Beziehung auf die Mysterienlehre ist auch dieß, daß unter den verloren gegangenen Tragödien des Aeschylus mehrere, z. B. seine *Bassarâ* und seine *Labiren*, Bacchisch-mystischen Inhalts gewesen zu seyn scheinen. Aber der Verfasser überläßt Andern die Fortsetzung dieses Theils seiner Untersuchungen. Ihm war besonders nur daran gelegen, die alte

Gerechtigkeitslehre in Beziehung auf das Griechische Trauerspiel zu entwickeln, und beyläufig zu zeigen, daß Euripides durch seine freyere Moral, welche er anstatt der alten mythischen auf das Theater brachte, um die Kunst eben so wenig, als um die öffentliche Sittlichkeit, sich verdient gemacht hat.

Dresden.

Von G. M. Walther: De Horatio incredulo ore ad verbum CLXXXVIII Epistolae ad Pisones disputat Christianus Henricus Paulser. 1812. 50 Seiten in Octav.

Der durch seine Ausgabe des Cornelius Nepos und andere gelehrte Arbeiten rühmlich bekannte Rector des Lycei in Dresden hat durch diese Schrift den erworbenen Ruhm von Gelehrsamkeit und Scharfsinn von neuem bestätigt. Die Stelle in Horazens Ars poetica 185 sq. Ne pueros coram populo Medea trucidet; Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus; Aut in avem Progne vertatur, Cadmus in anguem. *Quodcumque ostendis mihi sic, incredulus odi,* zog sein Nachdenken auf sich, und veranlaßte diese wohlgerathene Schrift. Unser Voss übersetzte den letzten Vers so: Was du mir so vorführst, o hinweg! ungläubig veracht' ich's. Diesen Sinn geben im Wesentlichen alle übrigen Deutschen, Französischen, Italiänischen, Englischen und Holländischen Uebersetzer, die der belebte Verf. beybringt. Es zeigt Selbstdenken und Muth, öffentlich als Gegner der alten Meinung aufzutreten. Ist das in diesen Versen Angeführte und Aehnliches, sagt der Verf., den Ohren nicht eben so widerlich, als den Augen? und doch sieht man dergleichen, wenn die Darstellung nur gut ist, auf unsern Theatern gern, als Feuersbrünste, Kämpfe, Mordthaten, Wunder

u. dergl., wie in Elisa, von Mayr componirt. in Klingemann's Faust u. dergl. Was man in der Natur mit Schmerz und Widerwillen sieht, erblickt man, gut dargestellt, auch gern auf dem Theater, wie schon Aristoteles bemerkt, und Seneca gewußt hat, bey dem die Medea, ihre Kinder mordend, auf das Theater gebracht wird. Leidet die Täuschung, so liegt die Schuld an der schlechten Darstellung. Jener Horazische Vers geht also nicht auf die Action auf dem Theater, sondern im Geiste der Griechischen Tragödie, auf die Kunst, auf das, was zum Geist und zum innern Character der Sachen gehört, so daß Horaz den Dichtern die Veranschaulichung durch den Vortrag empfiehlt, und sich als ungläubigen Hasser der Kunst bekennt, welche nicht durch geschmackvollen und geistreichen Vortrag und Schmuck des Gedichts den Zuschauern zu gefallen strebt, sondern durch Decoration, Maschinen u. dergl. Diese Idee hat der Verf. sehr geschickt, in guter Sprache und sinnreich ausgeführt. Wenn man unbefangen den ganzen Zusammenhang betrachtet, so fühlt man, daß diese neue Deutung, so gut sie erfunden und ausgeführt ist, doch schwerlich die gewöhnliche Erklärung verdrängen dürfte, welche, wenn man auch die Worte coram populo nicht vom Chore, sondern richtiger von den Zuschauern versteht, ohne Zweifel auch durch die höhere Anforderung der Kunst an den tragischen ernstlichen Dichter (der die Gaukeleyen der Operndichter verschmäht), nicht für den rohen, sondern idealisch für den gebildeten Menschen zu arbeiten, hinreichend geschützt wird: Uebrigens ist diese P. Deutung allerdings Forderung der Kunst, nur nicht an dieser Stelle, wo Horaz, nach alter hergebrachter Deutung, alle gebildete Menschen, wie Theorie und Praxis zeigen, auf seiner Seite hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

119. Stück.

Den 26. Julius 1813.

Göttingen.

Die Gemäldesammlung der Universität hat durch die Güte des Hrn. Baron Fr. C. von Strombeck, Ritters und Präsidenten des königl. Appellationshofes zu Celle, eine Bereicherung erhalten, die uns zu dem lebhaftesten Dank verpflichtet. Es ist ein Gemälde von Lucas Cranach, die heil. Jungfrau mit dem Kinde Jesus auf dem Schoße, und den kleinen heil. Johannes darstellend, wie dieser mit der liebevollsten Miene dem Kinde eine Weintraube anbietet. Das Costume der heil. Jungfrau ist echt Deutsch; sie hat ein blaues Unterkleid, dessen Ärmel, wie die eines Hemdes, mit Quädern versehen sind; einen rothen, mit Gold verbrämten, Mantel, und einen durchsichtigen Schleier auf dem Haupte. Oben, in einer Ecke des Gemäldes, befindet sich das bekannte Monogramm von Lucas Cranach, ein kleiner geflügelter Drache.

Jena.

Ueber Dr. Franz Volkmar Reinhard's Leben und Bildung. Zwen Vorlesungen, bey dem Be-
3 (5)

ginn des Winter-Halbjahres auf der herzogl. Sächsischen Gesamt-Universität zu Jena gehalten von Dr. Friedrich August Köthe, Professor. Mit Reinhard's Bildniß. Jena, 1812. S. 60 in Octav.

Eine vollständige Geschichte von dem Werden und Seyn des edeln Mannes, dem diese Blätter gewidmet sind, und eine umfassende Würdigung seiner vielfachen Verdienste, darf hier, nach der Ankündigung des würdigen Verfassers in der Vorrede, nicht gesucht werden, aber würde auch ohne diese Ankündigung von keinem billigen Leser erwartet worden seyn. Diese Vorlesungen wurden ja gleich nach dem Tode Reinhard's gehalten, wodurch sich ihre locale Absicht hinlänglich ausdrückte. "Ein einfaches treues Denkmahl sollte dadurch dem edeln Entschlafenen auch auf der Universität zu Jena gestiftet werden. Ein schmuclloses, einfaches Bild eines hochverdienten Mannes, das Bild eines wahrhaften protestantischen Theologen, in ihm ein erhabenes, erweckliches Beyspiel wollte der Sprecher seinen Zuhörern vorhalten, erwärmen, ermuntern, begeistern für den heiligen Beruf; die erneuerte Thätigkeit eines halben Jahres erhöhen. Zugleich wünschte er diese Gelegenheit zu benutzen, um manche Bemerkungen, vorzüglich über das theologische Studium, die er sonst nirgend so schicklich anzuknüpfen konnte, anzubringen, was besonders in der zweyten Vorlesung geschehen ist." Diese Zwecke, wofür die Vorlesungen berechnet waren, sind auch gewiß nicht verfehlt worden, denn die Empfindungen, die auch in die Sprache des Redners eine so fühlbare Wärme brachten, können bey denjenigen seiner Zuhörer, denen sie sich mittheilten, unmöglich wirkungslos geblieben

seyn. Aber sie werden sich ohne Zweifel auch mehreren Lesern mittheilen; nur müssen diese so gerecht seyn, den Verfasser nach dem Ganzen seiner Ansichten, die vielleicht von den ihrigen verschieden seyn mögen, zu beurtheilen, und so billig seyn, Einiges, was sich in dem Guffe der Empfindung vielleicht zu stark ausgedrückt hat, oder zu sehr aus einander gestossen ist, zu entschuldigen.

Paris.

(Fortsetzung und Schluß der S. 1008 und 1048 abgebrochenen Anzeige des dritten Bandes des Bulletin de Pharmacie.)

Nr. VI. S. 241 liefert Laubert und Robert als Nachtrag zu der im vorigen Bande des Bulletin von ersterem vorkommenden Abhandlung über die verschiedenen Arten der Chinarinde, einige mit mehreren derselben angestellte chemische Versuche. S. 258 empfiehlt Lartigue zur Gewinnung einer von schweflichter Säure und der in dem so genannten vinaigre radical besonders enthaltenen ätherartigen Substanz freyen Essigsäure die Destillation eines Gemenges von ℥ xij Mennzucker, ℥ viij Braunstein und ℥ xij concentrirter Schwefelsäure, die zuvor mit ℥ iß Wasser diluirt worden ist. Die Menge der hierdurch zu erhaltenden Essigsäure soll ℥ vj ℥ viij bis ℥ vj ℥ x betragen. S. 268 ertheilt Destouches Nachricht von einigen auffallenden, durch das Einathmen von salzsaurem Gas bey ihm und mehreren andern Personen veranlaßten Zufällen. — Nr. VII. S. 289 Planche Analyse der Radix Columbo. Dieser zufolge enthält diese Wurzel: 1) Amidon, welches ungefähr 33,0 ihres Gewichts ausmacht; 2) eine animalische Substanz in ziemlich reichlicher Menge; 3) eine gelbgefärbte

bittere Substanz, die vom Wasser und Alkohol leicht aufgenommen wird, und durch Metall-Solutionen keine Veränderung erleidet. Dieser und der animalischen Substanz glaubt der Verf. insbesondere die medicinischen Eigenschaften der Columbo bemessen zu müssen. 4) flüchtiges Oehl in geringer Menge; 5) Kalk und Kali, beide wahrscheinlich an Aepfelsäure gebunden; 6) schwefelsaures und salzsaures Kali; 7) Holzfasern, deren Gehalt mit dem des Ammonds gleich kommt, und 8) Kiesel-erde, nebst Spuren von phosphorsaurem Kalk und Eisenoryd. S. 307 Figuier über die Entfärbung des Essigs, der Essigsäure und verschiedener andern vegetabilischen Flüssigkeiten mittelst animalischer Kohle. Von letzterer behauptet der Verf., daß sie der vegetabilischen Kohle in dieser Beziehung vorgezogen zu werden verdiene. S. bereitete seine animalischen Kohlen aus Knochen von Ochsen und Hammeln. S. 315 Braconnot Analyse der Nuxvomica. Diese Analyse enthält mehrere schätzbare Berichtigungen der von Desportes im ersten Bande dieses Bulletins S. 271 mitgetheilten Untersuchungen über dieses Medicament. Nach Braconnot hängen die narcotischen Wirkungen desselben von einer darin enthaltenen animalischen, ausnehmend bitter schmeckenden, Substanz ab, die eine braunlichgelbe Farbe hat, an der Luft Feuchtigkeit anzieht, im Wasser, Alkohol und Schwefeläther unlöslich ist, durch Gärstoff, aber nicht durch oxygenirte Salzsäure, gefällt wird, entzündlich ist, und, mit Salpetersäure behandelt, Jaure amer und Sauerklee-säure liefert. S. 322 wird die von dem verstorbenen Paul in der Fabrik der Mineralwasser von Livoli zu Paris angewandte Einrichtung zum Filtriren der Wasser beschrieben, und durch eine beygefügte Zeichnung erläutert. S. 328 ver-

scheidigt Charpentier die von Loiseleur = Deslong = Champs geläugneten Eigenschaften der Blumen des Narcissus pseudo - narcissus, als Surrogat der Ipecacuanha dienen zu können. S. 332 bemerkt Virey in einem Briefe an Parmentier, daß das unter der Benennung *Alcornoque* in Spanien als tonisches Mittel angewandte Medicament die Rinde der jungen Korkeichen sey. — Nr. VIII. S. 337 Cadet Bemerkungen über die pharmaceutische Nomenclatur. S. 348 Braconnot über die Uva ursi. B. konnte ebenfalls, wie Bouillon = Lagrange (*Annales de Chimie* T. 55 p. 46), aus der in den Officinen zu Nancy vorkommenden Uva ursi weder Gärbestoff, noch Gallussäure erhalten. Da indessen Melandri und Moretti diese Substanzen in bedeutender Menge in der Uva ursi gefunden haben, und man bekanntlich auch in mehreren Gegenden mit diesem Gewächse gärbt, so erregte dieses bey B. Verdacht, ob wohl die Uva ursi in den Apotheken zu Nancy die wahre sey. Eine nähere Prüfung zeigte nun auch, daß die gedachte Uva ursi nichts anders, als die schon oft damit verwechselten Blätter von *Vaccinium Vitis Idaea* waren, und daß in den Vogesen, woher die meiste Uva ursi bisher bezogen worden ist, sich dieses Gewächs gar nicht finde. Außer den botanischen Merkmalen, wodurch diese beiden Gewächse sich übrigens so leicht von einander unterscheiden lassen, finden wir also in dem Verhalten ihrer wässerichten Auszüge gegen die Leim = Solution und den Eisenvitriol noch ein zweytes, eben so sicheres, Unterscheidungszeichen für dieselben. S. 355 Destouches über die Beschaffenheit des Zinns und Quecksilbers, welche aus den Abfällen bey der Spiegelbelegung und aus den Spiegelbelegungen

selbst durch Destillation derselben erhalten werden. **D.**, welcher sich mit dieser Scheidung im Großen beschäftigt, fand, daß das Zinn auf diese Weise nicht vollständig vom Quecksilber sich trennen lasse, sondern daß dasselbe stets einen Antheil Quecksilber zurückhalte, und dadurch zu brüchig werde, um aufs neue zur Bearbeitung auf Zinnfolie zu dienen. S. 360 gibt **Braconnot** ein Verfahren an, aus dem Honig den krystallisirbaren Zucker auf eine leichte und wohlfeile Art abzuscheiden. S. 362 ertheilt **Kélar** Nachricht von dem Verfahren, wie man in den Vogesen den Terpenthin gewinnt. S. 367 werden von **Mirouart** einige Bemerkungen mitgetheilt über die vortheilhafte Anwendung des Braunsteins zur Entfärbung des durch Schwefel verunreinigten essigsauren und phosphorsauren Natrons. S. 368 **Vogel** über das Gefrieren des Wassers durch Verdunstung des Schwefeläthers. Nach dem von unserm Hrn. Professor **Mayer** angegebenen Verfahren gelang es **Vogel** am vollständigsten und in der kürzesten Zeit, das Wasser durch dieses Mittel zum Gefrieren zu bringen. S. 378 bemerkt **Pluquet** über die Anwendung der Kohlen als Entfärbungsmittel, daß zerstoßene und hierauf mit heißem Wasser ausgewaschene und wiederum an der Sonne getrocknete Büchekohlen hierzu am vorzüglichsten seyen. Kohlen von Elfenbein und andere animalische Kohlen gaben ihm weniger günstige Resultate. — Nr. IX. S. 399. **Moretti** über die bey der Destillation des Terpenthins anfangs übergehende Säure und ihre Identität mit der Essigsäure. **M.** wurde zu diesen Versuchen dadurch veranlaßt, daß mehrere Italiän. Aerzte dieselbe auf den Vorschlag von **Mirabelli**, welcher diese Säure mit der Bernsteinsäure für sehr

analog hielt, anstatt des Sal succini zur Bereitung des Spiritus Cornu Cervi succinatus empfohlen hatten. S. 406 gibt Guillermont einen Apparat an, mittelst dessen man durch eine einzige Destillation den Schwefeläther gleich sehr rein erhalten soll; Destouches theilt S. 410 über denselben einige Bemerkungen mit. S. 413 wird ein neues, vom Prof. San-Giorgio zu Mailand angegebenes, Verfahren mitgetheilt, das Zinn zum Arznegebrauche, ohne es zu oxydiren, zu zerkleinen. Dasselbe besteht darin, daß man die feinste Zinnfolie mit dem reinsten Zucker zu gleichen Theilen zerstößt, bis das Ganze dergestalt zerkleinert worden ist, daß es durch ein feines eisernes Sieb geschlagen werden kann, wogegen man den Zucker durch Kochen mit Wasser von dem Zinn trennt. — Aus Nr. X. bemerken wir bloß Ferrat's Analyse der Blätter von Olea europaea S. 433. — Nr. XI. S. 481 Pelletier Analyse des Sagapenum. Hundert Theile dieses Gummiharzes enthalten, dieser Untersuchung zufolge, 54,26 Harz, 31,94 Gummi, 1,60 unauflösliches Gummi nebst fremdartigen Substanzen, 0,40 säuerlich-äpfelfauren Kalk, und 11,80 flüchtiges Oehl. S. 485 beschreibt Boudet eine zur Respiration der Aetherarten bestimmte Geräthschaft. S. 487 Moretti Analyse des Cortex St. Luciae. Des Verf. Versuche beschränken sich fast allein auf Untersuchungen mit Reagentien. S. 499 theilt Laubert die Beschreibung und Abbildung einer Mühle mit, deren man sich in Spanien zum Zermahlen von Rinden, und insbesondere der China, bedient. S. 501 Calet über die inländischen Kaffee-Arten. S. 511 wird von Planche eine Geräthschaft angegeben, um die Magnesia zu calciniren. Zugleich theilt P. einige Bemerkungen über die Ursachen mit, warum

das specifische Gewicht dieser Substanz so sehr veränderlich ausfällt. S. 524 beschreibt Cadet eine Geräthschaft, um mittelst derselben mephitische Gase aus Brunnen und Gräben fortzuschaffen. — Nr. XII. S. 529 Virey Bemerkungen über die Farben der Arznei-Substanzen aus dem Pflanzenreiche als Anzeige ihrer Arzneikräfte. S. 556 Pellerier Analyse der *Ala foetida*. Aus 100 Theilen derselben erhielt der Verf. 65,000 eigenthümliches Harz, 3,60 flüchtiges Oehl, von welchem der eigenthümliche Geruch dieses Medicaments, seine Schärfe, und wahrscheinlich seine Arzneikräfte überhaupt, herrühren, 19,44 Gummi, 11,66 eine dem Gummi von Bassora analoge Substanz, welche daher auch von dem Verf. hier mit dem Namen Bassorine belegt wird, und 0,30 Spuren von säuerlich-äpfelsaurem Kalk nebst Verlust. S. 567 empfiehlt Pouter das schweflichtsaure Gas, um das Ochsenblut gegen Fäulniß zu schützen. S. 568 theilt Vogel die Analyse einer Sicht-Concretion mit, welche, seinen Versuchen zufolge, aus harnsaurem Natron, harnsaurem Kalk und einer geringen Menge Kochsalz bestand.

Duisburg und Essen.

Von Bäderer und Kürzel: Das französische Maas und Gewicht, verglichen mit dem in verschiedenen Gegenden Deutschlands gebräuchlichen. 27 Tabellen in klein Quart, so bequem, wie möglich, eingerichtet, und durch eine bisher noch nicht erreichte Richtigkeit und Genauigkeit ausgezeichnet. Mehr bedarf es nicht, um den Werth dieser wenigen Blätter mit Worten auszudrücken.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 29. Julius 1813.

Göttingen.

Christian Gottlob Seyne, biographisch dargestellt von A. S. L. Heeren. 1813. Octav 522 Seiten. Begreiflich kann von der gegenwärtigen Schrift in unsern Blättern nicht mehr, als die Erscheinung angezeigt werden. Der Verfasser hat gesucht, seinen Gegenstand für das größere gebildete, keineswegs bloß für das gelehrte, Publicum zu bearbeiten; weis er die Darstellung eines solchen Characters in unsern Tagen in mehrfacher Rücksicht, besonders für junge Leute, nützlich hielt. Als Beweise seines Strebens nach Genauigkeit, auch in Nebendingen, mögen hier noch ein paar Verbesserungen stehen, die er den Erinnerungen eines Freundes verdankt. Die im Jahre 1752 erschienene Disputation *de jure praedicatorio* (nachmahls in die Sammlung der Schriften von Bach mit aufgenommen) ist wohl mit Unrecht seine Magister Disputation genannt. Die Magisterwürde erhielt Seyne erst von der Leipziger philosophischen Facultät 1757, welche sie ihm auch 1807 erneuerte; eine zweyte Abhandlung ist, indefs bey jener Gelegenheit nicht von ihm erschienen. — Koppe

H (6)

(S. 177) war vor seiner hiesigen Anstellung nicht Professor in Danzig, sondern in Miteau.

Eine doppelte Beilage enthält: 1) Kleine Gedichte, Lateinische und Deutsche, sämmtlich aus den letzten Jahren des Verewigten; ein gewiß nicht unerheblicher Beytrag zu seiner Charakteristik, besonders seiner hohen Religiosität. 2) Ein kritisches Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften.

Vorgesezt ist das Bildniß des Verewigten nach einem Gemähde von Wilhelm Tischbein, von Hrn. Kiepenhausen gestochen: es ist sprechend ähnlich. Auf einer zweyten beygefügtten Tafel sind Proben der Handschrift, so genannte *fac. simile*, von Heyne, Münchhausen, dem ältern und jüngern Brandes, gegeben: den vier Männern, welche für die Georgia Augusta am längsten gewacht, und am meisten geschrieben haben. Sie auf Einem Blatt neben einander zu sehen, wird hoffentlich Vielen Vergnügen gewähren.

Bamberg und Würzburg.

Da wir uns seit einiger Zeit verpflichtet geglaubt haben, nicht leicht eine von den Erscheinungen unbeachtet zu lassen, in denen sich die gegenwärtige Stellung und Stimmung des religiösen und des kirchlichen Geistes unter den Catholiken, und zwar besonders in Deutschland, am deutlichsten zu erkennen gibt, so dürfen die zwey folgenden, die uns von den vorstehenden Orten neuerlich zugekommen sind, nicht unangezeigt bleiben; doch kann ihre Anzeige füglich verbunden werden, da sie nach allen äußern und innern Anzeichen auch von Einem Verfasser herrühren mögen.

1) Erläuternde Bemerkungen zu der vortrefflichen Schrift: Von dem Frieden der Kirche in den Staaten der rheinischen Konfoederation ausaefbrochene

Wünsche Karls, Erzbischofs-Metropolitanen, 1811, S. 73 in Octav.

2) An die Souveraine der rheinischen Konföderation. Ueber das denselben zugesprochene Recht, ihren Staaten eigene Landes-Bischöfe und eine bischöfliche Diöcesan-Einrichtung nach Gutfinden zu geben, nebst einem gutachtlichen Entwurfe zu einem künftigen Concordate. Ein abgedrungenes Wort zu seiner Zeit von Dr. Fr., einem katholischen Canonisten. 1813. S. 108 in Octav.

In der ersten dieser Schriften findet man bloß die Hauptzüge des Bildes etwas weiter ausgemahlt, das der Fürst-Primas in seiner bekanntlich in Paris erschienenen, Schrift von dem gegenwärtigen Zustande der catholischen Kirche in Deutschland entworfen, jedoch wohlbedächtlich nur angedeutet hatte; aber man findet zugleich darin — und dieß macht sie einer besondern Aufmerksamkeit würdig — die eben so natürlichen als gemischten Empfindungen des eifrigen, aber unterrichteten, Catholiken über diesen Zustand, über den Gang des Schicksals, der ihn herbeiführte, und über das, was Menschen und Umstände dabey thaten, so wahr und so stark, und doch dabey so anständig und mit einer so rührenden Resignation ausgedrückt, wie es uns sonst nirgends vorgekommen ist. Wenn sich ja selbst auch bey dem Verf. einiges Bittere eingemischt, und wenn er den Erguß davon wenigstens da nicht ganz hatte zurückhalten können, wo er S. 8.—22 dasjenige zusammen zu stellen hatte, was man noch in dem Reichs-Deputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 die catholische Kirche hoffen ließ, und was von diesen Hoffnungen bis jetzt erfüllt wurde, wer mußte sich nicht gedrungen fühlen, ihm zu verzeihen! aber wer möchte nicht noch lieber mit ihm ein Zeichen des wahrhaft veredelten Geistes, der

jetzt unter dem catholischen Clerus und unter den Catholiken in Deutschland lebt, darin erblicken, daß das ganze Werk der Zersplitterung ihres Kirchengebäudes ohne sichtbare Bewegung durchgeführt wurde, und daß - wie S. 7 gesagt ist - "Fürsten ihre Fürstenthümer, Aebte ihre Stäbe, Canoniker ihre Kirchen, Mönche ihre Zellen, mit größter Resignation in das Schicksal der Zeiten niederlegten und räumten, und sich höchstens hier und da einen empfindlichen Blick über das inhumane Betragen eines Subalternen, oder über die auf fallende verächtliche Art erlauteten, wie die Gegenstände des catholischen Cultus an einigen Orten behandelt wurden."

Die zweyte Schrift ist polemisch, und gegen den ungenannten catholischen Canonisten, Dr. H., gerichtet, der vor einiger Zeit an die Souveräne der Rheinischen Conföderation ein ebenfalls von uns angezeigtes, und auch schon von einem Gegner widerlegtes, patriotisches Wort zu seiner Zeit ergehen ließ, um ihnen die Entdeckung mitzutheilen, daß sie ihren Staaten eigene Landes Bischöfe und eine eigene Diöcesan Einrichtung nach ihrem Gutfinden geben könnten. Wir dürfen nur darüber sagen, daß es auch hier ein wirklicher Canonist ist, der sich mit dem wahrscheinlich nur vorgeblichen Canonisten, Dr. H., eingelassen hat, so kann man sich schon vorstellen, wie dieser dabey weggekommen ist, er ist aber schlimmer, wie bey seinem ersten Gegner, weggekommen, denn seine totale Unbekanntschaft mit den ersten Grund-Principien des catholischen Kirchenrechts ist hier mit einer noch weniger schonenden Hand, als von jenem, aufgedeckt worden. Das Merkwürdigere in dieser Schrift ist aber der von dem Verf. darin gezeichnete gutachtliche Entwurf zu einem Concordat, durch das für die Zukunft die Stellung der Deutschen catholischen Kirche gegen

den Papst, gegen einen Metropolit, und gegen ihre Landesherren, zu reguliren seyn möchte. In diesem Entwurf ist eine so bedachtsame als billige Rücksicht auf die Rechte aller Interessenten von ihm genommen worden. S. 80, 106. So trägt er in Ansehung des Papstes darauf an, daß man, ohne sich auf die Distinction zwischen den wesentlichen und zufälligen Rechten seines Supremats einzulassen, bloß über die Ausübung seiner Rechte eine schickliche Uebereinkunft mit ihm treffen soll. Nach dieser Uebereinkunft moge ihm noch ferner das Recht gelassen werden, Bischöfe zu confirmiren, zu versetzen, abzusetzen, ihre Abdankung anzunehmen, auch neue Bistümer zu errichten, abzutheilen oder mehrere zu vereinigen, aber über die Ausübungsart dieser Rechte dürfte zu bestimmen seyn, daß über alle diese Handlungen immer zuerst der processus informativus durch die competenten Local-Behörden zu instruiren, und nach den an den Papst remittirten Acten bloß der processus definitivus von diesem zu besorgen sey. Es möchte ihm ferner das Recht zu lassen seyn, Appellationen in der letzten Instanz anzunehmen, aber zu gleicher Zeit dürfte der Antrag an ihn zu stellen seyn, sogleich ein Synodal-Gericht in dritter Instanz für alle Rheinische Bundesstaaten zu bestimmen; das, nach Maßgabe der Synoden von Constanz, Basel und Trident, alle in den Provinzen vorkommende Fälle zu erledigen hätte. Auch das Recht, im allgemeinen Kirchengesetzen in dringenden Umständen zu dispensiren, möchte dem Papste verbleiben; doch sollten Dispensationen nie anders, als auf vorhergegangene Berichte der Erzbischöfe und Bischöfe von ihm ertheilt werden. Wenn er aber dafür auf so Manches, was man ihm bisher in rebus gratiae gestattete, theils um der veränderten Umstände, theils um des Besten der Kirche willen, Verzicht thun müßte, so sey es um desto billiger, daß ihm sowohl

wegen der allgemeinen Sorgfalt, die er für die ganze catholische Kirche zu tragen hat, als wegen so vieler, durch die neueste Veränderung verlorenen, nutzbringenden Rechte, eine schickliche Entschädigung geleistet werde. Es sey gleichgültig, ob ihm diese unter dem Nahmen von Annaten-, Pallien-, Confirmations-Geldern, oder unter einem andern gereicht werden mag: aber vielleicht dürfte es am rätzlichsten seyn, durch ein jährlich abzureichendes mäßiges Quantum diese Schuld der catholischen Kirche in Deutschland abzuführen, wogegen alle angeführte Verrichtungen, die der Papst vorzunehmen hat, gratis geleistet werden müßten. Mit einer gleich bedachtsamen Umsicht ist auch alles dasjenige abgewogen, was der Kirche von dem Staat, und dem Staat von der Kirche bewilligt werden sollte, und wenn auch der Verf. dabey so weit gegangen ist, als es die Grundsätze des Catholicismus nur irgend zulassen, so ist er doch nie darüber hinausgegangen, ja er hat sie, was ihm zum eigenen Ruhme gereicht, nicht einmahl zu umgehen gesucht. Am merklichsten wird man dieß bey dem Puncte von dem Nominations-Rechte der Landesherren zu den Bisthümern gewahr, denn S. 38 räumt er zwar ein, daß sich jeder Regent dieß Recht durch die Dotation eines Bisthums erwerben könne, und findet es nicht nur unbedenklich, sondern selbst wünschenswerth, daß es die Fürsten der Rheinischen Conföderation in ihren Händen behalten möchten, aber läßt doch nicht unbemerkt, daß es durchaus kein Majestätsrecht sey, auf das sie schon in ihrer Eigenschaft als Souveräne Ansprüche machen könnten.

Leipzig.

Wey Joh. Aug. Gottl. Weigel: ΟΠΠΙΑΝΟΥ
ΚΥΝΗΓΗΤΙΚΑ· ΚΑΙ ΑΝΙΕΤΤΙΚΑ· *Oppiani
Cynageticæ et Halienticæ* Ad fidem librorum scrip-

torum emendavit *Joannes Gottlob Schneider*, Saxo. Accedunt versiones latinae metrica et prosaica, plurima anecdota et index Graecitatis. 1813. S. XVI und 250 in Octav.

Die erste Ausgabe dieser Gedichte über die Jagd und über den Fischfang erschien im J. 1776 zu Straßburg, wo sich der Herausgeber schon einige Jahre hindurch im Hause des am 17. Jul. 1803 verstorbenen, um die alte, besonders Griechische, Litteratur so hochverdienten Kriegsraths v. Brunck aufhielt. Diese Ausgabe ward mit verdientem Beyfalle von unserm verewigten Heyne in diesen Gel. Anz. 1776 St. 61 angezeigt. Eine noch ausführlichere Beurtheilung gab die Neue philolog. Bibl. I, 1 S. 107 ff. Seit diesen 37 Jahren hat der würdige Herausgeber nicht unterlassen, dieses Dichters eingedenk zu seyn, und ihm seine fortgesetzte Pflege zu schenken, zumahl da in dieser Zeit Hr. Belin de Vallu im J. 1786 den Oppian zu Straßburg, ohne sonderlichen Nutzen für den Dichter, oder richtiger, für die beiden Dichter, herausgab (f. G. g. N. 1786 St. 128 und Bibl. des alten Litter. und Kunst St. 3 S. 73 f.). Hr. Prof. Schneider erhielt durch die freundschaftliche Güte des Hrn. v. Diez, dem diese zweyte Ausgabe zugeeignet ist, die van Santensche Vergleichung der Lesarten des Venediger Codex von Oppian, die Belin de Vallu zwar schon gehabt, aber sehr nachlässig gebraucht hatte: im Gedichte vom Fischfange benutzte er die vom sel. Ritter v. Matthäi aus dem Moskautschen Codex ausgezogenen Lesarten. Außerdem haben diese Gedichte in dieser langen Zeit durch des Herausgebers gereiftes Urtheil, Studium und unermüdet fortgesetztes Bestreben, die Natur zu erforschen, vorzüglich gewonnen. Mit Recht paßt also auf beide Gedichte das auf den Titel gesetzte emendavit. Ausführlich und mit Glück vertheidigt und beweiset der Hr. Prof. S. in der Vorrede seine schon

1200 G. g. N. 120. St., den 29. Jul. 1813.

im J. 1776 vorgetragene Meinung, daß der Verfasser des Gedichts von der Jagd ganz verschieden sey von dem Verfasser des Gedichts vom Fischfange, wogegen Hr. Belin de Ballu mit unbedeutenden Gründen aufgetreten war. Es leidet wohl keinen Zweifel mehr, daß der Verfasser des Gedichts vom Fischfange dem Dichter von der Jagd in aller Absicht vorzuziehen sey, und früher geschrieben habe, als dieser. Auch hat Hr. Harleß diese richtige Meinung bereits in seine *Introductio in Hist. L. G. II. I. p. 225 sq.* und in *Fabricius Bibl. Gr. Vol. V. p. 590* aufgenommen, nach welcher der Dichter vom Fischfange aus *Cornus in Cilicien* gebürtig, unter *Marc. Antonin* und seinem Sohne *Commodus*, der Dichter von der Jagd hingegen aus *Apamea in Syrien* gebürtig, unter *Sever's* Sohne *Caracalla* gelebt hat. Demnach hätten die Bücher vom Fischfange, als die früher geschriebenen, auch wohl voran stehen sollen: jetzt gehen aber die Bücher von der Jagd vor jenen her. Des vormahligen chursächsischen Canzlers *Dav. Pfeifer's* († 1601) metrische Uebersetzung des Gedichts *de venatione*, dessen Jöcher mit Ehren gedenkt, ist von Hrn. Prof. Schäfer voran gesetzt. Am Ende sind Hrn. Prof. Schneider's critische Bemerkungen in gedrungenster Kürze beygefügt worden. Im zweyten Bande, den Hr. Prof. Schäfer bald zu besorgen übernommen hat, soll die profaische Uebersetzung beider Gedichte nach der neuen Recension, mehrere *Anecdota* zur Erläuterung und Verbesserung der *Oppiaete*, und ein *Index Graecitatis* enthalten seyn. Wir sind schon gewohnt, von einam Schneider und Schäfer nichts als Vortreffliches zu erhalten, und sehen daher der Vollendung dieser schätzbaren Ausgabe, die der Presse des Hrn. Bened. Gotthilf Teubner in Leipzig Ehre macht, mit vielem Vergnügen entgegen.


 Göttingische
 gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 31. Julius 1813.

Paris.

Tableau des révolutions de l'Europe, depuis le bouleversement de l'empire romain en Occident jusqu'à nos jours; précédé d'une introduction sur l'histoire, et orné de cartes géographiques, de tables généalogiques et chronologiques; par Mr. Koch, ancien tribun, chevalier de la légion d'honneur, correspondant de l'Institut, et recteur honoraire de l'académie impériale de Strasbourg, Nouvelle édition corrigée et augmentée. T. I. II. III. IV. 1813. De l'imprimerie de J. A. Stone; chez F. Schoell, rue des fossés Montmartre, Nr. 14.

Man wird von einem eigenen hohen und ernstesten Gefühle durchdrungen, wenn man einen ehrwürdigen Gelehrten und Geschäftsmann sieht, der nach einem langen, in wissenschaftlichen Anstrengungen sowohl, als in höchst beschwerlichen Staatsumwälzungen wohlthätig und ruhmvoll zugebrachten Leben, nicht der vornehmen Gleichgültig-

B (6)

keit oder gar der Verachtung der Menschheit sich hingibt, welche so oft das traurige Resultat der Erfahrung wird; sondern, noch von jugendlichem und lebenswürdigen Muthе befeelt, den erworbenen reichen Schatz seines Forschens und Nachdenkens fleißig pflegt und mehrt, um ihn, dergestalt vervollständigt, der Mit- und Nachwelt zu übergeben. Ein neues Beispiel der Art gibt der treffliche Hr. v. Koch in Straßburg durch das hier angezeigte Werk. Dank sey ihm für dieses neue wichtige Geschenk! Möge es nicht das letzte seyn, was wir von ihm erhalten; und mögen wir z. B. den schon lange versprochenen fünften Band seines *Abrégé de l'histoire des traités de paix* bald erscheinen sehen: wie würdig und tröstlich würde er etwa mit einem öcumenischen Friedens-Instrument von Prag endigen!

Das gegenwärtige Tableau etc. erwuchs aus mehreren frühern Arbeiten des berühmten Verfassers im Fache der neuern Geschichte unsers Welttheils. Schon im Jahre 1771 erschien der Entwurf: *Tableau des Révolutions de l'Europe*; dann, 1780, in Einem Quartbände: *Tables généalogiques des maisons souveraines de l'Europe*; und endlich, 1790, in zwey Bänden: *Tableau des Revolutions de l'Europe dans le M. A., enrichi de tablettes chronologiques etc.* Diefem letztern Werke sollte, zur Ergänzung bis auf unsere Zeiten, ein anderes folgen, worin die Geschichte der drey letztverfloffenen Jahrhunderte enthalten gewesen wäre. Zweckmäßiger schien es aber dem Verfasser, beides zu vereinigen, und in einem einzigen Gemählde die Hauptzüge der Europäischen Geschichte seit der großen Völkerverwande-

zung im fünften Jahrhunderte, bis an die unser Zeitalter bezeichnende Staatsumwälzung, fortlaufend zu schildern. Und so erschien das vollendete Werk zum ersten Male 1807, bey demselben Verleger, in drey Bänden; dessen zweyte Ausgabe wir nun, mit schätzbaren Beyträgen vermehrt, in vier Bänden erhalten. Doch macht dieses neue Werk durchaus nicht das erste Gemälde des *Moyen age* (1790) ganz entbehrlich, da mehrere wichtige Punkte dort weitläufig erörtert sind, welche hier, nur angedeutet, weniger Raum einnehmen.

Da, durch einen Zufall, der ersten Ausgabe in diesen Blättern nicht erwähnt ist, so wird uns erlaubt seyn, Etwas hier von der Anordnung und von dem Geist des Buches überhaupt zu berichten. Nach der Vorrede (X S.) folgt eine lehrreiche Einleitung (S. X—LXXX), welche von dem Wesen der Geschichte, deren Quellen, Critik und Hülfswissenschaften, als Geographie, Genealogie, Chronologie, und zumahl von dieser letztern, gründlich und deutlich handelt, und zuletzt einen kurzen, aber sehr anschaulichen, Abriß der alten Geschichte liefert. Das Werk selbst zerfällt in acht Perioden: I. von der Völkerwanderung bis auf Karl den Großen, 406—800. II. von Karl dem Großen bis auf Otto den Großen, 800—962. III. von Otto dem Großen bis auf Gregor VII., 962—1074. IV. von Gregor VII. bis auf Bonifaz VIII., 1074—1300 (Steigen und Sinken der kirchlichen Macht). V. von Bonifaz VIII. bis zur Eroberung von Constantinopel durch die Türken, 1300—1453. VI. von der Eroberung Constantinopels bis zum Westphälischen Frieden, 1453—

1648. (Die wichtigste Periode!). VII. vom Westphälischen bis zum Utrechter Frieden, 1648—1713! VIII. vom Utrechter Frieden bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts (die Französische Revolution jedoch ausgenommen). Von diesen acht Perioden sind die fünf ersten im ersten Bande (432 Seiten), und die drey letzten im zweyten (404 S.) enthalten, so daß also diese zwey Bände die eigentliche Erzählung in sich fassen, die beiden andern aber die nöthigen Beylagen und Register enthalten. Im dritten Bande findet man zuerst: Tablettes chronologiques über die sämtliche Geschichte (S. 1—104, und b, c, d, e); odann sieben geographische Karten mit ihren Erklärungen (S. 105—203), welche die Hauptveränderungen in der politischen Eintheilung Europa's während des Mittelalters darstellen. 1. Europa unter dem westlichen Römischen Reiche, kurz vor dem Einfall der barbarischen Völkerschaften; 2. Europa gegen das Ende des fünften Jahrhunderts; 3. unter Karl dem Großen; 4. bey der Zertheilung des Reiches Karls des Großen, gegen das Ende des neunten Jahrhunderts; 5. gegen 1074; 6. gegen 1300; 7. Europa im Jahre 1453. Dieß waren die schwierigsten Zeiten für geographische Darstellungen, und wobey die Critik am meisten zu leisten hatte. Von dieser Seite sowohl, als von Seiten der Sauberkeit und Deutlichkeit, sind diese Karten vortreflich. Eine Table des auteurs und ein allgemeines Register schließen diesen Band. Der vierte enthält, außer einem Avertissement, nichts, als 154 eingelegte genealogische Tabellen der fürstlichen Häuser und Regenten von Europa, welche zum Theil aus dem spe-

ciellen Werke des Hrn. v. Koch über diesen Gegenstand (1780) ausgezogen sind, theils aber neu erscheinen, weil der zweyte Band des größern Werks nicht herausgekommen.

So viel über das Materielle des Buchs und seine Anordnung. Es ist für Jeden, der die drey Bände der ersten Ausgabe zur Hand hat, leicht, einzusehen, wie viel diese an Zugaben, Vermehrungen, besserer Eintheilung u. s. w. gewonnen hat; und man muß bedauern, daß Hr. Sander, um seine schön gerathene Deutsche Uebersetzung (Berlin 1807 und 8) zu vollenden, sein Vorhaben nicht bis auf die Erscheinung dieser neuen Ausgabe verschoben hat.

Die historische Classe des Französischen National-Instituts erklärte einst das Werk des Hrn. v. Koch für classisch; wie es jetzt erscheint, ist es nun dieser Auszeichnung noch werther, als je. Der Französ. Litteratur fehlte es wesentlich an einem solchen Ueberblick der Staatengeschichte unsers Welttheils. Allen denen, welche vorhanden waren, konnte man vielfache Mängel vormerken. Das hier angezeigte Buch vereinigt mit der gefälligen Französischen Einkleidung, Deutsche Gründlichkeit, Critik und Forschungsgeist, der zur Aufhellung so vieler Punkte in dem Gemählde der mittleren Zeiten-gang unentbehrlich ist. Alle Deutsche Quellen besonders hat der Verf. gekannt und benutzt: doch erkennt man in ihm den selbstständigen gelehrten Historiker; dem ein langes Studium und scharfes Nachdenken eigne Ansichten eröffnet haben. Des Neuen, des Trefflichen, ist bey ihm zu viel, um es hier ausführlich bezeichnen zu dürfen. Bey jeder Periode ist immer die Haupt-Epoche sorg-

fältig und mit scharfen Zügen characterisirt. Alles, was es für einen Namen haben mag, was auf die Entwicklung der politischen, religiösen, intellectuellen, technischen u. Cultur von Europa einen bedeutenden Einfluß gehabt, das heißt, in dem edeln und wahrhaft historischen Sinn, welchen der Verf. diesem Worte beylegt, Alles, was eine Revolution bewirkte, wird von ihm eben so hell als treu angemerkt und dargestellt, so daß gewiß von dem, wodurch der Mensch und die Staaten zu einem moralisch und physisch bessern Zustand gelangen sollen, wenig oder nichts dem philosophischen Blick des ehrwürdigen Verfassers entgangen ist. Der historische Unterricht in Frankreich wird ihm dadurch so viel zu verdanken haben, wie einst die Stadt Straßburg und die protestantische Academie daselbst, deren Existenz er in sturmvollen Zeiten vom gemeinschaftlichen Schiffbruche aller hohen Anstalten rettete.

Eben daselbst.

Hey J. Klostermann, dem jüngern: *Géométrie descriptive par Gaspard Monge, de l'institut des sciences etc. Nouvelle édition. Avec un supplément par M. Hachette, instituteur à l'école impériale polytechnique etc. 162 Seiten und 118 S. in Quart.*

Die Geometrie, deren Gegenstand die Raumverhältnisse sind, zerfällt in zwey große Abtheilungen, je nachdem der Raum nur nach zwey Dimensionen betrachtet wird (in der Ebene), oder nach allen drey Dimensionen zugleich. Man begreift leicht, daß der andere Theil seiner Natur nach von einem viel größern Umfange seyn, und

eine viel größere Mannigfaltigkeit von Fragen und Untersuchungen darbieten müsse, als der erste. Wenn daher schon von unserer Elementargeometrie die Planimetrie einen größern Theil ausmacht, als die Stereometrie, so rührt dieß nur daher, daß letztere verhältnißmäßig viel weniger entwickelt und ausgebildet ist. In der That hat man vorzüglich die Untersuchungen der letztern Art in neuern Zeiten lieber mit Hülfe der Analyse behandelt, und sie so gleichsam der Geometrie entzogen, welche sich nur der unmittelbaren Anschauung bedient. Es ist auch nicht zu läugnen, daß die Vorzüge der analytischen Behandlung vor der geometrischen, ihre Kürze, Einfachheit, ihr gleichförmiger Gang, und besonders ihre Allgemeinheit, sich gewöhnlich um so entschiedener zeigen, je schwieriger und verwickelter die Untersuchungen sind. Inzwischen ist es doch immer von hoher Wichtigkeit, daß auch die geometrische Methode fortwährend cultivirt werde. Abgesehen davon, daß sie doch in manchen einzelnen Fällen unmittelbarer und kürzer zum Ziele führt, als die Analyse, besonders wenn diese nicht mit Gewandtheit gehandhabt wird, daß jene dann eine ihr eigenthümliche Eleganz hat, wird sie auch besonders in formeller Hinsicht und beim frühern jugendlichen Studium unentbehrlich bleiben, um Einseitigkeit zu verhüten, den Sinn für Strenge und Klarheit zu schärfen, und den Einsichten eine Lebendigkeit und Unmittelbarkeit zu geben, welche durch die analytischen Methoden weit weniger befördert, mitunter eher gefährdet werden. Aus diesen Gründen steht man mit Vergnügen, daß einige Fran-

zösische Geometer in den letzten Jahrzehenten angefangen haben, den Theil der Geometrie, welcher sich mit den Verhältnissen von Punkten und Linien, die nicht in Einer Ebene liegen, von verschiedenen Ebenen gegen einander, mit Linien von doppelter Krümmung und mit krummen Flächen beschäftigt, mit besonderer Sorgfalt, und, in so fern dabey bloß geometrische Methoden angewandt werden, als eine besondere Disciplin unter dem Nahmen der Géometrie descriptive zu cultiviren. Dem vorliegenden Werke über diese Wissenschaft müssen wir insbesondere das Lob einer großen Klarheit und Concision im Vortrage, eines wohlgeordneten Ueberganges vom Leichtern zum Schwerern, und der Reichhaltigkeit an neuen Ansichten und gelungenen Ausführungen beylegen; und daher das Studium desselben als eine kräftige Geistesnahrung empfehlen, wodurch unstreitig zur Belebung und Erhaltung des echten, in der Mathematik der Neuern sonst manchemal vermischten, geometrischen Geistes viel mit beygetragen werden kann. Außer dieser rein wissenschaftlichen Seite dieser Untersuchungen kommt auch noch der mannigfaltige Nutzen in Betracht, welchen sie in den Künsten haben, die sich auf Raumverhältnisse beziehen, namentlich in der Zeichenkunst, der Feldmestkunst, der Baukunst, der Befestigungskunst. Auch in dieser Hinsicht hat der Verfasser seine Schrift durch mancherley Anwendungen interessanter zu machen gewußt, wenn er gleich meistens nur mehr auf sie hingedeutet, als sie wirklich ausgeführt hat.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.

Den 31. Julius 1813.

Berlin.

Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums, von Fried. Rühls, Dr. und Professor der Geschichte zu Berlin. 1811. 274 Seiten in Octav. — Wenn die Anzeige des gegenwärtigen Handbuches sich etwas verspätet hat, so muß man den Grund davon in nichts anderem suchen, als daß es durch zufällige Ursachen dem Recensenten erst später in die Hände kam. Von dem Verfasser, den wir bereits wiederholt als einen unserer gründlichsten und fleißigsten Historiker in diesen Blättern characterisirt haben, läßt sich nichts Etwas Durchdachtes und für den Gebrauch wohl Berechnetes erwarten. Der Nahmen Propädeutik, indem er die Vorkenntnisse bezeichnet, welche zum Studium der Geschichte gebracht werden müssen, hat in so fern etwas Unbestimmtes, daß man entweder die eigentlichen historischen Vorkenntnisse, oder auch die Hilfskenntnisse darunter verstehen kann. Der Verfasser nimmt ihn in diesem letzten Sinn; wöbey sich freylich wiederum fragen läßt, wie viel oder wie wenig dahin gerechnet werden

muß. Der Umfang, den der Verf. seiner Arbeit gegeben hat, ist sehr umfassend, wie aus der Mittheilung folgenden Abrisses erhellen wird. Er bringt die Gegenstände der Propädeutik überhaupt unter sechs Classen. Die erste: Eintheilung der Geschichte und Methodologie. Der Verf. unterscheidet die Zweige der Geschichte nach äußern und innern Eintheilungsgründen. Nach jenen die Geschichte einzelner Männer, Völker, Länder. Nach diesen mechanische, politische, ästhetische, wissenschaftliche, religiöse- und moralische Geschichte (wobei jedoch die politische Geschichte mit der der Völker, in so fern sie Staaten bilden, zusammenfällt. Auch vermiffen wir die häusliche Geschichte, d. i. die Geschichte der Fortschritte in der Einrichtung des häuslichen Lebens, welche unter dem Abschnitt der mechanischen, in so fern hier nur von den mechanischen Erfindungen die Rede seyn soll, sich schwerlich begreifen läßt). Ueber die Methodologie einzelne sehr treffende Bemerkungen, wovon wir nicht mehr sagen, weil wir ein eigenes Buch über diesen Gegenstand sofort werden anzuzeigen haben. Der zweite Abschnitt: Vor- und Hülfkenntnisse der Geschichte. Dahin rechnet der Verf. Sprachkunde, Philosophie und Staatswissenschaften. Bey der Philosophie erklärt sich der Verf. über das, was man in neuern Zeiten oft philosophische Ansicht der Geschichte genannt hat, d. i. Aufstellung einer Hypothese, die man demnächst durch die Geschichte begründen wollte, besonders die von der fortschreitenden Vervollkommenung des Menschengeschlechts. Der historische Gebrauch der Philosophie (Gebrauch der Philosophie für die Geschichte) wird von ihm auf drey Momente beschränkt: Methode und Beurtheilung der Geschichtsforschung, wofür sie die Regeln gibt;

Beurtheilung, und practische Anwendung, was aber beides außerhalb dem Gebiete des Historikers liegt; und auf die innere moralische Bildung desselben. Ganz klar ist uns dieß doch nicht geworden: denn in dem Ausdruck Philosophie liegt etwas Unbestimmtes. Würde der Verf. nicht bestimmter gesprochen haben, wenn er speculative und practische Philosophie sofort unterschieden, und gezeigt hätte, in welchem Verhältnisse jene und diese gegen die Geschichte stehen? Unter Staatswissenschaften begreift der Verf. allgemeine Statistif (Kunde von' den Elementen des Staats), und Politif. Dabey zugleich eine Ansicht der verschiedenen Systeme der Staatswirthschaft. Der Dritte Abschnitt ist überschrieben: Grund- und Elementarwissenschaften der Geschichte (die also von den Hülfswissenschaften unterschieden werden). Unter diesen zuerst: Chronologie. Sie zerfällt in den historischen Theil, oder die specielle Chronologie der vornehmsten, sowohl ältern als neuern, Völker (wobey besonders Ideler zum Grunde gelegt ist), und in den practischen, oder die Anwendung der Zeitrechnung auf die Geschichte; welche die Nachrichten von den verschiedenen chronologischen Systemen enthält. Die vortreffliche Schrift des sel. Hegewisch ist erst nach der Erscheinung dieses Buchs erschienen; sie wird auch neben demselben mit Nutzen gebraucht werden können. Auf die Zeitkunde folgt die Erdkunde. Der Verf. gibt in diesem Abschnitt zuerst eine kurze Uebersicht der geographischen Entdeckungen, und dann die Geschichte des wissenschaftlichen Studii der Geographie, und auch des Landkartenwesens; welche letztere wir gern noch etwas weiter ausgeführt gesehen hätten. Die nun folgende Völkerkunde, Ethnologie, enthält die Untersuchungen über die

Menschen-Rassen. (Die gewöhnliche Meinung von einer gemeinschaftlichen Ableitung von Einem Paar scheint dem Verf. mit unauf lösblichen Widersprüchen verbunden, da die Charactere der Rassen ihnen so tief eingedrückt sind, daß wie kein Ausarten der einen in die andere wahrnehmen; und also allerdings auch die Entstehung der verschiedenen Rassen nicht leicht werde erklärt werden können. Bey einem Gegenstande, wo einmahl historische Gewißheit nicht mehr zu erlangen ist, wird man Jedem gern seine Vermuthungen lassen; die Hauptsache ist, diese nicht für mehr ausgeben zu wollen, als sie seyn können.) Sehr wahr ist es, was der Verf. gegen das Ende dieses Abschnitts von der Wichtigkeit eines ethnologischen Museums sagt. So viel Rec. weiß, ist bisher die hiesige Academie die einzige, welche eine solche Sammlung besitzt, die auch bey dem Vorrathe der Wissenschaft jedesmahl benutzt wird. Sie umfaßt (da durch ein glückliches Zusammentreffen hier die Gegenstände des Nordens und des Südens zusammen kamen) den ganzen großen Ocean, von dem Lande der Zutschken bis nach Neuseeland, und ist dadurch, wenn auch nicht die reichste (die Sammlungen in den großen Hauptstädten Europa's mögen für das Einzelne weit mehr enthalten), doch vermuthlich die ausgedehnteste. Und dennoch konnte ein nun verstorbenen berühmter und sonst unterrichteter Reisender, Rüttner, wegwerfend davon urtheilen! So beschränkt und einseitig sind oft die Ansichten auch gebildeter Menschen! Den vierten Platz nimmt die Genealogie, den fünften die Heraldik ein. Von jeder die Elemente, und eine kurze Geschichte. Die eingestreuten Bemerkungen über den Ursprung der Sagen, als Folge des erweiterten Handels und

Verkehrs, verdienen besondere Aufmerksamkeit. Wenn sie vielleicht in Venedig zuerst entstanden, waren die Häuser, die sie annahmen, Handlungshäuser? Aber mehrere, sehr verschiedene, Ursachen mögen ihnen den Ursprung gegeben haben. Der vierte Hauptabschnitt: Historische Forschung oder Kritik, enthält die Untersuchung über die Quellen der Geschichte und ihren Gebrauch. Der Verf. beginnt mit der Münzkunde. Die Elemente von dieser sind verhältnißmäßig ausführlich darzulegen. Dann die Inschriftenkunde, (Epigraphik), die Medaillenkunde und die Diplomantik, worauf zuletzt die Schriftstellerkunde, mit Bemerkungen über historische Forschung, folgt. Die Behauptung des Verfassers, daß dem Wahrscheinlichen gar kein Platz in der Geschichte gebühre, scheint uns doch zu allgemein zu seyn. Erfüllt nicht der Historiker seine Pflicht, wenn er bey der Unmöglichkeit, das Gewisse auszumitteln, das Wahrscheinliche als bloß wahrscheinlich gibt? Desto mehr stimmen wir dagegen dem Verf. bey, wenn er jenes Verfahren von Voltaire und seinen Nachfolgern verwirft, aus Gründen von innerer Unwahrscheinlichkeit bestimmte und durch gültige Zeugen verbürgte Erzählungen wegzuläugnen. Der fünfte Abschnitt: Von der historischen Darstellung, oder der historischen Kunst, umfaßt zugleich die Untersuchung über den so genannten Pragmatismus; und der sechste und letzte gibt eine kurze Uebersicht der Geschichte des historischen Studiums.

Wenn wir das gegenwärtige Buch als einen Beweis anführen, wie ernstlich in Deutschland über die Bedürfnisse des historischen Unterrichts

nachgedacht wird, so verbinden wir damit die Anzeige eines ähnlichen, so eben erschienenen:

Magdeburg.

Methodik des historischen Unterrichts für Lehrer an Gymnasien, von L. Schaaff, Conventual des Stifts zu Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg. 1813. 108 Seiten in Octav. Der Verfasser hat sich, wie man aus dem Titel ersieht, eine ganz bestimmte Aufgabe gewählt, und die wohl eine Beantwortung bedurfte. Denn die Klagen über den zweckwidrigen Unterricht in der Geschichte in Schulen und Gymnasien sind oft laut genug gehört, und gewiß nicht mit Unrecht erhoben. Es ist nur zu wahr, daß man jenem Unterrichte einen falschen Zuschnitt gegeben, und indem man Schüler bereits wie Studirende behandelte, sie für den academischen Unterricht unfähig machte. Wenn dieser letztere seine Zwecke erreichen soll, so setzt er Vorkenntnisse voraus, welche die Zuhörer in den Schulen und Gymnasien mitbringen müssen: Vorkenntnisse, die sie in den Stand setzen, einen Vortrag der Geschichte im Zusammenhange zu übersehen und zu fassen. Der Jüngling von 15 bis 16 Jahren ist keineswegs schon für den Vortrag reif, der vier Jahre später für ihn paßt. Daß wenige Jahre hier einen wesentlichen Unterschied machen, liegt tief in der menschlichen Natur. Indes ließ der Gegenstand sich auch nicht anders behandeln, als daß der Verf. den frühern, den Kinderunterricht in der Geschichte, mit umfaßte, wenn das Gesammte ein fortschreitendes Ganzes bilden sollte. So bot sich also von selbst die Idee verschiedener Curse dar, bei denen es nur darauf ankam, wie sie in einander eingriffen. Der Verf. nimmt vier sol-

che auf einander folgende Curse an; die zwar in der Art der Behandlung von einander abweichen; bey denen doch aber gewisse Grund-Maximen herrschend bleiben, wozu wir besonders die rechnen, daß stets Geographie in Verbindung mit der Geschichte bleibe. Nach einer interessanten Einleitung, die einen historischen Ueberblick der Manier des Unterrichts in dem verstorbenen achtzehnten Jahrhundert gibt (wir hätten den Unterricht in der Geschichte so gut, wie in der Geographie, mit Zübner begonnen), gehet der Verf. zu der Darlegung der einzelnen Curse fort. Der erste Cursus kann noch nicht das Nachdenken, sondern nur die Einbildungskraft, beschäftigen. Von Geographie soll Alles ausgehen. Diese Geographie soll, mit Weglassung aller politischen, zunächst bloß physisch seyn, so daß der Lehrling die Verhältnisse der Meere, der Welttheile, und wiederum durch Flüsse und Gebirge die Absonderung der Länder, kennen lernt. (Rec. hat an einem vier- bis fünfjährigen wißbegierigen Knaben ein Beyspiel gesehen, wie schwer es Kindern, die keine große Wasserfläche sahen, wird, sich vom Meere einen Begriff zu machen. Wir bemerken dieß, weil es seine eigenen Schwierigkeiten haben kann, wie der Verf. will, von der Kenntniß der Meere auszugehen, um die Begrenzungen der Welttheile dadurch zu geben.) Mit dem Unterricht soll Einübung verbunden seyn, durch Orientirung auf der Karte, und durch Versuche zu Kartenzeichnung. Bey dem historischen Unterricht entsteht nun die Frage, womit er anfangen soll? Sie beantwortet sich gleichsam von selbst, so bald man nur die Maxime festhält, daß die Einbildungskraft der Kinder aufgeregt werden soll. Nicht also etwa mit der Ländergeschichte, sondern mit der Ges

schichte des alten Testaments, der Urgeschichte
 unsers Geschlechts, und dem Patriarchenzeitalter;
 worauf durch das Heldenzeitalter der Juden der
 Uebergang zu dem Hellenischen Heldenzeitalter und
 den Erzählungen aus den Homerischen Gesängen
 gemacht werden soll. An und für sich sehr gut;
 nur tritt dabey die Schwierigkeit ein, daß die
 biblischen Erzählungen auch in der Uebersetzung
 ihren vollen Reiz behalten; bey den Homerischen
 aber hängt dieser so enge mit der Ursprache zu-
 sammen, daß sie wohl nur in dieser ihn behalten
 können. Wir hätten gewünscht, zu hören, ob der
 Verf. der von Hrn. Prof. Wissen und Kohlrausch
 in einer kleinen, hier erschienenen, Schrift auf-
 gestellten Behauptung, daß man bey Knaben gleich
 damit anfangen solle, Homer in der Ursprache zu
 lesen, seinen Beyfall gebe? So soll also der
 Zweck dieses ersten Cursus noch nicht eigentlich
 seyn, Geschichte zu lernen, sondern vielmehr nur,
 den Geist des Knaben für dieselbe aufzuregen
 und für dieselbe vorzubereiten. In dem zwey-
 ten Cursus erscheint nun die Geographie als
 Grundwissenschaft der Geschichte; und neben ihr
 beginnt die historische Chronologie. Aber die
 Geographie soll nur Länder- und Völkerkunde
 bleiben, nicht aber, wie so oft geschieht, halb zur
 Statistik werden, indem man Staatsverfassungen
 und Staatsverwaltungen hereinzieht. Indes be-
 merkt der Verf. doch mit Recht, daß bey Europa
 und den andern Welttheilen verschiedene Verhält-
 nisse eintreten; indem bey jenem Bedürfnis wird,
 die neuesten geographisch-politischen Veränderun-
 gen mit darzulegen, um den jetzigen Zustand schil-
 dern zu können; bey den übrigen Welttheilen
 aber die Geschichte ihrer Entdeckung allmählich ge-
 geben werden müsse, um den Knaben an die Idee

zu gewöhnen, daß wir nicht alle Länder gleich genau kennen. Bey dem Vortrage muß der Hauptzweck dahin gehen, daß der Schüler einen leichteren Ueberblick über Länder- und ganze Welttheile in Rücksicht ihrer physischen und politischen Merkwürdigkeiten erhalte. Für die eigene Uebung der Schüler das fortgesetzte Kartenzeichnen. Der historische Unterricht soll nun in diesem zweyten Cursus den Hauptzweck haben, das Sachwerk der allgemeinen Geschichte kennen zu lernen, und dieses dem Gedächtniß einzuprägen, so daß die Haupt-Data über die Gründung, Blüthe und Verfall der Völker, wichtige Erfindungen, Verbreitung der Religionen &c., an den chronologischen Faden gereiht, ein solches Ganzes bilden. Dieß alles jedoch nicht als bloße trockene Reihe von Jahreszahlen, sondern mit einiger Ausführlichkeit der Erzählung; worüber es dann nicht möglich ist, etwas Genaueres im Allgemeinen zu bestimmen, weil die Fassungskraft der Individuen dieses bestimmen muß. Unter den Hülfsmitteln treten hier also die historischen Tabellen ein. Wir halten es für sehr zweckmäßig, diese durch die Schüler selbst verfertigen zu lassen, so bald sie Geschmack an dieser Beschäftigung finden. Der Hauptzweck, die Jahreszahlen dem Gedächtniß recht tief einzuprägen, wird wohl durch nichts Anderes so sicher erreicht. Der dritte Cursus, welchen der Verf. in den Zeitpunkt setzt, wo die humanistische Richtung der Schulstudien beginnt, und es sich entscheiden muß, ob und in wie fern der Lehrling für wissenschaftliche Cultur geeignet sey (wir hätten gewünscht, daß der Verfasser bey jedem Cursus ungefähr die Jahre angegeben hätte, für die er ihn berechnet); erhält dadurch seinen Character, daß Mittheilungen über das Alter

thum, hauptsächlich das classische Alterthum, die Hauptsache ausmachen. Also Universal-Geschichte der alten Welt, mit besonderer Beziehung auf Geschichte der Griechen und Römer, und zwar so, daß nicht bloß auf die äußere, sondern auch auf die innere Geschichte, auf das, was wir Alterthümer nennen, gesehen wird. Denn, wie der Verf. sagt, nur durch die historische Behandlung und die Verbindung mit der Geschichte, schaffe diese den beabsichtigten Nutzen. Die Behandlung aber werde so von dem Lehrer eingerichtet, daß sie als eine practische Anleitung zum historischen Studium betrachtet werde. Der Schüler also werde fortdauernd selbst beschäftigt, indem er bey der Geschichte selbst die Quellen, bey der Chronologie mit ihren Grundsätzen überhaupt die verschiedenen Aeren kennen lernt, und sich übt, sie auf Jahre vor Christi Geburt zu reduciren; bey der Geographie alte und neue Chorographie mit einander vergleicht. — Dieser ganze Cursus wird sich also, unserer Ansicht nach, für die höheren Classen der gelehrten Schulen eignen. Wir würden einen so gelildeten Zögling, — vorausgesetzt, daß er nicht vor dem achtzehnten Jahre die Universität bezöge, — auch wohl für fähig halten, dem academischen Unterricht mit Nutzen zu folgen. Der zusammenhängende, mehr rai-sonnirende, und in diesem, nicht in dem Sinne, daß er aus bloßem Raisonnement besteht, pragmatische Unterricht würde für ihn vielleicht desto mehr Reiz haben, je neuer ihm noch diese Behandlung wäre. Allein der Verf. hält noch vorher einen vierten Cursus für nothwendig, der in denjenigen Abschnitt der Schulbildung fällt, welcher als Uebergangsperiode zu dem eigentlich

wissenschaftlichen Lehrunterrichte der Universität betrachtet wird. Dieser vierte Cursus soll daher zunächst eine Universal-Geschichte der neuern Zeit enthalten; demnächst eine Litteratur-Geschichte der Griechen und Römer, und Vorkenntnisse aus der Geschichte der neuern Litteratur. Gegen die beiden letzten Fächer, in so fern sie zweckmäßig behandelt werden, hat Rec. nichts einzuwenden. Der neuern Universal-Geschichte kann er nur in so fern einen Platz einräumen, als durch Heraushebung der Haupt-Momente, woran sie hängt, der junge Mensch auf diese aufmerksam gemacht wird; keineswegs aber in dem Sinn, daß sie eine Geschichte der practischen Politik würde (etwa, wie sie der Rec. in seiner Geschichte des Europäischen Staatensystems, die der Verf. hier vor Augen gehabt zu haben scheint, zu geben versucht hat). Auch der Rec. sieht diesen Vortrag bey dem academischen Unterricht als den letzten an, den er seinen Zuhörern, besonders denen, welche für die politische Laufbahn sich bestimmen, empfiehlt. Solche Zwecke können noch nicht bey dem Gymnasial-Unterricht Statt finden; und daß der Verf. auch hierin mit uns übereinstimmt, schließen wir aus dem, was er über die Statistik sagt, ohne welche der politische Gesichtspunct nicht gefaßt und verfolgt werden kann. Mit vollem Rechte sagt nämlich der Verf., daß der vollständigere Unterricht über Statistik noch ganz von dem Gymnasial-Unterricht ausgeschlossen bleiben, und hier nur bloß die allgemeinen Begriffe von Staatskunde hereingejogen werden sollen. — Eine encyclopädische Uebersicht endlich soll den ganzen Unterricht beschließen, damit der Lehrling nicht das auf Schulen Erlernte für die Wissenschaft selber halte;

wohl aber, indem ihr unermesslicher Umfang ihm anschaulich gemacht, besonders auch an der Bildungsgeschichte einzelner großer Historiker ihm anschaulich gemacht worden, er nicht sowohl auf das sehe, was er schon weiß, als vielmehr auf das, was er noch zu lernen hat.

Paris.

Bey Didot, dem ältern: *Choix des plus célèbres maisons de plaisance à Rome et de ses environs, mesurées et dessinées par Charles Percier et P. L. F. Fontaine. Livraison X. XI. Pl. LVIII — LXIX. Mit einem Frontispice, zur Villa Este gehörend. S. 44 — 58 in Folio. 1812. (s. diese Anzeigen vom J. 1813 St. 63 S. 626).*

Mit wahren Vergnügen zeigt Rec. die Fortsetzung dieses eben so geschmackvollen als unterhaltenden Werkes an.

Zehnte Lieferung. *Villa Este.* Sie liegt 18 (Italiänische) Meilen von Rom in einer reizenden Landschaft unweit Livoli, wo das Auge überall neue Gegenstände der schönen Natur wahrnimmt. Den ersten Grund dazu legte der Cardinal Bartolomeo della Cueva d'Albuquerque, Bischof von Cordova, im Jahre 1540; sie wurde hierauf vom Cardinal Hippolito Este, einem Sohne Alfons I., Herzogs von Ferrara, vergrößert, indem er über eine Million Römischer Scudi auf ihre Erweiterung verwandte; kam nach und nach in den Besitz des Cardinals Luigi Este und des Cardinals Alessandro Este (1598), und fiel endlich an die Herzoge von Modena. Diese Villa ist gegenwärtig unbewohnt. Die Statuen, welche ehemahls zu ihrer Zierde dienten, sind bereits von Benedict XIV. gekauft, und dem Vaticanischen Museum einverleibt worden.

Der äußere Schmuck des Pallastes scheint nicht ganz vollendet zu seyn, wenn man ihn mit der Pracht der übrigen Theile vergleicht. Die Gärten ziehen sich am Abhange eines Berges hin, und bieten überall Ansichten dar, wo man durch herrliche Springbrunnen und alle Schattirungen von Grün im mannigfaltigen Sonnenstrahl entzückt wird. Die Springbrunnen sind ein Werk des berühmten Drazio Olivieri von Tivoli. Pl. LVIII. a. Frontispice. b. Allgemeiner Grundriß der Villa Este und ihrer Gärten. Pl. LIX. Ansicht des Pallastes der Villa Este, aufgenommen von der Seite des Einganges in das Parterre. Pl. LX. Ansicht der Terrasse des Springbrunnen und des Pallastes. Pl. LXI. Ansicht des großen Bassins des Springbrunnens der Arethusa, und der sie umringenden Galerie. Pl. LXII. Ansicht des Springbrunnens auf der Treppe auf dem ersten Ruheplage der großen Freytreppe (Peron). — Landhaus Colonna zu Marino. Der Name des Baumeisters dieses schönen, 12 (Italiänische) Meilen von Rom entfernten, Landhauses ist unbekannt, muß aber ein sehr geschmackvoller Künstler gewesen seyn. Mit einem anspruchlosen Aeußern vereinigt dieses Landhaus Bequemlichkeit und Eleganz. Pl. LXIII. Grundriß des Landhauses Colonna. Als Schluß-Bignette des Textes sieht man einen schönen Springbrunnen in der Villa Albani.

Zwlfte Lieferung. Villa Aldobrandini. Sie ist unter dem Namen Belvedere allgemein bekannt, und liegt am Abhange eines Berges bey Frascati. Der Cardinal Pietro Aldobrandini, ein Neffe des Papstes Clemens VIII., der das Herzogthum Ferrara mit dem Kirchenstaat vereinigt hatte, wollte diese Begebenheit durch ein Monument verewigen.

und erbaute die Villa im Jahr 1598. Der Architect Giacomo della Porta fing den Bau an: da er aber zu früh starb, so vollendete ihn der berühmte Dominichino. Die anmuthige Lage, der Reichtum anzierathen, die Schönheit der Malereyen, welche theils von Cesari, theils von Dominichino herrühren, gewähren einen reizenden Anblick. Pl. LXV. Allgemeiner Grundriß der Villa Aldobrandini und eines Theils ihrer Gärten. Pl. LXV. Ansicht des Pallastes und der Gärten der Villa Aldobrandini, aufgenommen im Parterre von der Seite des Einganges. Pl. LXVI. Ansicht der Terrasse, der großen Cascade, und des Wassertheaters, dem Pallast gegen über. Villa Lanzi. Sie liegt zu Bagnaia, 45 (Italiänische) Meilen von Rom, und war ein Eigenthum der Bischöfe von Viterbo. Raphael Sansoni Riario, der unter dem Papst Sixtus IV. den Cardinalshuth erhielt (1477), und an der Verschwörung gegen die Mediceer großen Antheil nahm, war der erste, der die mahlerische Gegend zu Bagnaia durch die Kunst noch mehr verschönerte, und den Grund zur Villa legte. Niccolo Ridolfi von Florenz, fünfter Cardinal-Bischof von Viterbo, ließ hierauf mehre Gebäude errichten, welche durch den sechsten Cardinal-Bischof von Viterbo, Giovanni Francesco Sannibale, ums Jahr 1564 einen noch größern Umfang erhielten, indem er die sämtlichen Zimmer mit vortreflichen Malereyen verzieren ließ, deren größter Theil von dem Antonio Tempesta herrührt. Im Jahr 1588 kam die Villa an den Cardinal Alessandro Damasceno Peretti oder Montalto, einen Neffen Sixtus V., welcher dem Bischof von Viterbo andere Ländereyen dafür abtrat, und nicht nur ein neues Landhaus erbaute, sondern auch

neue Pflanzungen und Springbrunnen anlegte, welche die ganze Landschaft verschönern, beleben und einen eigenen Zauber über sie ausgießen. Durch Alexander VII. fiel das Ganze an die Familie Lanti, die es noch gegenwärtig besitzt. Die zierliche und geschmackvolle Bauart, welche in den Gebäuden herrscht, hat Mehre auf die Vermuthung gebracht, daß ihr Urheber Bignola sey; wahrscheinlicher ist es aber, daß verschiedene Architekten Theil daran haben, die jedoch Einem Plane, welcher gleich vom Anfange an zum Grunde lag, gefolgt sind. Pl. LXVII. Grundriß der Villa Lanti zu Bagnaia, mit einem Theile der Gärten. Pl. LXVIII. Allgemeine Ansicht der Villa Lanti, genommen an einer Seite des Einganges. — Villa Giustiniani zu Vassano, 30 (Italiänische) Meilen von Rom entfernt. Ihr Erbauer ist Vincenzio Giustiniani, Marchese von Vassano. Dominichino und Albani haben sie mit ihrem Pinsel verschönert. Pl. LXIX. Allgemeiner Grundriß der Villa Giustiniani zu Vassano.

Halle.

Kurze Anzeigen und Erläuterungen über meinen Atlas zur Geschichte aller Europäischen Länder und Staaten, von C. Kruses 1812. Octav 146 Seiten. Die gegenwärtigen Blätter sind eine schätzbare Beylage für diejenigen, welche den Atlas des Verfassers schon besitzen; und können auch denen, die sich ihn anschaffen wollen, dazu dienen, sich im voraus über das, was sie daran erhalten, zu verständigen. Denn der Verfasser gibt darin in fünf Abschnitten zuerst: **Anzeige und Bemerkungen über den Plan seines Atlases, worin er seine Zwecke, die Classen von Lesern, für welche er gearbeitet**

1224 G. g. A. 122, St., den 31. Jul. 1813.

(nicht für die ganz ersten Anfänger, sondern für Studirende, für schon gebildete Freunde der Geschichte, und in einem gewissen Grade auch für Geschichtsforscher), aus einander setzt, und genau bestimmt. Hierauf 2. Bemerkungen über die Einrichtung meiner Karten, besonders, warum er der Eintheilung nach Jahrhunderten folgte, und über den Gebrauch der neuern Nahmen in den Jahrhunderten des Mittelalters. 3. Einrichtung meiner Tabellen. Insonderheit über das Verhältniß, in welchem die Tabellen des Verfassers gegen andere ähnliche stehen; 4. Beweise für die nöthige Genauigkeit meiner Angaben im Allgemeinen. Und 5. Günstige und ungünstige Aufnahme meines Arlasses. — Gründliche Rechtfertigung aller darin befindlichen Angaben, welche von Hrn. J. B. (in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung) für unrichtig erklärt worden sind. Der Verfasser hat es für nöthig gehalten, sich gegen die Angriffe des Hrn. J. B. zu vertheidigen; und freylich ist es bey Karten und Tabellen, welche die Beweise ihrer Angaben nicht selber geben können, mehr Bedürfniß, als bey einem Buche, das seine Rechtfertigung selber mit sich führt. Für uns bedurfte es dieser Rechtfertigung nicht. Ein lange fortgesetzter Gebrauch sowohl der Karten, als der Tabellen; hat das günstige Urtheil, das wir gleich nach ihrer Erscheinung, in diesen Blättern darüber fällten, vollkommen bestätigt; und wir zweifeln nicht, daß dieses auch bey Andern der Fall seyn wird, welche sich ihrer bey ihren historischen Studien bedienen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 2. August 1813.

München.

Die rühmliche Thätigkeit der dasigen Academie der Wissenschaften in ihrem schönen Verus bewährt sich durch zwey neue Bände ihrer Schriften, welche wir anzuzeigen haben. Wir hoblen zuerst den ältern nach: *Denkschriften der königl. Academie der Wissenschaften zu München für die Jahre 1809 und 1810.* Auf Kosten der Academie. 1811. Geschichte der Academie XLIV S., Arbeiten der philologischen und philosophischen Classe 76 S., der mathematischen und physicalischen 560 S., der historischen 71 S. in Quart.

In der Geschichte der Academie wird zuerst die Uebersicht ihrer Verfassung durch die Mittheilung des von Sr. Majest. dem Könige von Bayern bestätigten Gesetzes über die Wahlform ihrer Mitglieder und Correspondenten ergänzt, und ein Bericht über ihre öffentlichen Sitzungen und darin gehaltenen Vorlesungen, über ihre allgemeinen und Classenversammlungen und deren Verhandlungen, über Preisaufgaben, die Veränderungen im Personal u. s. w. er-

D (6)

stattet. Wir ersehen daraus mit Theilnahme die seltene Munificenz ihres königl. Protector's, und die rätlichen Fortschritte der mit ihr in Verbindung gesetzten Institute zu immer höherer Vollkommenheit. Der Eifer der Mitglieder, einer solchen Unterstützung zu entsprechen, ergibt sich aus ihren gelehrten und an Entdeckungen und neuen Ansichten reichen Abhandlungen.

Die philologisch-antiquarische des Hrn. Hofr. Jacobs über die Gräber des Memnon und die Inschriften an der Bildsäule desselben, ist schon in diesen Blättern nach einem besondern Abdruck (1811 S. 1509) angezeigt. Ihr gleich an Werth und gediegener Gelehrsamkeit ist die historische des Hrn. Ritzschens Martini über Liutprand, den wichtigen Geschichtschreiber des 10. Jahrhunderts, den seine Sendung nach Constantinopel so berühmt gemacht hat, und dessen historische Glaubwürdigkeit. Was sich von seinen Lebensumständen zusammenbringen läßt, ist mit Sorgfalt geprüft; seine Schreib- und Darstellungsart sehr richtig geschildert, und seine Glaubwürdigkeit gegen Muratori bündig vertheidigt, der alles aufgeboten hat, ihn zu einem leichtsinnigen, unzuverlässigen und verläumderischen Erzähler herabzuwürdigen. Es verlohnte sich der Mühe dieser Ehrenrettung, da Liutprand eine Hauptquelle für die Geschichte von Italien in seinem Jahrhundert, für den Zustand der Dinge zu Constantinopel in seinem Zeitalter, über die älteste Geschichte der Ungern, und ihrer zerstörenden Einfälle in die benachbarten Reiche ist.

Zur Mathematik und Physik gehören folgende Abhandlungen. I. Ueber die Weise, wie sich Aufgüßthierchen bey ihren Bewegungen benehmen, von Franz Paula Schrank. Es hat in allen Zeiten Naturfor-

scher gegeben, welche sich mit der Mechanik der will-
 kührlichen Bewegungen der Thiere beschäftigt haben.
 Aber alle, vom Aristoteles bis auf Barthez herab, er-
 klärten uns nur die Bewegungen des Menschen und
 der fünf obern Thierklassen, bis auf den einzigen
 Reaumur, welcher auch noch die Bewegungsweise der
 Conchylien hinzufügte. Die Wunder, welche man
 an den Polypen entdeckte, reizte die Naturforscher,
 sich auch näher mit den kleinsten Wasserthierchen zu
 beschäftigen, deren Bewegungsweise den Gegenstand
 der gegenwärtigen Abhandlung ausmacht, die wir
 als einen interessanten Beytrag zu den ähnlichen,
 bereits obgedachten, Bemühungen der Naturforscher
 empfehlen dürfen. Die Mittel, deren sich diese mi-
 croskopischen Geschöpfe zu ihren Bewegungen bedie-
 nen, sind eben so mannigfaltig, als die wundervol-
 len Bewegungen selbst, mit denen sie das microscopische
 Feld durchlaufen. Bey vielen kann man nur
 errathen, auf welche Weise sie sich dieser oder jener
 Organs bedienen, die willkührlichen Bewegungen ih-
 res Körpers hervorzubringen. Andere bewegen sich
 so langsam, daß sie die Geduld des Beobachters er-
 müden. Der Verf. betrachtet in dieser Abhandlung
 vorzüglich die Glockenpolypen, oder vielmehr diejen-
 gen Thierchen, welchen er in seiner Fauna Boica aus-
 schließlich den Namen Vorticella gegeben hat, dann
 die Banghalsstierchen (Trachelii. Faun. B.), die
 Walzenthierchen, den Unbestand oder den von Mü-
 ller (Anima. infus. p. 9) so genannten Proteus und
 einige andere, deren Bewegungen sich großen Theils
 auf diejenigen zurückführen lassen, welche der Verf.
 umständlich bey den angeführten Thierchen erörtert,
 und durch Zeichnungen erläutert hat, die hier keine
 nähere Anzeige verflatten. II. Mémoire sur la Sève
 d'Aquit, par F. P. Vaucher de Genève. Der Verf.

sucht hier die falschen Ansichten zu berichtigen, welche mehrere Botaniker und Gärtner noch immer von dem angeblich zweyten Safttriebe im August zu haben pflegen. III. Ueber die Sparsamkeit der Formen im Pflanzenreiche und ihre Uebergänge; von Franz Paula Schrank. Die Mathematiker hätten eine große Menge widerspenstiger krummer Linien genöthigt, sich unter eine einzige sehr einfache Gleichung zu schmiegen, und die Mineralogen, welche zugleich Mathematiker waren, hätten jedem äußern Kennzeichen der Mineralien, welches von der Soehnergenommen ist, dadurch Bestimmung und glückliche Anwendbarkeit verschafft, daß sie die unzähligen Formen der gebildeten Mineralkörper auf wenige wenige mathematische Figuren zurückgebracht hätten. Etwas Aehnliches ließe sich in der Botanik als möglich gedenken, welches denn der Verf. hier insbesondere durch die Betrachtung der mancherley Formen des Blüthenstandes auszuführen sucht. Scheinbar herrsche hier nur eine so große Verschiedenheit, aber alle diese Formen ließen sich nur auf drey, höchstens vier, Grundformen zurückführen: 1) die Glocke, 2) die Röhre, 3) das Rad, 4) der Korb, und von diesen lasse sich die Glocke noch zur Röhre bringen, ja die Glocke und das Rad gingen selbst mittelst mehrerer Zwischenstufen noch in einander über. IV. Derselbe über die Beharrlichkeit einiger Pflanzen. Der Verf. untersucht hier die Kraft, mit der so viele Pflanzen nicht allein der Kälte widerstehen, sondern selbst noch unter Schnee und Eis ihr Kraut grün erhalten, manche unter dem Schnee sogar neue Blätter, Stängel sogar Blumen, treiben. Es sey den Pflanzen ein gewisser Wärmegrad eigen, wodurch sie längere Zeit der Kälte widerstehen. Wenn lebende Pflanzen,

gleichviel, ob es Wasserpflanzen, oder ob sie nur zufällig dahin gerathen seyen, unter Wasser zu stehen kommen, welches friert, aber den Stängel über den Spiegel erheben, so erhalte sich um diesen Stängel noch länger ein beträchtlicher Ring von tropfbarem Wasser, wenn schon der ganze übrige Wasserspiegel zu Eis geworden ist. „Daß“ gehe, besonders bey größern Pflanzen, so weit, daß die Dicke des Eises bis zu dem Grunde hinaufgehe, daß es Menschen trage, ohne daß darum noch der tropfbare Ring um die Pflanzenstängel verschwinden würde. „Umgekehrt, wenn der Schnee schmilzt, werde er unter gleichen Umständen an denen Stellen zuerst weggeschmolzen, an welchen er lebendige Pflanzen bedeckt. Diese und ähnliche Erscheinungen bewiesen besser die eigenthümliche Wärme der Pflanzen, als die besonders hierüber angestellte Versuche, die noch manchen Einreden unterworfen seyen. Diese Wärme werde durch die innere organische Thätigkeit der Pflanze verbunden mit dem chemischen Proceß, wodurch ihre Bestandtheile sich vereinigen und assimiliren, hervorgebracht, und da nun zugleich der Schnee ein schlechter Wärmeleiter sey, und seiner Natur nach locker auf der Pflanze liege, so raube er ihnen wirklich nicht viele Wärme, schmelze wohl gar mittelst der geraubten Wärme unter ihnen weg, und bilde nach und nach ein hohles Gewölbe, das die Pflanze nicht weiter oder nicht allzuweit berührt, den Zutritt der äußern Luft und die Nordwinde abhält: ein Gewölbe, unter welchem nur nicht gar zu weiche Gewächse ausdauern und Blüthen treiben können, welche sich öffnen, so bald nur ein paar Tage Hauptkälte eintritt. Wenn es übrigens einen Kältegrad gebe, bey welchem alle

Vegetation aufhöre, und jede organische Pflanz-
 gattung unwiederbringlich absterbe, so sey es we-
 nigstens der nicht, den wir nach Deaunne mit
 Null bezeichnen, und auch nicht die nächsten Gra-
 de darunter. V. Joseph Pezl über ein Fossil
 aus dem Steinkohlenwerke bey Häring in Tyrol,
 zur Gattung Stinkstein gehörig, aber von dem
 gemeiner glanzlosen und dem körnig-blättrigen
 Stinkstein durch eine regelmäßigere Gestalt, durch
 stärkern Glanz und einen vollkommen blättrigen,
 deutlich dreifachen Durchgang der Blätter, rhom-
 boide Bruchstücke, größere Pellucidität u. s. m.
 sich unterscheidend. VI. Derselbe, über den glanz-
 losen Dornl vom Rabenstein im Baierschen Walde.
 VII. Friedr. v. Lupin Résumé der auf verschiede-
 nen Reisen in das Schwäbische Alpengebirge ge-
 machten geognostisch-mineralogischen Beobachtun-
 gen. VIII. Altes Geschichte der Salina bei
 Gerbold, vorzüglich in technischer Hinsicht, nicht
 zur Erbauung der Hülfs-Saline Traunstein, von
 Matthijs Slurl. IX. Beiträge zur wissenschaft-
 lichen Begründung der Glasmacherkunst, von Dr.
 A. S. Gehlen. Erste Abhandlung, über die An-
 wendung des Glaubersalzes und Kochsalzes zum
 Glase. Der Verfasser hatte Gelegenheit, auf
 einer dem Franz Baader zugehörigen großen Glas-
 hütte zu Lambach im Baierschen Walde neue Versuche
 über diesen Gegenstand anzustellen, aus denen sich
 folgende Resultate ergeben haben. Das Glaubers-
 Salz lässe sich, ohne Zusatz anderer salziger Flüssig-
 keiten, zur Verfertigung des Glases allerdings anwen-
 den, und das Glas könne eben so schön erhal-
 ten werden, wie aus sonst gewöhnlichen Materia-
 lien, und besitze alle Eigenschaften des Soda-

glases. Sehr leicht erfolge die Verglasung durch einen Zusatz von Kohle, und bey der Verfertigung des Flintglases durch einen Zusatz von metallischem Zinn, wodurch die Schwefelsäure des Glaubersalzes zerlegt, und so die festen Bande gelöst werden; welche das Natron auf die Kieselerde zu wirken verhindern. Diese Zerlegung könne entweder während des Verglasungs-Processes, oder auch noch besser vor demselben, bewirkt werden. Das Küchensalz sey unter den gewöhnlichen Umständen zum Glasmachen nicht brauchbar, weil bis jetzt noch die Mittel fehlten, die Salzsäure zu zerlegen. X. Electriche Versuche an der Mimosa pudica Linn. in Parallele mit gleichen Versuchen an Fröschen, von J. W. Ritter. Diese Versuche verdienen, noch sehr wiederholt zu werden, um die große Uebereinstimmung zu bekräftigen, welche Hr. Ritter zwischen der thierischen und vegetabilischen Erregbarkeit, wie die Mimosen sie gewähren, gefunden haben will. XI. S. Th. Sommering über einen electriche Telegraphen. Eine sinnreiche Idee, die jedoch in der Ausführung noch manchen Schwierigkeiten unterworfen seyn dürfte. XII. Super longitudine geographica speculae Astronomicae Regiae, quae Monachii est, ex 37 defectionibus Solis observatis et ad calculos revocatis, nunc primum definita a Car. Fel. Seyffer. (man s. unsere Gel. Anz. von 1811 78. St.). XIII. Ueber die Gesetze des Stofses, vorzüglich in Anwendung auf den hydraulischen Stößer (Belier hydraulique, Stoßheber). Diese Abhandlung über den Stoßheber schließt sich vortheilhaft an die hieher gehörigen Arbeiten eines

1232 G. 3. A. 123. St., den 2. Aug. 1813.

Bossut, Cousin und Eytelwein an, erörtert aber mehrere Punkte, auf welche es bey der Berechnung des Effects dieser in allem Betrachte höchst merkwürdigen Maschine ankömmt, genauer, als bisher geschehen ist. Wir erwähnen hier insbesondere der Nebenhindernisse, die sich der Bewegung des Wassers in der Leitrohre entgegen stellen, wodurch sich denn in Rücksicht des Effects-Verhältnisses ein Ausdruck (§. 18 Nr. 14) ergibt, welcher, wie es scheint, auch für solche Fälle noch immer einen sehr guten Effect der Maschine verspricht, in denen, nach Eytelwein's Versuchen, nur ein sehr geringer Effect gefunden ward. Es kömmt nur darauf an, daß die Abmessungen einzelner Theile einer solchen Maschine so genommen werden, wie sie für einen größern Effect, zufolge der Formel, Statt finden müssen, durch welche Betrachtung denn zugleich S. 35 berichtigt wird, was Bossut, Cousin und Eytelwein fälschlich aus den Resultaten ihrer Versuche folgern wollten, nämlich daß der hydraulische Heber nur wenig leisten könne, wenn die Höhe, auf welche das Wasser in der Steigrohre gefördert werden soll, sehr ansehnlich sey, in Ansehung der Druckhöhe des Wassers in dem Zuflußbehältniß. Indessen verdienen die Untersuchungen hierüber doch noch mehr durch Erfahrung bestätigt zu werden. So einfach diese Maschine scheint, so sehr verwickeln sich doch bey der Theorie derselben noch mehrere Umstände, welche auf die wahre Formel für den Effect von bedeutendem Einfluß, aber freylich auch mit vielen Schwierigkeiten verknüpft zu seyn scheinen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 5. August 1813.

Paris.

Rapports sur deux Voyages Botaniques et Agronomiques dans les Departemens du Sud-Est et de l'Est; par Mr. *Decandolle*. (Fortsetzung der S. 1128 abgebrochenen Anzeige.)

Die dritte Reise des Hrn. *Decandolle* hatte den südöstlichen Theil Frankreichs zum Gegenstande. Als Mittelpunkt dieser Länder ist, nach den neuesten Acquisitionen, Genua anzusehen. — Nachdem der Verf. seinen Reiseplan und den Weg, den er genommen, kurz angezeigt, erwähnt er der vorhergegangenen Arbeiten anderer Botaniker. Die südöstlichen Provinzen gehören zu den am sorgfältigsten untersuchten. Schon *Tournefort* und *Saridel* erforschten die Pflanzen ihres Vaterlandes, der Provence. Später gab *Gerard* seine Flora heraus, und in den neuesten Zeiten machten uns *Clarion* und *Suffren* mit verschiedenen bisher übersehenen Gewächsen der dortigen Flora bekannt. *Nizza's* Pflanzen wurden zwey

E (6)

Mahl von Allioni beschrieben. Die Flora von Genua blieb lange vernachlässigt. Erst kürzlich machten uns Viviani und Bertolini mit den vorzüglichsten Pflanzen dieser Gegend bekannt. Ein gewisser Turis gab einen Catalog der Chivari'schen Pflanzen heraus; und Savi beschrieb die Pflanzen von Pisa, deren einige schon durch Tili im Hort. Pisan. bekannt gemacht waren. Von Siena hatte schon Matthiolus gute Kenntnisse mitgetheilt. In neuen Zeiten haben uns Bertolini, Savi und Santi die merkwürdigsten Pflanzen dieser Provinz genauer kennen gelehrt. Florenz, einst so sorgfältig von Micheli durchsucht, wurde es in unsern Tagen aufs neue wieder durch Raddi und Targioni-Cozzetti. Savi lieferte im Botanicon Etruscon das bis jetzt Bekannte über Toscana. Ueber Parma wurde bisher nichts bekannt. Piemont gehört zu den Ländern, deren Flora am besten bearbeitet ist, sowohl durch das Hauptwerk von Allioni, als auch durch die von Bellardi und Balbis herausgegebenen Supplemente.

Botanische Geographie. Die südöstlichen Provinzen gehören überhaupt zu der Regio mediterranea, nach der bekannten Eintheilung des Hrn. DeCandolle. Das Bassin, welches in Roussillon beginnt, und von den Corbieres, den schwarzen Gebirgen und den Cevennen beschützt ist, verlängert sich nach Osten, jenseit der Rhone, gedeckt durch die Provencer Alpen und die Apenninen. Diesem Bassin gehört ausschließlich der Oehlbaum zu. Jenseit der Apenninen, in den Ebenen von Bologna, Parma, Modena u. s. w., nimmt die Flora einen viel nördlicheren Charac-

ter an. Obgleich das Daseyn des Oehlbaums, und überhaupt das Allgemeine der Vegetation, diesem ganzen Strich dasselbe Ansehen gibt, so kann man doch drey Unterabtheilungen annehmen: 1. das ehemalige Languedoc mit der westlichen Provence; 2. der Strich zwischen Toulon und Genua, der heißeste des ganzen Reichs. (Einige Pflanzen gehören diesem ausschließlich zu: *Chamaerops humilis*, *Euphorbia dendroides* und *spinosa*, *Lavatera punctata*, *Galium rubrum* und *Nerium Oleander*; an etwas beschützten Orten sieht man Citronen und Pomeranzen, auch wohl Dattel-Palmen.) 3. das Land zwischen Sarzana und dem äußersten Ende Toscana's bietet auch ihm eigenthümliche Pflanzen dar, wohin besonders zu rechnen sind: *Statice denticulata*, *Scabiosa unifeta*, *Satureja juliana*, *Trifolium Bocconi*, *lupinum* u. s. w. — Man hat seit einigen Jahren viele Pflanzen an der südlichen Küste Frankreichs gefunden, welche man den Ufern der Barbarey eigen glaubte. Die Zahl derselben mußte durch die Reise des Verfassers zunehmen, und wird es vermuthlich für die Folge noch mehr. So findet man an den Französischen Küsten *Milium caerulegens*, *Hordeum strictum*, *Ferula sulcata*, *Verbena repens*, *Arundo Ampelodesmon*, *Ononis ramosissima*, *Leucojum trichophyllum*, *Quercus pseudo-saber*, *Coronilla cretica* und mehr andere. Wir bedauern, daß Hr. Decandolle hier nicht ins Detail geht, sondern auf das, vielleicht bald erscheinende, Supplement zu seiner Flora verweist.

Zweiter Abschnitt. *Agricultur.* Es wird den Lesern nicht unwillkommen seyn, wenn wir von den hier mitgetheilten Bemerkungen einige ausheben. Die Landleute in der Provence gebrauchen die *Globularia Alypum* als ein *Drakicum*. Die frischen Blätter von *Ricinus* werden allgemein in Toscana von den Weibern auf die Brüste gelegt, um die Milch zu vertreiben. Diese Benutzung ist so allgemein, daß während des Winters sogar ein besonderes Haus zur Cultur dieser Pflanze bestimmt ist, damit es nicht an frischen Blättern fehle. In Toscana sammelt man die *Plantago Coronopus*, und bauet sie auch wohl an, um sie als Salat zu benutzen. Zu demselben Behuf gebraucht man die Blätter von *Cucubalus Behen*, *Amaranthus Blitum* und *Scorzonera Picroides* in der Gegend von Florenz und in den Westpyrenäen. Besonders merkwürdig scheint es, daß man in Italien die jungen Triebe von *Clematis Vitalba*, in Wasser abgekocht, verspeiset. Der Verfasser glaubt, daß das Caustische dieser Gewächse in einem in Wasser auflösbaren Stoffe bestehe; daß also die Pflanzen dieser Familie ihre schädliche Eigenschaft sowohl durchs Kochen, als durchs Trocknen, ja sogar schon durch einen längern Aufenthalt im Wasser, verlohren. *Origanum Dictamnus* dient zur Würze verschiedener Gerichte. Champignons werden nirgends häufiger, als in Italien, gegessen. Was die technische Benutzung einiger Gewächse betrifft, so wird *Arundo Ampelodesmon* zu Stricken gebraucht. Auch hat man zu diesem Zwecke Versuche mit der *Agave* gemacht, welche an einigen Orten

ganz naturalisirt ist, und fast alle Befriedigungen bildet. Bertolini cultivirte zu obigem Behuf *Urtica nivea* und *Humulus Lupulus*. Er meint, daß man erstere mit Vortheil dem Hanf substituiren könne. Die Resultate seiner Beobachtungen werden dem 9. Bande der *Mémoires de l'Académie de Sienne* einverleibt werden.

Pinus maritima (*Pin. Pinaster* *Att.*) wächst auch in diesen Ländern; aber sein Habitus ist von dem sehr verschieden, unter welchem er in den Landen vorkommt. In den See-Alpen wächst er auf dürren Felsen; in den Landen in dürrem Sande. *Pinus Laricio* der Flora Pisana gehört hieher. Nach Kisco's Bemerkungen soll indeß der wahre *Laricio* bey Nizza vorkommen. *Pinus halepensis* ist ziemlich gemein in dieser ganzen Region. Tournefort nannte ihn *Pinus maritima minor*, bey den Engländern heißt er *Pinus maritima*; er ist aber von dem längst bekannten *halepica* des Orients und der Barbaren nicht verschieden. In den See-Alpen bemerkte der Verfasser auch einen *Pinus*, der dem *sykvestris* sehr nahe kömmt, aber durch die sehr kleinen Zapfen verschieden scheint. Was Lamarck unter *Quercus apennina* beschrieben hat, glaubt Hr. Decandolle von *racemosa* nicht trennen zu können. Auf *Quercus Cerris* fand der Verfasser besonders den *Loranthus* häufig. *Quercus pseudo-saber* kömmt nur sehr sparsam in Toscana vor. *Fraxinus Ornus* scheint Hrn. Decandolle der *Fraxinus* der Römer zu seyn. *Phoenix dactylifera* wächst einzeln bey Nizza, San-Nemo und Genua; bey dem Dorfe La Bördighiera aber ist er Gegenstand einer wesen-

lichen Exportation. Die Palmen erreichen hier wohl eine Höhe von 50 Fuß, und tragen auch wohl Datteln: doch sind diese nicht genießbar. Man cultivirt sie bloß der Palmzweige wegen, welche sowohl von den Catholiken, als Juden, häufig zu ihren religiösen Festen gekauft werden. Mehrere Schiffsladungen derselben gehen jährlich ab. Der Johannisbrot-Baum kommt nur in einem sehr eingeschränkten Bezirke vor, zwischen Nizza und Monaco. Der knotige, dicke Stamm, die rothen Zweige, die schwarzgrünen glatten Blätter, die von den stärkern Aesten herabhängenden Schoten, geben dem Baum ein besonderes Ansehen. Er blühet im Herbst, und erft im darauf folgenden Herbst reifen die Früchte.

Als Mittelpunkt der vierten Reise kann Genf angenommen werden, da sie die Untersuchung der eigentlichen Alpen und des Jura zum Zweck hatte. Von Avignon aus, dessen Flora durch die Herren Quérin, Regnier und Boucher schon bekannter geworden ist, verfolgte Hr. Decandolle den Lauf der Durance, besuchte die Gebirge der Provence, und begab sich sodann in das ehemalige Dauphiné, dessen Pflanzen in dem bekannten schätzbaren Werke von Villars aufgezählt sind. Von Grenoble aus besuchte der Verfasser die berühmte Grande Chartreuse, wohin schon Tournefort und Plumier ihre Excursionen richteten. Briançon, welches 1300 Metres hoch liegt, bietet einen sonderbaren Contrast von Alpengewächsen und südlichen Pflanzen dar. Von dieser Stadt aus durchforschte Hr. Decandolle den Theil Piemonts, welchen er auf der vorigen Reise nicht besucht hatte. In Lu-

rin zog er das Herbarium Allioni's zu Rathe; welches jetzt Balbis besitzt. Nachdem er so einige Punkte Mailands berührt hatte, ging er über den Simplon nach Genf. Von Genf aus begann er seine Excursion durch den Jura. In Neufchatel theilte ihm Hr. Chaillet seine Entdeckungen mit, worauf er über Besançon nach Lyon reifete, und so diese Reise beendigte.

Da diese Länder zu denjenigen gehören, deren Flora am besten bearbeitet ist, so bietet diese Reise nicht so viele neue Entdeckungen dar, als die vorigen. Wir wollen indeß Einiges über die Benützung mancher Pflanzen mittheilen. — In der Provence bedient man sich der *Euphorbia Gerardiana* zum Fischfang, so wie man im Languedoc zum nähmlichen Zwecke *E. Characias* benützt. Ein merkwürdiges Natur-Product ist die *Ulva labyrinthiformis Allion.* in den heißen Quellen zu Baudier. Sie scheint zu den Oscillatorien zu gehören. Jüng ist diese Substanz grün und fadig, im Alter wird sie weißlich, die Fäden verlieren sich, und das Ganze ähnelt einem schleimigen Magma. Dieses wird, noch warm, auf schmerzhaftte Theile gelegt, und man will bedeutende Wirkungen davon gesehen haben. Hr. Decandolle schreibt dieses der fortgesetzten Action des heißen Mineralwassers zu, da es hier länger und in derselben Temperatur auf den leidenden Theil wirkt. — *Prunus brigantiaca Vill.*, den Allioni mit Unrecht für den Stammvater der zahmer *Apricose* hält, zeichnet sich durch die langen Staubfäden sehr aus. Indessen ist sie auf jeden Fall näher mit *Armeniaca*, als mit den

1240 G. g. A. 124. St., den 5. Aug. 1813.

übrigen Kirichen verwandt. Die Frucht, heißt bey den Landleuten Afatoni. Das Fleisch taugt nicht viel, aber aus den verhältnißmäßig großen Kernen wird das so genannte Marmotten-Oehl gewonnen. — Mit Unrecht wird in der Materia medica eine Manna von Briançon aufgeführt. Im Sommer findet sich an der Basis der Blätter der Berchenbäume eine sehr geringe Quantität eines süßlichen Saftes, den man der Manna verglichen hat. Die Kinder suchen wohl diese Zuckertröpfchen auf, aber wenigstens heut zu Tage wird diese Substanz wohl nirgends zum medicinischen Gebrauch eingesammelt, und in Briançon ist sie ganz unbekannt. Die Bewohner der Alpen be- nutzen das *Chenopodium bonus Henricus* als Spinat, und den Fruchtboden der *Carlina sub- acaulis* und *acanthifolia*, wie Artischofen. In Savoyen speiset man die Blätter von *Phyteuma spicatum*; in Darcalogetta die Früchte von *Viburnum Lantana*. Auf den Tende-Alpen kömmt nicht selten eine Erdbeere vor, welche sich von den gewöhnlichen durch einen himbeerartigen Ge- schmack, mehr rundliche Früchte und einen sehr großen Kelch unterscheidet. Unter den mancher- ley Futterkräutern, welche man in diesen Pro- vinzen anbauet, verdient besonders die Culture der Eichorie zu Grenoble bemerkt zu werden. Diesen Reisebericht schließen gleichfalls allge- meine Bemerkungen über den Ackerbau. — Wir wünschen, daß uns der Verfasser bald Gelegen- heit geben möge, seine auf der letzten Reise ge- machten Bemerkungen anzeigen zu können.


Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 7. August 1813.

Heidelberg.

Bey Mohr und Zimmer: Handbuch des Franzö-
 sischen Civilrechts, von D. *Karl Salomo Zachariae*,
 großherzogl. Badenschem Hofrath und öffentl.
 ordentl. Rechtslehrer auf der Universität in Hei-
 delberg. Zweite, gänzlich umgearbeitete, Auf-
 lage. Erster Band CLVI und 267 S. Zweyter
 Band 480 S. Dritter Band 430 S. Vierter
 Band 562 S. Die ersten drey Bände 1811, der
 letzte 1812.

In einem der letzten Stücke der Bibliothéque
 du barreau (prem. partie) wird von der im Jahr
 1808 erschienenen ersten Ausgabe dieses Handbuchs
 gesagt: durch die späteren Werke über den Code
 Napoléon wäre dasselbe der Vergessenheit über-
 geben. Dieß Urtheil muß, so wenig man auch eine
 richtige Würdigung Deutscher Schriftsteller dort
 suchen wird und darf, nothwendig sehr auffallen, da
 gleich hernach die Commentare von Dabelow und
 Spangenberg für unverdaute und übereilte Compi-
 lationen, welche kaum erwähnt zu werden verdienen,
 erklärt sind, alsdann aber keine Schrift übrig bleibt,

welche mit jener nur in Parallele kommen könnte. Das Handbuch des Hrn. Hofr. Zacharia war schon in seiner ersten Gestalt bey sehr vielen, allerdings unverkennbaren, Mängeln doch gewiß ein sehr brauchbares, für den practischen Juristen vorzüglich belehrendes, Werk, und auf jeden Fall das beste in seiner Art. Jene, auch schon öffentlich gerügten, Mängel waren die unvermeidliche Folge einer so frühzeitigen Bearbeitung des damahls in Deutschland noch ganz fremden Gesetzbuchs, und es würde ungroßmüthig seyn, dieselben jetzt noch aufzählen zu wollen, nachdem der Verfasser selbst in der Vorrede zu der zweyten Ausgabe die erste, mit Verläugnung aller Eigenliebe, für gänzlich unbrauchbar erklärt hat.

Als ein ganz vorzügliches Werk kann Rec. um so mehr die gänzlich umgearbeitete und um mehr als die Hälfte erweiterte zweyte Ausgabe empfehlen. Des Verf. Zweck war es, ein Werk zu liefern, das eine vollständige, gedrängte und systematische Darstellung des gesammten allgemeinen Französischen Civilrechts (jedoch mit Ausschluß des Processus) enthielte, in welchem bey einer jeden schwierigen Frage der Gelehrte und der Geschäftsmann wenigstens die Schriftsteller angeführt fände, die er zu seiner weitem Belehrung zu Rathe ziehen könnte, das endlich auch die Hauptbestimmungen, unter welchen der Code Napoléon in den Deutschen Staaten eingeführt worden ist, nicht unberücksichtigt ließe; — und dieser Zweck ist ihm nicht nur ganz gelungen, sondern es ist in vielem Betracht mehr geleistet, als man nach der eignen Erklärung des Verf. erwarten konnte.

Das Werk gibt eine vollständige, äußerst klare, Uebersicht des gesammten Französischen Civilrechts, zurückgeführt auf die Quellen, und entwickelt aus

dem Geiste der Gesetzgebung (was man bey der ersten Ausgabe sehr vermifste); die Bearbeitung der einzelnen Lehren hat dadurch sehr gewonnen, daß dabey von der allgemeinen Ansicht, die einem jeden Rechts-Institute seine Eigenthümlichkeit verleihet, ausgegangen, und dieselbe auch bey dem Vortrage aller davon geltenden Grundsätze festgehalten wird. Selbst bey einzelnen Streitfragen wird der Gelehrte und der Geschäftsmann, dem der Verf. nur litterarische Nachweisungen zur weitem Belehrung versprach, gar oft diese selbst in recht gründlichen und befriedigenden Ausführungen finden.

Als Beispiele einer vorzüglich gelungenen Darstellung besonders schwieriger Gegenstände können die Lehren von dem Verhältnisse der Transcription der Veräußerungs-Contracte zu der Inscription der Hypotheken (I. 234 ff., II. 45 ff.), so wie von dem disponibeln Vermögenstheile und dem Zusammenhange, worin diese Lehre mit dem ganzen Systeme des Französischen Erbrechts steht (IV. 270 ff.), dienen. Gar oft hat auch Hr. Zachariae frühere irrige Ansichten einzelner Rechtsätze in dieser zweyten Ausgabe verbessert, z. B. I. 71 die neuerlich noch von Hrn. v. Almendingen angenommene Meinung, daß die väterliche Gewalt schon während der Ehe die Natur einer wahren Vormundschaft habe, und I. 113 die, daß der Art. 504 C. Nap. auch auf Testamente anwendbar sey; nur nicht immer mit so vieler Offenheit, wie IV. 22, wo die frühere Behauptung, daß Bürgen schon von Rechtswegen der persönlichen Haft unterworfen seyen, ausdrücklich zurückgenommen wird.

Ein Schriftsteller, der so viel wirklich geleistet hat, und der mit solchem, wenn gleich durch gerechtes Selbstgefühl begründeten, Ansprüche auftritt, bedarf nicht einer Nachsicht, die jede noch

übrige Unvollkommenheit verhüllt, er wird sie nicht fördern, aber sie kann ihm auch nicht werden. Die Critik muß sich gegen ihn mit mehr als gewöhnlicher Strenge waffnen. Daher die folgenden theils allgemeineren, theils mehr speciellen, Bemerkungen, die, wenn gleich mißbilligend, doch vielleicht dem Verf. nicht unwillkommen seyn werden.

Das System, welches schon bey Erscheinung der ersten Ausgabe von mehreren Seiten her der schärfsten Mäße ausgesetzt war, und dennoch im Wesentlichen auch hier beybehalten wurde, ist — gerade in den Hauptlehren, im Eltern-, Ehe-, Erb- und Hypothekenrechte — zu sehr abweichend von dem des Code Napoléon, und — offen gesagt — allzu willkürlich, als daß ihm der practische Jurist, für den doch ein Handbuch der Art zunächst und mehr, als für den eigentlichen Gelehrten, bestimmt ist, die große Unbequemlichkeit fürs Nachschlagen verzeihen, und selbst der Gelehrte seinen Beyfall schenken könnte. Dem erstern wird überdieß die in den Ueberschriften hin und wieder vorkommende Verwirrung (daß z. B. die der §§. 389, 390 und 396 (III. 19, 20, 50) mit der Uebersicht des Systems (IV. 483 f.) nicht übereinstimmt, daß der ganze erste Abschnitt des Eherechts den allgemeinen Columnentitel: Eherecht, führt, der zweyte hingegen zunächst: von dem Vermögen der Eheleute, und sodann nach den einzelnen Unterabtheilungen, überschrieben ist), gewiß eben so anstößig seyn, wie dem letzteren die auffallende Classification der Verbindlichkeiten zwischen dem Sachen- und Familienrechte im ersten Buche, und des Erbrechts, in diesem aber der Lehre von den Schenkungen, unter Lebenden und Testamenten, als speciellen Theils der Lehre von dem Vermögen, im zweyten Buche.

Daß Hr. Z. seinen Plan auch auf die Französische Supplementar-Legislation und auf die gesetzlichen Verfügungen, wodurch in den Deutschen Staaten, wo der C. N. eingeführt ist, dieß Gesetzbuch Abänderungen oder Ergänzungen erhielt, in dieser neuen Ausgabe ausgedehnt hat, ist allerdings sehr verdienstlich. Allein jene durfte, um nicht bey Dem Gebrauche des Handbuchs in Deutschland mehr irre zu machen, als zu nützen, nothwendig von dem reinen Texte des C. N. ganz abgefondert, allenfalls nur in den Noten, vorgetragen werden, da sie dem Deutschen Juristen doch nicht als Quelle dienen kann; die besondern Verordnungen der einzelnen Staaten aber hätten vollständiger angegeben werden müssen. Daß ersteres nicht geschehen ist, davon ist die Folge, daß man öfters über den wahren Inhalt des C. N., oder wenigstens über die Grenzen der Anwendbarkeit der vorgetragenen Rechtsätze, ungewiß wird, wie z. B. II. 389 die angegebene Beschränkung der willkürlichen Bestimmung des Zinsfußes auf weniger, als den gesetzlichen, offenbar nicht in dem Art. 1907 selbst liegt (der vielmehr gerade das Gegentheil hiervon sagt), sondern erst durch das Gesetz vom 3. Sept. 1807 begründet wurde, desgl. II. 104 u. 107 in unmittelbarer Verbindung mit den Vorschriften des C. N. besondere Verfügungen über das Hypothekenwesen vorgetragen werden, die doch in Deutschland nur in so fern gelten, als in jedem einzelnen Staate eine eigne Verordnung darüber ergangen ist, welches in Rücksicht beider in Westphalen zwar wirklich der Fall, hier jedoch nicht einmahl erwähnt ist. Ueberhaupt fehlten gar viele Westphälische Verordnungen, welche die Anwendbarkeit des C. N. in diesem Königreiche bedingen, sogar das Gesetz vom 15. März 1810, welches den zweyten Theil

der Proceß-Ordnung enthält, ist (Einl. CX) nicht genannt, sondern nur die frühern, dadurch sehr wesentlich abgeänderten, Decrete. Selbst die Französischen, das Civilrecht betreffenden, Verordnungen sind nicht ganz vollständig mitgetheilt. So fehlt z. B. I. 7 das Senatus-Consult vom 19. Febr. 1808 über die Zulässigkeit der Fremden zum Staatsbürgerrechte, II. 81 das Staatsraths-Gutachten vom 25. Febr. 1808 über die Anwendbarkeit des dem Staatschatz verliehenen Vorzugsrechtes auf den Kronschatz u. s. w.; Das sehr wichtige Staatsraths-Gutachten vom 8. May 1812 über die Eintragung der gesetzlichen Hypotheken konnte dem Verf. wohl noch nicht bekannt seyn. Jene erstgenannten aber sind unter andern in dem II. Bande des Supplément von Rondonneau abgedruckt, welcher schon im J. 1810 erschienen, aber von Hrn. Z. nicht erwähnt ist. Ueberhaupt ließen sich wohl in der Litteratur, die sich im Ganzen durch Vollständigkeit bey zweckmäßiger Kürze, und durch treffende Urtheile, zwar bündig, aber doch ohne Anmaßung ausgesprochen, ganz vorzüglich auszeichnet, noch manche Lücken nachweisen; besonders unglücklich ist Hr. Zachariä in seinen Vermuthungen über die Verfasser anonymer Schriften. So kann Rec. mit Gewißheit versichern, daß Hr. Minister Simeon nicht der Verfasser der in Italien erschienenen Lateinischen Uebersetzung des Code Napoléon (Einleitung S. CXLII) ist; daß das alphabetische Sachenregister zu der officiellen Uebersetzung für Westphalen nicht von Verdier (Einl. CXLII) herrührt, vielmehr die Materialien dazu in Cassel bey der Abfassung jener Uebersetzung selbst gesammelt wurden, und daß endlich von der Abhandlung über die Vermögensrechte der Ehe-

gatten (B. III. S. 173) B. W. Pfeiffer nicht der Verfasser ist.

Daß dem Mangel allgemeiner Ansichten der Französischen Legislation in der gegenwärtigen Ausgabe gar sehr abgeholfen ist, dieses ward vorhin schon bemerkt gemacht; um so mehr muß es befremden, daß Hr. Zacharia keinen richtigen Begriff von executorischen Urkunden — einem so wichtigen Gegenstande des Französischen Rechts-Systems — zu haben scheint, indem er in der Einleitung S. XXVII und B. IV. S. 393 den wesentlichen Character der Notarien darin setzt, daß sie den Huissiers die Vollziehung der von ihnen aufgenommenen Urkunden unmittelbar befehlen, desgleichen in der Einleitung S. CVI, und B. IV. S. 431, sagt, die Vollziehung der Urtheile werde von dem Gerichte befohlen. So wenig der Notar, als der Richter, befehlet die Vollziehung, auch kann von beiden den Huissiers, als eignen, von ihnen unabhängigen, Staatsbeamten, nichts befohlen werden. Das Staats-Oberhaupt selbst (der Kaiser, König) befehlet die Vollziehung; der Notar und Greffier (auch wieder nicht der Richter) sind aber durch ihr Amt ermächtigt, die Ausfertigung der von ihnen aufgenommenen öffentlichen Urkunden mit der Formel zu versehen, welche den Vollziehungsbefehl des Staats-Oberhauptes enthält. Diese Formel ist zugleich an die Beamten des Ministère public und an die Befehlshaber der öffentlichen Gewalt gerichtet; auch diesen würde also von den Notarien oder den Greffiers befohlen, zur Vollziehung mitzuwirken! — Auch die Behauptung in der Einleitung S. IX, daß die Westphälische Gerichtsverfassung ein treues Nachbild der Französischen sey, war so ganz unbedingt nie wahr, ist es aber

1248. G. g. N. 125. St., den 7. Aug. 1813.

jetzt um so weniger, da die letztere seit 1810 so wesentliche Abänderungen erlitten hat.

Bei einem Werke von solcher Reichhaltigkeit im Detail, wie das vorliegende ist, kann es nicht fehlen, daß man mit dem Verfasser nicht in allen Punkten übereinstimmt, und nicht immer bei controvertirten Rechtsfragen von seiner Meinung überzeugt wird, zumahl da der Zweck des Ganzen die Ausführung der Gründe gar sehr beschränkte. Rec. will daher von den beim aufmerksamen Durchlesen gesammelten Bemerkungen über einzelne Stellen hier nur diejenigen mittheilen, wovon er glaubt, daß sie eine zweifellose Berichtigung enthalten, oder wünscht, daß sie von dem Verf. bei einer künftigen neuen Ausgabe benutzt werden möchten.

So hält er, im ersten Bande S. XXXVII, den allgemeinen Grundsatz: "ein jedes rechtliches Verhältniß ist in einem jeden Augenblicke nach den in diesem Augenblicke bestehenden Gesetzen von dem Richter zu beurtheilen," für geradezu unrichtig, indem die dabey nothwendigen Ausnahmen und Modificationen von solchem Umfange sind, daß sie die Regel selbst gar nicht mehr als solche bestehen lassen. — Eben so wenig kann er es billigen, daß Hr. B. das S. LVIII vorkommende Princip der Nichtigkeit gesetzwidriger Handlungen, welches er selbst sehr schwankend nennt, dennoch aufnahm, und dagegen die in gar vielen Fällen ausbessende Regel nicht erwähnte, daß die Versäumung einer jeden gesetzlichen Verfügung, welche die Form und die Bestandtheile eines Geschäfts bestimmt, Nichtigkeit zur Folge hat, weil dadurch die rechtliche Existenz des Geschäfts gestört wird. — (Wird im nachfolgenden Stücke fortgesetzt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 7. August 1813.

Heidelberg.

(Fortsetzung der S. 1248 abgebrochenen Anzeige
des Handbuchs des französischen Civil-
rechts, von *Sal. Zachariae*, etc.)

— Der Art. 530 Code Nap. (S. XC Note 1)
ist nicht ganz so fugitiv, wie man gewöhnlich an-
nimmt, da er den unmittelbaren Grund des letzten
Sages des vorhergehenden Artikels enthält, und
so mit diesem in genauem Zusammenhange steht. —
Daß unter *traité* im Art. 472 nicht jeder Vertrag,
sondern nur ein Vergleich, zu verstehen sey (S.
100), kann Rec. nicht zugeben. *Traité* in seiner
grammatischen Bedeutung gibt einen viel weiteren
Begriff; der Sprachgebrauch des Code bezeichnet
den Vergleich stets mit dem Ausdrucke *transaction*,
transiger, z. B. Art. 2044 ff., 279, 467, 499,
513, 888, 1989; in jedem Fall ist *traité* um-
fassender, als *transaction*, und dennoch wird
selbst dieß letztere Wort, z. B. im Art. 1107, im
allgemeineren Sinn genommen. Will man den ge-
setzlichen Ausdruck beschränken, so kann dieß nur

G (6)

objectiv dadurch geschehen, daß man mit Maleville an einen Vertrag über den Gegenstand der Rechnungsablage denkt. In der Lehre von dem Wohnsitz hätte auch dessen Erwähnung geschehen sollen, welchen die Art. 74 und 167 in Rücksicht der Verheirathung festsetzen.

Das im zweyten Bande S. 95 der Art. 1188 auch auf den Fall einer bloß zufälligen Verminderung der Sicherheit anwendbar seyn soll, widerstreitet offenbar dessen eignen Worten. Il a diminué schließt schon den Zufall aus, der Pleonasmus: par son fait, drückt noch stärker den Gegensatz aus, der Art. 124 Code de Procedure (den Hr. Z. ebenfalls zur Ergänzung der Ausnahmefälle hätte benutzen können) wiederholt diese Verfügung mit den nämlichen Worten, und der Art. 2131 gibt keine passende Analogie ab. — Eine Entfagung auf die Begünstigung des Art. 1244 für zulässig zu halten (S. 220), erlaubt die Vorschrift des 6. Art. nicht, da jener die Aufhebung anerkannter Privatrechte zur Folge hat, mithin nur durch Gründe des öffentlichen Wohls dictirt seyn kann. Ob übrigens der Art. 2212 einen einzelnen Anwendungsfall enthalte, oder jenen Artikel allgemein beschränke, ist eine zu wichtige und schwierige Frage, um die bloße Zusammenstellung beider (zumahl mit dem hieher gar nicht gehörigen Art. 1900) für zweckmäßig und befriedigend halten zu können. — S. 274 fehlt die gewiß folgenreiche Beschränkung: à l'égard du vendeur, bey dem Uebergange des Eigenthums einer gekauften Sache. — S. 285 sieht man den Grund nicht ein, warum der Verkäufer nicht verbunden seyn soll, die verkaufte, fremde, jedoch nachher erworbene, Sache

zu geben, und doch der Käufer, dieselbe anzunehmen. — Die an sich richtige Behauptung (S. 429), daß die schriftliche Abfassung des Vergleichs nach Art. 2044 Bedingung der Gültigkeit desselben sey, steht mit S. 202, wo eben dieser Artikel als Beyspiel einer Vorschrift der schriftlichen Abfassung bloß zum Zweck der Ausschließung des Zeugenbeweises angeführt wird, im Widerspruch; daselbe gilt vom antichretischen Vertrage, mit Rücksicht auf Art. 2085 (S. 461).

Im dritten Bande S. 77 findet man den Satz: "eine Trauung in einem Privathause, also das *matrimonium in extremis*, ist an sich nicht widerrechtlich." So gefaßt, ist dieser Satz bestimmt unrichtig. Rec. will hier nicht die Zweifelsgründe vortragen, welche der Gültigkeit der Haustrauungen entgegen stehen, sondern bemerkt nur, daß diese lediglich aus der vorausgesetzten Zulässigkeit einer Ehe auf dem Todesbette erst gefolgert wird, der umgekehrte Schluß aber gänzlich unstatthaft seyn würde. — S. 85 hätte unter den einseitigen Rechten des Ehemannes auch dieses genannt werden sollen, daß er, nach Art. 506, von rechtswegen der Vormund seiner interdiciten Frau ist. — Nicht, so lange beide Eltern am Leben sind (S. 374), sondern nur so lange die Ehe fortdauert, steht dem Vater die Ausübung der elterlichen Rechte vorzugsweise zu. Der Art. 373 sagt ausdrücklich: *durant le mariage*. — Daß unter den Krankheits- und Begräbniskosten im 385. Art. allerdings die auf das verstorbene Kind sich beziehenden zu verstehen seyen, welches S. 384 gegen *Delvincourt* geläugnet wird, scheint dem Rec. ganz unzweifelhaft: denn 1) wäre außerdem die dritte Person

gewiß genannt worden, 2) gehen ja die Krankheits- und Begräbniskosten eines vom Kinde beerbten Dritten schon nach dem Princip: *hereditas non intelligitur nisi deducto aere alieno*, von der Masse der Erbschaft selbst, ehe noch von deren Nießbrauche die Rede ist, ab, und können daher als Gegenstand der Verbindlichkeit des Vaters gar nicht mehr vorkommen; dagegen war es 3) allerdings zweifelhaft, ob der Vater, dessen Nießbrauch mit dem Tode des Kindes aufhört, die Kosten der letzten Krankheit und der Beerdigung dieses Kindes noch von den bey dessen Leben bezogenen oder fällig gewordenen Nutzungen befreien müsse, und dieß entscheidet der Artikel affirmativ.

Doch Rec. eilt zu dem vierten Bande, dem der Vortrag des gesammten Erbrechts eine besondere Wichtigkeit verleiht, und eröffnet hier seine Bemerkungen mit einer Mühe, die freylich, mehr oder weniger, alle Schriftsteller über das Erbrecht des Code Napoléon trifft. Man hängt nämlich noch zu sehr an der ehemahligen Ansicht, welche eine Verbindung der gesetzlichen mit der testamentarischen Erbfolge nicht zuließ; man versäumte es daher, auch das Rechtsverhältniß zu beurtheilen, welches sich durch die Concurrenz der Legatarien in dem weiteren Sinne des Code mit den Intestat-, und insonderheit mit den zu einem gesetzlichen Vorbehalte berechtigten, Erben bildet, und läßt so eine Menge schwieriger Fragen ungelöst, die sich dem practischen Juristen nicht selten darbieten. Die Darstellung der Intestat-Erbfolge, so wie die Lehre vom disponibeln Vermögen und von testamentarischen Verfügungen, in dem vorliegenden Werke, verdient in der That,

vorzüglich genannt zu werden; aber jener Rüge ist auch sie bloßgestellt. — Leichter geht Rec. darüber hinaus, daß Hr. Zacharia S. 54 das Merkmal der Ausschließung in den Begriff einer Erbfolgeklasse als wesentlich mit aufnimmt, und dennoch nicht nur aus Geschwistern und Eltern eine zweyte (was allenfalls noch hingehört), sondern auch aus den Ascendenten und entfernteren Collateralen zwey verschiedene, eine dritte und vierte Classe, formirt. Ueber diesen Punct scheinen die neuern Schriftsteller nun einmahl sich nicht vereinigen zu wollen. — Bedeutender, besonders für die practische Anwendung, ist ein anderer Punct, und eine Warnung, welche Rec. damit verknüpfen muß. Der Verf. stellt S. 68 für die geschwisterliche Erbfolgeordnung den sehr richtigen Grundsatz auf: "die Erbschaft ist unter die Geschwister und Geschwisterkinder so zu vertheilen, wie sie, wenn die Mutter oder wenn beide Eltern des Erblassers zu beerben wären, zu vertheilen seyn würde." Aber wohl gemerkt: sie ist so zu vertheilen;" es ist also hier nur von einer von dem Rechte selbst ganz unabhängigen Vertheilungsregel die Rede. Damit stimmt gleichwohl das Schema XVII (S. 80) nicht überein, welches vielmehr ein von den Eltern abgeleitetes Erbrecht voraussetzt. Ein Irrthum ist hierbey um so leichter möglich, weil, wenn das Gesetz völlig consequent hätte verfahren wollen, es allerdings die Verfügung des Art. 752 als Erbfolge-, und nicht bloß als Erbtheilungs-Princip hätte aufstellen müssen. Das hat es aber nicht gethan, denn sonst müßte es fingiren, daß die ganze Erbschaft zunächst auf die Eltern fiele, von diesen aber, und zwar von jedem sein

Antheil zur Hälfte, wenn er noch lebte, ganz, wenn er bereits verstorben wäre, auf seine Kinder (die Geschwister des Erblassers) zurückfiel. So verfährt Hr. Zacharia in dem Schema XVI zufällig ganz richtig; durchaus dem Gesetze zuwider würde aber ein solches Verfahren seyn, wenn z. B. noch ein Halbbruder vorhanden wäre, alsdann nämlich würden D und F jeder $\frac{1}{4} + \frac{1}{2} = \frac{3}{4}$, der Halbbruder aber nur ein Zwölftel erhalten, statt daß, nach dem Gesetze, von jenen beiden jeder fünf Sechzehntel erhält, und der Halbbruder ein Achtel. Eben so würde, dem Gesetze zuwider, das Resultat der Theilung verschieden seyn, je nachdem der einseitige oder der gemeinschaftliche Vater (oder Mutter) noch am Leben wäre. Daher muß man die lineal-Folge bey Bestimmung des Erbrechts der Geschwister und Eltern ganz verwerten, und vielmehr annehmen, daß dieses Erbrecht einen bestimmten Gegenstand, für jene die Hälfte oder drey Viertel, für diese die Hälfte oder ein Viertel, hat, und daß nur die Theilung jener Hälfte oder drey Viertel nach den Linien geschieht. Dieß ist auch Hrn. Zacharia's deutlich genug erklärte Meinung, und daher der Fehler des erwähnten Schemas nur einem Mangel an Aufmerksamkeit zuzuschreiben. — S. 85 zieht der Verfasser die Meinung, welche er als die begründetere anerkennt, derjenigen vor, nach welcher die Gerichtshöfe gesprochen haben; warum nicht gleichergestalt S. 301 in Rücksicht des Pflichttheils unehelicher Kinder? — Der Satz S. 97: "wenn die hereditatis petitio in Beziehung auf den einen Erben verjährt ist, so ist sie in der Regel in Beziehung auf alle Erben verjährt," dürfte doch, selbst mit

dem Vorbehalte eigentlicher Ausnahmen, auf den Fall zu beschränken seyn, wo jener der nächste Erbe ist. — Der generellen Behauptung, daß Schenkungen in einem Heirathsvertrage nicht in die Form einer Schenkung unter den Lebendigen eingekleidet zu werden brauchen (S. 184), widerspricht der Art. 1081, selbst in Verbindung mit dem Art. 1394; dasselbe gilt von Theilungen der Ascendenten (S. 186), in Beziehung auf Art. 1076. — Die sehr auffallende und vom älteren Rechte durchaus abweichende Verfügung des Art. 946, daß Gegenstände einer Schenkung, worüber der Geber sich die freye Verfügung vorbehalten hat, im Fall keine solche erfolgt ist, den Erben desselben, und nicht dem Beschenkten, selbst wenn dieses ausdrücklich verabredet worden wäre, zu fallen solle, wird S. 315 ohne alle Aufklärung, die er doch in dem *actuellement et irrévocablement* des 894. Art. so natürlich findet, vortragen, obgleich Hr. Z. selbst S. 189 die beiden zunächst vorhergehenden Artikel (944, 945) auf den allgemeinen Grundsatz, daß die **unwiderrufliche** Uebertragung das Wesentliche einer Schenkung ausmache, sehr richtig zurückführt. — S. 357 wird die sehr streitige Frage aufgeworfen: ob der Universal-Legatar für die Schulden des Erblassers selbst über den Betrag des Legats und mit seinem eignen Vermögen hafte? Es befremdet, daß Hr. Z. zur Verneinung dieser Frage sich sowohl hier, als S. 42, nicht entschließen zu können scheint, da er doch S. 347 aus der der gegentheiligen Meinung einzig zur Seite stehenden Verfügung des Art. 1006, *le légataire universel fera saisi de plein droit par la mort du testateur*, den Folgesatz, daß der Universal-Legatar

(durch einen nicht angezeigten Druckfehler steht hier: Erbe) dadurch dem Erben gleichgestellt sey, nur mit dem beschränkenden Zusatze; in dieser Beziehung, ableiten zu dürfen glaubt. Recens. findet gerade darin eine sehr wesentliche Abweichung des Code Napoléon vom Römischen Rechte, daß der Testamentserbe juristisch gar nicht mehr Erbe ist. Wer vermöge eines Testaments an dem Nachlasse eines Verstorbenen Theil nimmt, ist Legatar, und nur Legatar, wie groß auch sein Antheil sey, und wenn er auch wirklich zum Erben eingesetzt wäre; er wird lediglich nach den von den Legaten geltenden Grundsätzen beurtheilt; dieß sagt der 1002. Art. ausdrücklich. Ist demnach auch der Universal-Legatar nicht Erbe, so sind auch alle von den Erben geltenden Grundsätze auf ihn nicht anwendbar; auf ihn nicht anwendbar sind besonders die Kapitel V. und VI. im I. Titel des III. Buches des Code Napoléon, welche nur von eigentlichen Erben (héritiers) reden, in so fern sie nicht, wie z. B. Art. 871 ff., sich *specielem* auf Legatarien beziehen; er bedarf daher, um sich gegen ein Uebermaß der Erbschaftsschulden zu sichern, der Rechtswohlthat des Inventars so wenig, wie die Erbfolger des Art. 724, von denen der Verfasser solches S. 42 selbst annimmt; er ist nicht zur Collation verbunden, wie sich bestimmt aus dem 845. Artikel ergibt, welcher allgemein dem Legatar (also auch dem Universal-Legatar), wenn er zugleich Erbe ist, die Befugniß gibt, der Erbfolge zu entsagen, und das Legat, mit alleiniger Beschränkung auf den disponibeln Theil, zu behalten, u. s. w. — In das practische Civilrecht S. 393 ff. hätte, nach des Verfassers eigenem Begriffe, wohl auch die

Lehre von der *expropriation forcée*, vielleicht selbst von der *contrainte par corps*, gehört. — Nach *Bigot-Préameneu* wollte man die allgemeine Regel, daß eigne Urkunden für den Producenten nichts beweisen, auch auf Handelsbücher anwenden, und deßhalb im Art. 1329 nur der Haupteid vorbehalten; die bekannte Entscheidung des Cassationshofes vom 2. May 1810 (*Sirey X, l. 246*) aber verwirft den Ergänzungseid, wenigstens in allen Sachen über 150 Francs. Darnach ist, was S. 411 gesagt worden, zu berichtigen. — Daß der Eidesantrag sowohl in Rücksicht der Personen, als der äußern Voraussetzungen, durch die Fähigkeit, einen Vergleich abzuschließen, bedingt sey, S. 426, ist doch nicht allgemein wahr, sonst könnte von keinem Vormunde und gegen keinen Vormund dieses Beweismittel gebraucht werden, als mit Bewilligung des Familienraths, und nach dem Gutachten dreier Rechtsgelehrten (Art. 467).

Endlich kann Recens. es nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, daß das vorliegende Werk, außer mehreren bedeutenden und in dem schon sehr langen Verzeichnisse nicht angezeigten Druckfehlern, viele Sprachunrichtigkeiten enthält, von hier nur diejenigen erwähnt werden sollen, welche auf die Begriffe selbst von Einfluß sind. Einer Frau von 45 Jahren kann man doch nicht wohl das Greifenalter (I. 48) beylegen. — „Wenn ein Urtheil sie des Rechts, an dem Familienrath Antheil zu nehmen, zur Tucht für verlustig erklärt,“ I. 65, ist unverständlich. — Geographische Lage (II. 23) ist gewiß nicht die richtige Bezeichnung des Local-Verhältnisses zweyer einzelnen Grundstücke, deren eines höher

liegt, als das andere. — Unter **Beyfügern** des Gerichts (II. 98) pflegt man die Richter selbst nicht zu verstehen, und doch sagt der Art. 2201 ausschließlich: l'un des juges. — Den Ausdruck: **Geschwisterkinder**, nimmt Hr. Zacharia im Eherechte (III. 51) für cousins germains, im Erbrechte (IV. 66) für neveux. — **Kron-Anwälte** (III. 117 ff.) sind die Beamten des Ministère public zwar auch, aber diese Benennung erschöpft nicht den Begriff ihres Amtes. Am besten belehrt hierüber das königl. Westphälische Staatsraths-Gutachten vom 26. August 1812. — Die Erbfolger des Code Napoléon *honorum possessores* zu nennen (IV. 176), ist gewiß bedenklich; es kann nicht nützen, aber viel schaden!

Utona.

Ben Hammerich: Geschichte der spanisch-portugiesischen Thron-Umkehr und des daraus entstandenen Kriegs, von Dr. Carl Venturini. Erster Theil. 1812. 520 S. in Octav.

Der Geschichtschreiber des Tages hat mit eben so mannigfaltigen als großen, mit fast unbesiegbaren Schwierigkeiten zu kämpfen. Höchst selten gelingt es, beider Parteyen Berichte rein, unverfälscht und vollständig herbeizuschaffen. Jeder hängt, der Eine mehr, der Andere weniger, an Auctoritäten, Schule, Secte. Keiner vermag es, sein Zeitalter zu verläugnen: jedes Zeitalter aber hat seine Vorurtheile; hat Irrthümer, die es für ausgemachte Wahrheiten hält; und hat Irrlichter, die es für Sonnen ansieht: und diese Vorurtheile, Irrthümer und Irrlichter blenden und

verwirren nicht nur, sondern lassen uns auch hier übersehen, und dort nicht sehen, was klar vor dem Auge der Nachwelt liegen wird. Ueberdem stehen nur einige wenige vom Himmel ganz besonders Begünstigte auf einem recht glücklichen Standpuncte und in Verbindungen, die nicht noch sehr beträchtliche Wünsche übrig lassen. Noch seltener ist ein Beobachter voll Ruhe, Unparteilichkeit und einer das eigne Interesse für nichts achtenden Gerechtigkeitsliebe. Endlich dürfen und können wir auch nicht — selbst da nicht, wo kein Gesetz zurückhält, — bey jeder Erscheinung unserer Tage jede Wirkung aus ihrer Ursache herleiten, und jeder Partie die gehörige Beleuchtung geben, setzen wir uns nicht über Rücksichten hinweg, über die durchaus Keiner sich hinwegsetzen kann, der die Tugend und den innern Frieden für die ersten Erdengüter und zugleich für die Bedingungen alles Erdenglücks hält, und der es weiß, was alles mit dem Erlöschen der Glorie um die Häupter der Herrscher verschwand, und verschwinden muß.

Hr. Dr. Venturini wagte noch weit mehr, als einen Kampf mit allen jenen Schwierigkeiten. Er tritt nicht, wie er glaubt, in die Reihe der Geschichtschreiber des Tages. Sein Buch ist ein Versuch, das Unmögliche möglich zu machen, aber auch, wie jeder Versuch dieser Art, ein gänzlich mißlungener. Eine Geschichte von dem großen Trauerspiel auf der pyrenäischen Halbinsel, die er zu schreiben versuchte, läßt sich jetzt noch nicht schreiben, theils weil jenes Spiel noch nicht geendigt ist, theils weil wir bis auf den heutigen Tag nur aus einseitigen Quellen schöpfen können.

Was wir besitzen, und einst zur Geschichte benutzen können, ist, was sich in Zeitungen und Journalen findet, die in Jedermanns Händen sind, und aus welchen nur eine einzige Partie spricht. Wäre aber auch das Spiel geendigt, hätten wir Alles, die vollständigste Sammlung von Thatfachen, und erhöbe sich auch der Geist eines Tacitus oder Hume über die todte Masse der Thatfachen: so hätten wir doch noch Jahre lang auf eine Geschichte der Revolution zu harren, da selbst Geister, wie die erwähnten, das allmächtige Werde dem Ewigen nicht nachsprechen können.

„Ich überlasse,“ sagt der Verfasser, „es nicht gewichtigeren Historikern, die Geschichte unserer Zeit zu schreiben. Ich greife der Nachwelt vor, die weit unparteyischer dasjenige, was jetzt Gegenwart heißt, würdigen können, weil ich keinen großen Historiker kenne, der die Zeitgeschichte wahr und kräftig zu schreiben unternimmt; weil so Viele, sich in die Schlupfwinkel der Heuchelei verkriechend, erst abwarten wollen, wie die Dinge laufen, um alsdann desto sicherer vor menschlichen Ahndungen loben oder tadeln, rühmen oder schelten zu können, wie es die Zeit verlangt; weil die Nachwelt nie dahin gelangen kann, aus verborgen gehaltenen Memoiren, die doch auch nur Privat-Ansichten aussprechen, und nur über einzelne Partien Aufklärung geben, eine wahrhafte Geschichte unserer Zeit zusammen zu stellen, wenn nicht wenigstens Ein Werk über diese Geschichte vorhanden ist, welches zum Leitfaden und Verbindungsmittel jener hochgerühmten Memoiren dient: ein Werk, welches unbefangener, als die Weltflatscheren der Zeitungen, den Geist der Zeit ausspricht, und die Actenstücke über das

jenige, was wirklich geschah, im pragmatischen Zusammenhange der Nachwelt übergibt.“

Aber woher weiß es denn der Verfasser, daß keiner der gewichtigeren Historiker mit der Ausarbeitung der Geschichte jener Revolution beschäftigt ist? Wußte er es auch ganz bestimmt, wie folgt daraus, daß nun gerade Er Hand an das Werk zu legen habe? Der gesunde Menschenverstand, auch nur mit etwas Bescheidenheit vereinigt, würde darin gerade das Gegentheil von dem entdeckt haben, was der Verf. darin fand. Weiter: in welchen Betracht können hier die in den Schlupfwinkeln der Heuchelen steckenden Elenden kommen? Offenbar in gar keinen. Wie kann Hr. Venturini so thöricht seyn, sich einzubilden, daß jene Elenden den rechten Ton anstimmen werden, wenn er nur erst sich habe hören lassen, oder daß sein Wort diese Menschen auf immer zum Schweigen bringen werde? Aber selbst so weit geht des Verfassers Verblendung und Dunkel, daß er wähnt, die Nachwelt werde den rechten Weg verfehlen, wenn er nicht mit seinem armseligen Strümpfchen Licht vorausziehe.

Nach dem kurz vorhergegangenen Geständniß: „daß die Nachwelt weit unparteiischer die Begebenheiten der Gegenwart würdigen werde,“ ist doch wahrhaftig der verächtliche Blick gar albern, welchen der Verf. auf die Beyträge wirft, die wir zur Geschichte der Gegenwart erst in der Folgezeit erhalten werden, und erhalten können. Wer, der mit Ehren diesseit der Thüre des Zollhauses sich herumtreibt, kann bestimmen, was die Nachwelt aus Quellen schöpfen werde, die bis jetzt noch Aller Augen verborgen liegen? Freylich alle Memoiren enthalten, und werden auch bis

an das Ende der Tage nur enthalten, Privat-Ansichten: heißt das aber etwas Anderes, als: "Alles, was von Menschen kömmt, kömmt nur von Menschen?" Und weiß es nicht durchaus Jeder, der nur über das Alphabet der Geschichte hinaus ist, daß später erschienene, nicht vom Himmel herabgesandte, Memoiren oft Aufschlüsse geben, die keiner aller Ahnherren erwartete, weder hoffte, noch fürchtete?

Doch die allerunbegreiflichste aller Behauptungen des Hrn. Venturini ist die: "daß es der Nachwelt unmöglich seyn werde, aus allem, was wir besitzen, und aus allem, was die Zukunft noch hinzufügen wird, eine wahrhafte Geschichte unserer Zeit zu schreiben, ohne Benutzung der vor uns liegenden Geschichte, oder eines Dinges der Art." Hr. Venturini erklärt sein Buch für einen der Nachwelt unentbehrlichen Leitfaden und für ein Verbindungsmittel der noch zu erwartenden, gewiß größten Theils noch nicht einmahl niedergeschriebenen, Venträge mit den bereits vorhandenen. Wie, um des Himmels willen, ist es möglich, auf eine Verbindung dessen hinzuarbeiten, was noch erst geschafft werden soll, wir also nicht kennen, mit dem, was bereits da ist! Wer sagt uns denn, daß das, was noch kommen wird, mit dem verbunden werden könne, was da ist? Ist nicht auch der Fall gedenkbar, daß gar Vieles von dem, was ist, vor dem, was kommen wird, zergehen werde, wie Schnee vor der Sonne?

Hrn. Venturini's Werk ist nichts weiter, als Bruchstück: ohne alle Critik enthält es grobe Widersprüche, und Lücken nicht nur in Menge, sondern Lücken, die Jeder gewahr wird, der nicht

ganz arm an Erfahrungen, an Menschen- und an politischer Kenntniß ist. Sein Buch soll den Geist der Zeit aussprechen, und wir vernehmen auch nicht den leisesten Laut desselben. Es fehlt dem Verf. an Thatsachen, aber noch weit mehr an Unparteilichkeit, und noch weit mehr an der Fähigkeit, ganze Nationen, außerordentliche Köpfe und große Begebenheiten zu begreifen.

Genua.

• *Leçons élémentaires de Cosmographie, de Géographie et de Statistique à l'usage des jeunes personnes et des maisons d'éducation, par GRÄBERG DE HEMSÖ. 1813. Octav 218 Seiten.* Der Verfasser, ein geborner Schwede, der jedoch schon sein 17 Jahren in Genua lebt, hat sich bereits früher durch seine *Annales de Géographie et de Statistique* bekannt gemacht. Die gegenwärtige Schrift, welche für den Jugendunterricht bestimmt ist, enthält noch mehr, als der Titel verspricht, nämlich die Elemente sämtlicher Naturwissenschaften, die Astronomie mit eingeschlossen. Diese letzte nämlich ist es, welche der Verfasser Cosmographie nennt. Bei der Geographie werden zugleich die Meteorologie, Hydrologie, Geologie, Naturgeschichte, Mineralogie, Botanik, Zoologie, mit abgehandelt. Man sieht also, daß auf den 218 großgedruckten Seiten viel und vielerley enthalten ist; für Deutsche Leser kann nicht sowohl der Stoff, als die Methode in Betrachtung kommen: denn nicht ohne Interesse ist es, zu sehen, wie gegenwärtig Jugendbücher jenseit der Apenninen abgefaßt werden. Das Ganze ist in 50 Leçons, jede von einigen Seiten, abgetheilt.

1264 G. g. A. 126. St., den 7. Aug. 1813.

Jede Leçon enthält dann wieder eine Abtheilung der Wissenschaft. Hinter jeder Wissenschaft ist dann eine eigne Leçon, welche zur Repetition Fragen enthält, die den Schülern vorgelegt werden. Dadurch ist also für die Lehrer gesorgt. So viel wir aus dem Buche selber schließen können, scheint der Verf. es für Kinder bey dem Elementar-Unterricht bestimmt zu haben. Damit contrastirt jedoch zuweilen die angebrachte Gelehrsamkeit. So hat der Verf. das Streben, lauter Griechische Kunstwörter zu gebrauchen, die oft der Gelehrte nicht ohne Erklärung versteht; so daß er auch für nöthig gefunden hat, ein eignes *Lexique* derselben beizufügen. Gleich auf der ersten Seite ist von dem Pantomegas und dem Volvox globule die Rede. Die Mittelpuncte des Sonnensystems heißen Polyphèmes. Die Sonne selbst wird oft Mithras genannt. Auch Neuerungen liebt der Verfasser. So wird von ihm America in zwey Welttheile getheilt, von denen der nördliche Columbia heißt: welches auch bereits in Deutschland vorgeschlagen ist. Als *Introduction à l'Etude des Cartes* ist eine Karte beygegeben, auf welcher alle auf Karten vorkommende geographische Zeichen erklärt sind. Diese möchte etwa auch für Deutsche Leser das einzige Brauchbare seyn: sonst ist es sicher keine Anmaßung, zu sagen, daß bey Büchern dieser Art die Ausländer weit eher von uns, als wir von den Ausländern zu lernen haben. In Einem Stücke unterscheidet sich jedoch das Buch vortheilhaft von den Deutschen Jugendbüchern, daß es nämlich auf gutem weißen Schreibpapier gedruckt ist.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 9. August 1813.

Göttingen.

Die von der königl. Societät der Wissenschaften schon für den vorjährigen November aufgegebenen so genannte öconomische Preisfrage betraf die Verhütung oder Verminderung der Nachtheile, welche nach Aufhebung der Zünfte oder Gildeu entstehen können.

Ungeachtet damals fünf Schriften zur Beantwortung eingegangen waren (— noch eine ungeachtet, deren Verfasser sich selbst genannt hatte, folglich gar nicht concurriren konnte —), so fand sich doch die Societät aus mehreren Ursachen bewogen, diese Frage noch bis zum Julius dieses Jahres offen zu lassen, und hat auch das Vergnügen gehabt, seitdem noch vier andere Schriften zu erhalten.

Die Devisen jener fünf erstern sind in diesen Blättern vom vorigen Jahre S. 1995 angezeigt worden, damit ihre Verfasser von dem richtigen

H (6)

Eingang Ihrer Abhandlungen vergewissert seyn möchten. Aus gleichem Grunde setzen wir jetzt auch die der vier neuern her:

VI. El hirteth emann — minel — Sahr.
Arbeit, Kunst, Industrie, schützen gegen Armuth.

VII. Echter patriotischer Sinn und wahrer Ernst, das Wohl Anderer zu besorgen, läßt auch große Hindernisse besiegen.

VIII. Sirach Kap. 33. V. 4. und

IX. Omnia probate, quod bonum est tenete.

Aber bey allem dem steht sich die königl. Societät auch jetzt noch außer Stande, irgend einer von diesen eingegangenen Schriften den Preis zu ertheilen; da keine von allen neun den Gegenstand der Frage so behandelt, wie es seine Wichtigkeit erfordert, und die Societät es erwarten konnte.

In mancher scheint die Frage selbst nicht einmal gefaßt zu seyn, als welche gar nicht weder die Fortdauer, noch die Aufhebung der Zünfte an sich betrifft, sondern ausdrücklich die letztere als ein Factum voraussetzt, und nur durchdachte, ausführbare und, wo möglich, durch die Erfahrung in Staaten, wo früher schon Gewerbefreyheit Statt fand, bewährte Mittel fordert, wie den etwa damit verbundenen Nachtheilen vorzubauen oder abzuwenden seyn möchte. Folglich kann gar die Rede nicht von Vorschlägen seyn, die Zunftverfassung etwa unter einer andern Form wieder einzuführen, indem etwa der Staat selbst die Verwaltung derselben besorgen solle u.; sondern die den Ge-

werbsleuten durch die Aufhebung der Zunftverfassung verliehene Freyheit ward ausdrücklich vorgefetzt, ohne daß sie unter einem andern Namen wieder beschränkt werden sollte.

Andere der eingefandten Schriften beschäftigen sich bloß mit vorübergehenden Folgen der Aufhebung der Zunftverfassung.

Eine (Nr. VI. mit dem Motto aus dem Koran) dringt zwar richtiger und tiefer in den Geist der Aufgabe. Nur ist sie mehr bloßer Entwurf, als Ausführung.

Dieses alles, und mehrere andere Gründe, haben die königl. Societät bewogen, nicht nur die Frage noch einmahl, und zwar für den Julius des nächstkommenden Jahres, aufzugeben, sondern auch den dafür bestimmten Preis zu verdoppeln; dergestalt daß, falls Eine genügende und alle andere überwiegende Schrift einkommt, der Verfasser derselben den doppelten Preis, also 278 Francs (den Werth von 24 Ducaten) erhalten soll. Falls hingegen zwey gleich gute einkommen, jede derselben mit dem sonstigen einfachen Preis von 139 Francs (oder 12 Ducaten) honoriert werden wird.

Wir setzen demnach erst die Aufgabe wieder so her, wie sie nun schon zu wiederholten Malen bekannt gemacht worden (— s. Gött. gel. Anz. 1810 S. 1880, 1811 S. 1868, 1812 S. 1246 und 2005 —), wollen ihr aber dann, außer den schon berührten, noch einige andere nähere Bestimmungen hinzufügen.

Wie können die Nachtheile, welche nach Aufhebung der Zünfte oder Gilden entstehen, verhütet oder vermindert werden?

Dahin gehört unter andern die Anhäufung ungeschickter Meister, welche den geschickteren den Verdienst rauben, und sie verdrängen;

die Belästigung der Armencaffen durch die stets wachsende Zahl verarmter Handwerker und ihrer Familien, auch durch die wandernden Gesellen;

ferner der Mangel der Sittenaufsicht über Meister, Gesellen und Lehrlinge, welche bisher die Gilden geführt haben.

Versteht sich, daß die hier genannten Nachtheile nur beyspielsweise angeführt sind, und man die Prüfung derselben allgemeiner zu nehmen, und zu beachten hat, ob sie vorübergehender oder bleibender Natur sind, und ob deren Hintwegräumung durch gewisse Mittel nicht andere und größere Nachtheile herbeiführen könnte.

Besonders aber empfiehlt die Societät, daß man bey der Angabe dieser Mittel auf das, was eine längere Erfahrung in England und Holland, eine kürzere in Frankreich, gelehrt hat, Rücksicht nehme; und daß die verschiedenen Arten der Gewerbe, und das verschiedene Local, wo sie getrieben werden (— große, kleine, mittlere Orte, Städte oder plattes Land ic. —), bey der Beantwortung nicht aus der Acht gelassen werden mögen.

Der gesetzliche Termin, vor dessen Ablauf die zur Concurrenz für diese, so wie überhaupt für jede

127. St., den 9. Aug. 1813. 1269

Juliusaufgabe der königl. Societät, bestimmten Schriften postfrey eingesandt seyn müssen, ist das Ende des Mayes.

Für den November des laufenden Jahres bleibt die schon dafür aufgegebene Frage:

Welches sind die sichersten Mittel, den Rübsamen (*Brassica napus silvestris* und *Brassica campestris*) auf den Aeckern wider die schädlichen Insecten zu sichern?

(— f. Gött. gel. Anz. 1809 S. 1807, 1810 S. 1122, 1811 S. 1868, 1812 S. 1246 u. 2005 —).

Für den November 1814:

Da die geringen Linnen, welche aus Niedersachsen auswärts hauptsächlich doch nur in den Handel kommen, schon seit vielen Jahren in einem so niedrigen Preise gestanden haben, so wünscht man eine, so viel möglich, auf Erfahrung gegründete Untersuchung, was der Producent der ersten Materie, der Verarbeiter jeder Art, und der Kaufmann daran wirklich verdient haben, um darnach beurtheilen zu können, ob dieser Zweig der National-Production mit wahren Vortheile für die Nation verbunden, oder nur ein Mittel geworden ist, eine gewisse Summe Geldes aus dem Auslande zu ziehen.

Dieser Untersuchung bittet man die Betrachtung hinzu zu fügen, was in dem Falle, da der auswärts gehende Linnenhandel aufgehören müßte, die daraus entstehende Ver-

minderung des Flachsbauers und der Flachsarbeit aller Art für den Ackerbau und die ländliche Industrie für Folgen haben würde, und wie diese Lücken am zweckmäßigsten wieder auszufüllen wären.

(— f. Götting. gel. Anz. 1811 S. 1868, 1812 S. 1246 und 2006 —).

Und für den Julius 1815:

Welches sind in gebirgigen Gegenden die zweckmäßigsten Vorrichtungen, das Abfließen der Aecker bey Regengüssen zu verhüten, ohne in den Grabenbetten, bey starkem Falle der Graben, das Ausreißen des Bodens zu sehr zu befördern?

(— f. Gel. Anz. 1812 S. 1247 und 2006 —).

Der auf jede dieser Preisfragen ausgesetzte Preis ist von 139 Francs (12 Ducaten).

Die Concurränz-Schriften für die Juliusaufgaben müssen, wie schon oben erwähnt worden, vor Ablauf des Mayes, und die für den November vor Ende des Septembers jedes Jahres postfrey eingesandt seyn.

(— Wegen der Hauptpreise auf den November dieses und der beiden nächstfolgenden Jahre verweisen wir auf diese Gel. Anz. 1812 S. 2001 u. f. —)

Berlin.

Institutiones symbolicae doctrinarum Catholicorum, Protestantium, Socinianorum, Ecclesiae graecae, minorumque societatum chri-

tianarum summam et discrimina exhibens. In usum lectionum scripsit *Philipp Marheinecke*, Theolog. D. et Professor in Universitate Berlinensis. 1812. 243 Seiten in Octav. Wenn vielleicht der Plancksche Abriss einer historischen und vergleichenden Darstellung der dogmatischen Systeme unserer verschiedenen Christlichen Haupt-Parteyen dem Hrn. Doctor die erste Idee zu dieser Schrift gab, und wenn sie dadurch auch in ihrer äußern Anlage und Einrichtung einiges Aehnliche mit jenem erhielt, so zeichnet sie sich doch noch durch genug Eigenheiten aus, welche die etwas verschiedene Richtung, die er darin nehmen wollte, hinreichend erkennen lassen. Wenn es dem Verfasser des Abrisses vorzüglich darum zu thun war, das Convergirende und Divergirende in den Ansichten unserer Christlichen Haupt-Parteyen ins Licht zu setzen, um auch der Critik und Polemik den Standpunct anzuweisen, von welchem ihr eine billige und gerechte Schätzung der verschiedenen Ansichten am leichtesten werden möchte, so schien es Hr. Marheinecke nur auf eine vollständige und getreue Darstellung desjenigen anzulegen, was das anerkannte Eigenthum einer jeden von ihnen ausmacht. Mit Recht konnte er daher auf dem Titel seiner Schrift symbolische Institutionen ankündigen, denn er mußte ja dasjenige, was er geben wollte, vorzüglich aus den symbolischen Bekenntnisschriften einer jeden Partey schöpfen, und er gab eben damit einen Abriss von der symbolischen Theologie einer jeden, woben er jedoch nur auf ihre gegenseitigen Divergenzen besondere Rücksicht zu nehmen hatte. Vergift

1272 G. g. N. 127. St.; den 9. Aug. 1813.

man dabey nicht, daß das hier davon Gegebene im mündlichen Vortrage weiter ausgeführt und erläutert werden soll, so wird der kundige Beurtheiler die Form, in welcher es hier gegeben ist, eben so zweckmäßig, als die Auswahl des Gegebenen finden. Von den kleineren Parteyen sind freylich nur drey berücksichtigt — die Brüdergemeinde, die Mennoniten und die Quäcker; und fast sind sie etwas gar zu kurz weggekommen. Man verliert jedoch durch die Kürze nicht viel, denn bey solchen Parteyen ist nur daran etwas gelegen, daß ihre leitende Grund-Idee, die gleichsam ihr Lebens-Princip geworden ist, richtig aufgefaßt und treffend bezeichnet wird, aber dieß ist es auch, was bey ihnen meistens die größte Schwierigkeit macht, denn dieß Princip ist gewöhnlich eine dunkle Idee, über welche sie nie ins Klare gekommen sind, und nicht in das Klare kommen dürfen, weil es sonst sogleich seine Kraft für sie verlieren würde. Einen bedeutenden Vortheil für den mündlichen Vortrag hat sich der Hr. Doctor dadurch gemacht, daß er hier die litterarisch-historischen Notizen über die symbolische Theologie einer jeden Partey, und über die Quellen, aus denen sie geschöpft werden kann, in hinreichender Vollständigkeit gegeben hat, um sich in jenem darauf beziehen zu können. Auch kann man sich schwerlich erwehren, aus dem reinen Flusse des Lateinischen Stils, durch den man sich schon in der Vorrede so freundlich angezogen fühlt, ein günstiges Vorurtheil für die Schrift aufzufassen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 12. August 1813.

Paris.

Ben Treuttel und Würz: Voyage pittoresque de Constantinople et du Bosphore. *Livraison VIII.* (Mit 4 Kupfern.) Imperialfolio. Als Beilage ein erläuternder Text: Plan du Voyage pittoresque de Constantinople et des rives du Bosphore. 16 Blätter ohne Seitenzahlen. Folio.

Die mahlerische Reise des Hrn. Melling gehört zu den vorzüglichern Erscheinungen der Französischen Kunst, die jedoch nur für die Bibliotheken reicher Liebhaber berechnet sind. Ueber ihren Werth hat Recensent in diesen Anzeigen vom Jahre 1809 (St. 138 S. 1865) und 1812 (St. 87 S. 857) geurtheilt, und er muß gestehen, daß diese vor ihm liegende achte Lieferung eben so vollkommen ausgefallen ist, als die frühern. Die meisterlich ausgeführten Landschaften stellen die merkwürdigsten Ansichten von Constantinopel, oder die Küsten des Bosporus dar, die in ihrem von der Natur reich gestickten Gewande mit holdem, lachendem Antlitz da liegen, oder mit ihren Dörfern, Landhäusern, Moscheen, Kiosken, Gärten,

J (6)

Hecken, eine unbeschreiblich mannigfaltige, reiche und schön verschmolzene Masse bilden. Aber auch der Text ist lehrreich, und verbreitet sich über eine Auswahl von Gegenständen, die nur von wenigen Reisenden so genau untersucht werden konnten. Der Inhalt ist folgender. Nr. 45. Vue de la grande Arcade de l'aqueduc de Baktsché-Kieuï et du vallon de Buyuk-Déré. Man macht der Indolenz der Othmanen mit Recht den Vorwurf, daß sie an dem Untergange der schönsten Monumente, die an den Ufern des Bosporus sich befanden, Schuld sind; auf die Erhaltung der Wasserleitungen und Springbrunnen aber haben die Beherrscher von Constantinopel stets ein wachsameres Auge gehabt, und dafür gesorgt, die Hauptstadt mit Wasser zu versehen. Die Wasserleitung von Baktsché-Kieuï ist ungefähr 300 Fuß lang, und an ihrem höchsten Punct 80 Fuß hoch. Der Künstler hat auf diesem Blatt einen einzigen Bogen derselben dargestellt, der zwey Berge mit einander vereinigt. Er gewährt einen imposanten Anblick, und erinnert wehmüthig an die Umwälzungen der Griechischen Staaten. Ein unterirdischer Canal, ruhend auf einer langen Bogenreihe, führt das Wasser fünf Lieues weit zu den Vorstädten Pera, Aga-Dgiamissi und Top-Hané. Jährlich einmahl besucht der Großherr diesen prächtigen Aquäduct. Nichts übertrifft den Anblick der Landschaft unter dem großen Gewölbe des Bogens. Die lachenden Vorgebirge Asiens mit ihren pflanzenreichen Vertiefungen, das reizende Thal Buyuk-Dere, und der Golf in weiter Ferne, auf dem die größten Schiffe so sanft wie auf einem Teiche hingleiten, bilden eine Landschaft, die nicht reizender gedacht werden kann. Nr. 38. Vue de Keffeli-Kieuï et d'une partie de Buyuk-Déré. Wieder eine schöne Scene an dem Gestade

des Bosphorus. Das Dorf Keffeli Kieuü liegt in der Mitte der Landschaft, die Wiesen von Bupuf-Dere breiten einen smaragdnen Teppich aus, auf welchem reichbelaubte Platanen sich erheben, und in dem dämmernden Hintergrunde erblickt man die Wasserleitung Baktché-Kieuü. Einige hin und her rudernde Fahrzeuge beleben das Ganze. Nr. 13. Vue de la seconde cour intérieure du Sérail. Ein merkwürdiges Blatt, auf dem man zugleich eine Gesandtschaft sieht, die sich zur Audienz bey dem Großsultan begibt. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, wie der Gesandte mit seinem Gefolge über den zweyten Hof des Sérails geht. Das Ceremoniel, das dabey beobachtet wird, beschreibt der Verf. folgender Maßen. Beym Anbruch des Tages verläßt der Gesandte seinen Pallast zu Pera, begleitet von vielen Janitscharen, Dolmetschern, Secretären und Gesandtschafts-Cavalieren, und begibt sich nach Top-Hané. Alle Personen gehen zu Fuß, der Gesandte ausgenommen, der in einer reich verzierten Sänfte getragen wird. Zu Top-Hané finden sie ein großes Fahrzeug (Kaik) mit sieben Paar Küdern, das dem Tchaouch-Bachi, dem dritten Staats-Minister, gehört, in welches sich der Gesandte mit seinen Secretären und dem Hauptmanne eines Janitscharen-Regiments, der das Haupttruder führt, einschiffen. Das übrige Gefolge setzt in einigen dazu bestimmten Barken über. So bald sie zu Baktché Capoussi (dem Gartenthore) zu Constantinopel angelangt sind, empfängt man den Gesandten in einem Kiosk, in welchem man ihm Tabak, Kaffee und Sorbet vorsetzt, und ihn mit Wohlgerüchen durchräuchert. Nun besteigt der Gesandte ein schönes, prächtig gesatteltes Pferd aus dem Marckall des Großherrn, und reitet in Gesellschaft seiner Begleiter, des Tchaouch-Bachi

und einer großen Anzahl Türkischer Miliz nach dem Pallast des Großvezirs, der sogleich mit seinem zahlreichen Hofstaat, dem Keis-Effendi (dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten) und dem Riaya-Bey (dem Minister des Innern) erscheint, um ihn zu bewillkommen. Von hier geht der Zug nach der berühmten Pforte Bab-Humaioum oder dem heiligen Thore, und dann zur eigentlichen Audienz, welche der Verfasser ausführlich beschreibt. Von dem Serail selbst entwirft er folgende Schilderung: Le Sérail est imposant par son étendue; rien de plus léger que l'architecture de ses nombreux portiques; rien de plus magnifique que les ornements prodigués dans certains emplacements consacrés aux cérémonies publiques; mais en même temps, rien de plus simple que l'architecture et la disposition des appartements consacrés à l'usage particulier du Sultan, de ses femmes et de ses officiers. La distribution des pièces est peu commode, elles sont petites pour la plupart: la richesse des étoffes et des tapis y rappelle seule le luxe Oriental. — In der Ferne der Landschaft erblickt man Scutari, und zur Rechten die Küsten des Golfs von Nicomedien. Nr. 21. Vue de la Place et des Casernes de Top-Hané à l'entrée du port de Constantinople. Die schöne Gegend und die vielen Sachen, die man dem Europäischen Kunstseiß, oder, wie der Verf. will, der Französischen Industrie verdankt, und die man hier erblickt, machen dieß Blatt sehr interessant. Dahin gehören die Casernen, die Stückgießereyen, die Freigatten u. s. w. Unter den Franzosen, welche das Türkische Militär auf Europäische Art organisiren wollten, steht der bekannte Baron von Tott oben an, indem er eine Schule für mathematische Wissenschaften anlegte, und eine Stückgießerey zu Top-Hané

errichtete, die seiner Aufsicht anvertraut wurde. Alle diese Einrichtungen kamen aber nach Mussapha's Tode im J. 1774 unter seinem Nachfolger Abdülhamed in Verfall, bis Selim, welcher den Thron im J. 1787 bestieg, sie wieder zu beleben suchte, indem er zur Bildung der ganzen Türkischen Armee sehr zweckmäßige Maßregeln ergriff, und vorzüglich den Uebermuth der Janitscharen, die seinen Vorgängern so gefährlich gewesen waren, mit Nachdruck bekämpfte. Außer den eben erwähnten Gebäuden erblickt man hier den Kay von Top-Hané, wo die Gesandten aus- und eingeschiffet werden, und wo der Sultan selbst nebst den Großen seines Hofes bey mehren Gelegenheiten zu erscheinen pflegen. Das ununterbrochene Leben und Gewimmel in dieser Gegend hat der Künstler durch viele Fregatten, Fahrzeuge, durch Schiffe groß und klein, meisterhaft dargestellt. Die helle, unbewölkte Luft, die Durchsichtigkeit und Flüssigkeit des Meerwassers, machen dieses Gemählde zu einem der vorzüglichsten in seiner Art.

Jena.

Bev Friedr. Frommann: M. H. Ludtwalker, b. N. Doctor, über die öffentlichen und Privatrichter — Diäteten — in Athen, und den Proceß vor denselben. 1812. S. XIV u. 183 in Octav.

Eine sorgfältig und mit Einsicht der Sache und Sprache gearbeitete Monographie, deren wir über solche schwierige Punkte viele zu haben wünschten! Es war in Athen die Einrichtung, daß zur ersten Instanz bey Proceßten eine Anzahl öffentlicher Richter, Diäteten genannt, jährlich durch das Loß aus den Atheniensischen Bürgern gewählt wurden, 42 aus jedem Stamme, also zusammen 440, die offenbar nicht alle beschäftigt seyn konnten, da bey den Atti-

ſchen Rednern immer nur Ein Dätet im Proceſſe vorkommt. Ueber ihre Wahl und ihren Amtseid iſt man ungewiß. Ihr Lohn war eine Drachme. Die Rechenschaft, die ſie abzulegen hatten, beſtand darin, daß ſie am Ende des Jahrs ſich verſammelten, und ſich gegen die Klagen, welche man wider ſie erhob, vertheidigten. Die Strafe beſtand in einer Geldſumme von 500 Drachmen und in Infamie, auch wohl mehr. Das Verfahren beſtand in einer Provocation (*ᾠρόλησις*), worauf, wenn die Acceptation erfolgte, ein ſchriftlicher Contract, ſelten eine bloße Stipulation, gemacht wurde. Die öffentlichen Diäteten wurden durch Uebereinkunft gewählt, oder man ging ſie auf dem ordentlichen Wege Rechts an. Im erſten Falle fand keine Appellation Statt, wohl aber in den übrigen Fällen. Die Diäteten mußten aus dem Stamme des Beklagten ſeyn. Die Unterſuchung und Inſtruction des Proceſſes geſchah erſt von dem Archonten, vor den die Sache gehörte: dann gelangte ſie vor den Diäteten. Dann folgte die Deponirung des Succumbenz-Geldes und die Edition der Klage, der Eid für Gefährde von beiden Theilen, daß ſie ihre Sache für gerecht hielten, den Rechtsſtreit ohne Chitane führen, und auch, wie es ſcheint, die Klage unter keinem Vorwande jällen laſſen wollten. Dann folgte die Unterſuchung des Diäteten, der wahrſcheinlich 30 Tage nach der letzten Verhandlung das Urtheil ſprechen mußte, wenn nicht die Parteyen das Urtheil prorogirten. Die Unterſchrift des Magiſtratus, der den Proceß introducirt hatte, gab dem Urtheil erſt ſeine Kraft. Pönal-Klagen fanden hier auch Statt, und Contumacial-Erkenntniſſe 2c. Im zweyten Abſchnitt folgt eine befriedigende Ausföhrung der übrigen Schiedsrichter. Demoſthenes contr. Mid. p. 542 iſt gut

erläutert. Ueber die Appellation (*Appellation*) ist eine feine Darstellung. Ueberhaupt ist die Jurisprudenz dem Verf. oft behülflich gewesen, die Sachen richtig anzusehen, und die große Belesenheit, welche er überall an den Tag legt, richtig zu brauchen. Man braucht nur das Wenige, was von diesen Diäteten bey Andern, als bey Petit, Potter und Köpke, vorkommt, mit dieser Abhandlung zu vergleichen, um wahrzunehmen, daß dieser Gegenstand von dem Verf., dem wir auf diesem rühmlich betretenen Wege fortzufahren rathen, sehr viel Licht erhalten.

München.

Bev Hübschmann: Freymüthige Gedanken über die Verminderung der Criminal-Verbrechen, vom Baron von Weveld. 1810. 99 S. in Octav, ohne die Tabellen.

Die Vermehrung der Anzahl von Criminal-Verbrechen nach jedem geendigten Kriege unserer Tage gab die traurige Veranlassung zur Abfassung dieses Buchs. Was vor uns liegt, ist indeß nur der erste Theil. Dieser enthält eine sehr kurze Abhandlung von der zweckmäßigen Execution der Criminal-Strafen in den Strafgefängnissen, nebst vielen angehängten Tabellen. Der zweyte wird die Mittel, die Verbrechen zu erschweren, vorlegen.

Der Zweck der Criminal-Strafanstalten, sagt der Verf. S. 15, ist der Lu't zum Verbrechen eine geeignete Unlust entgegen zu setzen. Moralische Besserung des Verbrechers aber ist eine lächerliche Träumerey; ist, als Zweck der Strafe, eine a priori wankende, und a posteriori beynah unendlich ausführbare Idee. Nach S. 17 ist physische und moralische Besserung sorgfältig zu unterscheiden. S. 18 wird den Strafgefängnissen zu ihrem positiven Zwecke physische, und

1280 G. g. N. 128. St., den 12. Aug. 1813.

zu ihrem negativen moralische Besserung eingeräumt. "Beide Zwecke würden aber nur dann erreicht werden können, wenn in den Strafgefängnissen Sicherheit von außen und von innen, strenge Ordnung, ununterbrochene Arbeitsamkeit, äußere Ehrbarkeit, Mäßigkeit, Reinlichkeit, möglichste Sonderung der verschiedenen Gattungen von Verbrechern, zweckmäßige Schulanstalten und ein vernünftiger Religionsunterricht, alles im strengsten Sinne des Worts, herrschen." Dies alles wird nun von dem Hrn. Baron weiter ausgeführt, und zwar auf eine Art, die immer unbefriedigend bleibt, welche Classe von Lesern wir uns auch denken mögen. Im neunten, von den religiösen Anstalten handelnden, Paragraph versichert der Verf., daß kein Sträfling so richtige und geläuterte Religionsbegriffe besitze, daß diese auch ohne Beobachtung äußerer Formalitäten auf die Stimme des Gewissens hinreichend zu wirken im Stande wären. "Um auf diese Menschen-Rasse durch ihr Bewußtseyn wirken zu wollen, muß man immer auf die strengste Beobachtung aller vernünftigen Ceremonien des äußern Cultus sehen, der bey ihnen zu keiner Zeit vernachlässigt werden darf. Durch einen feierlichen Gottesdienst, durch rein moralische, eindringende und rührende Kanzelreden, durch passende allgemeine Gebete vor dem Schlafengehen und bey dem Aufstehen, vor Beginnung und bey Beendung der Arbeit, vor und nach dem Speisen, vor und nach der Schule, vor und nach jeder feierlichen gottesdienstlichen Handlung, muß das Herz des Sträflings immer gerührt, zu seinem Schöpfer erhoben und entflammt werden." Das heißt denn doch fürwahr nicht nur des Guten zu viel thun, sondern Mittel vorschlagen, welche gerade das Gegentheil von dem hervorbringen müssen, was bezweckt wird.


 Göttingische
 gelehrte Anzeigen
unter
 der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 14. August 1813.

Paris.

Bey Merlin und Allais: Mémoire historique et physique sur les chutes des pierres, tombées sur la surface de la terre à diverses époques, par M. P. M. S. *Bigot de Morogues*, membre de la société philomatique à Paris — — 1812. 358 Octavf.

Ungeachtet es nicht an Schriften fehlt, welche sich hauptsächlich mit dem historischen Theile dieser höchst merkwürdigen Phänomene beschäftigen, so kann doch die gegenwärtige in so fern empfohlen werden, als sie die hieher gehörigen Thatsachen in einer größern Vollständigkeit und Präcision, als die meisten über diesen Gegenstand bekannt gewordenen Schriften zusammenfaßt, und die Resultate, die sich in Rücksicht bereits gegebener oder noch zukünftiger Theorien aus den Erscheinungen abnehmen lassen, mit vielen brauchbaren Reflexionen begleitet. Der Verf. sucht hierbey zugleich die durch genaue Angaben bestätigten Phänomene dieser Art von denen zu trennen, die nur dafür gehalten, oder auch mit ihnen in Eine Classe gerechnet werden könnten, und

R (6)

bemerkt dabey, wie sehr gewisse vorgefaßte Meinungen der Physiker über die Möglichkeit oder Glaubwürdigkeit solcher Erscheinungen der nähern Untersuchung derselben von jeher geschadet haben, wie schwer es überhaupt sey, de faire croire les faits les plus certains, lorsqu' ils nous paraissent inexplicables. Um daher den allmählichen Fortgang unserer Kenntnisse über die physische Beschaffenheit der so genannten vom Himmel gefallenen Steine desto zweckmäßiger zu umfassen, hat der Verf. für gut befunden, seine Schrift in 6 Abschnitte zu theilen, wovon die 5 ersten merkwürdige Beispiele jenes Unglaubens der Naturforscher an Thatsachen, die sich doch so häufig zugetragen haben, an den Tag legen, bis endlich Chladni, durch die Menge hieher gehöriger Beobachtungen aufmerksam gemacht, mit einer Theorie über die Entstehungsart dieser merkwürdigen Körper hervortrat, wodurch jene Gleichgültigkeit, womit die Naturforscher bisher in ihren Lehrbüchern davon gesprochen hatten, sich in das lebhafteste Interesse für die nähere Untersuchung der ganzen Sache verwandelte. Im ersten Abschnitte beschäftigt sich der Verf. mit den ältesten Nachrichten, welche auf Phänomene dieser Art gedeutet, oder doch mit Gewißheit darauf bezogen werden können. Aber sie sind meist in fabelhafte Nebenumstände verhält, und mit abergläubischen Grillen durchwebt, die sich an die alte Weltgeschichte anschließen, und uns belehren, wie sehr man damahls bemüht war, natürliche Begebenheiten zu einem Gegenstande religiöser Mysterien zu erheben. Dieser Abschnitt umfaßt den Zeitraum von dem Steinfalle Josua 10, 11. bis gegen die Mitte des 15. Jahrh. nach Chr. Geb., um welche Zeit durch die Erfindung der Buchdruckerkunst häufigere und bestimmtere Nachrichten von Thatsachen

dieser Art bekannt zu werden anfangen. Das merkwürdige Ereigniß des zu Ensisheim niedergefallenen Steins, wovon Kaiser Maximilian I. selbst Augenzeuge war (den 7. Nov. 1492), hat den Verf. bestimmt, von diesem Jahre den zweyten Abschnitt seiner historischen Beschreibung dieser Phänomene angehen zu lassen, und denselben bis zu dem J. 1768 durchzuführen, um welche Zeit einige in der Mitte von Frankreich niedergefallene Steine zuerst die Aufmerksamkeit der Pariser Academie auf sich zogen, nachdem sich zuvor fast nur Geschichtschreiber mit Nachrichten dieser Art befaßt, und sie in ihre Jahrbücher eingetragen hätten, die Physiker dagegen, *alors trop prevenü*, es kaum der Mühe werth gehalten hätten, darauf zu achten, ja selbst der gelehrte *Gassendi* habe durch einige Beobachtungen vom Himmel gefallener Steine die Gelehrten seiner Zeit nicht bewegen können, einiges Interesse für die Sache zu nehmen, von welcher sie bloß als von einem *préjugé ridicule ou superstitieux* zu sprechen gewohnt waren. Selbst die Gelehrten jener Academie, ungeachtet sie sogar mit einer Analyse der angeblich aus der Luft herabgefallenen Körper beschäftigt gewesen, hätten sich dennoch in Ermangelung irgend einer wahrscheinlichen Erklärungsart des Ursprunges derselben sich noch nicht für überzeugt gehalten, daß diese Körper wirklich aus der Luft niedergefallen seyen. In so fern jedoch jenes Phänomen damals zuerst mehr Aufmerksamkeit erregt habe, hat der Vf. von demselben den dritten Zeitraum seiner Geschichte hergenommen, in welchem er dann die Steinfälle von jenem im J. 1768 bis zu dem berühmten zu Benares im J. 1798 behandelt. Von diesem sagt der Verf.: *Par une de ces bizarreries de l'esprit humain, que l'on ne saurait expliquer, ce phénomène,*

arrivé dans l'Inde fixa l'attention des scavans de l'Europe, qui jusqu'à ce jour avoient dédaigné ceux de même genre, dont leurs compatriotes avoient été les témoins oculaires. La société royale de Londres et de l'Institut de France admirent alors, pour la première fois la possibilité, ou au moins jugèrent, qu'on ne devoit pas négliger l'occasion d'approfondir la vérité. Ohne Zweifel hat die merkwürdige Schrift des Hrn. Chladni, welche im J. 1794 erschien, viel dazu beygetragen, daß nun die Naturforscher anfangen, die Sache ernstlicher zu nehmen, und sich sowohl mit der Analyse dieser Naturkörper mehr zu beschäftigen, als auch mit möglichster Genauigkeit die factischen Umstände zu sammeln, wodurch die Gewißheit, daß solche Körper aus der Höhe herabgekommen, nicht länger bezweifelt werden konnte. Die Steinfälle von 1798 bis zu dem berühmten bey Nigle im Ornè-Departement im J. 1803 machen den Gegenstand des vierten Abschnitts dieser Schrift aus. Bey dem zuletzt erwähnten, mit welchem sich der fünfte Abschnitt anfängt, bemerkt der Verf.: depuis cette époque. le doute n'est plus permis, et seroit la preuve la plus évidente de l'ignorance la plus complète, ou de pyrrhonisme le plus absolu. Im fünften Abschnitt, worin die merkwürdigsten Erscheinungen dieser Art bis zu Ende des J. 1812 erzählt werden, kommen nun auch die bekannt gewordenen chemischen Analysen der hieher gehörigen Steinmassen vor, die nebst denen, welche auch in den vorhergehenden Abschnitten angeführt worden sind, doch eine sehr große Verschiedenheit des Mischungsverhältnisses in den verschiedenen Individuen bemerken lassen. Ein sechster Abschnitt beschäftigt sich mit einigen hieher gehörigen Kör-

peru, wovon die historischen Umstände noch zweifelhaft sind, deren Beschaffenheit jedoch zeigt, daß sie in Ansehung ihres Ursprunges ebenfalls denen beygezählt werden müssen, welche den Hauptgegenstand dieser Schrift ausmachen. Auch hier insbesondere von den Massen gediegenen Eisens, welche hin und wieder aufgefunden worden sind, und nach Beschaffenheit aller Umstände ebenfalls für Körper gehalten werden müssen, die aus der Höhe herabgekommen. Der größte Theil dieses Abschnitts beschäftigt sich indeß mit den verschiedenen Meinungen der Naturforscher über den Ursprung und die Bildungsart der vom Himmel gefallenen Steine. Sie sind weder terrestrischen Ursprunges, noch Concretionen, welche durch den Blitz hervorgebracht worden. Auch könne man sie nicht für vulcanische Producte, und noch weniger für Körper halten, welche von den Polar-Regionen ausgeschleudert worden seyen. Ferner auch nicht für Körper enlevés par des trombes, oder erzeugt in unserm Luftkreise durch gasförmige Zersetzungen. Auch scheine es nicht, daß sie mit dem Nordlichte in Verbindung ständen. Am annehmbarsten seyen noch die Hypothesen von Chladni, La Place und La Grange, daß nämlich diese Körper entweder aus dem allgemeinen Weltraum als kleine planeten, ähnliche Massen, oder aus dem Monde durch vulcanische Explosionen daselbst, oder als Stücken eines zersprengten größern Planeten, vielleicht desjenigen, dem, nach Olbers's Idee, die zwischen Mars und Jupiter befindlichen Planeten ihren Ursprung zu verdanken hätten, zu uns herabgeschleudert worden seyen. Der Vf. gibt jedoch keiner von allen diesen Meinungen vollkommenen Beyfall, und gesteht, daß er es selbst nicht wage, eine eigene Meinung aufzustellen. Ihm scheine indeß, daß man

die Feuerkugeln und die aus der Luft niedergefallenen Steine als zwey ganz verschiedene und nicht in einer nothwendigen Verbindung stehende Phänomene betrachten müsse, und darin stimmen wir mit ihm überein. Denn die Steinfälle sind nicht immer mit Feuerkugeln begleitet gewesen, so wie umgekehrt auch die meisten Feuerkugeln ohne Steinfälle waren. Aber die Einwürfe, welche er gegen den atmosphärischen Ursprung der auf die Erde niedergefallenen Steinmassen beygebracht hat, scheinen uns doch bey weitem nicht von der Beschaffenheit, diese Entstehungsart für unmöglich zu halten, da man weiß, wie viele Substanzen, chemisch verbunden, mit einander zu Dämpfen und Gasarten verflüchtigt werden können, welche für sich allein im höchsten Grade feuerbeständig sind. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß es tief unter der Oberfläche der Erde Zusammensetzungen von Stoffen in mancherley quantitativen Verhältnissen gibt, welche einer Verflüchtigung durch die Hitze fähig sind, und daß hier Gasarten von sehr zusammengesetzten Basen entstehen, die wir in unsern Laboratorien noch gar nicht kennen, welche dann durch unzählige Wege Gelegenheit finden, sich in die Atmosphäre zu erheben, und in den höhern Regionen, wie die Wolken in den niedrigern, als einzelne isolirte Gasmassen umher getrieben werden, bis sie an Stellen gelangen, wo sie durch äußere Umstände sich schnell decomponiren und concrete Substanzen bilden, welche sich zu größern Massen aggregiren, die dann aus der Atmosphäre niederfallen. Der Einwurf, daß jene Gaswolken, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, in den höhern Luftschichten nur eine sehr geringe Dichtigkeit haben könnten, und es daher schwer zu begreifen seyn möchte, wie daraus so com-

pacte Massen durch Zersekung sich bilden könnten, wird durch die Betrachtung leicht gehoben, daß an einer Stelle, wo die Zersekung einer solchen Gaswolke Statt findet, nothwendig schnell ein großes Vacuum entstehen muß, in welches die umher befindliche Luftmasse hineinsürzt, und die subtilen Theilchen, welche aus jener Zersekung so eben entstanden sind, mit großer Gewalt zusammentreibt, wie Luft, welche man in einen ausgeleerten Recipienten schnell einströmen läßt, die darin etwa befindlichen Wasserdämpfe schnell in Tröpfchen verwandelt, und sie an die innere Fläche des Recipienten treibt, der dadurch getrübt wird. So erklärt sich denn durch das Hineinsürzen der Luft in den durch eine solche Gaswolke entstandenen leeren Raum auch zugleich das donnerartige Getöse, welches den Niederfall der steinähnlichen Massen fast jederzeit begleitet. Schwerlich würde ein Körper, welcher aus dem allgemeinen Weltraume herbeiführe, bloß durch seine Bewegung in der Luft einen solchen Knall hervorbringen. Es ist ganz etwas Anderes, als das Gefause einer Kanonenkugel. Oder man müßte denn mit Chiadni annehmen, daß ein solcher Knall durch das Zerplagen einer solchen aus dem allgemeinen Weltraume herkommenden Masse, und die dadurch verursachte Eruption elastischer, in einen solchen Körper eingeschlossen gewesener, Flüssigkeiten entstehe, und, um dieß Zerplagen selbst zu erklären, annehmen, daß solche Körper durch ihre schnelle Bewegung in der Luft den Grad der Hitze erreicht hätten, daß die dadurch vermehrte Expansivkraft der eingeschlossenen Flüssigkeiten das Zerplagen habe bewirken können. Da aber diese angebliche Zerplagung, der Beobachtung der übrigen Nebenumstände zufolge, schon in den höchsten

1288 G. g. A. 129. St., den 14. Aug. 1813.

Luft-Regionen Statt gefunden haben muß, wie kann hier eine so äußerst dünne Luft ein so starkes Reiben verursachen, als zur Erzeugung einer solchen Hitze nothwendig angenommen werden muß. Das die Steinfälle begleitende donnerartige Getöse deutet also auf einen großen, sehr schnell entstandenen, leeren Raum in unserm Luftkreise hin, und folglich auf einen Zerlegungs-Proceß einer gasartigen Flüssigkeit. Die hierdurch nothwendig entstehende schnelle Entwicklung von Hitze macht nun auch die dünne glasartige schwarze Hülle begreiflich, welche die Aerolithen durchgängig zeigen, und die sich schwerlich durch den Grad der Hitze erklären läßt, welche solche Körper bloß durch ihre Bewegung in der Luft sollen erhalten können, wenn man bedenkt, wie groß der Widerstand der Luft bey einer anfänglich schnellen Bewegung ist, und wie bald dadurch die Geschwindigkeit der Bewegung selbst vermindert wird, die wirklich bey den meisten Aerolithen nicht so sehr groß zu seyn scheint, wenn man nach der Tiefe ihres Einschlagens in die Erde rechnen darf. Daß übrigens die Phänomene der Aerolithen mit Feuerkugeln begleitet seyn, ja diese in manchen Fällen aus solchen Stoffen sich bilden können, welche in die Zusammensetzung der Steinmassen selbst nicht mit eingehen, und gleichsam für sich einen Körper, höchst wahrscheinlich nur von einer sehr lockern Zusammensetzung, bilden, bedarf wohl kaum einer Erinnerung, so wie man denn hieraus auch einseht, wie nach Verhältniß der Gasart, woraus ein Aerolith sich bildet, es nicht immer der Fall seyn wird, daß ein solcher Körper auch mit einer Feuerkugel begleitet seyn muß. Auch können manche Gasarten bloß Feuerkugeln bilden, ohne mit einem Steinfall begleitet zu seyn.

Göttingische
Gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 14. August 1813.

Büchenberg (bey Elbingerode am Harze).

Auf Kosten des Verfassers: Das Wissenswürdigste aus der Gebirgskunde, zusammengetragen von Christoph Friedr. Jasche, gräf. Stolberg-Wernigerödischem Berg-Commissarius. 1811 (aber erst gegen das Ende von 1812 erschienen). 69 S. in Fol.

Bei dem gegenwärtigen Zustande der Geognosie ist es noch ganz unmöglich, ein System derselben aufzustellen, welches vollständig und in allen Stücken richtig genannt werden könnte. Machen wir den Versuch, aus der großen Menge von Beobachtungen diejenigen auszuwählen, welche eine strenge Critik aushalten, so nehmen wir mit Erstaunen wahr, wie klein ihre Anzahl ist. Ordnen wir diese dann systematisch, so stoßen wir nur gar zu oft auf große Lücken, und gelangen so zu der Ueberzeugung, daß die Geognosie, als Wissenschaft, noch in der Wiege liege, und daß wir uns um ihre Ausbildung für jetzt auf keine Weise verdienter machen können, als wenn wir die Anzahl brauchbarer Beobachtungen so viel,

wie möglich, zu vermehren suchen. Um aber diesen Dienst der Geognosie am besten zu erweisen, um darauf aufmerksam zu werden, in welchen Theilen unsere Kenntnisse noch am unvollkommensten sind, welche Lücken ganz besonders ausgefüllt werden müssen, ist es zweckmäßig, die bisher erhaltenen Beobachtungen zu sammeln, sorgfältig zu sichten, und die critisch ausgewählten systematisch zu ordnen. Eine solche Arbeit kann aber freylich nur von dem mit gutem Erfolge unternommen werden, der selbst im Beobachten völlig geübt ist, und daher auch die Beobachtungen Anderer gehörig zu beurtheilen versteht.

Das vorliegende Werk des Hrn. Berg-Commissarius Jasche hat zum Zweck, einen systematischen Abriss von dem gegenwärtigen Zustande unserer geognostischen Kenntnisse zu liefern. Es gewinnt aber dadurch besonders an Interesse, daß der Verfasser zugleich mehrere, in verschiedenen Bergwerksgegenden angestellte, eigne Beobachtungen mitgetheilt, und hierdurch manche Lücke in dem geognostischen System auszufüllen gesucht hat. Schon im voraus spricht für diese Schrift, daß Hr. Jasche dabey Vieles aus den classischen Vorträgen des sel. Karsten benutzen konnte, dessen mehrjähriger vertrauter Schüler und Gehülfe derselbe war. Durch eine kurze Darlegung des Inhalts wollen wir die nicht zu verkennenden Verdienste dieser Arbeit zu würdigen suchen, und dabey, wenn wir hier und da abweichende Ansichten haben sollten, unser freymüthiges Urtheil nicht zurückhalten, welches wir um so mehr dem Verfasser schuldig zu seyn glauben, da er selbst, zum ersten Mahle als Schriftsteller öffentlich auftr-

tend, mit lobenswerther Bescheidenheit sein Werk dem Urtheile Anderer übergibt.

Das Werk zerfällt in zwey Theile: in eine kürzere Einleitung, und in eine tabellarische Uebersicht der Gebirgsarten. Die Einleitung erläutert die wichtigsten geognostischen Terminologien, macht auf die verschiedenen Gegenstände des geognostischen Studiums aufmerksam, und gibt eine Uebersicht von der geognostischen Classification. Der Abschnitt von der Structur der Gebirgsarten ist mit besonderm Fleiße ausgearbeitet, und mit mehreren instructiven Tabellen versehen. Hin und wieder scheinen uns die Begriffe nicht scharf und deutlich genug bestimmt zu seyn, und nicht selten nimmt der Verf. bey der Darstellung gewisser Beschaffenheiten zu Hypothesen über den Ursprung derselben seine Zuflucht, vor deren Einmischung in die geognostische Lehre man sich sorgfältig hüten sollte. Hierin ist nun freylich der Verf. sehr zu entschuldigen, da diese Manier bisher in einem großen Theile der geognostischen Schriften die herrschende gewesen ist. Die genaue Kunde gewisser Beschaffenheiten der festen Erdoberfläche kann uns wohl in manchen Fällen zu wahrscheinlichen Hypothesen über ihre Bildungsweise leiten; aber so lange es nur noch auf die Begründung einer genauen Kunde jener Beschaffenheiten ankommt, sollten wir doch solche Hypothesen ganz ignoriren, am wenigsten sie zu geognostischen Definitionen mißbrauchen. Mag man z. B. immerhin über die Entstehungsweise der Gänge Hypothesen aufstellen, nachdem man ihre sämtlichen Beschaffenheiten genau studirt hat; — es ziemt ja dem denkenden Forscher, bey der Erscheinung nicht stehen zu bleiben, sondern auch dem

Grunde derselben nachzuspüren; — aber man halte die geognostische Darstellung rein von gene-
 tischen Erklärungen, die nach den individuellen An-
 sichten sehr verschiedenartig ausfallen können, wo-
 gegen der rein geognostische Begriff, vorausgesetzt,
 daß er sich auf richtige und vollständige Beobach-
 tungen gründe, nur ein und derselbe seyn kann.
 Wir dürfen daher nach dieser unserer Ansicht es
 z. B. nicht billigen, wenn der Verf. die Gebirgs-
 schichtung auf folgende Weise bezeichnet: "Die
 Gebirgsarten stellen ganze Gebirgsmassen dar, an
 denen man gewisse natürliche Trennungen wahr-
 nimmt, die von successiven Absätzen herrühren,
 welche ihr Daseyn höchst wahrscheinlich einem pe-
 riodischen Innehalten bey der Bildung der Ge-
 birge verdanken. Die Summe dieser successiven
 Absätze macht die Schichtung eines Gebirges aus"
 u. s. w. Daß von der Schichtung gesagt wird,
 sie sey eine natürliche Trennung der Gebirgsmas-
 sen, gibt allein noch keinen bestimmten Begriff
 von denselben, denn die Zerklüftungen und Abson-
 derungen sind eben so gut natürliche Trennungen,
 ob sie sich gleich von der Schichtung wesentlich
 unterscheiden. Der aus der Genese der Gebirgs-
 massen entlehnte Zusatz verunreinigt aber nicht nur
 den Begriff, der rein geognostisch (naturbeschrei-
 bend) gegeben werden sollte, sondern kann ihm
 auch auf keine Weise größere Bestimmtheit ver-
 leihen, indem sich mit triftigen Gründen darthun
 läßt, daß der größere Theil der Schichten nicht
 durch successive Absätze gebildet seyn könne. Die-
 ses Beispiel möge hier statt vieler dienen, welche
 wir zum Belege unsers Urtheils — das übrigens,
 wie schon gesagt, nicht der Geognoste des Hrn.

Jasche allein, sondern zugleich den meisten seiner Vorgänger gilt — anführen könnten. Ganz besonders müssen wir dazu dasjenige zählen, was Hr. Jasche über den wichtigen geognostischen Begriff der Formation sagt, woben es demselben eben so wenig, als den meisten früheren Schriftstellern, gelungen ist, eine völlig genügende Bestimmung zu geben. — Wenn von der Zerklüftung angeführt wird, daß sie keine Regelmäßigkeit zeige, so ist dieß doch wohl nicht ganz allgemein richtig, indem bey manchen, besonders krystallinischen, Gebirgsarten eine Regelmäßigkeit in der Zerklüftung nicht zu verkennen ist. Auch rührt sie wohl in den wenigsten Fällen von der Einwirkung der Atmosphäre her, sondern ist gewiß eben so gut, wie die Schichtung, als der innern Gestaltung der Gebirgsmassen eigenthümlich zu betrachten, und in dieser Hinsicht den Absonderungen anderer Gebirgsarten gleich zu stellen. — Allgemein geltend ist die Angabe vom Uebergangsgebirge nicht, daß es das Niveau der Urgebirge nicht erreiche. Wenn dieses gleich in manchen Gegenden, wie z. B. am Harze, in Sachsen, in Schlesien, der Fall ist, so bemerkt man dagegen in manchen andern, z. B. in Norwegen und Schweden, das Niveau des Uebergangsgebirges oftmahls hoch über dem des Urgebirges erhoben. Auch können wir dem Verf. nicht beypflichten, wenn derselbe mit seinen Vorgängern von den Ur- und Uebergangs-Trapp- und Porphyrarten sagt, daß sie abweichend und übergreifend gelagert seyen; da wir im Gegentheile nach zahlreichen Beobachtungen behaupten möchten, daß jene Gebirgsarten, wenn nicht immer, doch gewiß in den meisten Fällen, gleichför-

mit andern Ur- und Uebergangs-Gebirgsarten gelagert sind, welches freylich der gewöhnlichen Annahme widerspricht. — Sehr zweckmäßig finden wir die von dem Verfasser gelieferte tabellarische Uebersicht der Formationen. — Zu allgemein ausgedrückt ist es, daß Erdbrände und Vulcane nur da anzutreffen seyen, wo sich Flözgebirge, welche Steinkohlen enthalten, gelagert haben. Erdbrände kommen zwar am häufigsten bey Stein- und Braunkohlen-Flözen vor, aber doch auch hin und wieder auf Rieslagern, z. B. bey Fahlun in Schweden; und ein Zusammenhang zwischen Vulcanen und Steinkohlen-Flözen ist noch wohl nirgends bestimmt nachgewiesen; so wie uns auch die bekannte Hypothese über die Bildung der Vulcane durch brennende Steinkohlen-Flöze sehr unhaltbar zu seyn scheint.

In der tabellarischen Uebersicht der Gebirgsarten ist im Allgemeinen die Ordnung der bekannten Karstenschen Tabellen befolgt, aber freylich mit manchen Modificationen und sehr vielen Einschaltungen. Die Gebirgsarten sind eingetheilt in die Classen der Ur-, Uebergangs-, Flöz-, aufgeschwemmten und vulcanischen Gebirgsarten. Jede Classe ist in Gebirge — die Karstenschen Formationen — und jedes Gebirge in Arten zerfällt. Bey diesen letzteren scheint uns die Eintheilung hin und wieder mehr petrographisch, als orographisch, und der Unterschied zwischen den Haupt- und den untergeordneten Lagern einer Formation (— eines Gebirges, nach dem Verfasser —) nicht genug hervorgehoben zu seyn. Die übrigen Columnen sind der weitern Ausführung gewidmet, und zwar ist diese unter folgende

Rubriken vertheilt: Structur (— welche Textur, Schichtung, Lagerung, Absonderung, in besondern Columnen unter sich begreift —), Formation (— unter welcher Rubrik besonders das relative Alter der Gebirgsarten erörtert ist —), Vorkommen, Uebergang, Erzführung, Gebrauch. — Wir erlauben uns nun noch einige Bemerkungen zu dieser Uebersicht der Gebirgsarten.

Die Behauptung, daß der Granit wahrscheinlich den Kern der Erde ausmache, ist wohl nicht hinlänglich begründet. Zur Gewißheit über die Masse des Erdkerns werden wir gewiß nie gelangen; aber wenigstens das können wir schon jetzt darthun, daß nicht Granit diese Masse seyn könne. — Daß der Gneus mit dem Granit gleichförmig, aber mit abfallendem Niveau des Ausgehenden, vorkomme, ist die ältere, in den Geognosten sehr allgemein verbreitete, Meinung; daß dieses aber bey weitem nicht durchgehends der Fall ist, sondern daß Urgranit sehr häufig in weiter Erstreckung mit Gneus, so wie auch mit Glimmerschiefer abwechselnd, mit gleichbleibendem Niveau gelagert vorkomme, haben die Beobachtungen von Ebel in der Schweiz, und von Hausmann in Schweden, gezeigt. Der Krystallquarz in den so genannten Krystallgewölben der Schweiz und Dauphiné, wird wohl nicht mit Recht dem Ur-Quarzgebirge zugeschrieben. Bey dem Serpentin hätten die neuern Beobachtungen des Hrn. von Buch über den Gabbro benützt zu werden verdient. Den Topasfels betrachtet Hr. Zätsche als selbstständiges Gebirge, und unterscheidet drey Arten: den gemeinen Topasfels, den Bernsfels und den Hornfels,

wofür uns seine Gründe noch nicht ganz einleuchten. Bey der Grauwacke sind noch — vermuthlich nach der Angabe von Stiff im Leonhard'schen Taschenbuche — Schlangenversteinerungen aufgeführt, deren Nicht-Eristenz doch von unserm Hrn. Ritter Blumenbach längst schon erwiesen worden. — Unter den Arten des Uebergangs-Thonschiefers wird eine neue Art, der Seifschiefer, aufgeführt, der auf dem Büchenberge bey Elbingerode vorkommt, und nach dem Verf. gelblich-, bläulich-, grünlich-weiß, ungemein mürbe und fettig anzufühlen ist. — Die Schilderung des Uebergangs-Kalkstein- und Eisensteingebirges ist besonders lehrreich, da hierbey der Verf. größten Theils eigene, und mitunter neue, Beobachtungen benutzen konnte. Hr. Zäsche ist in diesem Gebirge recht eigentlich zu Hause, indem der Eisensteins-Bergbau, welchem er mit vieler Geschicklichkeit vorsteht, darin betrieben wird. Als Arten dieses Gebirges werden unterschieden: gemeiner, schiefriger, mandelsteinsartiger Uebergangs-Kalkstein, Eisenstein, Uebergangs-Trapp. — Der Verf. führt ein Feldspathgestein als besonderes Gebirge in der Classe der Uebergangs-Gebirgsarten auf, und unterscheidet als Arten desselben: dichtes, körniges und fahlgraues. Bisher hat man diese Gebirgsart nur in unbedeutender Verbreitung in der Elbingeroder Gegend gefunden, daher erst künftige Beobachtungen entscheiden werden, ob es wirklich verdient, als eigenthümliches Gebirge (— eigene Formation —) aufgeführt zu werden, oder ob es nicht vielmehr nur als ein untergeordnetes Lager eines andern zu betrachten ist. — Bey dem

Uebergangs-Trapp vermiffen wir als Art den für dieses Gebirge fo characteriftifchen Rotheifenstein, der nicht bloß am Harze, fondern auch in andern Gebirgsgegenden, oft mächtige Lager darin bildet. Ob der Trapp von Ferro und Island zum Uebergangsgebirge zu zählen ift, dürfte doch wohl noch fehr zweifelhaft feyn. Uns scheint mehr dafür zu reden, daß er zum Flöz-Trapp gehöre. — Bey dem Uebergangs-Sandstein vermiffen wir die Anführung feines Vorkommens am Harze, wo er, namentlich zwifchen Zellerfeld und Goslar, fo ausgezeichnet und in fo bedeutender Verbreitung auftritt. — Das, was vom Uebergangs-Syenit, Granit und Porphyr gefagt ift, hätte durch die Reife des Hrn. von Buch durch Norwegen und Lappland fehr vervollftändig werden können. Eine abweichende Lagerung ift uns bey dem Uebergangs-Porphyr nirgends vorgekommen; aber eine gleichförmige mit der Grauwacke zeigt fich überaus deutlich, z. B. in der Lauterberger Gegend am Harze. — Der Verf. führt ein jüngftes Uebergangsgebirge auf, deffen Arten Kalkstein, Thonfchiefer, Mandelstein und Eifenstein find, welches in der Elbingeroder Gegend zu Hause ift, und abweichend und übergreifend gegen das ältere Uebergangsgebirge gelagert feyn foll. Wir müffen geftehen, daß es uns bey wiederhohnten Beobachtungen an Ort und Stelle nicht gelungen ift, uns von diefem Vorkommen zu überzeugen, fondern daß wir vielmehr geneigt find, jene Lager als dem Uebergangs-Kalkgebirge angehörig zu betrachten. Mögen wir uns aber hierin auch irren, fo wird man doch nicht wohl eher darüber entfcheiden können, ob jene Lager als befonderes

Gebirge im geognostischen Systeme aufgeführt werden dürfen, als bis man ähnliche Beobachtungen in mehreren andern Gegenden zu machen Gelegenheit gefunden hat. Es ist gewiß nichts gefährlicher für die Geognosie, als wenn man auf eine einzelne, in einem beschränkten Locale gemachte, Bemerkung einen allgemeinen Lehrsatz gründet, bevor man sich durch Beobachtungen in mehreren Gegenden überzeugt hat, daß jenes Vorkommen nicht ein bloß locales war. — Nach dem Verfasser soll am Fuße des Grauwackengebirges bey Wernigerode rothes Liegendes anstehen; wir möchten aber dieses nach unsern Beobachtungen bezweifeln, und das dortige, dem Roth-liegenden ähnliche, Gestein für eisenschüssige Grauwacke halten. — Das Vorkommen von Abdrücken von Forellen, Karpfen, Hechten und von andern Fischen unserer Gewässer im bituminösen Mergelschiefer müssen wir bezweifeln, indem, so viel wir wissen, genaue Vergleichen noch keinen uns bekannten Fisch mit Gewißheit darin nachgewiesen haben. — Der Quader-Sandstein scheint uns nicht an der rechten Stelle zu stehen. Nach unsern Beobachtungen ist er nicht als eigenthümliches Gebirge, sondern als ein zuweilen überaus mächtiges Glied der Muschelkalkstein-Formation zu betrachten. Die darin vorkommenden Steinkohlenflöze sind oft von größerer Bedeutung, als der Verf. zu glauben scheint; der bedeutende Steinkohlen-Bergbau im Schaumburgischen, Osnabrückischen, so wie der von Osterwald, Mehle, vom Deister, Süntel u. s. w., in den Gegenden zwischen der Weser und der Leine, wird durchgehends auf Flözen im Quader-Sand-

steine betrieben. Das Gestein des Petersberges bey Mastricht ist kein Quader-Sandstein, wie der Verfasser annimmt, sondern bekanntlich Kalkstein (körniger Saugkalk), der aber auch zur jüngsten Flözkalkstein-Formation gehört. — Der Flöz-Thonschiefer ist noch immer etwas problematisch. Auf keinen Fall gehört dahin der Thonschiefer von Gorphytta, Adrarum und andern Orten in Schweden, der, wie schon seit einiger Zeit bekannt ist, zum Uebergangs-Thonschiefer gezählt werden muß. — Mehrere porphyrartige und mandelsteinartige Gebirgsarten aus der Gegend von Niesfeld am Harze sind für Flöztrapparten angesehen worden; ohne Zweifel gehören sie aber nicht zu diesen, sondern zum älteren Flözgebirge.

Wir beschließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß Hr. Jasche unsere hier mitgetheilten Bemerkungen als einen Beweis aufnehmen möge von der Aufmerksamkeit, mit welcher wir sein lehrreiches, jedem Freunde der Geognosie mit Recht zu empfehlendes, Werk studirt haben. Wir schlagen das Verdienst, welches sich derselbe durch Bearbeitung seiner Schrift erworben hat, um so höher an, da ihm die isolirte Lage seines Wohnortes die Benutzung mancher kostbarer Quellen theils sehr erschweren, theils ganz unmöglich machen mußte, und bitten ihn, fortzufahren, uns mit seinen schätzbaren Beobachtungen zu beschenken.

Hamburg.

Von Friedr. Perthes: Jahrbuch für die hanseatischen Departements, insbesondere für das Departement der Elbmündungen, herausgegeben von A. G.

Wedekind. 1812. In Octav, nebst einer Karte des Departements der Elbmündungen.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke des Hrn. Perthes, von dem, wie der Verf. in der Vorrede sagt, der Plan des Unternehmens herrührt, ein Jahrbuch für die hanseatischen Departements zu verfassen, welches, außer einem Kalender und sonstigen gemeinnützigen Notizen, zugleich eine kurze Uebersicht der Haupt-Momente der Verfassung des Reichs und der Verfassung und Verwaltung der hanseatischen Departements, vorzüglich aber des Departements der Elbmündungen, für welches das Werk hauptsächlich und zunächst bestimmt ist, enthalte. Die Ausführung dieses Unternehmens ward dem Hrn. Wedekind übertragen, welchem wir schon mehrere schätzbare Arbeiten im historischen Fache verdanken, und von ihm auf eine Art besorgt, welche jede billige Anforderung befriedigt. Es sollte keineswegs eine erschöpfende Darstellung der Verfassung und Verwaltung des Reichs gegeben werden, dazu war der Zeitraum von einigen Monathen, den der Verfasser, nicht ohne häufige Unterbrechungen durch Dienstgeschäfte, auf diese Arbeit verwenden konnte, zu kurz, auch war noch Manches zu neu und zu wenig geordnet, als daß nicht hin und wieder in der Arbeit selbst Ungleichheiten hätten Statt finden müssen. Allein es sollte auch nur eine allgemeine Uebersicht gegeben, nur einige allgemeine Kenntnisse der Französischen Verfassung und Verwaltung in Departements verbreitet werden, wo dieselben noch größten Theils unbekannt waren, und diesem Zwecke entspricht das Werk, welches im Laufe der Zeit gewiß immer größere Vollständigkeit erhalten wird, recht gut. — Das Buch selbst

enthält zunächst einen Kalender, nämlich den Umlauf, die Entfernung und die Größe der Planeten; den verbesserten, den Julianischen, Mohammedanischen und Neuisraelitischen Kalender; die Genealogie der regierenden Fürstenhäuser nach der Ordnung des Französischen Staatskalenders; die Bevölkerung der Europäischen Staaten — unter dieser Rubrik findet sich, sonderbar genug, auch die Bevölkerung von Asien, Africa, America und Australien mit aufgeführt; die Angaben selbst sind doppelt, sowohl die des Französischen Staatskalenders, als die von Hassel in dessen statistischen Tabellen; die Bevölkerung der größern Städte des Französischen Kaiserreichs, die der Europäischen Städte von 20,000 Einwohnern und darüber. Dann folgt: *Erste Abtheilung*: Einige Notizen zur Kenntniß der Staatsverfassung des Reichs. Namentlich werden aufgeführt die Großwürdenträger des Reichs, die Minister, die Groß-Officiere und die verschiedenen General-Gouverneure; dann weitläufiger vom Senate, dessen Personale und Attributen. Das Maximum der Senatoren ist gegenwärtig nicht mehr 120, wie der Verfasser anführt, sondern seit der Vereinigung von Holland durch ein Decret vom 30. December 1810 auf 140 erhöht. Unter den Schlüssen des Senats werden nur die organischen und einfachen Senatus-Consulte genannt; die Arretés und Deliberationen desselben verdienen nicht weniger angeführt zu werden. Auch die Dotation des Senats beträgt nicht mehr, wie hier angegeben worden, fünf Millionen Francs; sie ist gleichfalls seit der Vereinigung von Holland ansehnlich vermehrt. Vom gesetzgebenden Corps. Die Zahl seiner Mit-

glieder beträgt gegenwärtig nicht 390, sondern 395 Personen. Der Staatsrath; der hohe kaiserl. Justizhof; der Cassationshof — Unrichtig wird die Zahl der Präsidenten desselben auf drey angegeben; durch ein Decret vom 28. Januar 1811 ist noch ein vierter hinzugekommen. Die hohe Rechnungskammer; die Ehren-Legion und der Orden der drey goldenen Bliese —; des Reunions-Ordens ist noch keine Erwähnung geschehen. Statut über den Erbadel; dabey ist jedoch nur auf das Adels-Statut vom 1. März 1808 Rücksicht genommen. Conseil du sceau des titres; Verwaltung der Dotationen. — Staatsverwaltung: Ministerial-Departements und deren Organisation. Bey dem Departement der Justiz ist zugleich eine Liste der kaiserl. Gerichtshöfe hinzugefügt; weitläufiger von der Verwaltung im engern Sinne, so wie auch über die General-Direction des Buchhandels und der Buchdruckereyen; bey dem Finanz-Departement zugleich von der Amortisations-Casse, der öffentlichen Schuld und den Pensionen; ausführlich von dem Militärwesen, nebst einem Namensverzeichnis aller Generale und Obersten der Armee; auf gleiche Art vom Seewesen, dabey zugleich von dem Prisen-Conseil. Öffentliche Anstalten: Institut von Frankreich; kaiserl. Universität; Schulen für den Staatsdienst, mütterliche Societät, Längen-Bureau, kaiserl. Bibliothek; Museen u. s. w. Zweyte Abtheilung: Die hanseatischen Departements. Dieser Abschnitt ist hauptsächlich nach dem kaiserl. Organisations-Decrete für die hanseatischen Departements vom 4. Julius 1811 gearbeitet. Tit. I. Von dem

General-Gouvernement. Tit. 2. Civil-Verfassung, Gesetze, Wahl-Collegien, Personale der Verwaltung. Tit. 3. Gerichts-Verfassung. Tit. 4. Finanz-Verfassung. Oeffentliche Schuld und Pensionen; directe Steuern; diese sind theils Vertheilungssteuern — impôts de repartition — theils eine Antheilssteuer — impôts de quotité. Zu den erstern gehören die Grundsteuern (dabey zugleich vom Cadaster), die Personal- und Mobilien-Steuer, und die Thüren- und Fenster-Steuer, zu der zweyten Classe gehört die Patent-Steuer. Zulags-Centimen. Indirecte Steuern: 1) Registrirungs- und Domainen-Verwaltung, Stämpel, Canzley-Gebühren — droit de greffe — und Hypotheken-Gebühren; 2) Verwaltung der vereinigten Abgaben; 3) Verwaltung der Zölle; 4) Verschiedene Abgaben: von den Labours, den Bergwerken, der Verification der Maße und Gewichte, den veräußerten Gemeinheiten und Holzschlägen, der Forstverwaltung, den Brücken und Chausséen, den Posten, der Lotterie und der Münze. Tit. 5. Gottesverehrungen. Tit. 6. Polizen-Verfassung: Pässe; Bettler-Depots. — Territorial-Eintheilung: 1) Departement der Elbmündungen, mit genauer Angabe der Grenzen, der Arrondissements und Mairien, so wie auch bey 2) dem Departement der Wesermündungen, und 3) der Oberems. Dritte Abtheilung: Zustand der Cultur. Ein kurzes Gemählde des innern Zustandes der hanseatischen Departements, vorzüglich des der Elbmündungen, und der Fortschritte der Cultur in demselben. Vierte Abtheilung: Gemeinnützige Notizen. Unter dieser Rubrik sind be-

1304 G. g. A. 130. St., den 14. Aug. 1813.

griffen: das Cerimoniel der Präsentationen; die Hoftrauer, Hof-Etiquette; Cerimoniel der Briefe und Bittschriften; Rang-Reglements; Liste der neuen Würden, wodurch die Inhaber neue Nahmen erhalten haben; Maß, Gewicht und Münzen nach dem metrischen Systeme; Münzvergleichen; Münz-Tarif für die drey hanseatischen Departements vom 20. August 1811; Gesetz über die Militär-Einquartirung vom 23. May 1792; Verbote der Ein- und Ausfuhr; Modificationen bey der Anwendung der Gesetze in den hanseatischen Departements; Nachricht wegen der Acten des Personenstandes; Erklärung einiger in den Gesetzen der vormahligen Verfassungen vorkommenden Benennungen nach heutigem Sinne und Geschäftskreise; Besoldungs-Etat einiger Civil- und Militär-Ämter; Incompatibilität; Liste der Staatsbeamten, welche die unbeschränkte Postfreyheit bey allen ihnen zugesandten Briefen und Packeten genießen, und die Reise-Route von Hamburg nach Paris. Fünfte Abtheilung: Namensverzeichnis oder eigentlicher Staatskalender aller in den hanseatischen Departements angestellten Staatsbeamten.

Schneeberg.

Ben Fuld und Hofmann ist 1813 von dem Hrn. Rector Kreysig zu Annaberg an benanntem Orte von den Symbolis ad Biellii thesaurum philologicum augendum atque emendandum eine Particula V. erschienen, der auch das früherhin diesen Beyträgen in unsern Blättern schon ertheilte Lob gebührt.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 16. August 1813.

Paris.

Bey Nêve 1812: De l'instruction criminelle, considérée dans les rapports généraux et particuliers avec les lois nouvelles et la jurisprudence de la cour de cassation, par Mr. Carnot, conseiller à la cour de cassation, chevalier de l'empire, membre de la légion-d'honneur. Tome premier 719 S. Tome second 772 S. in Quart.

Unter allen bis jetzt erschienenen Schriften über den neuen Französischen Straf-Proceß nimmt dieses wichtige Werk den ersten Platz ein. Die Einrichtung desselben ist folgende. In einer kurzen Einleitung erzählt der Verf. die Hauptveränderungen, welche das gerichtliche Verfahren in Strassachen seit der Ordonnance criminelle vom Jahre 1670 erfahren hat, und worunter die Oeffentlichkeit der Procedur, so wie die Einführung und Verbesserung der Jury, die wichtigsten sind. Dann folgt ein fortlaufender Commentar über den Code d'instruction criminelle vom Jahre 1808, ganz nach der Ordnung dieses Gesetzbuches. Jeder Artikel ist wörtlich abgedruckt, und unter der Ueberschrift: Observations, mit einzelnen Erläuterungen begleitet, welche durch Nummern bezeichnet sind. Diese Ob-

M (6)

servations enthalten Erklärungen der Ausdrücke und der Absicht des Gesetzes, Vergleichen mit frühern Gesetzen und mit correspondirenden Artikeln des Code Napoléon und des Code pénal, vorzüglich aber Erörterungen einzelner Streitfragen, mit fleißiger und vollständiger Anführung der Aussprüche des Cassationshofes. Doctrinelle Werke sind fast gar nicht angeführt. Der erste Band geht bis zum Art. 201, der zweyte Band umfaßt die übrigen 441 Artikel. Bey jedem Bande findet sich ein sehr vollständiges Register. Formeln für die gerichtlichen Handlungen, womit die meisten Französischen Schriften über den Proceß angefüllt sind, hat der Verf. (welches wir billigen) nicht mitgetheilt. Druck und Papier sind schön.

Um ein bestimmtes und richtiges Urtheil über den Werth dieses wichtigen Werks fällen zu können, ist es durchaus nöthig, die Form von dem Inhalte zu trennen, indem es in materieller Hinsicht eben so viele Vorzüge in sich vereinigt, als es in formeller Beziehung Fehler an sich trägt. Diese Mängel haben größtentheils in der eben beschriebenen Einrichtung ihren Grund.

Anstatt nämlich die Gerichtsverfassung von dem Verfahren zu trennen, und die allgemeinen Grundsätze des Straf-Processes von der Schilderung der eigenthümlichen Proceedur bey den einzelnen Arten der Strafgerichte abzusondern, läuft alles in zahllosen, abgerissenen und planlos geordneten Bemerkungen durch einander, und methodische Abhandlungen über ganze Lehren findet man nirgends. Dieß erschwert die Uebersicht des Ganzen, und das Eindringen in den Geist der Gesetzgebung, führt zu Weitschweifigkeit und zu häufigen Wiederholungen, und stellt die wichtigsten Lehren, indem sie nur so gelegentlich erörtert werden, in einer sehr untergeordneten Ansicht dar.

So handelt z. B. der Verf. gleich beym ersten Artikel schon von der reformatio in pejus; beym dritten Artikel findet sich eine lange Episode über Bigamie; beym Art. 91, welcher von den verschiedenen Mandaten handelt, durch die ein Angeschuldigter vor Gericht gestellt wird, steht eine Beschreibung des hohen kaiserl. Gerichtshofes, und die folgende Unterseidung zwischen Uebertretungen, Vergehen und Verbrechen, wornach sich sowohl die Competenz des Gerichtsstandes, als die Form des Verfahrens bestimmt, welche also nothwendig an der Spitze hätte stehen müssen, wird bey vielen einzelnen Artikeln erklärt. Hierzu kommt noch die große Ungleichheit der Behandlung der einzelnen Lehren, indem der erste Band, bey gleicher Seitenzahl, nur halb so viele Artikel erläutert, als der zweyte, während gerade die im zweyten Bande commentirten Artikel, wegen ihrer größern Wichtigkeit, eine ausführlichere Erläuterung verdient hätten. Zum Nachlesen ist daher das Werk gar nicht geeignet, und selbst das Nachschlagen ist dadurch sehr erschwert, daß man sich dabey nicht einmahl an die Artikelfolge halten kann, sondern das Register benutzen, und über Einen Gegenstand oft viele Stellen nachsehen muß. Auch der Gebrauch des Registers ist sehr unbequem, denn theils verbreitet sich dieses nicht über das Ganze, und man ist also genöthigt, im besondern Register eines jeden Bandes nachzusehen; theils bezieht sich solches nicht auf die Seitenzahl, sondern auf die Nummern der einem jeden Artikel bengefugten Bemerkungen. Durch diese allerdings nicht geringen formellen Mängel wird dem wissenschaftlich gebildeten Rechtsgelehrten der Gebrauch des Buchs verleidet, während der gewöhnliche Practiker darin eine neue Veranlassung zu seinem mechanischen Verfahren findet.

Nimmt man hingegen bloß auf die **Materialien** Rücksicht, so zeichnet sich das Werk durch seine **Gründlichkeit, Vollständigkeit und Brauchbarkeit** vor allen andern diesem Gegenstande gewidmeten Schriften vortheilhaft aus. Allenhalben sieht man den **erfahrenen, scharfsinnigen, tief in die Geschichte und den Geist der Gesetzgebung eingeweihten, Rechtsgelehrten**. Die Erklärung der **Kunstausdrücke**, die **sorgfältige Vergleichung des Code d'instruction criminelle mit den älteren Gesetzen und der früheren Praxis**, die **fleißige Zusammenstellung mit den übrigen Napoleonischen Gesetzbüchern**, verbreitet neues Licht über den wahren Sinn vieler Artikel. Die **sehr vollständig angeführten und benutzten Staatsrathsgutachten und Erkenntnisse des Cassationshofes** stellen das Gesetz in der Anwendung dar, bewähren dadurch die **Zweckmäßigkeit seiner Vorschriften**, machen auf die **Lücken deselben aufmerksam**, und zeigen, wie solche **ergänzt werden müssen**. Zur Probe theilen wir einige Bemerkungen des Verf. mit.

Unter die Ursachen, welche die **Eröffnung eines Strafverfahrens verhindern**, gehören besonders auch **Präjudicial-Fragen**, d. h. Thatsachen, die, wenn sie erwiesen werden, das **Daseyn eines Verbrechens entfernen**. Hierüber liefert der Verf. manche interessante Erläuterung. Wenn z. B. derjenige, welcher der **Veruntreuung anvertrauten Gutes beschuldigt wird**, das **depositum in Abrede stellt**, so darf das **Strafgericht diese Vorfrage nicht untersuchen**, sondern sie gehört vor das **Civilgericht**. Denn im **Straf-Proceß** ist der **Zeugenbeweis uneingeschränkt zulässig**, nach dem **Code Napoléon Art. 1923, 1924**, kann aber die **freiwillige Hinterlegung durch Zeugen nicht bewiesen werden**, und also würde man diese **Vorschrift vereiteln**, wenn man jene Vorfrage im **Straf-Proceß erörtern** wollte. Und in dergleichen Fällen kann auch das **Correctionsgericht nicht etwa**

Seine Eigenschaft als Civilgericht geltend machen, um nun über die Vorfrage und die Hauptfrage zu gleich zu entscheiden.

Manche Formen des gerichtlichen Verfahrens, welche man geneigt ist, als bloße Erzeugnisse der Vorliebe der Französischen Gesetzgeber für Förmlichkeiten anzusehen, stellt der Verf. von Seiten ihrer Zweckmäßigkeit dar. So verordnet z. B. der Art. 74: "Bevor die Zeugen vom Instructionsrichter vernommen werden, müssen sie die deshalb an sie ergangene Ladung vorzeigen, und daß dies geschehen sey, muß im Protocoll bemerkt werden." Dieß hat, nach dem Verf., folgenden Grund. Zeugen, welche erscheinen, ohne geladen zu seyn, um über ein Verbrechen auszusagen, sind als verdächtig anzusehen; es muß also aus dem Verhör-Protocoll erhellen, daß sie wirklich geladen sind, und ohne diese Voraussetzung hielten die Parlamente sogar das ganze Verfahren für nichtig.

Der Code d'instruction criminelle enthält keine Vorschrift über die erhebliche und nicht selten vorkommende Frage: ob Priester die ihnen gezeigten Verbrechen entdecken dürfen, und ob sie hierzu von den Gerichten angehalten werden können? Der Vf. unterscheidet zwischen Verbrechen gegen die Sicherheit des ganzen Staats und andern Verbrechen, auf erstere bezieht er den Art. 105 des Code pénal, welcher alle Personen zur Entdeckung vorsehender Verbrechen jener Art verpflichtet, und den Art. 107, welcher unter den von dieser Verpflichtung ausgenommenen Personen die Prediger nicht nennt, wodurch also das Beichtgeheimniß nicht von Entdeckung der Wahrheit befrehet. Auf die übrigen Verbrechen wendet er hingegen den Art. 378 des Code pénal an, worin diejenigen Personen, welche die ihnen vermöge ihres Standes oder Gewerbes anvertrauten Geheimnisse, außer dem Falle, wo das Gesetz die

Anzeige zur Pflicht macht, verrathen, mit Strafen bedroht werden. Diese Unterscheidung ist offenbar richtiger, als die in einem vom Verf. mitgetheilten Beschluß des Cassationshofes vom 30. Nov. 1810 aufgestellte allgemeine Behauptung, daß das Weichtgeheimniß überhaupt unverlegbar sey, weil die catholische Religion unter dem Schutz der Gesetze und der Regierung stehe, die Weichte aber zu den wesentlichen Stücken derselben gehöre. Wenn aber der Verf., gestützt auf ein Arrêt des Cassationshofes, die Confiscation des Vermögens nicht als eine Strafe, sondern als eine bloße Entschädigung des Staats betrachtet, wenn er ferner die Confiscation der bey einer Uebertretung in Beschlag genommenen Sachen noch gegen die Erben eintreten läßt, ungeachtet durch den Tod des Angeschuldigten die Anklage unstatthaft geworden ist, so widerspricht solches nicht nur der Natur der Sache, sondern auch dem Code pénal, welcher im Art. 7 die Confiscation des Vermögens zu den Criminal-Strafen, und im Art. 464 die Confiscation der in Beschlag genommenen Sachen zu den Polizey-Strafen zählt, und sie also keineswegs als bloße Civilforderungen betrachtet. Ein sehr reichlicher Artikel sind die Attribute des Ministère public; nur mit Mühe wird man sich indessen aus den sehr zerstreuten Bemerkungen über diesen Gegenstand unterrichten. Dagegen sind manche Artikel desto dürftiger ausgefallen, z. B. von der Vertheidigung peinlich Angeklagter, findet sich fast nichts darin. Das Geschworenengericht sucht der Verf. durch mehrere sehr unhaltbare Gründe zu vertheidigen, indem er z. B. behauptet, mit Abschaffung der Jury würde die durch dieselbe eingeführte Publicität der Verhandlungen verschwinden. Die Gegner der Jury apostrophirt er folgender Maßen: "et vous, qui prononcez anathème contre l'institution du Jury, si vous aviez le malheur d'être accusé, hésiteriez-

vous sur le choix que vous auriez à faire d'être jugé par une cour de justice criminelle sans assistance de Jurés, ou de l'être d'après une déclaration du Jury? Pourriez-vous distraire votre pensée de tant d'innocens condamnés par les Tribunaux? pourriez-vous la distraire de cette idée consolante, qu'aucun innocent ne fut conduit au supplice sur une déclaration du Jury? — Votre opinion systématique viendrait se briser contre votre intérêt personnel vous réclameriez bien vite, avec toute la force dont vous êtes capable, le bienfait de l'institution du Jury."

Eben daselbst.

Von Santin 1811: Le Guide des Jurés, par Fleurygeon, Chef de Bureau au Ministère de l'intérieur, auteur du Code administratif. 297 S. in Octav.

Eine populäre Instruction für die Geschwornen würde allerdings einem wichtigen Bedürfnisse abhelfen. Sollte sie indessen ihrem Zwecke entsprechen, so müßte sie Folgendes enthalten: eine gemeinschaftliche Belehrung der Geschwornen über ihre Bestimmung, über den Umfang ihrer Pflichten und Rechte, über die Natur und Erfordernisse der Verbrechen, über die Erkenntnißgründe der Wahrheit, über die Gegenstände, worauf sie während der Verhandlungen ihre Aufmerksamkeit vorzüglich zu richten haben, so wie über die Eindrücke, gegen welche sie auf ihrer Hut seyn müssen. So eingerichtet, würde diese Instruction selbst dazu beitragen, das wichtige Institut der Jury zu verbessern, und die ihm von seinen Gegnern vorgeworfenen Mängel minder fühlbar zu machen.

Wer aber mit diesen Erwartungen die gegenwärtige Schrift zur Hand nimmt, der wird sich sehr getäuscht finden, und sich leicht überzeugen, daß ihr Zweck durchaus verfehlt ist. Eine bloße Angabe ihres Inhalts reicht hin, um dieß Urtheil zu rechtfertigen. Die vor-

ausgeschickten höchst oberflächlichen observations générales enthalten, außer der Warnung, daß die Geschwornen bey ihren Aussprüchen nicht an die auf das Verbrechen folgende Strafe denken sollen, fast nichts, als die Aufforderung, sich vor allen Dingen jedesmahl zu überzeugen, ob die zur Sprache gebrachte That auch wirklich ein peimliches Verbrechen sey. Dieß gehört indessen garnicht zur Beurtheilung der Geschwornen; auch wachen die Geseze sehr sorgfältig darüber, daß der Angeschuldigte wegen eines bloß correctionellen Verbrechens nicht vor das Geschwornengericht gestellt wird. Nach dieser äußerst dürftigen Einleitung liefert der erste Titel ein alphabetisches Verzeichniß der Verbrechen welchem ein Verzeichniß der im Code pénal auf diese Verbrechen gesetzten Strafen folgt. Der zweyte Titel, de la composition et de la convention du Jury, ist ein bloßer Abdruck der einschlagenden Artikel des Code d'instruct. crim. Der dritte Titel enthält ein alphab. Verzeichniß der Vergehen, mit Angabe der Strafen, womit sie bedroht sind, und der vierte und letzte Titel ein ähnliches Verzeichniß der Uebertretungen. Da letztere beiden Classen von Verbrechen nicht vor das Geschwornengericht gehören, so läßt sich der Zweck dieser Verzeichnisse gar nicht einsehen. Aber auch das im ersten Titel enthaltene Verzeichniß entspricht seiner Bestimmung nicht, indem sich die Geschwornen aus demselben über die Merkmale, welche den Thatbestand eines jeden Verbrechens bilden, nicht unterrichten können. — Die Abfassung einer Instruction für die Geschwornen, welche den oben bemerkten Erfordernissen entspräche, bleibt eine Aufgabe, durch deren Lösung ein Sachverständiger sich ein nicht geringes Verdienst erwerben könnte, besonders in Hinsicht auf Westphalen, wo der Kreis der Bürger, aus denen die Geschwornen genommen werden, nicht so enge gezogen ist, als in Frankreich.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 19. August 1813.

Leipzig.

Geschichte der Kreuzzüge, nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Fr. Wilken, Prof. der Geschichte zu Heidelberg &c. Zweyter Theil. 1813. Octav XLVI und 735 S., nebst 51 S. Beylagen. Wir haben den ersten Theil dieses Werks bald nach seiner Erscheinung mit aller der Auszeichnung angeführt und beurtheilt, die ihm gebührt. Die Erzählung ist in diesem zweyten Theile um ein Beträchtliches vorgerückt; sie umfaßt die Geschichte des Königreichs Jerusalem, und der Kämpfe der Christen wider die Ungläubigen bis zu dem Verluste der Grafschaft Edessa und der Kreuzzüge der Könige Conrads III. und Ludwigs VII. im Jahre 1146; also beynähe ein halbes Jahrhundert. Von dem mehrjährigen Aufschube, der die Erscheinung dieses Theils seit der des ersten verspätet hat, gibt der Verf. in der Vorrede sehr völgünstige Ursachen an, welche dem Leser für diese Verzögerung hinreichenden Ersatz versprechen. Der Verf. wünschte nämlich die Morgenländischen Annalen, welche die kaiserl. Bibliothek in Paris enthält,

N (6)

für sein Werk benutzen zu können. Erst im Frühling 1811 reifete er dahin; und wenn ihm gleich seine Verhältnisse nur einen Aufenthalt von drey Wochen dort gestatteten, so war dieser doch für seine Zwecke nicht vergeblich. Er benutzte zwey Werke der Geschichte von Jerusalem und Hebron, und die Geschichte der Athabeken von Mosul, vornehmlich Nur-eddin's und Salaheddin's durch Abu Schamah; wovon bereits Hr. Silvestre de Sacy in dem *Magazin Encyclopédique* von 1799 Nachricht gegeben hatte; und besonders einen Französischen Auszug aus Zemaleddin's Geschichte von Haleb, welchen eben jener vortreffliche Gelehrte mit seiner gewohnten Liberalität ihm mittheilte. "Ohne diese Mittheilung würde es mir unmöglich geblieben seyn, in die von den Christlichen Geschichtschreibern sehr dunkel und verworren erzählten Thaten und Abenteuer der Fürsten von Antiochien und Grafen von Edessa, welche zum öftersten gegen die Muselmänner in Haleb stritten, Licht und Klarheit zu bringen." Mit vollem Rechte ist daher auch der gegenwärtige Theil jenem Gelehrten gewidmet.

Der Verf. hat seine Erzählung an die Geschichte des Königreichs Jerusalem geknüpft, als dem besten Mittel, eine gewisse Einheit hineinzubringen. Das zweyte Buch, welches dieser Theil umfaßt, ist in 35 Kapitel getheilt, und eine sehr genaue vorangesetzte Inhaltsanzeige gibt dem Leser eine Uebersicht des Ganzen. Es umfaßt also die Periode des Herzogs Gottfried, des Königes Balduin des Ersten, Balduin des Zweyten, Fulco, und des Königes Balduin des Dritten unter der Regentschaft von Melisinde. Daß der Verfasser für einen Zeitraum von 44 Jahren einen Band von der Stärke des gegenwärtigen brauchte, zeigt schon im voraus, daß er sich in einem hohen Grade

der Ausführlichkeit und Vollständigkeit besaß; und in der That kennen wir auch kaum irgend eine Begebenheit von einiger Erheblichkeit aus diesem Zeitraum, welche unerzählt geblieben wäre. Die großen Schwierigkeiten, die es hatte, in einem Stoff, der wenig so große Massen darbietet, als der des ersten Bandes, wo vielmehr großen Theils einzelne Abenteuer und Unternehmungen zu erzählen waren, einen Zusammenhang hineinzubringen, und die Uebersicht zu erhalten, fällt in die Augen. Die Beschränktheit des Schauplatzes, und die Gleichförmigkeit der Begebenheiten erleichterte es wieder einiger Maßen.

Die sechs ersten Kapitel umfassen die kurze Regierung Herzogs Gottfried. Wer diese Erzählung liest, legt sich selbst unwillkürlich die Frage vor: wie es möglich war, daß ein so schwacher Staat, der kaum gegründet, auch schon an innern Uebeln erkrankte, nicht bloß den Streitigkeiten unter den Heerführern, sondern auch der verderblichen Eifersucht zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, sich so lange behaupten konnte, und nicht vielmehr sofort wieder eine Beute seiner Feinde ward? Aber auch schon von Anfang zeigt sich theils, was damahls einzelne große Charactere vermochten (der Waffenruhm, den die Haupthelden der Kreuzfahrer sich persönlich erworben hatten, wirkte auf die Ungläubigen am meisten); theils, wie selbst bey solchen Vertilgungskriegen, wie diese seyn sollten, dennoch durch wechselseitige Bedürfnisse sich auch wechselseitige Verhältnisse anspinnen, welche zu größern Folgen führen, als man selber anfangs vermuthen konnte. Uebrigens gaben für diesen Abschnitt die Orientalischen Schriftsteller nur sehr wenige Ausbeute. Anders ist es schon in dem siebenten Kapitel, wel-

ches die gleichzeitige Geschichte von Antiochien enthält, und großen Theils nach dem oben erwähnten Auszuge aus Kemaleddin gearbeitet ist. Die Geschichte von Boëmund, seiner Gefangenschaft, und von Ebn Danischmend ist dadurch sehr vervollständigt. — Den größten Theil dieses Bandes nimmt die Periode der Regierung vom Könige Balduin dem Ersten, dem Bruder Gottfrieds, ein; sie reicht vom achten bis zum zwanzigsten Kapitel. Der verunglückte Versuch der neu aufgebrochenen Scharen aus dem Occident gegen Bagdad zu ziehen, und sich der damaligen Hauptstadt des Morgenlandes zu bemächtigen, zeigt wenigstens, daß das Zeitalter für solche kühne Ideen Sinn hatte, wenn auch nicht genug Einsichten, um die zur Ausführung nöthigen Mittel zu beurtheilen. Uebrigens ist die Mannigfaltigkeit der Gegenstände fast nirgends größer, als in dieser Periode: eben deshalb aber auch unmöglich, einen Auszug der Erzählung zu geben. Auch hier hat, in Beziehung auf die Geschichte von Antiochien, Kemaleddin wieder erhebliche Aushenke gegeben. Merkwürdig ist, bey Gelegenheit der Entwürfe der Kreuzfahrer auf Haleb, die Bemerkung dieses Schriftstellers, die der Verfasser ausgehoben hat: es sey auffallend, daß von so vielen Saracenischen Fürsten keiner die Franken von Haleb abzuwehren gesucht habe. Die wahre Ursache dieses Benehmens aber sey, daß alle diese Fürsten die Fortdauer der Fränkischen Macht in Syrien gern sahen, weil diese fremde Macht ihnen den ruhigen Besitz ihrer Staaten sicherte, welche jeder von ihnen sich gebildet hatte, indem sie die Macht von Bagdad und Mosul beschäftigte. Sie wirkt nicht bloß ein Licht auf die Geschichte der Kreuzzüge, sondern leidet, *mutatis mutandis*,

ihre Anwendung auch auf viele andere Perioden der Geschichte. Die Geschichte von König Balduin dem Zweyten umfaßt in sieben Kapiteln, vom ein und zwanzigsten bis sieben und zwanzigsten, den Zeitraum vom Jahre 1118 bis 1131. Da Balduin zugleich Fürst von Antiochien war, und die dortigen Handel ihn besonders beschäftigten, so gewährte auch hier die Schrift von Kemal-eddin große Aufschlüsse. Auffallend ist seine oft so genaue Uebereinstimmung mit den wichtigsten der Abendländischen Schriftsteller: welches als ein Beweis ihrer beiderseitigen Wahrheitsliebe betrachtet werden muß. Die Periode dieser Regierung ist reich an interessanten Erzählungen. Die Niederlage der Christen durch Ilgazi im 22. Kapitel, die Gefangenschaft des Königes und seine Befreyung, die Belagerung und Einnahme von Tyrus, wird Niemand ohne Theilnahme lesen. Bey dem 23. Kapitel, welches hauptsächlich die weitere Geschichte von Ilgazi von Haleb, dem thätigsten Feinde der Franken, enthält, ist wiederum vorzüglich Kemal-eddin benützt, und dadurch die Erzählung genauer und vollständiger geworden. Dasselbe gilt im 25. Kapitel von der Befreyung des Königes Balduin II. aus der Gefangenschaft. Zu den mit besonderer Sorgfalt bearbeiteten Gegenständen gehört im 28. Kapitel die Entstehung der beiden ersten geistlichen Ritterorden. Der Verf. findet es wahrscheinlich, daß die Hospitaliter, die vorher nur sich mit der Aufnahme und Pflege der Pilger abgegeben hatten, erst durch das Beyspiel der Templer bewogen seyen, auch als gewaffneter Orden an der Vertheidigung des heiligen Landes Antheil zu nehmen, wofür als Hauptbeweis das von Bertot vernachlässigte Zeugniß des Jacobus von Vitry angeführt wird. Aber der Zeitpunkt, wann es

geschehen sey, läßt sich nicht genau bestimmen. — Die Regierung des Königes Fulco umfassen die folgenden 7 Kapitel, vom 28. bis zum 34. Mit Fulco, der vom Alter geschwächt erst zur Regierung kam, begann auch die Schwäche des Reichs, das damals in seinem vollen Umfange außer dem eigentlichen Königreiche Jerusalem die großen Lehen, das Fürstenthum Antiochien, und die Grafschaft Tripolis und Edessa, letztere durch ihre Lage hauptsächlich das Bollwerk gegen die Saracenen, umfaßte. Unter ihm die doppelte Unternehmung der Griechen gegen Antiochien, während zugleich dem Reich zur Seite die Macht des Atabeken Zenki immer drohender ward. Mit der Erzählung der Eroberung von Edessa durch ihn und seinen Sohn Mureddin im 35. Kapitel schließt der gegenwärtige Band. Hingefügt sind noch 10 Beylagen, unter denen wir besonders die siebente, die Eroberung von Antiochien durch die Kreuzfahrer nach Remal-eddin, als ein bedeutendes Supplement zum vorigen Bande bemerklich machen.

Aus dieser Anzeige und der Bemerkung der neuen Hülfsmittel, welche der Verfasser sich verschafft hat, geht von selbst hervor, daß sein Fleiß nicht nachgelassen hat, sondern gewachsen ist. An sorgfältiger Benutzung der Quellen, besonders der Orientalischen, kann keiner seiner Vorgänger mit ihm verglichen werden. Es ist die sorgfältigste und genaueste Erzählung der Geschichte der Kreuzzüge, die wir besitzen. Die Genauigkeit des Verf. in der Anführung seiner Beweisstellen, die nicht selten ganz hergefehrt sind, ist musterhaft. Ob nicht die Erzählung mancher einzelnen, weniger wichtigen, Begebenheiten hätte können abgekürzt, und dadurch, in Verbindung mit der Anordnung, die Uebersicht dem Leser klarer hätte erhalten werden können, wol-

Len wir um so lieber unentschieden lassen, da wir die Schwierigkeiten, mit denen der Verf. zu ringen hatte, nicht verkennen. Nur über eine Aeußerung am Schlusse der Vorrede müssen wir noch eine Bemerkung uns erlauben. "Er habe es," sagt der Verf. mit Recht, "vermieden, die Unternehmungen der Kreuzfahrer mit dem Maßstabe unserer Zeit zu messen." "Mögen also," fährt er fort, "Gottfried von Bouillon, die Valduine, Boëmund, Tancred, vor dem Richterstuhle der kalten Vernunft als Schwärmer und Verirrte erscheinen, welche die Bequemlichkeit des Lebens in ihren Burgen für ein unruhiges, gefahrvolles und wenigen Genuß darbietendes Leben in Syrien und der Nähe des heil. Grabes aufopferten; mögen wir das Zeitalter der Kreuzzüge ein Zeitalter thörichter Schwärmer nennen: die Nachwelt wird auch für unser Zeitalter keinen Namen zu finden wissen!" Unsers Erachtens erscheinen die Unternehmungen jener Helden auch der kalten Vernunft nicht als thörichte Schwärmeren, so bald man sie nur in dem Lichte ihrer Zeiten betrachtet. Und gewiß kann es auch dem Verf. nicht gleichgültig seyn, ob seine Leser sie so ansehen: denn ein Geschichtschreiber, der so wenig von dem Werthe seines Stoffes durchdrungen wäre, würde keine so schätzbare Arbeit haben liefern können, als Hr. W. wirklich geliefert hat.

Braun und Delmüs.

Jurende's Mährischer Wanderer, oder ganz neu entworfener Nationalkalender Mährens und Schlesiens für das Jahr 1813 (168 S. in groß Quart), ist uns von da gekommen, vermuthlich in der Absicht, um uns zu einem Urtheil aufzufordern. Wir können es in wenigen Worten abgeben. Es ist ein Haus-, Wirthschafts- und Unterrichtsbuch für Städter (denn S. 68 wird auch ein Bauernfreund

oder Pflugkalender versprochen): voran der Kalender, mit mehreren jeden Monath begleitenden Columnen, unter denen diejenige die wichtigste ist, welche, außer der Anzeige der Haus- und Landgeschäfte, auch dasjenige enthält, wofür Freunde der Cultur (des Bessermachens und Besserwerdens) jeden Monath sorgen. Unter dieser bescheidenen Rubrik kommen Anträge zu bessern Landesanstalten vor. In die Aufsätze, welche einem solchen Volksbuche beigefügt werden, gehören, unserer Einsicht nach, nur Dinge, die den Staatsbürger, den physischen, gesellschaftlichen und sittlichen Menschen, und das Allgemeine des Nahrungsstandes, betreffen. Wir sind auf wenige Artikel gestoßen, denen diese Eigenschaft abgeht: zu diesen wenigen gehören z. B. die Venträge zu den Idiotismen von Mähren; die Erklärung der verschiedenen Zeitrechnungen, die höchstens in Taschenbüchern, welche ausschließlich den oberen Ständen gewidmet sind, einen Platz haben könnte. Besonders haben in einem solchen Volksbuche alle die Artikel, die (was gegenwärtig noth thut) für das Vaterland begeistern können, unsern Beyfall; und an solchen hat es der Verf. nicht fehlen lassen. Diese Kalender-Reforme ist um so verdienstlicher, je mehr das Kalenderwesen in der Gegend des Verf. bisher im Argen lag: er ist sogar gesonnen, seinen Nationalkalender für alle Oesterreichische Staaten brauchbar einzurichten. Wenn er aber auch nur der Volksbildung in Mähren dadurch forthat, so wird er sich um sein Vaterland Verdienste genug erwerben. Man kann sich begeistert fühlen, wenn man so vielen guten Willen sieht, als in den letzten Zeiten in den verschiedensten Ländern der Oesterreichischen Monarchie die Schriftsteller in dieser Hinsicht gezeigt haben: die Regierung wird ihre patriotische Absicht gewiß unterstützen.

—

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 21. August 1813.

Kopenhagen.

Commentationum Eleaticarum pars prima,
quam pro summis in philosophia honoribus rite
obtinendis eruditorum examini obtulit *Christian.*
Aug. Brandis, respondente *J. L. A. Kolderup*
de Rosenvinge, studioso juris. 1813. 214 Sei-
ten in Octavo.

Eine Schrift, wie diese, darf mit den gewöhn-
lichen Inaugural-Dissertationen nicht in Eine Linie
gestellt werden. Sie gehört zu den gelehrtesten
Beiträgen zur Geschichte der Philosophie der Alten.
Sichtbar hat sich der Verf. nur des zufälligen Be-
helfels einer academischen Gelegenheitschrift bedient,
was auf den Nordischen Universitäten öfter der Fall
seyn soll, um eine nur für eine kleine Anzahl von
Lesern bestimmte Frucht seines gelehrten Fleißes in
das Publicum zu bringen. Es ist bekannt, daß
kein Theil der alten Griechischen Philosophie dem
Forscher, der sich nicht mit oberflächlichen Ansichten
begnügen will, einen reicheren Stoff zum Nachsin-
nen darbietet, als das Eleatische System. In
unser Zeitalter haben diese Untersuchungen ein be-

sonderes Interesse wegen ihrer unmittelbaren Beziehung auf den neuesten Pantheismus. Das Beste, was bisher zur Aufklärung des Eleatischen *Ἐν καὶ παν* geleistet worden, verdanken wir dem verstorbenen Fülleborn. Aber Fülleborn's Bearbeitung und Erläuterung der Eleatischen Philosophie lassen dem, der tiefer in den systematischen Zusammenhang dieser Lehre eindringen will, eine reiche Nachlese übrig. Ganz ins Klare zu kommen, ist hier nicht möglich, da, bis auf Weniges, die Schriften der Eleatiker verloren gegangen sind, und das Uebrige, was wir von ihrer Philosophie, und noch dazu nur fragmentarisch, wissen, sehr verschiedenartigen Gewährsmännern geglaubt werden muß. Der Verfasser dieser Commentation hat nun mit dem größten Fleiße, weit vollständiger, als Fülleborn, die Stellen, die zur Erläuterung der Eleatischen Philosophie dienen können, aus den alten Schriftstellern gesammelt und im Original mitgetheilt. Schon dieses gibt seinen Bemühungen einen bleibenden Werth. Aber er hat auch mit kritischer Genauigkeit die Systeme der verschiedenen Eleatischen Philosophen sorgfältiger, als alle seine Vorgänger auf diesem Wege, mit einander verglichen, um jedem von ihnen das Seinige genau zuzutheilen, so, daß man nun ein wenig deutlicher sieht, wie die Eleatische All-Einheits-Lehre eigentlich entstand, und wie sie bey ihrer Fortschreitung anders modificirt wurde. Darin hatte man bisher gefehlt, daß man die Meinungen des Xenophanes, Parmenides, Melissus und Zeno von Elea, um ihrer Uebereinstimmung in der Hauptsache willen, zu sehr als ein Ganzes behandelt hatte. Von Xenophanes und seiner Lehre handelt der Verf. zuerst. Hier gab es am meisten aufzuräumen, weil Aristoteles, in den Nachrichten von der Eleatischen Philosophie, sonst

der sicherste Gewährsmann, der Meinungen des Xenophanes nur kurz erwähnt. Der Verf. mußte sich also an spätere Schriftsteller wenden, unter denen besonders der treffliche Simplicius zu benutzen war. Aber schon zu den Zeiten des Simplicius scheint, wie der Verf. wahrscheinlich macht, das Buch des Xenophanes von der Natur der Dinge eine Seltenheit gewesen, und bald nachher ganz verschwunden zu seyn. Die Resultate, welche der Verf. gefunden hat, sind folgende: Xenophanes ging in seinen Betrachtungen noch gar nicht, wie sein Nachfolger Parmenides, von einer transcendenten Analyse des Begriffs der Wesenheit aus, um aus diesem Begriffe zu demonstrieren, daß die Vernunft überall nur Ein Wesen erkenne. Seine Philosophie schloß sich unmittelbar an die Cosmophysik der Ionischen Philosophen an. Xenophanes war Naturphilosoph. Die Natur schien ihm ein absolutes, in sich selbst abgerundetes, Ganzes, und in diesem Sinne Eins; und dieses Eine nannte er Gott, oder das einzige Wesen. Daß aber Xenophanes diesen Satz, ohne alle dialectische Zurüstung, mehr hingestellt, als demonstrieren konnte, möchten wir daraus, weil wir nicht wissen, wie er demonstrieren mag, mit dem Verf. nicht folgern. Auch ist uns aus der Exposition, welche der Verf. gibt, nicht klarer geworden, wie Xenophanes von seinem Gotte, der mit dem Naturganzen einerley seyn sollte, weiter sagen konnte, dieses alleinige Wesen sey mit keinem der Dinge, die in die Sinne fallen, vergleichbar, weder endlich, noch unendlich, weder beweglich, noch unbeweglich u. s. w. Diese Aeußerungen scheinen eine reine Speculation über den Begriff eines über die sinnlich erkennbare Natur erhabenen Wesens vorauszusetzen. Daß Xenophanes seinen Gott mit einer Kugel verglich, klingt freylich materialistisch

genug. Aber redete denn die Philosophie jener Zeit nicht in Metaphern, wo es ihr an unmittelbar bezeichnenden Wörtern fehlte, besonders wenn sie sich, wie die Philosophie des Xenophanes, in Versen ausdrückte? Auch ist nicht einzusehen, wie dieser ausgezeichnete Denker, wenn seine Philosophie, gleich der Ionischen, von Naturbetrachtungen ausging, einen Widerstreit zwischen den *αἰσθητικῶν* und den *νοητικῶν* bemerken konnte. Und die Behauptung dieses Widerstreites, ein Hauptsatz der Eleatischen Philosophie, wird doch schon ihm, nicht erst dem Parmenides, zugeschrieben. Bis zu welchem Grade seine Philosophie Skeptisch war, sagt kein bekanntes: *Δόξος δ' ἐπὶ πᾶσι τέρυται* sehr nachdrücklich. Das einzige sichere Resultat der Untersuchung ist, wie uns dünkt, dieses, daß Xenophanes mit dem Gedanken, den nach ihm Parmenides verfolgte, noch nicht ins Klare gekommen zu seyn scheint, weil er sich in das Verhältniß der reinen Idee eines Wesens zu der empirischen Mannigfaltigkeit der Dinge noch nicht finden konnte. — Der zweite Abschnitt handelt von Parmenides. Der Verf. liefert das bekannte, von Simplicius aufbewahrte, Gedicht dieses Philosophen noch ein Mal im Originale, mit philologischen Erläuterungen und kritischen Conjecturen zur Berichtigung des Textes. Hierauf eine Reihe von Anmerkungen, den Inhalt des Gedichts betreffend. Es wird gezeigt, wie Parmenides sich über Xenophanes hob, indem er den allgemeinen Begriff von einem Wesen rein aufnahm, und durch transcendente Analyse dieses Begriffs zeigte, wie die Vernunft, die sich selbst unbedingt vertraut, überall nur ein einziges Wesen erkennt, eben dadurch aber mit den Sinnen in einen unendlichen Streit geräth. Zugleich hat der Verf. nicht unbemerkt gelassen, wie Plato und andere

Griechische Philosophen die Argumentationen des Parmenides benutzt haben, indem sie sie zu berichtigen suchten. Doch ist es uns noch immer nicht deutlicher geworden, in welchem Sinne nun Parmenides einen Werth auf die Fortsetzung der Ionischen Naturphilosophie setzen, und in die Lehre von den Elementen den Dualismus einführen konnte, über den uns Aristoteles weiter belehrt. Daß Parmenides der eigentliche Erfinder der Dialektik gewesen, läßt sich auch nach des Verf. Urtheile nicht bezweifeln. Mit Recht macht der Verf. vorzüglich aufmerksam auf die Verschiedenheit der Lehren des Xenophanes und des Parmenides in Beziehung auf die Idee der Gottheit. Denn Xenophanes hatte die beiden Begriffe, Wesen und Gott, geradezu identificirt; Parmenides hat sich über dasjenige, was nach seiner Lehre Gott heißen sollte, oder nicht heißen sollte, nirgends, so viel wir wissen, bestimmt erklärt. In der Natur der Sache liegt nun allerdings, daß, wenn Parmenides nach seinem System von Gott reden wollte, er mit diesem Worte nicht wohl etwas Anderes bezeichnen konnte, als eben das ewige Eine, das ihm Alles in Allem war. Daß er, wie der Verf. glaubt, sich des vieldeutigen Wortes lieber ganz enthalten wollen, entweder um die reine Philosophie nicht zu entstellen, oder, um kein Vergeru zu geben, ist möglich, aber nicht geradezu wahrscheinlich. Uns dünkt, Parmenides, dessen strenge Consequenz keine Uebereilung zuließ, wollte lieber von Gott gar nicht reden, als dem alleinigen Wesen, das er durch strenge Demonstration erkannt zu haben glaubte, Eigenschaften beylegen, die sich aus dem Begriffe eines Wesens nicht folgern ließen. Denn aus diesem Begriffe konnte er nicht folgern, ob die Urfraft des alleinigen Wesens die Vernunft, oder die Bewegungskraft,

oder was sie sonst sey. Deswegen möchten wir sein System einen unentschiedenen Pantheismus nennen. — Im dritten Abschnitte werden die Lehren des Melissus zusammengestellt, so viel wir von ihnen noch wissen, meistens nach dem Buche de Xenophane, Melisso (vulgo *Zenone*) et Gorgia, das dem Aristoteles zugeschrieben wird. Das Resultat ist, daß Melissus in der Hauptsache an der Lehre des Parmenides nichts änderte, aber sie durch neue Beweisgründe zu bekräftigen suchte, die sich zum Theil auf den Begriff des Unendlichen beziehen. — Der Verf. will seine Untersuchungen fortsetzen, und in ähnlichen Abtheilungen die Lehren des Zeno von Elea und der folgenden Eleatiker bearbeiten. Wir wünschen sehr, daß er sein Vorhaben nicht aufgeben möge, und daß wir Etwas dazu beigetragen haben mögen, auf das Verdienstliche seiner Bemühungen aufmerksam zu machen. Der Styl des Verfassers könnte klarer seyn.

Halle und Berlin.

Hier hat der Hr. Dr. Aug. Herm. Niemeyer Originalstellen griechischer und römischer Claffiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts. Für pädagogische und philologische Seminarien, und als Bevlage zum geschichtlichen Theil seiner Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, in den Buchhandlungen des Hallischen Waisenhauses 1813. Octav S. XXXII und 302, herausgegeben. In der an den Hrn. Prof. Schüz gerichteten, sehr freundschaftlich abgefaßten, Vorrede handelt der Verf. von dem Zwecke, Plane und Gebrauche dieses Werks, welches aus dem stark gefühlten Mangel einer Chrestomathie aus den Alten bey den Vorlesungen im pädagogischen Seminarium, das seit dem J. 1787 in Halle bestand, hervorgegangen ist. Es fehlte eine Chre-

Pädagogie, in welcher alle Stellen der Alten über
 Erziehung und Unterricht gesammelt, zur Vergleichung
 des Alten mit dem Neuen dienen könnten, und
 worin also der pädagogisch, didactische Standpunct
 die Hauptabsicht ausmache. Allerdings machten die
 historischen Vorarbeiten über die Erziehung der Alten
 von Barthelemy, Hochheimer und Goß eine solche
 Arbeit lange nicht entbehrlich, noch weniger die an
 sich verdienstlichen Schulschriften des Hrn. Director
 Schulze zu Luckau u. a., da sie sich nur auf einzelne
 Schriftsteller, als auf Plinius, Seneca und Horaz,
 beschränken. Gleichwohl war eine recht bestimmte
 Darstellung des Geistes der Alten in ihren Ansichten
 der Jugendbildung nöthig. Diesem Mangel hat nun
 der Verf. in vorliegendem Werke abgeholfen, welches
 auch sehr gut als ein Beytrag zur allgemeinen Ge-
 schichte des Erziehungswesens bey den Alten betrach-
 tet werden kann. Zunächst ist zwar die Theorie der
 Pädagogik und Didactik der Hauptzweck, doch sind
 auch einige Beispiele der Methode aufgenommen,
 als in den Socraticischen Gesprächen und in dem vä-
 terlichen Rathe aus den Werken des Isocrates. Mit
 Recht hat der Verf. sein Hauptaugenmerk theils auf
 das Formale des Unterrichts genommen, und allem,
 was selbst Material ist, hier keinen Platz eingeräumt,
 theils hat er die systematische Anordnung der Stellen
 aufgegeben, um den Schriftstellern ihre Eigenthüm-
 lichkeit zu lassen. So viel möglich war, sind die
 Grundsätze der Erziehung von denen der Unterrichts-
 lehre geschieden worden. Sehr zweckmäßig sind auch
 Dichter benützt worden, theils um das Interpreta-
 tionstalent an ihnen zu üben, theils auch deswegen,
 weil gerade die Dichter den Geist ihrer Zeit auch in
 pädagogischer Hinsicht scharf auffaßten, und reiche
 Gelegenheit geben, zu bemerken, wie ähnlich sich die
 Menschen in ihren Erziehungsmaximen, in ihrer pä-
 dagogischen Weisheit und Thorheit zu allen Zeiten ge-

blieben sind. In Hinsicht des Gebrauchs leidet es wohl keinen Zweifel, daß die Lehrer in pädagogischen und pädagogisch-philologischen Seminarien diese Sammlung sehr gut benutzen können, wo es auf die Frage ankommt, was für Grundsätze der Erziehung leiteten die Alten? Auch läßt sich sehr gut ein theoretischer Vortrag der Pädagogik u. Didactik an die Lesung und Erklärung der gesammelten Stellen anknüpfen. Daß auch der eigene Fleiß junger Pädagoen u. Philologen hier seine Nahrung finde, versteht sich von selbst. Für die Critik ist hier auch durch eine Sammlung prüfenswerther Lesarten oder Varianten, die als Anhang beigefügt ist, gesorgt worden. Hr. Wiggerts hat hier im Griech. Theile treffliche Dienste geleistet, welcher auch weit freyer von Druckfehlern geblieben ist, als der Latein. Theil. Es wäre nützlich, wenn noch ein Carton, der diese Fehler enthielte, nachgeliefert würde. Allein in dem Excerpte aus dem 108. Br. von Seneca, das aus 8 Reihen besteht, fanden wir 9 Druckfehler. Doch jeder gelehrte und unbefangene Freund der Pädagogik u. Didactik muß diese Sammlung auch als für ihn veranstaltet ansehen, indem er hier alles zusammen antrifft, was über diesen Gegenstand uns aus dem Alterthume übrig geblieben ist. Trefflich setzt der Vf. den Nutzen, der aus dem Studio dieser Sammlung hervorgeht, aus einander. Die Stellen sind aus Plato, Xenophon, Aristoteles, Ocell. Lucanus, Plutarch, Sertus Empiricus, Isocrates, Aristophanes (Wolken); dann aus M. Ter. Varro, M. Tull. Cicero, M. Ann. Seneca, M. Fab. Quintilianus, C. Plinius u. Cæcil. Secundus genommen. Der Anhang enthält eine pädagog. Anthologie aus Röm. Dichtern, Publ. Terentius, Q. Horatius Flaccus, D. Jun. Juvenalis, u. M. Valer. Martialis. Wir fügen den Wunsch hinzu, daß diese eben so einsichtvolle als geistreiche Sammlung fleißig gebraucht und studirt werden möge.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 21. August 1813.

Paris.

Bey H. Nicolle: Musée des antiques, dessiné et gravé par P. Bouillon, peintre, avec des notices explicatives par M***. Livraison VII. VIII. IX. X. XI. XII. gr. Folio. 1811. 1812. (s. diese Anzeigen vom jetzigen J. St. 22 S. 220).

Livrais. VII. Nr. 1. Hygia. Unter den drey Statuen, welche das kaiserl. Museum von dieser Göttinn besitzt, ist diese unstreitig die schönste, obgleich der Kopf keine ideale Vollkommenheit hat, und das Portrait irgend einer Röm. Kaiserinn, vielleicht, wie Visconti glaubt, der Domitia, Gemahlinn des Domitian, zu seyn scheint. Sie ist mit einer langen Tunica und mit einem Mantel bekleidet, der von der linken Schulter hinabfällt, und den Körper in schönen Formen faltenreich umwindet. Da man an den andern Statuen der Hygia einen ähnlichen Faltenwurf des Mantels wahrnimmt, so scheint er entweder dieser Göttinn characteristisch anzugehören, oder einem berühmten Original nachgebildet zu seyn, daher auch der Vf. unsere Statue für kein Urbild ausgibt, sondern sie für eine mittelmäßige Arbeit nach einem Meisterstücke hält. Pausanias sah zu Argos eine herrliche Statue
P (6)

der Hygia von der Hand des Xenophilus u. Straton; allein sie gehörte zu einer Gruppe, und kann daher, nach unserer Meinung, dieser Statue nicht zum Muster gedient haben. Sie ist 6 Fuß hoch, aus Griech. Marmor verfertigt, und kam von Berlin in die kais. Sammlung. N. 2. **Sextus von Chäroneä.** Die Ähnlichkeit, welche Hr. Visconti zwischen dem Kopf dieser Statue und einer seltenen, von Spon edirten, Griech. Münze finden wollte, brachte ihn auf den Gedanken, daß sie den berühmten Croiker Sextus, den Oheim des Plutarch, u. Lehrer des Marc Aurel, darstelle. Allein nach einer nähern Ansicht der Münze selbst ergab es sich, daß sie zu Mithlene geprägt worden ist, und nun hält Hr. V. die Statue für eine Abbildung des Sextus, eines Anhängers des Pyrrho. Doch wir übergehen diese Gedankenspiele, weil der Kopf ursprünglich nicht zu der Statue gehörte, ob er gleich mit großer Kunst mit dem Körper verbunden ist. Er ist aus Sacarischem Marmor verfertigt, das Uebrige aus Parischem. Die Figur bleibt immer ein schönes Kunstwerk, wenn wir auch den Namen des Philosophen oder Sophisten nicht wissen, den es darstellen soll, und der zur Zeit der Antonine gelebt zu haben scheint. 6 F. 2 Z. hoch. Aus dem Vatican. Museum. N. 3. **Ein ruhender Faun.** Mit zwangloser Grazie lehnt er sich an einen Baumstamm, indem er in der Rechten eine Flöte hält, und die Linke in die Seite stützt. Seine ganze Bekleidung besteht in einer Nebris. Da man von dieser wunderschönen Statue so viele Nachbildungen hat, so glaubt Hr. V., vorzüglich wegen einer gewissen Eigenheit der Nebris, in ihr eine Copie des bronzenen Fauns oder Satyrs des Praxiteles zu entdecken, der in ganz Griechenland theils durch die List der Phryne, theils unter dem Namen *Ἰσχυροῦ* berühmt war. Aber so schön auch die Formen der Statue immerhin seyn mögen, so nimmt man dennoch einen gewissen furchtsamen Meißel an ihr wahr,

Der eine Copie, jedoch die schönste, die auf uns gekommen ist, verräth. Der linke Arm u. ein Theil des rechten sind modern, aber gute Restaurationen; allein die Nase ist von einem Stümper ergänzt. 5 F. 2 Z. hoch, aus Pentelischem Marmor, entdeckt im J. 1731 bey Canuvium, von Benedict XIV. ins Capitol. Museum, und von da nach Paris gebracht. N. 4. **Ein Kampf der Amazonen.** Der Mythos von den Amazonen ist von mehren Dichtern und Künstlern behandelt, die unter verschiedenen Scenen vorzüglich ihren Kampf mit den Athenern unter der Anführung des Theseus wählten. Bekannt ist das Basrelief mit diesem Gegenstande an einem Fries in Stuart's Alterthümern von Athen. Die hier abgebildeten Basreliefs sind in mehr als einer Rücksicht merkwürdig. Sie befinden sich an einem aus Griech. Marmor (cipolla) verfertigten Sarcophag, der 7 F. 10'' lang, 2 F. 11'' breit und 2 F. 9'' hoch ist. Er kam von Wien, wohin er, der Sage nach, von dem Don Juan, einem natürl. Sohne Carls V., nach der berühmten Schlacht zu Lepanto gebracht worden war. Die zwey Hauptseiten sind am vollkommensten ausgeführt, dagegen die zwey Nebenseiten nachlässiger gearbeitet erscheinen, vielleicht weil man sie überhaupt nicht zur Ansicht bestimmte. Auf der ersten Hauptseite erblickt man drey Griech. Helden, bewaffnet mit Helm, Schild und Schwert, im Kampf mit den Amazonen, während ein vierter tödtlich verwundet niedersinkt. Zwey Amazonen liegen entseelt auf dem Boden, zwey andere kämpfen noch muthig auf ihren Pferden; noch eine zu Fuß hoblt mit ihrem Beil aus, um den Helden zu treffen, der seinem niedersinkenden Gefährten aufhelfen will. Ihre Kleidung hat viel Sonderbares. Auf dem Haupte haben sie eine Art Phrygischer Mütze; sie haben lange Beinkleider, eine kurze Tunica mit einem Gürtel und langen Ärmeln, und kurze Mäntel mit Ärmeln, die den Ungriechen

Dollmanns nicht unähnlich sind. Zwen Mäntel haben fogar am Rande und an den Enden der Ärmel Befestigungen von Pelzwerk, wodurch der Künstler die Nordische Abkunft dieser Heldinnen bezeichnen wollte, die in einem so eigenthümlichen Costume auf keinem andern alten Kunstwerke vorkommen. An der andern Seite des Sarcophags sieht man ebenfalls einen Kampf einer Amazone zu Pferde mit einem zu Fuße fechtenden Helden; sie wird von einer Gefährtinn unterstützt. Eine andere liegt todt auf dem Boden. Die meisterhafte Zeichnung der Figuren u. ihre schöne Anordnung erheben diesen Sarcophag zu einem der vortrefflichsten Monumente des Alterthums, das, wenn uns unser Gedächtniß nicht trügt, noch in keinem andern Werke abgebildet worden ist. N. 5. Zwen Büsten, einen jungen Hercules u. eine Omphale darstellend. Die erste, aus Parischem Marmor, befand sich in dem Schlosse Richelieu; und die zweyte, aus Pentelischem Marmor, in der Villa Albani.

Livr. VIII. N. 1. Aesculap. Alle Statuen dieser Gottheit sind sich ähnlich, was die Stellung, den Faltenwurf des Mantels, und selbst die Physiognomie betrifft; die mit der des Jupiters übereinkommt. Characteristisch gehören dem Aesculap ein Stab, eine Schlange u. ein turbanförmiger Kopfschmuck (*Ἰερίστριον*). Auch in dieser Statue will der Vf. nur eine mittelmäßige Copie eines berühmten Originals erblicken, und wirklich scheint der Kopf die Hypothese zu begünstigen, daß nur er von der Hand des Meisters, das Uebrige aber von irgend einem Schüler vollendet worden ist. Durch schlechte Restauration hat diese Statue sehr gelitten. Sie ist aus Pentelischem Marmor, 7 F. hoch, und befand sich in der Villa Albani. N. 2. Menander. Auf den ersten Blick bemerkt man, daß diese Statue als Seitenstück einer andern des Posidippus gedient hat. Beide Figuren, von gleicher Größe, sind ähnlich

bekleidet und beschuhet; beide sitzen, sind aus demselben Marmor verfertigt, und an einem und demselben Orte entdeckt worden. Der Name des Posidippus hat an der Plinthe sich erhalten, dagegen der Name des Menanders verschwunden ist, weil die Plinthe gerade an der Stelle, wo er stand, gelitten hat. Da aber ein Basrelief in der Farnes'schen Sammlung den Kopf des Menanders nebst seinem Namen darstellt, und dieser mit unserer Statue eine sprechende Aehnlichkeit hat, so herrscht über ihre Bedeutung kein Zweifel mehr. "Dieser herrliche Dichter," sagt Hr. Visconti, "ist dargestellt, wie er nachlässig auf einem Sessel sitzt, auf welchem ein großer Polster liegt, und der mit einem Fußschemmel versehen ist. Die ganze Lage seines Körpers paßt für die Weichlichkeit, die er liebte, und für die Zierde, welche in seiner Kleidung und seinem Wesen herrschte." So meisterhaft übrigens die Composition des Ganzen, und besonders die Drapperie, ist, so entspricht dennoch die technische Ausführung der Grund-Idee des Kunstwerks nicht, und so scheint auch diese Statue die Copie eines berühmten Originals zu seyn. Die Figur ist 6 F. hoch, aus Pentelischem Marmor verfertigt, und war ehemals im Vaticanischen Museum. · N. 3. Minerva. Wenn auch diese Statue nicht so berühmt ist, als die Pallas von Belletri, so gehört sie dennoch zu den Antiken vom ersten Range. Die Stellung ist sehr einfach; aber Majestät thronet in dem Haupte und in der ganzen Gestalt der Göttin, die in der erhobenen Linken einen Speer hielt, die herabhängende Rechte aber etwas von dem Körper abwendet. Das reiche Gewand bricht sich in schöne Falten, und läßt die Umrisse des Körpers durchschimmern. Das Ganze verräth einen Meister aus der Blüthezeit der Griech. Kunst. Selbst die schuppenreiche Aegis, welche von der rechten Schulter hinabfällt, ist mit einem bewundernswürdigen Fleiß ausgeführt. Die ge-

fehrten Untersuchungen über den großen Mantel (peplum) lassen sich ohne Ansicht der Figur nicht mittheilen. Die Arme sind ergänzt, und der Kopf, obgleich antik, gehörte ursprünglich nicht zu dieser Statue. Sie ist aus Pentelischem Marmor verfertigt, 6 Fuß 6" hoch, und befand sich ehemahls zu Cassel. N. 4. Der Pythische Apollo, oder der Apollo von Belvedere. Indem Rec. als bekannt voraussetzt, was so viele Schriftsteller von dieser weltberühmten Statue, in welcher Einige den Todter Pythons, Andere den Sohn der Latona, wie er, gemeinschaftlich mit der Diana, die Kinder der Niobe erlegt, finden wollen, gesagt haben, wird er hier nur einige neuere Ansichten mittheilen. Jugend blüht, und göttliche Majestät strahlt aus dieser Gestalt hervor, die edel und erhaben da steht, und lange für ein Meisterwerk aus der glücklichsten Zeit der Sculptur unter den Griechen gehalten worden ist. Allein da es aus Carrarischem Marmor verfertigt ist, so gehört es in die Jahrhunderte nach Alexander dem Macedonier, weil die Carrarischen Marmorbrüche erst unter dem Julius Cäsar benutzt wurden, und muß also in den Zeitraum von der Regierung dieses Kaisers bis auf Hadrian gesetzt werden, worin, wie mehre Monumente beweisen, noch manche würdige Nachahmer des Phidias und Praxiteles lebten. Diese Bemerkung führt Hrn. Visconti zu folgendem feinen Gedanken: "*La Venus de Gnide,*" sagt er, "*est devenue, avec quelques changements sous le ciseau de Cléomène, la Venus du Capitole; c'est par ce même principe, que l'Hercule de Lysippe, dont il nous reste une copie antique en marbre est devenu, par l'habileté de Glycon, l'Hercule colossal de Farnèse; et c'est par ce moyen encore, que les Statuaires ignorés dans l'histoire, parcequ'ils ont été postérieurs à la plupart des auteurs Grecs, qui avoient*"

écrit sur les arts, nous ont laissé des ouvrages tels que le Torse, le faune dormant et les Antinous, chef-d'oeuvre accomplis qui nous portent à croire, que ces artistes avoient surpassé les maîtres de l'ancienne école." Eben dieser vor-

treffliche Alterthumskenner trägt bey dieser Gelegenheit eine neue und brillante Hypothese vor. Er glaubt nämlich, daß das eigentliche Original des Apollo in Bronze vielleicht von dem Calamis ausgeführt worden sey, und in der That, in welchen unnachahmlichen Linien, in welchen Formen und Wellenzügen würde die Statue erscheinen, stände sie ganz frey, ohne den Tronk, an welchen sie sich lehnt! Doch wir können diesen und ähnliche Gedanken hier nicht weiter verfolgen. Die Höhe dieser Statue ist 6 Fuß 6 Zoll. N. 5. Antinous. Ein sehr schönes Bruchstück eines Basreliefs, das in einer halben Figur besteht, und zum Beweise der hohen Stufe der Cultur der Künste zur Zeit des Hadrian dient. Es ist 3 Fuß 8" hoch, aus Lunischem Marmor verfertigt, und befand sich ehemahls in der Villa Albani. Hr. Levezov verwirft in seiner Schrift über den Antinous Winkelmann's Meinung von diesem Kunstwerke, welcher der Verf. beypflichtet. N. 6. Zwen Büsten, vom Marc Aurel und Lucius Verus. Die letztere ist ein wahres Meisterstück. Man fand sie beide zu Aqua-Traversa an der Via Cassia. Sie sollen aus dem so genannten Corallitischen Marmor verfertigt seyn. Ihre Höhe beträgt 1' 10" — 1' 8" 6'''.

Livr. IX. N. 1. Posidippus. Diese Statue diente als Seitenstück des Menanders (Livr. VIII. N. 2), und führt den Namen Ποσειδῖππος mit großen Buchstaben an der Plinthe. Posidippus lebte unter den Nachfolgern Alexanders, und bildete sich nach dem Menander. Seine Griech. Tunica, sein Pallium, die Halbstiefel, und selbst der Ring auf dem Finger, gehen

ein eben so treues als naives Bild des Athenischen Costume. Eine Stelle im Pausanias bringt Hrn. Visconti auf die Vermuthung, daß diese Statue einst das Theater zu Athen geschmückt habe. Allein die mittelmäßige Arbeit verräth den Copisten irgend eines verloren gegangenen Meisterstücks. Die Statue ist aus Pentelischem Marmor gefertigt, und von gleicher Höhe mit der des Menander. N. 3. **Melpomene.** Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Statue vor Zeiten in dem Theater des Pompejus gestanden hat. Der rechte Arm und die linke Hand, mit der sie eine Herculesmaske hält, sind zwar modern, aber sehr passend ergänzt. Das Haupt-Attribut dieser Göttin ist die theatralische Tunica, welche gerade hinabfällt (sie hießen *ορδοσραδιαί*); der breite Gürtel, und die Eklamys, die mit Spangen auf den Schultern befestigt wurde. Sie ist 12 Fuß hoch, aus Pentelischem Marmor, u. war ehemals im Vaticanischen Museum. N. 3. **Eine Amazone.** Man bewunderte im Alterthum viele Statuen von Amazonen, unter welchen die am Tempel der Diana zu Ephesus die berühmtesten waren. Allein wir kennen ihre Stellungen nicht, und wissen nur, daß die Amazone des Phidias auf ihren Speer sich stützte, so wie die des Ctesilas ihre Wunde zeigte. Da die Amazone des Polyklet ihrer außerordentlichen Schönheit wegen gerühmt wird, so glaubt Hr. Visconti, daß die hier abgebildete eine Copie derselben sey, weil sie wirklich unter den vielen Nachahmungen von Amazonen die vollkommenste ist. Schade nur, daß sie von einer ungeübten Hand so viele Ergänzungen hat leiden müssen! Sie ist 5 F. 9'' hoch, und war vor Zeiten im Vatican. Museum. N. 4. **Die Capitolinische Venus.** Diese außerordentlich schöne Figur hat in ihrer Stellung sehr viele Aehnlichkeit mit der Mediccischen Venus, doch sind die Gesichtszüge verschieden, und statt des Delphins mit zwey

Amorinen hat sie eine Vase zur Seite stehen, die mit einem wollenen Tuch, dessen Rand mit Frangen (*γαυροστροφος*) versehen, bedeckt ist. Mit vieler Wahrscheinlichkeit hält man sie für eine Nachbildung der Gnidischen Venus des Praxiteles, zumahl sie auf einer unter dem Caracalla zu Gnidus geprägten Münze eben so erscheint. Sie ist aus dem schönsten Parischen Marmor gefertigt, soll, nach Hrn. Visconti, in der Wohnung der Statier gefunden haben, und ist nur sehr wenig restaurirt worden. Unter den zahlreichen Wiederholungen ist unstreitig diejenige die schönste, welche man gegen das Ende des verfloffenen Jahrhunderts unter den Ruinen von Ostia entdeckt hat. N. 5. Der Nil. Die Alten haben die Hauptflüsse, unter denen der Nil eine wichtige Rolle spielt, mit vieler Kunst dargestellt. Hier liegt er unter dem Bilde eines schönen bejahrten Mannes auf seinem eignen Bette; in seiner rechten Hand hält er ein Aehrenbündel, und mit dem linken Arm, der auf einem Sphinx ruhet, umfaßt er ein Fruchthorn, mit Producten aller Art angefüllt, die Aegypten seiner segnenreichen Ueberschwemmung verdankt. Zu seinen Füßen befinden sich ein Crocodil und ein Ichneumon. Auf allen seinen Gliedern klettern 16 Kinder in den mannigfaltigsten Stellungen, deren mystische Zahl auf den Wachsthum des Wassers zur Höhe von 16 Ellen sich bezieht, die für ein fruchtbares Jahr in Aegypten erforderlich sind. Diese schöne Statue, die den Meisterstücken des Alterthums an die Seite gesetzt werden kann, ist aus Pentelischem Marmor gefertigt, befand sich im Vatican, und mißt an der Plinthe in der Länge 9 Fuß 6". Die Basis ist mit einer Reihe Basreliefs geschmückt, welche auf die eigenthümlichen Thiere und Pflanzen des Nils sich beziehen. Man sieht Crocodile, die mit Nilpferden kämpfen, Menschen von sehr kleinem Körperbau, vielleicht die Lentyriden, welche in Käh-

nen ebenfalls mit Crocodilen kämpfen; Potosbüschel, Papyrus u. s. w. N. 6. Zwey Büsten, Vespasian und Titus, beide ehemahls im Schlosse Richelieu.

Livr. X. N. 1. Theseus. Man hat dieser Statue aus keinem andern Grunde den Nahmen des Theseus beygelegt, als weil sie in ihrer rechten Hand einen Knäuel Zwirn hält, welches Ariadne jenem Helden gab, um den Weg aus dem Labyrinth zu finden. Allein diese Hand ist neu; auch hat der Kopf, obgleich antik, ursprünglich nicht zu dieser Statue gehört. Sie ist mit einer kurzen Tunica bekleidet, die den rechten Arm und die rechte Brust entblößt zeigt, und unter der Brust durch einen starken Riemen befestigt wird. Aller Schönheiten ungeachtet scheint die Statue eher einen Bettrenner, als einen Theseus, vorzustellen. Sie ist aus Deutschland nach Paris gekommen, aus Pentelischem Marmor verfertigt, 6 Fuß 2'' hoch.

N. 2. Augustus. Man sah diese Statue ehemahls im Giustinianischen Pallast zu Venedig, hierauf zu Rom. Den Kopf fand man zu Velletri der Vaterstadt des Augustus, und er ist unstreitig sein Portrait. Beide Hände sind ergänzt. Aus Griechischem Marmor, 6 Fuß 3 Zoll hoch.

N. 3. Ein Discuswerfer. Daß diese Statue eine Nachbildung oder Copie des berühmten Discuswerfers des Myron sey, leidet keinen Zweifel, wenn man mit ihr die Beschreibungen vergleicht, die Lucian, Statius und Quintilian von jenem Meisterstücke hinterlassen haben. Allein unsere Statue ist nicht nur an mehren Theilen mittelmäßig gearbeitet, sondern auch nach Bruchstücken anderer Discuswerfer ergänzt, u. nur ein moderner Betrug hat an den Tronk, an dem man ein Strigil wahrnimmt, die Worte *Μίμων στρον* schreiben können. Sie ist zu Tivoli in der Villa des Hadrian entdeckt, u. von da in das Vatic. Museum gebracht worden. Aus Pentelischem Marmor, 6 Fuß hoch.

N. 4. Ein Römer unter der Gestalt des

Mercur, bekannt unter dem Nahmen des **Germanicus**. Der Kopf dieser Figur u. der Haarwurf zeigen das Bildniß eines Römers, als Mercur dargestellt, indem er in der Linken den Caduceus führt, die Rechte aber so emporhält, als ob er über Etwas nachsinne, so wie man sie an mehren Statuen des Mercur antrifft. Mit dieser Apotheose pflegte man der Eitelkeit der Röm. Großen ein Opfer zu bringen, und, wie Hr. Visconti sagt: *Lorsque la Grèce et l'Asie eurent plé leur joug de la domination Romaine, et que chaque citoyen de cette terrible république du être considéré comme un roi par les peuples soumis, l'orgueil des vainqueurs et l'adulation des vaincus firent renaître ces représentations emblématiques et les multiplièrent de toutes parts.* Wessen Portrait diese Statue ist, wird wohl unentschieden bleiben, allein der Nahme des Künstlers hat sich erhalten; auf einer am Boden befindlichen Schildkröte liest man: Κλεομενης Κλεομενους Αθηναιος ποιησεν. Ein Ideal spricht uns aus diesem Kunstwerke nicht an, das nur von Seiten der treuesten Nachahmung des menschlichen Körpers Bewunderung verdient. Ehemahls in der Galerie zu Versailles. Aus Parischem Marmor, 5 F. 5" hoch.

N. 5. Diana von Versailles. Die Lieblichkeit der Gestalt, die Zartheit des Ausdrucks, die schönen svelten Formen, geben dieser Statue einen eben so hohen Rang, wie dem Apollo von Belvedere. Eine Tunica ohne Ärmel, die viele kleine Falten bildet, und so hoch geschürzt ist, daß sie nur bis über die Knie reicht, umfließt den leicht dahin schwebenden Körper. Ein kleiner, wie eine Schärpe zusammengewundener, Mantel ist über die Schulter geworfen; Sandalen schützen den Fuß. Die rasch hineinende Jungfrau ist im Begriff, mit der Rechten einen Pfeil aus dem Köcher zu ziehen, und faßt mit der Linken eine Hindinn an die Hörner, die Hr. Visconti für die Cerynthische Hindinn (Κερυντις

ἑλκφος), mit goldenem Geweiß und ehernen Füßen, hält, wie Diana sie aus den Händen des Hercules empfängt. Man hat diese Statue für ein Seitenstück des Apollo, und für eine Arbeit desselben Meisters ausgehen wollen; allein sie ist aus Parischem Marmor, und nicht, wie der Apollo, aus Cararischem verfertigt worden, anderer Gründe zu geschweigen. Ihre Höhe beträgt 6 F. 1". N. 6. Zwen Büsten, Homer u. Euripidos; die erste aus dem Capitol, die zweyte aus der kostbaren Sammlung, welche die Academie zu Mantua besaß.

Livr. XI. N. 1. Vertumnus. Der Cultus dieses Gottes der Felder und Gärten soll von den Etruskern zu den Römern gekommen seyn, die im October die *Vertumnalia* feierten. Durch seine Attribute ist er leicht zu erkennen. Er trägt Früchte, hält in seiner Rechten ein Gartenmesser, oft auch einen krummen Stab (*λαγυβολον*), wie die Faune, und ist mit Kornähren und Fichtenzweigen gekrönt. Statt einer Chlamys hat diese Statue ein Ziegenfell, in welchem Früchte liegen; die Bedeckung der Füße ist Halbstiefeln nicht unähnlich. Der Kopf besitzt viel Adel. Aus Parischem Marmor, 6 F. 7" hoch. N. 2. Sabina. Eine Röm. Matrone, reich mit einer Tunica oder vielmehr Stola bekleidet, über welche eine Palla geworfen ist, steht mit vieler Würde da, und hält im linken Arm ein Horn des Überflusses, wie man die weibl Figuren aus der Familie der Cäsaren unter der Gestalt der Fortuna, Abundantia, Fertilitas etc. häufig auf Münzen abgebildet sieht. Der Kopf der Sabina, der Gattinn des Hadrian, ist später aufgesetzt worden, und paßt, seiner Schönheit ungeachtet, nicht zu der Drapperie, die in ihrer Art ein wahres Meisterstück ist. Auch hier stören einige schlechte Restaurationen den wahren Kunstgenuß. Die Statue, aus Lunischem Marmor, u. 6 F. hoch, stand ehemals in der Villa Borgnese. N. 3. Achilles. Mit diesem

Nahmen bezeichnet man die Statue eines Kriegers in der Blüthe seiner Jahre, der sich mit der Linken auf eine Lanze stützt, und auf dem Kopfe einen zierlichen Helm hat, übrigens aber, mit Ausnahme eines Ringes am rechten Beine, etwas unterhalb der Wade, durchaus nackt ist. Dieser Ring hat den Antiquaren Stoff zu verschiedenen Untersuchungen dargeboten. Ein Basrelief im Capitolin. Museum, das die Thetis darstellt, wie sie den jungen Achilles in den Styr taucht, und ihn gerade an dem Theil des Fußes, wo die Statue den Ring hat, festhält, und wo nur allein Achilles verwundet werden konnte, brachte Hrn. V. auf die Hypothese, daß die Statue diesen Helden vorstelle, obgleich diese Dichtung erst spätern Ursprunges ist. Da man ferner mehre Bruchstücke ähnlicher Statuen u. Wiederholungen gefunden hat, so glaubt derselbe Antiquar, daß sie sämtlich Copien eines Urbildes, vielleicht des Achilles von der Hand des Lycius, dessen Pausanias gedenkt, seyn möchten. So geistreich aber diese Deutung klingt, so wird sie dennoch von dem Vf. verworfen, weil die Formen der ganzen Figur eher für einen Athleten, als für den Sohn einer Göttinn passen, und sie selbst nicht einmahl in der Gesichtsbildung idealische Züge verräth. Aus Parischem Marmor, 6 F. 2'' hoch, ehemahls im Borghesischen Pallast. N. 4. Der Hermaphrodit aus der Villa Borghese Unter allen Vorstellungen von Hermaphroditen ist die hier abgebildete, wegen der innigen Vereinigung beider Geschlechter in einem Individuo, die merkwürdigste. Daß die erste Idee der Hermaphroditen Oriental. Ursprunges ist, daß sie die erzeugende u. empfangende, also producirende, Natur bezeichneten, wollen wir Hrn. Visconti und andern Antiquaren gern zugeben; allein die Griechischen und Röm. Hermaphroditen hatten, nach unserer Uebersetzung, keine religiöse Beziehung, son-

dem verdanken ihren Ursprung der Knabenliebe und den Jahrhunderten, worin entnerote Wollüstlinge die Gegenstände der Befriedigung ihrer unnatürlichen Lüfte selbst im Marmor vor Augen zu haben wünschten, und Lüsterheit u. Sittsamkeit bey ihrem Anblick nicht errötheten. Der Borghesische Hermaphrodit ist 4 F. 7'' lang, und aus Pentelischem Marmor. N. 5. *Minerva Pacifica*, und *Ceres*. Eine kleine Nebensache, eine Art von Absatz (*Zoccolo*), die bey der ersten Statue sich befindet, leitete Hrn. Visconti auf den Gedanken, in ihr eine Minerva zu erblicken. Sie ist aus Parischem Marmor, und befand sich zu Trianon. Die zweyte Statue ist zu einer Ceres durch eine neue Restauration umgemodelt, indem man ihr einen Aehrenbüschel in die rechte Hand gegeben hat. Hr. Visconti hält sie mit mehr Wahrscheinlichkeit für die Muse der Geschichte, der eine Rolle in der Hand angehörte. Die Falten ihrer Tunica, und vorzüglich der leichte, durchsichtige Mantel, mit dem sie umwunden ist, sind das Vollkommenste, was die Kunst in dieser Art hervorbringen kann. Aus Parischem Marmor, 3 F. 1'' hoch, ehemahls im Vatican. N. 6. Zwey Büsten, *Claudius* und *Nero*. Die erste kam aus Deutschland, die zweyte aus Klein-Trianon, in das Französ. Museum. Beide sind aus Parischem Marmor.

Livr. XII. N. 1. Nero, als Sieger. Daß der Kopf aus Parischem Marmor das veredelte Portrait des Nero darstellt, leidet keinen Zweifel; allein der übrige Körper, aus Pentelischem Marmor, hat zur Statue eines andern Kaisers gedient. Die Formen sind zwar nicht die schönsten; allein die Drapperie des Mantels fällt in große und graziose Falten. Hoch 6 F. 11''. N. 2. *Providentia*. Da die Attribute dieser Statue modern sind, auch der Kopf ihr ursprünglich nicht angehört hat, so kann man über ihre Bedeutung

nur Conjecturen wagen. Der Kopf mit einem Diadem hat viel von einer Juno; die Himmelstugel in der Linken (ein neues, nach Kaisermünzen ergänztes, Attribut) gab der Figur den Namen Providentia. Sie befand sich im Pallaste Richelieu. Der Kopf ist aus Griechischem, der Körper aus Pentelischem Marmor. Die Höhe beträgt 6 Fuß 1". N. 3. Adonis. Die Schönheit der Formen, die Grazie und erste Jugendblüthe dieser Statue, haben die Alterthumsforscher bewogen, sie für einen Adonis zu halten, wohin auch das Symbol der Jagd, ein Pfeil, deutet, den ihr ein Restaurator in die Rechte gab. Allein aus Hrn. Visconti's genauen Untersuchungen der ganzen Stellung des mit einer Binde versehenen Kopfes, und aus der Ähnlichkeit mit einigen Statuen des Apollo, geht hervor, daß dieser angebliche Adonis ursprünglich ein Apollo war. Ein Bildhauer von großen Verdiensten, Hr. Carlo Albacini, hat sie ganz im Geiste ihres Urhebers restaurirt. Sie ist aus Brechetto, 5 F. 3" 6''' hoch, und stand ehemahls im Vatican. N. 4. Julia, Gemahlinn des Septimius Severus. Ehemahls wurde diese Statue für eine unbekante Römerinn angesehen, Hr. Visconti aber hat in ihr das Portrait der Julia Pia entdeckt, und verschiedene Umstände, welche die Gegend ihrer Ausgrabung betreffen, bestätigen seine Meinung aufs vollkommenste. Sie ist mit einer Palla bedeckt, und bis auf die Hände, gleich den Statuen der Polyhymnia und Mnemosyne, eingehüllt. Sonderbar ist es, daß weder Hr. Visconti, noch der Verk., die auffallende Ähnlichkeit bemerkt haben, welche, mit Ausnahme des Gesichts, zwischen dieser Statue und der berühmten Vestalinn zu Dresden herrscht, und welche den Rec. glauben macht, daß Julia unter der Gestalt einer Vestalinn dargestellt worden ist: Der meiste

1344 G. g. A. 134. St., den 21. Aug. 1813.

hafte Faltenwurf läßt die Umrisse des nackten Körpers durchschimmern. Diese Statue ist unverehrt auf uns gekommen, aus Griechischem Marmor gefertigt, 5 F. 7" hoch, und war vor Zeiten in der Galerie zu Versailles. N. 5. Der Tiber. Eine schöne Statue, die dem Nil (Euf. IX. 5.) als Seitenstück gedient hat. Auch er liegt ruhend auf seinem Flußbette, in der Linken ein Ruder, und in der Rechten ein Horn des Ueberflusses haltend, neben welchem man die Wölfinn mit den Kindern Romulus und Remus erblickt. Unstreitig rührt diese Statue von demselben Künstler her, welcher den Nil ausgearbeitet hat. Doch ist die Physiognomie des Tiberis ernsthafter, und sein Haupt mit einem Lorberkranz, dem Sieges-Emblem der Römer, umwunden. Der Styl ist erhaben, und die Nachahmung scheint mit der Natur zu wetteifern; auch alle Nebendinge sind, wie bey der Statue des Nils, mit ungemeiner Sorgfalt ausgeführt. Die kleinen Vasreliefs an der Basis beziehen sich theils auf die Schiffahrt auf dem Tiber, theils stellen sie ihn dar, wie er dem Aeneas und seinen Nachkommen ihre Schicksale vorher sagt. Die Statue wurde im Vatican aufbewahrt, und ist mit dem Nil von gleicher Größe. N. 6. Zwey Büsten, Lycurgus und Pittacus. Die Büste des Lycurgus ist von Hrn. Visconti durch eine Vergleichung mit einer Statue dieses Gesetzgebers in dem Vaticanischen Museum, und einem Kopfe in der Farnesischen Sammlung, entdeckt worden. Sie wurde im J. 1807 in Deutschland erbeutet. Die Büste des Pittacus kam aus der Villa Borghese in das Französische Museum. Umständlicher hat Hr. Visconti von beiden Büsten in seiner Iconographie gehandelt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stüd.

Den 23. August 1813.

Berlin.

D. Justiniani Institutionum libri IV. *Recensuit et indicem editionum adjecit D. Frid. Aug. Biener, P. P. O. in univ. Berol. 1812. Sumpt. Jul. Ed. Hitzig. 230 und XL S. in gr. Octav, ohne die Vorrede.*

Es gehört unter die vielen Dinge dieser Art, die in keiner Litteratur ihres gleichen haben; als leider in der juristischen, daß ein Buch, welches auch noch seit zwey hundert Jahren so erstaunend oft, theils einzeln, theils in Sammlungen, gedruckt worden ist, wie die Institutionen, ein Buch, wovon Handschriften so gar nicht selten sind, doch seit dem sechszehnten Jahrhundert Niemand gefunden hat, der es wagte, eine neue Auswahl unter den Lesarten zu treffen. Man weiß, welche, man kann geradezu sagen, lächerliche Mißverständnisse mit den vermeinten Ausgaben von Cujas vorgegangen sind, wie van de Water und Otto eine Recension von Cujas versprochen, und eine ganz gemeine lieferten, die ihn gar nichts anging; wie man beym Gebauer'schen Corpus Juris zwar eine Ausgabe von 1585

Ω (6)

befolgte, welche Cujas wirklich hatte besorgen lassen, wobei aber Böhler, und wohl auch Gebauer selbst, theils auch alle Fehler derselben, namentliche die corrupte Rechtschreibung, für Vorzüge hielten; theils das Einzige, wodurch sich diese Ausgabe wirklich vor allen frühern zu ihrer Ehre auszeichnete, die Authentiken, übersahen; wie endlich der sel. Koch, der es am genauesten mit solchen Dingen nehmen wollte, noch von einer neun und zwanzig Jahre frühern Cujas'schen Ausgabe (von 1556) sprach, wo sich nun zeigt, es gibt gar keine solche, wenn man nicht den doch in der That nicht ganz kleinen Unterschied zwischen einem Abdruck des Textes und bloßen Anmerkungen zu irgend einem andern beliebigen Abdrucke desselben so aus den Augen setzen will, wie frenlich selbst Schwarz gethan zu haben scheint. Hr. Prof. Biener in Berlin, der Sohn des jetzigen ersten Rechtslehrers in Leipzig, ein Civilist, dessen sich Rec. noch von seinem hiesigen Aufenthalte her mit Vergnügen erinnert, und dessen frühere Schriften über Salvius Julianus Verdienste um das Edict und über die Authentiken im Coder und den Institutionen, hier nicht angezeigt zu haben, er sich zum Vorwurfe macht, ist, wie man besonders aus dem Anhange sieht, mit der ganzen Literatur-Geschichte weit besser bekannt, als einer der eben genannten Männer, die denn doch gewiß auch unter die Gelehrten gehören. Mit Hülfe auch noch von acht Handschriften, die, so viel man weiß, noch nicht verglichen worden sind, und der Vergleichen, die J. S. Böhmer von der Uffenbach'schen, Reiz. von der Gortorpi'schen und Dörvill'schen, endlich Hælin von einer Pariser hat drucken lassen, war er denn wohl sicher so ausgerüstet, wie nur wenige Herausgeber irgend eines Alten es sind. Daß ihm das Gefühl von Untrüglichkeit fehlte, wo-

mit so mancher Philologe sonst wohl geglaubt hat, an der Auswahl von Lesarten, die er gerade jetzt treffe, die er aber oft bey einem folgenden Abdrucke selbst wieder verwarf, lasse sich kein Jota ändern, ohne alle Grundsätze der Critik zu verläugnen, — davon gibt er selbst den Beweis am Ende der Vorrede, wo er von Verbesserungen spricht, die er jetzt schon wieder für nöthig halte. Gegen einen solchen Gelehrten ließe sich nun auf der einen Seite mit weniger Gefahr das Kunststück machen, daß man an einzelnen Beyspielen zeigte, man sey doch noch ein ganz anderer Critiker, als er, bald am rechten Orte bescheidener, bald wieder am rechten muthiger. Dazu brauchte es nicht einmahl einer sorgfältigen Vergleichung, schon nach dem Durchblättern könnte Rec. bey den drey ersten Varianten zu S. 12 an dem Ende von 1, 5. mit wichtiger Miene sagen, omnes vor altercationes sey durch zwey Handschriften gegen alle andere und gegen den Sinn lange nicht genug begründet, dominiz manumiflori statt domini sey, gegen alle Handschriften, nicht nöthig, denn auch domini gebe den Sinn, den Theophilus umschreibt, wie schon Böhler es in der Parenthese S. 219 geahnet hat: "ohne Unterschied, was für ein Eigenthümer er sey;" endlich libertos civitatis Romanae donare wäre verwerflich, wenn es auch in so vielen Handschriften stände, als nun im Gegentheile haben: civitate Romana, wie dieß bey allen, bis auf zwey der neu verglichenen, der Fall ist. Käme es darauf an, die gewöhnliche Lesart zu tadeln, die Hr. Prof. B. beybehalten hat, so wäre S. 53 der §. 41 Inst. 2, 1. ein schönes Beyspiel, wo, statt cavetur ex lege XII tabb., das etiam in der Ausgabe von 1585 besser ist. Selbst wo er offenbar der Erste ist, der Etwas recht macht, ließe sich zeigen, der Rec. sey doch noch klüger. Daß nämlich die aus

Mißverständniß entstandene Ueberschrift *de servili cognatione* 3, 7. weggelassen ist, versteht sich, und schon Cujas hatte es gethan; aber die gegenwärtige Ausgabe zählt nun zum ersten Mahle die Titel auch doppelt, von da an bis zu Ende des dritten Buches, da sonst z. B. das hiesige *Corpus Juris* den Lesern, welche nur die gewöhnliche Abtheilung kennen, ein wahres Räthsel aufgibt. Wollte man nun tadeln, so ließe sich nicht nur sagen, eigentlich sollte in dem sechsten Titel also auch die Zahl der Paragraphen, von §. 10 an, doppelt seyn; sondern hauptsächlich: hier hätte irgend eine alte Stammtafel, es sey die von Cujas oder eine andere, eingerückt werden sollen. Der Herausgeber sagt ja selbst: *ex mente Justiniani hic stemma cognationum inferendum . . . erat*, und ein Herausgeber muß doch liefern, was sein Verfasser nicht nur hat einrücken wollen, sondern, wie man aus so vielen Handschriften sieht, auch wirklich eingerückt hat.

Von Bemerkungen sagt der Titel nichts; sie sind von zweyerley Art, theils Varianten, theils Verweisungen auf Pandecten und Codex. Von jenen ist nur eine Auswahl, und Hr. Prof. B. sagt auch davon, an der angeführten Stelle, selbst, er sey schon jetzt nicht mehr ganz mit ihr zufrieden. Vora herein sind ihrer freylich weit mehr, z. B. S. 2 fünfzehn, und S. 191 nur drey, wo doch schon Röthler noch drey hat, die dem Rec. nicht unerheblich scheinen. Was die Verweisungen betrifft, so hatte Röthler die auf den Codex noch nicht.

Das Register der Titel S. 230 und 231 ist ganz wie 1585 nach dem Alphabet, und ohne Rücksicht auf das *de*, welches freylich nur bey dreyzehn Titeln fehlt, die mit *Quibus*, *Qui*, *Quod*, anfangen. Selbst die Rubrik *de curationibus* ist hier nicht verbessert, wie im Texte selbst geschehen war.

Hinter der Vorrede steht Eine Seite Erklärung der in den Noten gebrauchten Abkürzungen für Ausgaben und Handschriften, die aber freylich, nach dem Muster von Cramer's Titel de V. S., bequemer und vollständiger seyn könnte, jenes wenn sie alphabetisch, dieses wenn sie auch auf die einzelnen, von Schwarz verglichenen, Handschriften gerichtet wäre. Jetzt steht *Rin. k.* und *Koel.* ganz unerklärt da. Auch das Zeichen *Chapp.* ist zu unbestimmt, weil keine Jahrzahl dabey steht, und daß es viele Chappuis'sche Ausgaben gibt, lehrt ja der Herausgeber selbst in dem Index editionum.

Dieser Anhang ist auf dem Titel angekündigt, und Rec. hat ihn oben schon erwähnt. Es ist wohl das reichste und zuverlässigste Verzeichniß von Ausgaben und Uebersetzungen, das wir über einen Theil des Corpus Juris haben, und Hr. Prof. B. sagt ganz recht, daß damit auch für die Kenntniß von diesem selbst etwas gewonnen sey. Rec. hat indeffen von unserm Hrn. D. Erb eine ziemliche Anzahl von Berichtigungen vor sich. Außer den vom Herausgeber selbst, besonders in Dresden und hier, angestellten Untersuchungen, haben ihm noch zwey Männer die ihrigen mitgetheilt, deren Nahme schon Würge genug für die Genauigkeit derselben ist, *Haubold* und *Savigny*. Was die Verarbeitung dieser Notizen betrifft, so sagt Hr. Prof. B., er habe im Außern die Zweybrücker Verzeichnisse zum Muster genommen; aber diese heben merkwürdige Ausgaben doch weit mehr aus, da hier sogar die von 1585 im Grunde mit einer einzigen Zeile abgethan ist. Dagegen scheint mehrern Ausgaben eine große Auszeichnung widerfahren zu seyn; mitten in der Zeile, und mit einem leeren Plage darüber und darunter, steht zuweilen die Bibliothek, worin sich etwa ein Exemplar findet. Rec. kann aber nicht einmahl dafür stehen,

daß es nur bey solchen Ausgaben geschehen ist, die bey Panzer, Brenkmann und ähnlichen Schriftstellern fehlen, denn auf jeden Fall ist hier viel Willkürliches, weil oft dieselben Worte nur in der Zeile fortlaufen. Die Bezeichnung ist bey der oben erwähnten falschen Ausgabe von 1556 ganz so, wie wenn Savigny die Nachricht von dem Daseyn dieser Ausgabe zuerst mitgetheilt hätte; wenn man aber fortsetzet, so heißt es freylich gerade umgekehrt: non extat, sed prodit hoc anno . . . und nun der Titel von dem Buche, worin die Noten stehen. — Bey der Pacius'schen Ausgabe von 1580 ist etwas gesagt, was Rec. neuerlich dem Hrn. Hofr. Glück auch hätte zu Gemüthe führen sollen, *Alr. lat.* sey nur das Vaterland von Vignon, dem Buchdrucker, aber Genf sey der Druckort. Die zweyhiesigen Ausgaben, die einzelne 1772 in Octav, und die im ersten Bande des Corpus Juris, der 1776, nicht 1777, ausgegeben worden ist, scheinen in diesem Verzeichnisse mehr verschieden, als sie wirklich sind, da derselbe Satz des Textes, den man vom C. J. hatte, nur in ein anderes Format gebracht worden ist, wobei jedoch Zeile für Zeile bleiben konnte. So sind denn auch die Druckfehler großen Theils, obgleich nicht alle, gemeinschaftlich, z. B. das Weglassen von §. 14 bey 2, 10. und das in statt inter §. Inst 3, 2. Diesen letztern Fehler schreibt Hr. Prof. B. irrig der Ausgabe von 1585 selbst zu. — Die Vergleichung des Außern der hiesigen kleinen Ausgabe mit der gegenwärtigen läuft darauf aus: Die hiesige ist größerer und schönerer Druck. Die Berliner hat viel weißeres, nur auch knotiges, Papier. Daß der Preis der um einige Bogen stärkern Berliner (ein Thaler) nicht einmahl ganz das Doppelte von dem ursprünglichen der hiesigen, ist, macht der dortigen Verlagshandlung, wenn man theils den eben erwähnten Umstand, daß

die hiesige Ausgabe im Grunde keinen neuen Satz erforderte, theils denn auch sonst die Preise von 1812 gegen die von 1772 bedenk, alle Ehre. Hugo.

Eben dafelbst.

Von G. C. Nauck: *Aus Aristophanes Acharnern*. Griechisch und deutsch. Mit einigen Scholien. 1812. VIII und 71 Seiten in Quart.

Hr. geh. Rath Wolf zu Berlin, der uns schon mit einer sehr ehrenwerthen metrischen Uebersetzung der *Wolken* des Aristophanes beschenkt hat, gab uns im vorigen Jahre eine metrische Uebersetzung der ersten 324 Verse des geistreichen Aristophanischen Lustspiels, die *Acharner* betitelt, und begleitete sie mit einigen trefflichen Anmerkungen, die er wegen der unerfreulichen Miße, in der diese Uebersetzung sowohl, als die der *Wolken*, entstand, Scholien benannte. Das Stück selbst ist, der Zeitordnung nach, das erste der uns aufbehaltenen, und das dritte, welches der aufblühende Dichter Ol. 88, 3., vor Chr. Geb. 425, noch namenlos schrieb. Es stellt eine Art von Staatsaction vor, worin Aristophanes als Wortführer einer gewissen politischen Partey, seine Stimme für den ehestens zu bewirkenden Frieden mit den Spartanern im Peloponnesischen Kriege abgibt. Es ist unter allen Stücken dieser Gattung vielleicht das vorzüglichste, und noch für den heutigen Leser in mehr als einem Betrachte höchst anziehend. Es ist ein hochcomisches Lachspiel und Spectakelstück: in der Vorstellung traten, die 24 Spieler des Chores mitgerechnet, gegen 60 Personen auf. Die Uebersetzung ist, wie sich von dem geschmackvollen Verf. erwarten läßt, selbst in metrischer Hinsicht, zu den gelungenen zu rechnen, und hat entschiedene Vorzüge vor der auch nicht verwerflichen Uebersetzung, welche der sel. Wieland im Deutschen Mercur des J. 1794 bekannt machte. Sie stellt den Aristophanischen Geist so gut dar, als die Verschieden-

heit der Zeiten, Sitten, Gebräuche, Denkungsarten und Sprache von den unsrigen es verstaten: und bloß diesen Umständen, wie auch der Natur der comischen Gattung, zu welcher das Stück gehört, ist es zuzuschreiben, wenn in dieser und jener Hinsicht dem Kenner noch einige Zweifel und Bedenkllichkeiten entstehen möchten. wodurch jedoch die Vortrefflichkeit des Werkchens nicht das mindeste verliert. Wir sind überzeugt, und haben die Erfahrung sogar gemacht, daß diese Uebersetzung Lesern, die den Text nicht verglichen oder vergleichen konnten, vieles Vergnügen gemacht habe. Um so lebhafter und gerechter ist unser Wunsch, daß es dem Vf. noch gefallen möchte, die übrigen 910 Verse hinzuzufügen, und wie Rechtlich in diesem Stücke den Frieden vollends für sich in diesen geräuschvollen Zeiten abzuschließen. Die Scholien sind so vortrefflich, daß wir den Verf. nicht umsonst zu bitten hoffen, uns auch noch die Scholien zu der Uebersetzung der Wolken, wovon er hier spricht, nächstens nachfolgen zu lassen. Der Text, welcher der Uebersetzung gegen über abgedruckt ist, erscheint hier richtiger, als der Bruncksche, und ist von den eigenmächtigen Aenderungen, welche sich der geistreiche Brunck bisweilen erlaubte, ganz gereinigt. Uebrigens hoffen wir, daß es mit dem Abschiede, den der Vf. von den Deutschen Musen u. Grazien nimmt, nicht so ernstlich gemeint sey, da er ihrer mit so vieler Wärme und Innigkeit in der schönen Abhandlung über die Alterthumswissenschaften gedacht hat, u. die Stimme eines Urtheilers das ganze Deutsche Publicum so wenig, als die Deutschen Musen und Grazien, vertreten kann, noch will. Jener verständige Urtheiler wird hierin eben sowohl unserer Meinung seyn, als unserm Wunsche beytreten. Auch kann der Dienst, den der Vf. den Griechischen und Deutschen Musen und Grazien weiht, sehr gut bestehen, wie seit einigen Jahren die Erfahrung bewiesen hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 26. August 1813.

Göttingen.

Wir erinnern uns noch mit Dank, daß vor
zwey Jahren der Hr. Baron von Sorsum (da-
mahls Chevalier de Bruguière), Cabinets=Se-
cretär Sr. Majestät des Königes, und correspon-
dierendes Mitglied der hiesigen königl. Societät
der Wissenschaften, unsere Münzsammlung mit
einer Anzahl alter, silberner sowohl, als bronze-
ner, Münzen vermehrte (s. Göt. gef. Anz. 1811
28. Dec. S. 2049, 50). Derselbe liebenswürdige
und edle Gelehrte (der sich jetzt, außer seinen übri-
gen litterarischen Beschäftigungen, noch mit einem
eifrigen Studium des Sanscrit abgibt) hat wieder-
um der historischen und litterarischen Classe der
königl. Societät das schöne und passende Geschenk
von 80 neulich in Italien ausgegrabenen alten
Münzen (einer silbernen, und 79 Groß-, Me-
dian- und Kleinbronzen) gemacht. Römische Im-
perial- und Kaiser Münzen machen einen großen
Theil dieser Sammlung aus, doch sind darunter
auch mehrere von Griechischen Städten in Sicilien

K (6)

und Großgriechenland, eine Bronze von Hieron, Könige von Syracus, eine aus Megara, und eine aus Judäa. Vorzüglich zu bemerken ist eine *Severina Augusta* (beschrieben von Angeloni Nr. 10); ein seltener, gut erhaltener (ebenfalls von Angeloni Imp. 16. beschriebener) *Constantin*, und besonders eine höchst seltene Median-Bronze von dem verurtheilten Unholde, Kaiser *Marc. Valer. Maximian*, selbstgenannt *Herculius*. Von ihr sagt *Joh. Vaillant* in seiner Schrift *Numismata Imperatorum roman. etc.* S. 258 Folgendes: *Hic nummus, secundae formae, quoad partem averfam, obvius; quoad vero adverfam, rarissimus est.*

Turin.

Mémoires de l'Académie Impériale des sciences, Littérature et beaux arts de Turin pour les années 1809 et 1810. Sciences physiques et mathématiques. Zuerst die *Mémoires des Académiciens* 407 Quartf. 11 Kupfert. Dann die *Mémoires présentés à l'Académie pour la Classe de Physique et Mathématique* 244 S. 5 Kupfert. 1811.

Das *Mémoire historique*, von dem beständigen Secretär der Academie, *Hrn. Vasalli-Landi*, enthält auf CXLIII Seiten die Geschichte der Academie vom 1. Januar 1805 bis dahin 1811, nebst einem Verzeichniß der Geschenke an Maschinen, Gegenständen der Naturwissenschaft, Büchern ic., welches den größten Theil dieser historischen Einleitung ausmacht, und einen vortheilhaften Beweis von der ausgebreiteten wissenschaftlichen Verbindung dieser Academie mit andern Instituten dieser Art und einer Menge einheimischer und fremder Gelehrten abgibt.

Zur *Mathematik* und *allgemeinen Physik* gehörige Abhandlungen sind folgende. Versuche über die

Zerlegung des Wassers durch Hülfe der Voltaischen Säule, von Prof. Kossi und Dr. Michelotti. Mehrere Physiker hätten behauptet, daß die Entwicklung von Sauerstoff, und Wasserstoffgas an den Enden zweyer Dräthe, die man von beiden Polen der Voltaischen Säule in eine mit Wasser angefüllte Glasröhre hineinleitet, nicht von der Zerlegung des Wassers in dieser Röhre, sondern vielmehr von demjenigen Wasser herrühre, welches zwischen den Platten der Voltaischen Säule zerlegt werde, und daß nun die Bestandtheile dieses Wassers durch die bekannte Eigenschaft des Galvanischen Fluidums, Stoffe mit sich fortzuführen, nur an jenen Dräthen abgesetzt würden. Die Verfasser hielten es der Mühe werth, hierüber besondere Versuche anzustellen, und sind dabey von dem Grundsatz ausgegangen, daß wenn die erzeugten Gasarten wirklich von der Wasserzerlegung zwischen den Platten herrührten, nach Endigung des Processes noch genau eben so viel Wasser, als zu Anfang desselben, in der Röhre vorgefunden werden müsse. Die bisherigen Apparate zur Wasserzerlegung im Galvanischen Apparat seyen nicht dazu geeignet, genaue Messungen sowohl in Rücksicht des Wassers in der Röhre, als auch des etwaigen Verlustes desselben, und der Quantitäten der erhaltenen Gasarten, anzustellen. Die Verfasser haben sich daher bemüht, einen tauglichern Apparat zu Versuchen dieser Art anzugeben, und die Versuche selbst so lange fortzusetzen, bis sie ein so großes Volum von beiden Gasarten erhielten, daß eine genauere Bestimmung ihres Gewichts, so wie auch des Wassers in der Röhre, nicht zweifelhaft bleiben könnte. Nach Endigung eines Versuchs, wobey durch immer erneuerte Säulen 3 Monate hindurch ununterbrochen die Wasserzerlegung Statt fand, erhielten die Ver-

fasser an 90 Cubitzoll von beiden Gasarten, und zugleich das Resultat, daß diese Gasarten bloß der Wasserzerlegung in der Glasröhre zugeschrieben werden müßten. Das Wasser selbst zeigte nicht die geringste Spur einer Säure. Es wäre zu wünschen, daß die Verfasser der Deutlichkeit wegen auch eine kurze Zeichnung ihres Apparats, den sie bloß mit Worten beschrieben haben, beigefügt hätten. —

Georg Bidone Beschreibung einer neuen Bouffole, an welcher sich, außer der drehenden Bewegung, welche eine Magnernadel auf ihrer Unterlage in Beziehung auf die Weltgegend in so fern erhält, als sie der magnetischen Wirkung des Erdförpers folgt, auch andere Einwirkungen genau wahrnehmen und bestimmen lassen, also z. B., um wie viel jene drehende Bewegung etwa durch einen angenäherten Magnet, durch ein benachbartes Stück Eisen, durch eine erwanige Einwirkung der Electricität und dergl. würde abgeändert und in Rücksicht ihrer wahren Bestimmung unsicher gemacht werden können, kurz eine Magnernadel, an der sich außer jenem mouvement de rotation auch zugleich ein etwa Statt findendes mouvement de translation würde wahrnehmen lassen, so wie an einer Nadel, welche z. B. auf Quecksilber schwimmt, nicht allein jene Einwirkung des Erdförpers, sondern auch anderer Kräfte, sich offenbaren würde. Das von dem Verf. angegebene Werkzeug besteht darin, daß er die ganze Bouffole, versteht sich, möglichst leicht gearbeitet, zu jenem mouvement de translation dadurch fähig macht, daß er sie auf dem einen Arme eines mit einem Gegengewichte versehenen messingenen, möglichst leichten, Hebels anbringt, welcher mittelst eines Hütchens, wie die Magnernadel selbst, wieder besonders über einem eingetheilten Kreise, wie die

Magnethadel über dem Ibrigen, beweglich ist. Wirkt also außer der magnetischen Kraft unsers Erdkörpers noch zugleich eine andere Kraft auf die Nadel, so wird dieß eine Drehung des Hebels selbst zur Folge haben, woraus denn der Verf. ableitet, wie aus den respectiven Ständen dieses Hebels, und der Magnethadel über jenen Kreisen, die wahre, von aller fremden Einwirkung befreite, Abweichung der Magnethadel gefunden werden kann. Er zeigt durch Versuche, welcher Genauigkeit sein Werkzeug fähig ist, und unter andern auch, wie es angewandt wird, die Einwirkung eines angenäherten Magnets selbst mit Genauigkeit zu bestimmen, und daraus das Gesetz der Anziehungskraft seiner Pole abzuleiten, für welches er dann ziemlich genau das umgekehrte Verhältniß des Quadrats der Entfernung findet. — Ueber rationale Trigonometrie, vom Abbé de Caluso. Bekanntlich sind in einem rechtwinklichten Dreiecke, dessen Hypothenuse gegeben ist, die Katheten rational, wenn die Tangente der Hälfte eines von den spitzigen Winkeln rational ist. Man kann auch noch die Bedingung hinzufügen, daß die Seiten durch ganze Zahlen ausgedrückt werden sollen, und daß einer von den Winkeln sehr nahe eine gegebene Größe habe, für welchen letztern Fall vortheilhaft die Kettenbrüche angewandt werden können. Diese Abhandlung dient hauptsächlich als Ergänzung zu der rationalen Trigonometrie, welche in Schuizens Sammlung logarithmischer. . . Tafeln II. D. S. 308 ff. vorkommt. — Ueber die Wärme der Sonne, verglichen mit derjenigen des Schattens, zu verschiedenen Jahreszeiten, von Bidone. Thermometer-Beobachtungen, deren eines der unmittelbaren Einwirkung des Sonnenlichtes, an der

der südlichen Seite der Sternwarte der Academie, das andere dem Schatten an der nördlichen Seite ausgesetzt war. Es ergibt sich aus diesen Beobachtungen, daß der mittlere Unterschied der Temperatur an dem Sonnenlichte und im Schatten in den Wintermonathen über noch einmahl so groß, als in den Sommermonathen ist. — Meteorologische Beobachtungen in den Jahren 1807 und 1808, von Vassalli-Landi. Stand des Barometers, Thermometers, Anemometers, Hygrometers, Urometers, Atmidometers, Ansicht des Himmels, für jeden Monathstag, Morgens, Mittags und Abends. Die Thermometer-Beobachtungen im Sonnenlichte und im Schatten. So weit die Mémoires des Académiciens. — Unter den Mémoires présentés zeichnen sich folgende, mathematischen und physicalischen Inhalts; aus. Dubois-Aymé über einige Eigenschaften des Krümmungshalbmessers und der von krummen Flächen abgewinkelten Ebenen. Ist von keinem erheblichen Interesse. — Hyacinth Tarena Beschreibung eines Werkzeuges, die Neigung des Windes gegen die Horizontalfäche zu bestimmen, nebst Bemerkungen über den Einfluß der geneigten Windströme auf den Barometerstand. Eine um eine horizontale Ase nach der Richtung des Windes bewegliche Ebene mit einem Gegengewichte. An der Ase ein Zeiger, welcher den Neigungswinkel dieser Ebene gegen die Horizontalfäche angibt. — Joseph Bossi-Amaris geometrische Körpermessung auf eine sehr einfache und fast allgemeine Methode zurückgebracht. Einige Lehrsätze der körperlichen Geometrie, nur etwas anders, als gewöhnlich, ausgedrückt, z. B. der Inhalt eines senkrechten dreyeckigen Prisma = einer seiner Seitenflächen multiplicirt in den halben Abstand dieser Seitenfläche von

der gegen über stehenden Kante des Prisma, ferner der Inhalt eines Cylinders, dessen Grundfläche $= B$, die Höhe $= h$ ist, auf folgende Art ausgedrückt, z. B. $\frac{1}{2} h$ und dergl., geben dem Verf. Gelegenheit, die Vorschriften für den Inhalt eines Paraboloids, Ellipsoids, Hyperboloids, hufförmiger Abschnitte von diesen Körpern und noch mehr anderer Körper, auf eine sehr leichte Weise und ganz elementarisch zu entwickeln. In einer Zugabe zu diesem Aufsatze einige neue Behauptungen über die Kugel, worüber der Verf. in einer besondern Schrift, welche er herauszugeben gedenkt, und worin er unter andern auch die Oberfläche einer Kugel, und kugelförmiger Segmente, nach einer neuen und ganz elementarischen Methode, sans avoir recours à la considération des polyèdres inscrits, ou circonscrits behandeln will, die weitere Ausführung verspricht. — Untersuchungen über die Curve einer elastischen Platte (lame élastique), von welcher Art auch die Kräfte seyn mögen, wodurch die Platte gekrümmt wird, auf eine einfachere Art behandelt, als dieß von Bernoulli, Euler, Lagrange u. A. geschehen ist, von Plana. Der Vf. berichtigt hierbei eine von Lagrange in den Mém. de Berlin 1769 gegebene Gleichung, aus der wegen Verwechslung einiger Zeichen ein unrichtiges Resultat gefolgert worden ist. — Derselbe über die Integration linearer Gleichungen mit partiellen Differenzen von der zweyten und dritten Ordnung. Der Vf. betrachtet hier zuerst eine Gleichung dieser Art zwischen vier veränderlichen Größen und mit partiellen Differenzen von der zweyten Ordnung, und sucht die Bedingungsgleichungen, durch Hülfe deren die vorgegebene auf integrable Formen zurückgeführt werden

1360 G. g. N. 136. St., den 26. Aug. 1813.

kann. Er hat sich hierbey vorzüglich der La Placischen Methode bedient, welche ihm einfacher, als die von Le Bendre, zu seyn scheint. Darauf geht er zu Gleichungen mit partiellen Differenzen von der dritten Ordnung zwischen drey veränderlichen Größen fort, und zeigt, unter welchen Bedingungen auch diese eine Integration oder wenigstens Reduction auf niedrigere Formen zulassen. — J. Franz Servois über das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten, Commentatio in responsum quaestionis ab Illustr. Academ. Taurinensi pro anno 1810 propositae, conscripta. Die Aufgabe der Academie war: "Eclaircir le principe des vitesses virtuelles dans toute la généralité, tel qu'il a été énoncé par Mr. La Grange (Méc. anal. Paris 1788 p. 10, 11 et sv.). Faire voir si ce principe doit être regardé comme une vérité évidente par la seule exposition du principe même, ou s'il exige une démonstration. Fournir cette démonstration dans le cas, qu'on la juge nécessaire." Die ganze Abhandlung des Verf. besteht eigentlich nur in Erläuterungen dieses angeblichen Principis, abgeleitet zuerst aus der Betrachtung des Flaschenzuges, und dann durch eine Art von Induction, allgemeiner angewandt auf ein jedes System von Punkten, an welchen Kräfte, nach welchen Richtungen man will, angebracht sind. Wir müssen es dahin gestellt seyn lassen, ob die Betrachtungen des Verf. jeden Leser befriedigen werden. Wir wenigstens finden noch Anstand, den Satz der virtuellen Geschwindigkeiten für ein so klares Axiom gelten zu lassen, daß man darauf die ganze Behandlung einer Mechanik begründen dürfte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 28. August 1813.

Paris.

Vey Firmin Didot 1812: *Traité des privilèges et hypothèques, avec le rapprochement des Lois, des Décrets impériaux, des Avis du Conseil d'Etat et des Arrêts de la Cour de Cassation, rendus sur cette matière, depuis la publication du Code Napoléon jusqu'au mois de Mai 1812, par M. le Baron Favard de Langlade, Conseiller à la Cour de Cassation etc.* VIII u. 514 Seiten in Octav.

Ein gut eingerichtetes Hypotheken-System, welches die Rechte der Gläubiger mit der Sicherheit dritter Erwerber und mit dem Interesse der Schuldner in Uebereinstimmung setzt, ist eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben der Gesetzgebung. So unverkennbar nun in allen diesen Hinsichten die großen Vorzüge des durch den Code Napoléon eingeführten Hypothekenwesens sind, so ist es doch auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß sich manche Lücke, und für manche wichtige Frage keine Entscheidung in demselben findet. Die vorliegende Schrift, deren Hauptzweck darin besteht, neue Beiträge zur Erklärung und Ergänzung dieser wichtigen

S (5)

Rechtslehre zu liefern, verdient daher unsre Aufmerksamkeit. Um aber zu bestimmen, in wie fern sie ihrem Zwecke entspricht, muß man zuvor alles Fremdartige und Unnütze, womit sie angefüllt ist, ausscheiden: denn leider gibt auch diese Schrift in hohem Grade Veranlassung zu der oft geführten Klage, daß die meisten Werke der Französischen Rechtsgelehrten mit vielen Wiederholungen angefüllt sind, welche nicht nur den Preis derselben beträchtlich erhöhen, sondern auch den Gebrauch äußerst erschweren. So findet man denn hier 1) einen vollständigen Abdruck des Titels des C. Nap. von den Privilegien und Hypotheken, 2) die sämtlichen Senatusconsulte über Reunion der seit Bekanntmachung dieses Gesetzbuches mit Frankreich vereinigten Provinzen — alle in extenso, 3) eine Tafel über die Entfernung der Hauptorte aller Departements von Paris, 4) eine Schilderung der Redaction und Discussion des Code Napoléon, und 5) einen Commentar über den Titel vom Kauf-Contracte.

Entfernt man diese fremdartigen oder doch meist in unzähligen Schriften abgedruckten Theile, so reducirt sich der Inhalt auf eine Abhandlung über das Hypothekenrecht, und eine Sammlung der Supplemente zum Titel des Code Napoléon von den Privilegien und Hypotheken.

Jene Abhandlung ist indessen sehr dürftig ausgefallen. Sie besteht großen Theils in Wiederholungen des Textes, und viele Seiten sind mit Ankündigung dessen angefüllt, was der Verf. noch vortragen will. Sehr begierig war Rec. auf das Kapitel vom Range der Privilegien und Hypotheken. Vergeblich sucht man jedoch hierin Aufschluß über manche wichtige, durch das Gesetz nicht entschiedene, Frage. Z. B. ob die mit einem Retentionsrecht verbundenen besondern Privilegien auf Mobilien den

allgemeinen Privilegien vorgehen, ob der Gläubiger, welcher aus dem Erlös des Grundstücks, worauf seine Hypothek beschränkt ist, weil ihm ein anderer Pfandgläubiger vorgeht, nicht befriedigt wird, zu fordern berechtigt sey, daß er verhältnißmäßig in die Rechte des befriedigten und noch mit-Hypotheken auf andere Grundstücke versehenen Gläubigers eintrete u. s. w. Die Rechtslehre von den Privilegien und Hypotheken hat also durch diese Abhandlung keine neuen Aufklärungen erhalten.

Der eigentliche Werth der ganzen Schrift besteht daher in der darin befindlichen Sammlung der supplementarischen Gesetze und der Rechtsprüche, wodurch manche Stelle des Code Napoléon erläutert, manche Lücke desselben ergänzt wird. Die Gesetze, die kais. Decrete, die Staatsrathsgutachten und die ministeriellen Instructionen sind in chronologischer Ordnung wörtlich abgedruckt. Die Arrêts des Cassationshofes finden sich in den einzelnen Titeln des Buchs, da wo sie ihrem Inhalte nach hin gehören, in gedrängten Auszügen, mit Anführung der Sammlungen, worin solche vollständig abgedruckt sind. Um den Gebrauch aller dieser Supplementar-Normen zu erleichtern, ist nicht nur unter dem Texte eines jeden Artikels der Inhalt derselben kürzlich bemerkt, sondern auch eine chronologische Tafel angehängt, welche das Datum, den Gegenstand und die Seitenzahl angibt, auf welcher solche im Werke selbst zu finden sind. Auf diese Weise hat man die ganze Supplementar-Gesetzgebung und Praxis in einer bequemen Uebersicht vor Augen, während man solche sonst in dem Gesetz-Bulletin, bey Rondonneau und in mehreren der Jurisprudence gewidmeten Journalen zerstreut suchen muß. Zur Probe führen wir nun von jeder der genannten vier Gattungen dieser Supplemente ein Beispiel an.

Nach dem Art. 2123 begründet die gerichtl. Anerkennung der unter einer verbindlichen Privaturkunde befindlichen Namensunterschrift eine Hypothek. Wenn man also mittelst einer Privaturkunde contrahirt, und die Unterschrift gerichtlich anerkennen ließe, so würde man eine gerichtliche, folglich allgemeine, Hypothek erhalten, mithin auf diesem Wege das für die Conventionalhypotheken aufgestellte Princip der Specialität umgehen. Um dieß zu verhüten, verordnet das Gesetz vom 3. Sept. 1807 Art. 1, daß auf eine solche Privaturkunde nicht eher eine Inscription genommen werden könne, als wenn nach Ablauf des Zahlungstermins keine Bezahlung erfolgt ist. — Ein Staatsrathsgutachten vom 5. May 1812 entscheidet die bekannte und wichtige Controvers, ob die gesetzlichen Hypotheken der Ehefrauen und Minderjährigen nach Auflösung der Ehe oder Beendigung der Vormundschaft inscribirt werden müssen, dahin, daß keine Inscription nöthig ist, um den Rang dieser Hypotheken zu erhalten. — Durch das Circulare des Großrichters Justizministers vom 15. Sept. 1809 erhalten die kaiserl. Procuratoren eine genauere Instruction über die Fälle, in welchen sie die gesetzliche Hypothek der Ehefrau auf die Güter des Mannes sollen eintragen lassen. — Ein Arrêt des Cassationshofes vom 20. Febr. 1810 stellt den Grundsatz auf, daß der Mangel einer Conventionalhypothek, bey deren Bestellung nur die Lage der Grundstücke beschrieben ist, nicht geheilt wird, wenn man bey der Inscription die Beschreibung der Natur der verhypothecirten Grundstücke nachhohlet, indem durch eine solche Inscription nur Publicität entstände, während doch durch jenen Mangel das auf Bestellung der Hypothek sich beziehende Princip der Specialität verletzt wäre.

• In diesen und allen übrigen vom Verf. gesammelten Supplementen ist das Bestreben der Legislation

und der Rechtsprechung das Hypothekengesetz zu ergänzen und zu erläutern, nicht zu verkennen. — Bereits im vorigen Jahre ist zu Eöln eine Uebersetzung der gegenwärtigen Schrift von Anton Keil erschienen. Zweckmäßiger würde ein bloßer Abdruck der Supplemente nebst der chronologischen Tafel seyn.

Wien.

Von Kupffer und Wimmer: Politische Vorlesungen über Papiergeld und Bankzettel in Hinsicht auf das Patent vom 20. Februar 1811 an der Universität zu Wien von Watteroth. Heft I—IV. 1811. Octav.

Das ungemeyne Sinken, die unerhärten Sprünge und Schwankungen des Curses der Wiener Bankzettel, wodurch des Staats ferneres Bestehen und so vieler Privat-Besitz ungewiß ward, so daß Recht und Gerechtigkeit kaum noch zu handhaben standen, dagegen allen Wucherkünsten freyes Spiel verstattet, und des biderb Volks Treue und Redlichkeit in den Grundfesten erschüttert ward, forderten eine schnelle und gründliche Hülfe, wenn man anders nicht bereits Alles verzweiflungsvoll zu Grunde gehen lassen wollte. Unter diesen Umständen erschien das oben angeführte Patent, zufolge dessen die Bankzettel gegen ein neues Papiergeld, die Einlösungsscheine, im Verhältniß von fünf Gulden jener gegen Einen Gulden dieser, umgewechselt werden sollten. Zugleich ward eine, meist dem frühern wirklichen Curse der Bankzettel folgende, Scala bekannt gemacht, um zufolge derselben die früher eingegangenen Verbindlichkeiten der Gerechtigkeit gemäßer, als bisher geschehen war, zu erfüllen.

Der Verf. tritt nun als ein unbedingter Vertheidiger dieses Patents auf, weshalb ihm das Predigen despotischer Grundsätze und feile Schmeicheley vorgeworfen ward, welche Beschuldigungen er abzulehnen

sucht. Gewiß würde er einem Theile der ihm gemachten Vorwürfe entgangen seyn, wenn er vor Erscheinung des Patents mit seiner Lehre aufgetreten wäre, in welchem Falle aller Anschein von Schmeicheley hinweggefallen, und ein bey weitem größerer Ruhm zu erlangen gewesen wäre, indem damahls unbrauchbare Vorschläge zur Abhülfe tief gefühlter Leiden von allen Seiten her gemacht wurden, und die Regierung Manches zur Rettung, aber fruchtlos, versuchte.

Indeß ist es auch kein unbedeutendes Verdienst, eine zweckmäßige, von der Regierung ergriffene und vom Volke falsch beurtheilte, Maßregel in ihr gehöriges Licht zu setzen. Hierzu wird Muth (und daran fehlt es unserm Verf. gar nicht) und, nächst großer Einsicht, Gewandtheit, Klarheit und Deutlichkeit in Ausdruck und Sprache, das seltene Talent gefordert, das Höchste und Tiefste gemeinlich vorzutragen, um den unverdorbenen Sinn des Volks für die Sache zu gewinnen. Diese Eigenschaften waren in dem vorliegenden Falle um so mehr erforderlich, da das Volk sich bereits so oft in seinen Hoffnungen getäuscht gesehen hatte, weshalb ihm auf die einleuchtendste und die Ueberzeugung am sichersten gewährende Art Zutrauen eingefloßt, und gezeigt werden mußte, daß die erforderliche schnelle Hülfe auf keine gerechtere Weise mehr möglich sey, und das wohlverstandene Interesse der Regierung selbst es fordere, daß sie den eingeschlagenen Weg beharrlich verfolge.

Solch ein Unternehmen hätte Dank und Belohnung verdient; der Verf. hat aber einen ganz andern Weg eingeschlagen: er verliert sich in neue Theorien, und stimmt den Ton eines Renommisten an, dadurch wird aber für die Belehrung des Volks von der einen Seite wenig gewonnen, und von der

andern zweifeln wir, daß Kenner der neuen Theorie, die hier vorgetragen wird, bezetretet werden, während dem Geübtern im Vortrage das Desultorische und Tumultuarische der Behandlung sicher wenig zusagen wird. Hat das Volk nachher die ergriffene Maßregel günstiger beurtheilt, so ist dieß schwerlich des Verf. Verdienst, der, nach einigen laut gewordenen Stimmen zu urtheilen, nur Erbitterung weckte. Das günstigere Urtheil erfolgte von selbst, weil die Maßregel, welche anfangs kaum begriffen ward, sich im Ganzen von selbst, wenigstens zum Theil, als die allein noch übrige empfahl.

Wegen unsers Urtheils über die Art des Vortrags mögen folgende Stellen als Belege dienen, die gar sehr vermehrt werden könnten. So heißt es S. 19: "Es gibt auch bey uns der nicht unbedeutenden Leute eine Menge, die durch einen Freybrief nichts begreifen zu dürfen die Erlaubniß haben, sich von den großen Haufen der Unwissenden, dem sie mit Leib, und Seele angehören, geschieden zu halten. Ich weiß nicht, ob es Ihnen gelingen wird (die Anrede ist an des Verf. Zuhörer gerichtet), mit der Ihnen erklärten Theorie vom Preise der Waren und seinen Bestandtheilen den Nebel dieser Hohlköpfe zu zerstreuen." — S. 23: "Das einfachste und den Flachköpfen einleuchtendste Mittel wäre eine durch das Lamsche System in Frankreich geborne (?), mit dem Abfall der Zettel fortlaufende, Erhöhung des Nennwerthes der Münze." — S. 39: "Die Rednerbühne und die demagogischen Balgereyen mit dem Nationaltroß, und mit dem aus den Werworfenen aller Stände und Classen geformten Janhagel kann ich auch den dazu berufenen Talenten überlassen." — In der Vorrede zum zweyten Hefte kommt Folgendes vor:

1368 G. g. N. 137. St., den 28. Aug. 1813.

„Es ist schwer, über alle, die auf mich als Prediger despotischer Grundsätze weidlich schimpfen, sich des Lachens zu enthalten; mir genügt, sie der eigenen Beschämung über Mißverstand, und zum Theil über crasse Unwissenheit, durch künftige Begründung meiner Behauptungen zu überlassen; ich denke und rede von Andern Manches, was kein Lob ist: warum sollte ich nicht Jedem sich nach Lust und Belieben über mich äußern lassen?“ „Zu größerer Correctheit gebe ich nicht gern Hoffnung, denn Schriftsteller zu seyn, ist nicht mein Beruf.“ — Aber ist es unbillig, zu fragen, warum trat dem der Verf. als Schriftsteller auf? und ist von einem Manne seines Amtes nicht billig zu fordern, daß er seine Vorstellungen deutlich, klar, mit der nöthigen Schärfe und Bestimmtheit, vorzutragen vermöge? Doch wir lenken sogleich ein, die angeführten Stellen sollten nur als Belege unserer obigen Behauptung dienen. Wir wünschen nicht, daß in dem Tone, den er angegeben hat, dem Verf. geantwortet werde, obwohl über dessen Erwiderung er sich nicht beklagen könnte; wir wünschen, daß dieß nicht geschehe, weil die Wissenschaft dadurch nicht gefördert wird, und das Ansehen unserer Schriftsteller im In- und Auslande durch solchen Ton immer tiefer sinkt.

Was die Sache selbst betrifft, so ist der Rec. mit dem Patente und dessen Vertheidiger allerdings in dem Hauptpunkte einverstanden, wie er dieß vor der Erscheinung jenes in diesen Blättern erklärt hatte, er ist es aber keineswegs in aller Hinsicht. Er will es versuchen, so viel es auf einigen Blättern möglich ist, seine Ansicht vorzutragen. — (S. das folgende Stück.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. Stück.

Den 28. August 1813.

Wien.

Politische Vorlesungen über Papiergeld und Bankzettel in Hinsicht auf das Patent vom 20. Februar 1811 an der Universität zu Wien von Watteroth (s. oben S. 1365).

Unter der Voraussetzung, die jeder Unterrichtete zugeben wird, daß man keinen baren Geldvorrath hatte oder herbeschaffen konnte, um die über tausend Millionen Gulden berragende Masse der Bankzettel sofort und auf Einmahl nach dem Course, worauf sie gefallen waren, einzulösen: so blieb, bey den namenlosen Leiden, welche mit den immerwährenden Sprüngen und Schwankungen des Werthes dieses Papiers verbunden waren, nichts übrig, als, zufolge des Courses, wie er sich frey gebildet hatte, ein interimistisches Papier statt jener Banknoten auszugeben, und zur Richtschnur für die, während der Herrschaft des schwankenden alten Papiergeldes, eingegangenen Verbindlichkeiten auf Zahlung eine dem frühern Course der Bankzettel gegen bares Geld gemäß Scala bekannt zu machen, um darnach zu entscheiden, was denn

eigentlich versprochen oder geliehen, und nun zu erstatten seyn möchte. Dem neuen Papier hätte aber kein gezwungener Cours wenigstens nicht in so fern verstattet werden müssen, als darin die nach der Scala ausgemittelten Summen zurückbezahlt werden sollten, oder als darin Verbindlichkeiten auf in der Folge zu leistende Zahlungen eingegangen wurden. Dagegen hätte durch den Ueberfluß der Abgaben, durch zinsentragende Anleihen, oder durch den Verkauf von Staatsgütern, je nach den besondern Verhältnissen, welche das eine, oder das andere, oder alle diese Mittel angerathen hätten, sofort die Verminderung oder Vernichtung dieses neuen Papiers eintreten, und die Verminderung hätte so lange fortgesetzt werden müssen, bis es dem baren Gelde gleich gekommen wäre. Hätte man dagegen bey dem tiefen Stande des alten Papiergeldes so verfahren wollen, daß man gegen Staatsgüter oder auf irgend eine andere Art dasselbe allmählich eingelöst hätte, ohne den Cours, wie er frey sich gebildet hatte, festzuhalten, und ohne eine der oben beschriebenen ähnliche Scala bekannt zu machen, so würde man nimmer folgenden Uebeln haben entgegen können: 1) Die Regierung hätte einen größern Aufwand machen müssen, als irgend zum Zweck nöthig gewesen wäre, und diese Verschwendung der öffentlichen Gelder würde vorzüglich zum Besten der Wucherer gemacht worden seyn; 2) man würde neue Ungerechtigkeiten den alten hinzugefügt, und nun z. B. die Schuldner erdrückt haben, wie vormahls die Gläubiger, indem man immer dem Unsinn treu geblieben wäre, ein Papiergulden sey ein Gulden, er möge viel oder wenig gelten; ein Gulden sey empfangen worden, und ein Gulden sey dagegen zurück zu

geben; 3) man würde, trotz aller dieser neuen Ungerechtigkeiten, deren man gleichwohl hätte überhoben seyn können, sich nur erst nach vielen Jahren einer sichern Valuta oder einem zweckmäßigen Gelde haben nähern können.

In wie fern hat nun das Patent diesen Weg eingeschlagen, und in wie fern ist unser Verfasser hiermit einverstanden? Jenes, so wie dieser, empfehlen oder führen ein neues Papiergeld, die Einlösungsscheine, ein, und es wird eine Scala bekannt gemacht und empfohlen: aber dem neuen Papiere wird wiederum ein durchaus gezwungener Cours gegeben, und die Scala ist dem frühern Course in der letzten Zeit nicht ganz gemäß, und in dieser Beziehung, so wie in mehreren andern Nebenpuncten, welche das Patent vorschreibt, kann der Rec., nach seiner Ueberzeugung, nicht einstimmen. Jeder, der einige genauere Kenntniß von der Natur und dem Wesen des Papiergeldes hat, und der damit Oestreichs damalige Lage vergleicht, wird schwerlich andere Mittel, als die eben angeführten, empfehlen können: allein damit ist noch gar nicht das Verfahren, so wie es Statt fand, in jeder Beziehung gerechtfertigt.

Es ist uns hier nicht vergönnt, das Patent oder des Verfassers Rechtfertigung desselben genau und in allen Puncten mit unserer Ansicht der Sache zu vergleichen; wir müssen dieß einem andern Orte vorbehalten: aber die Hauptsätze können doch hier berührt werden.

Gleich zu Anfang der vorliegenden Schrift heißt es: "Kein Staat in der Welt kann mehr Schulden machen, als er zu zahlen im Stande ist; wären sie im Inlande gemacht worden, so wäre die Nation sich selbst und ihren Gliedern schuldig: hier wäre die Behauptung, daß der Staat

nicht zahlen könne, Stupor oder Infamie; wäre aber die Schuld im Auslande gemacht, so wäre auch dieß schon ein Beweis der Zahlungsfähigkeit, denn das geübteste Schelmen-Talent eines Finanziers würde mit dem ganzen Aufgebote seiner Künste, zu täuschen und zu betriegen, nicht fähig seyn, seinem Staate eine Schuldenlast aufzubürden, welche das National-Vermögen überstiege.“ — S. 10 heißt es: „Staats-Papiergeld ist ein Vorstellungszeichen der nach einem gesetzlichen Münzfuße ausgeprägten Staatsmünze; es ist ein Noth- und Hülfsgeld, das bey außerordentlichen Bedürfnissen die Einkünfte des Staats ersetzt. Die Summe des zu diesem Zweck ausgegebenen Papiergeldes stellt also jene Summe vor, welche der Staat von den Einkünften der Nation mittelst einer gleichen Vertheilung unter die einzelnen Glieder zu erheben berechtigt war. Durch dieselbe Vorstellung werden so manche Gebrechen in Lehr- und Staatsgebäuden in Absicht auf das Papiergeld auffallend.“ — Soll nun mit dem ersten nichts weiter gesagt werden, als, die Regierung hat die Verpflichtung, die von ihr eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, und das Volk muß die daraus entstehenden Lasten tragen, so ist man darüber wohl längst einverstanden. Was aber die neue Theorie betrifft, die so viele Irrthümer berichtigen soll, so gestehen wir, ihr den Werth nicht abmerken zu können, vielmehr scheint uns alles dadurch nur mehr verwirrt zu werden, und wenn der Verf. consequent hätte fortfahren wollen, so fürchten wir, er würde zu einem Schluß gelangt seyn, der seinem Zwecke nicht entsprochen haben würde.

Alles wird verwirrt, indem man alle öffentliche Schuldbriefe, Scheine, Bons, Bills u. s. f.

aus gleichem Grunde als Steuerscheine betrachten kann, wodurch denn die verschiedenartigsten öffentlichen Papiere in Eins zusammengeworfen werden, statt sie aufs sorgfältigste, zufolge ihrer verschiedenen Natur, von einander zu sondern. Da nun alle Steuerscheine nach dem darauf gezeichneten Werthe eingelöst werden müssen, so schien daraus zu folgen, daß, da das Papiergeld als Steuerschein betrachtet ward, auch dieses eben so eingelöst werden müßte. Das aber will unser Verfasser gar nicht, und das wollen auch wir nicht, wenn anders dessen Curs, wie es mit den Wiener Bankzetteln der Fall war, schon bedeutend gesunken ist. Der Graf Odonell, wiewohl er ungen den Nennwerth der Bankzettel anzurufen schien, wollte nichts von einer Scala wissen, noch eine Herabsetzung oder Einlösung nach dem Curs Statt finden lassen: des vortrefflichen Mannes Absichten, dessen Rechtchaffenheit wir nicht haben anfechten hören, beruheten zwar, nach unserer Ueberzeugung, auf einem Irrthum, aber er war doch leidlich consequent, und die Inconsequenz, die man ihm vorwerfen konnte, mochte er allenfalls mit der dringenden Noth entschuldigen. Mit unserm Verfasser aber verhält es sich anders; wäre er bey der Vorstellung eines Noth- und Hülfsgeldes stehen oder ihr treu geblieben: so hätte sich leicht und zu allgemeiner Klarheit und Gäßlichkeit erweisen lassen, was er zu erweisen beabsichtigte, daß unter diesen Umständen, bey diesem Stande des Curses und dessen Schwanken, keine andere und schnell wirkende Hülfe möglich sey, als eben diese; daß jedes andere Verfahren, und das von Odonell beabsichtigte, nur neue Ungerechtigkeiten zu den alten hinzufügen

würde, und daß den früher Bekränkten keine Entschädigung werden könne.

Wir können es uns eben so wenig erklären, wie der Verfasser, der sich, zufolge des oben Angeführten, so entschieden und auf seine Weise kräftig gegen den Bankerott erklärt, dennoch übersieht, daß zwar das in dem Patent vorgenommene Einlösen kein neuer Bankerott ist, aber daß er früher schon erfolgt war, als man die Realisation einstellte, und immer das Papier vermehrte, und die Zinsen in entwürdigtem Papier statt in versprochenem baren Gelde bezahlte; wie denn durch dieß Papiergeld leicht weit mehr Unheil, als durch einen offenen Bankerott, verbreitet ward. Noch mehr! Unser Verfasser vertheidigt sofort die in dem Patente beliebte Herabsetzung der Zinsen fast aller öffentlichen Schulden auf die Hälfte, und er tröstet deshalb die Gläubiger S. 156 auf folgende Weise: "Das Capital der Gläubiger ist dadurch sicherer, seine Zurückzahlung und die Interessen selbst werden in einem Gelde gezahlt, das durch seine Valuta den vermeintlichen Verlust ersetzen kann. Die Oestreichischen Gläubiger werden sich vielleicht bald überzeugen, daß sie durch die Reduction der Interessen unter gewissen Voraussetzungen wenig, oder im Grunde nichts, und im Vergleich mit den meisten Operationen anderer Staaten in solchen Umständen mehr gewinnen, als verlieren." — *Credat Juda-us Apella!* Freylich, verglichen mit dem, was die armen Privat-Personen und so viele fromme Stiftungen in der letzten Zeit der Bankzettel erhielten, haben sie seit den Einlösungsscheinen für jetzt etwas gewonnen: aber ist es das allein, worauf sie gegründete Ansprüche hatten? Wenn anderswo die Zinsen auf ein Drittel reducirt wurden, so wer-

den diese daselbst in barem Gelde bezahlt; in Oestreich werden die auf die Hälfte reducirten in dem neuen Papiergelde entrichtet, das aber wiederum höchst bedeutend im Cours verliert, so daß man sich für sehr glücklich schätzen kann, wenn man ein Drittel der ursprünglich versprochenen Zinsen erhält. Der Verf. wird damit die Gläubiger nicht beruhigen, daß er sagt, das Capital sey nicht angegriffen worden: man weiß, was das Herabsehen der Zinsen für einen Einfluß auf den Capitalwerth unaufkündbarer Schulden hat. Das Parrent, welches die Unglücklichen aufrichten konnte, schlug ihnen hiermit unheilbare Wunden; und auch damit wird man die Hungerigen nicht speisen, daß man ihnen die Abtragung der Capitale in schöner Ferne zeigt, denn was davon zunächst zu erwarten sey, das weiß Jeder, der den Zustand Europa's kennt. Dieser letztere, allein könnte wohl als eine Entschuldigung für solche Maßregeln gelten, wiewohl der Rec. dafür hält, daß andere Mittel, als diese, in Oestreich zu Gebote standen, die weit mehr Empfehlung verdienten. Die auch von uns empfohlene Einlösung der Bankzettel nach dem Course gegen ein anderes Papier hat durchaus nichts gemein mit dieser Maßregel.

Wie aber kann der Verfasser solche Maßregeln vertheidigen, da er der Regierung so freigebig, nach seinem Ausdrucke, das gesammte Stammvermögen der Nation zur Disposition übergibt? Mit solcher Freigebigkeit ist nicht viel gewonnen, und den Regierungen nichts geholfen. Odonell forderte nur zehn Procente davon: man wollte diese binnen funfzehn Jahren eintreiben, und es konnte nicht durchgesetzt werden. Wir fühlen nur zu wohl, in welche Verlegenheit durch

die jetzige Crisis eine Regierung gerathen kann: ein nothwendiger, aber unglücklicher, Krieg wird geführt; das Volk schiebt, mit Recht oder mit Unrecht, die Schuld des Mißlingens auf die Regierung: kann sie nun sofort von dem Anerbieten des Verfassers Gebrauch machen, und das sogenannte Stammvermögen der Nation in Beschlag nehmen? Kann sie nicht befürchten, das schon so mißmüthige Volk noch mißmüthiger zu machen, und besorgen, das heilige Band zu zerreißen, welches beide verbinden muß? Gleich einem Privatmanne, der unverschuldet in Zahlungsunfähigkeit geräth, kann auch die Regierung eine Stundung fordern; sie kann Scheine für die nicht zu zahlenden Zinsen ausgeben, die nach hergestellter Ordnung eingelöst, oder sogleich gegen Staatsanleihe eingebracht werden können: dieß stand zu empfehlen.

Das Patent ist nicht ganz deutlich über die Frage, ob die gänzliche Tilgung und Vernichtung der Einlösungsscheine sofort und schnell, oder ob sie erst später erfolgen, oder ob das neue Papiergeld für alle Zukunft beygehalten werden solle; bald scheint dasselbe zu der einen, bald aber zu der andern Vermuthung zu berechtigen. Nach dem, was von den Verhandlungen des letzten Ungarischen Reichstages hat verlauten wollen, und nach dem zu urtheilen, daß so wenig seit der Bekanntmachung des Patents zur Verminderung und Tilgung der Einlösungsscheine geschah, so scheint die letztere Vermuthung mehr Grund zu erhalten. Unser Verfasser sagt, die verehrliche Tilgungs-Deputation und deren Eidhafte dafür, daß die Einlösungsscheine nicht vermehrt werden würden. Wir geben gern zu, daß an der Treue einer solchen Deputation nicht zu zweifeln sey: allein die Hauptfrage war eigent-

Lich: ob nicht die gänzliche Entfagung und die schnellste Tilgung des neuen Papiergeldes hätte gefordert werden müssen? Diese Frage aber glaubt der Rec. schlechtweg bejahen zu müssen, auch dann, wenn neue außerordentliche Bedürfnisse, die bey der Lage von Europa leicht vorzukommen waren, eine neue und plötzliche Hülfe forderten, denn die Regierung erhielt eben um so mehr Kraft und Freyheit, als von den Einlösungsscheinen in den Jahren der Ruhe getilgt und vernichtet worden waren, und es mußte ein neues Papiergeld, wenn das unabwendbare Bedürfniß dazu führte — wie denn wirklich mit den Anticipations-Scheinen geschehen ist — ganz andere Hülfe gewähren, als wenn man die gesammte Masse der Einlösungsscheine in den Jahren des Friedens fortbestehen ließ. Es ist aber eben das das Eigene, daß die Regierung, wenn sie einmahl zum Papiergelde ihre Zuflucht, und zwar so und in dem Maße, wie in Oestreich geschehen, genommen hat, bey jedem unvorhergesehenen neuen großen Bedürfnisse eben keine andere Hülfe findet, als neue Emissionen desselben, die aber bey möglicher Vernichtung des früher ausgegebenen um so viel wirksamer seyn müssen; wie denn der, welcher einmahl an Opium gewöhnt, bey anwandelnder Schwäche demselben nicht entsagen kann, um so mehr aber davon Nutzen erwarten mag, wenn er dessen Gebrauch früher vermindert hatte.

Zur Tilgung entweder in einer kürzern oder in einer längern Zeit, wollte bereits der Graf Odonnell, und es will auch dieß unser Patent, die Güter der Geistlichkeit und die Ungern in Anspruch nehmen: einige furchtsame Gemüther hofften davon

wenig; unser Verfasser antwortet ihnen, er sey mit ihren Besorgnissen bekannt, aber sie seyen nichtig: "denn die gang und gebe Meinung beruhe auf der Voraussetzung der bey den Despoten eingewinkelten, aber aus dem übrigen Europa verbannten, Vorurtheile, wodurch weder die ehrwürdige Geistlichkeit der Monarchie ihren sittlichen Character, noch die ruhmliebende Ungarische Nation die Achtung ihrer politischen Intelligenz in den Augen der Mit- und Nachwelt compromittiren werde." Der Erfolg hat bewiesen, wie wenig Glauben die neuen Propheten verdienen. Uebrigens kann der Rec. der Geistlichkeit es nicht verargen, daß sie dem Ansinnen, ihre Güter zu diesem Zwecke herzugeben, widerstrebte, wenn er damit die Hungerleidercy der protestantischen Geistlichkeit in mehreren Deutschen Ländern, und die aus den Confiscationen der geistlichen Güter, trotz aller süßen Worte, sonst entsprungnen entsetzlichen Folgen bedenkt; obschon er gern zugibt, daß Maß und Ziel in dem Besiz der todten Hand seyn müsse. Was die Ungern betrifft, so scheinen sie, wie auch vielen andern begegnet, die ergriffene Maßregel zuerst nicht recht verstanden zu haben. Freundlich hätte man sie darüber belehren, und durch die That beweisen können, daß man sofort ihrem sehnlichsten Wunsche, der Entfagung alles Papiergeldes, entgegen kommen wolke, in so fern nicht vor der Vollendung der Operation neue dringende Bedürfnisse entständen, die, da man durch frühere verhängnißvolle Tage einmahl zu diesem verzweifelten Mittel geführt worden sey, zur Rettung des Ganzen nochmahls davon Gebrauch zu machen nöthigen könnten. Sollte denn dieß edle Volk gegen freye, offene

Erklärung und freyen, offenen Muth unempänglich gewesen seyn?

Unser Verfasser erklärt sich gegen die Zilgung des Papiergeldes durch die Verwendung des Ueberflusses der alten und seit der Einführung eines gehaltvolleren Geldes einträglichern, oder der neu aufgelegten Abgaben, und durch zinsentragende Schuldscheine, die dagegen auszugeben wären. Wenn bey einem tief gesunkenen Papiergelde bey dieser Operation der Cours, wie er sich frey gebildet hat, nicht festgehalten würde, und unbeachtet bliebe, so sind wir mit dem Verfasser einverstanden: sonst aber wären diese Mittel als Nebenhilfen bey der Verwendung von Staatsgrundstücken zu diesem Zweck nach Umständen allerdings sehr zu empfehlen, und wenn dergleichen nicht vorhanden wären, so würden dieß offenbar die einzig noch übrigen anzuwendenden Mittel seyn. Uebrigens hält der Rec. dafür, daß in Oestreichs besonderer Lage die Verwendung der Staats-, — nicht der geistlichen Güter — zu diesem Zwecke am meisten zu empfehlen gewesen seyn möchte, wenn man die ansehnlichen Preise bedenkt, um welche die wenigen zum Verkauf bestimmten veräußert wurden, und wenn man die, vormahls wenigstens, notorisch schlechte Verwaltung der Domainen und deren geringen Ertrag für den Staat mit in Anschlag bringt.

Den Beweis, den unser Verfasser zu führen wagt, daß die Summe der Einlösungsscheine, so wie sie aus dem Umtausch gegen die vormahligen Bankzettel hervorging, dem Bedürfnisse der Circulation angemessen sey, möchten wir, bey dieser Masse, nicht zu führen übernehmen, vollends da dieß Bedürfniß aus vielfachen Gründen so wan-

delbar ist, und die Versendung des Ueberflusses in die Fremde nicht, wie bey dem baren Gelde, Statt finden kann; dieß ist unter andern auch ein Grund, dem Papiergelde, wenn nicht ein Drang der Umstände, der über alles sich hinaussetzen läßt, es unumgänglich fordert, so schnell als möglich zu entsagen. Ob ein solches Papiergeld, — in solcher Lage allein zu entschuldigen, — einzuführen rathsam sey, oder nicht, indem durch andere und bessere Mittel der dringenden Noth vielleicht hätte begegnet werden können, muß dem Urtheil der Gesetzgebung und der Regierung überlassen bleiben. Wie dem sey, das scheint dem Rec. überzeugend dargethan werden zu können, daß unter den bey der Einführung der Einlösungsscheine in Oestreich obwaltenden Umständen, bey den damahls friedlichen auswärtigen Verhältnissen, diese Einlösungsscheine gleichen und mehr Nutzen hätten leisten können, wenn man ihnen keinen durchaus gezwungenen Cours mitgetheilt hätte, selbst dann, wenn man auf den Fall hin im Voraus hätte Rücksicht nehmen wollen, daß eine andere Zeit ein neues und vollkommenes wirkliches Papiergeld nothwendig erfordern könnte. Wollte man den Gebrauch der Einlösungsscheine nicht ganz frey stellen, glaubte man, daß durch die Aufhebung des gezwungenen Cours es an einem bereiten Tauschmittel zuerst fehlen würde: so hätte man ihm diesen gezwungenen Cours in allen Kaufgeschäften gegen sogleich zu leistende Zahlung mittheilen können, obwohl auch dieß, nach unserm Ermessen, nicht nöthig gewesen wäre: allein auf jeden Fall hätte doch verstattet werden müssen, alle früher eingegangene oder fortan zu schließende Verträge, deren

Erfüllung in Einlösungsscheinen zu leisten war, nach dem in beiden Zeiten Statt findenden Course zu reguliren, weil sonst die früher gefühlten Leiden, obwohl in einem geringern Maße, zu befürchten standen, so lange, als die Einlösungsscheine wieder einen schwankenden Cours hatten. Die sonst sehr lobenswerthe, durch das Patent verstattete, Befugniß, Verträge in besondern Münzsorten, in barem Gelde, abzuschließen, half unter diesen Umständen dem Uebel allein nicht ab. Hätte übrigens die Regierung die Einlösungsscheine bey allem öffentlichen Einkommen, dem Nennwerthe zufolge, annehmen, und die Beamten, Pensionärs und Rentnirer darin nach dem Course bezahlen können (ob dieß nach dem Zustande der Finanzen sogleich möglich gewesen wäre, können wir kaum beurtheilen; auf jeden Fall würde die Untersuchung hier zu weit führen): so würde das Volk eben darin eine Garantie erhalten haben, die größer, als jede andere gewesen wäre, daß die Regierung alles aufbieten würde, das Pari der Einlösungsscheine mit dem barem Gelde so schnell, als möglich, hervorzubringen. Bey dem durch das Patent angenommenen Verfahren stand nicht zu erwarten, daß das aus dem Umlauf verschwundene bare Geld alsbald wieder bedeutend hervortreten werde.

Ueber einige andere Punkte, über welche der Rec. gern die Belehrung eines Inländers vernommen hätte, hat er wenig Befriedigung gefunden. So z. B. verhält es sich mit der Frage: Warum man das Verhältniß der Bankzettel gegen Einlösungsscheine wie fünf zu Eins annahm, da der wirkliche Cours doch ungünstiaer für die Bankzettel stand? Durch dieß Verfahren ward

dem Staate eine Ausgabe zugewälzt, die Niemanden, der einen Anspruch darauf gehabt hätte, zu gute kam, und die Verhältnisse unter Privaten wurden nicht so entschieden, wie hätte geschehen sollen. Dachte man etwa bey Einführung der Einlösungsscheine bereits darauf hinaus, daß sie im Curs verlieren würden? Allein warum ward alsdann der frühere wirkliche Curs der Bankzettel aus früherer Zeit zur Norm genommen? Was hier zur Rechtfertigung dieses Verfahrens vorkommt, hat uns unbefriedigt gelassen. Was ferner über die Erscheinung vorgetragen wird, daß die Kennpreise der Güter keineswegs alle in gleichem Verhältnisse stiegen, als der Curs der Bankzettel sank, ist gegründet, doch nicht erschöpfend. Den Hauptgrund der Wohlfeilheit während der Herrschaft der Bankzettel, die den Fremden so sehr auffiel, und der nach der Einführung der Einlösungsscheine eingetretenen Theuerung, haben wir nicht entwickelt gefunden; er bestand vornehmlich darin, daß bey der Herrschaft der tief gesunkenen Bankzettel der Staat höchst unbedeutende Abgaben, und nachher viel bedeutendere erhob, obwohl die Benennung dieselbe blieb. Ueber das Verfahren, daß bey der Einführung der Einlösungsscheine diese nicht sogleich bereit waren, wodurch denn die Berechnung in Bankzettel für das Volk zuerst so sehr erschwert ward, und die Mißverständnisse vermehrt wurden, haben wir keinen Aufschluß gefunden. Gezündet ist, was S. 112 bemerkt wird, daß durch die Befolgung der Scala nicht verhindert werde, daß nicht derjenige, welcher ein mit alten Schulden behaftetes Gut übernahm, mehr zahlen müsse, als er bey der Entwürdigung des alten Papiergeldes

vermuthet hatte, übernehmen zu müssen, und daß andere Unbill bey vorher gemachten Cessionen früher contrahirter Schulden Statt finde. Der Verfasser widerlegt aber ganz bündig, daß daraus nicht gegen die Scala zu argumentiren sey. Die Frage ist: ob das Gesetz nicht, besonders wegen des ersten Falles, einige abhülfsliche Maße hätte geben können?

Uebrigens zeugt die Schrift von großer Anhänglichkeit an das Vaterland und an die Regierung, mit welcher das Volk einverstanden seyn muß, um die höhern öffentlichen Zwecke zu erreichen. Auch wenn die Regierung irrt, so ziemt Unterwerfung und Gehorsam dem Volke: nur durch solches Einverständniß kann Großes gedeihen; es zu stören, wäre ein Verbrechen. Aber ruhige Prüfung mag, vollends einem auswärtigen Schriftsteller, vergönnt seyn, da von der richtigen Ansicht der Sache, die durch solche Prüfung gefördert wird, das Schicksal so vieler Staaten, und so vieler Millionen Menschen Wohlstand, abhängig ist; weshalb auch der Rec. Entschuldigung dafür hofft, daß er zu solchem Zweck hier einen so bedeutenden Raum in Anspruch genommen hat.

Kopenhagen.

Eine Inaugural-Dissertation des Hrn. Janus Lassen Rasmussen, de monte Caf, 1811. 80 Seiten in Octav, glauben wir um ihres interessanten Inhalts willen noch jetzt anzeigen zu müssen. Was Herder einst wünschte, daß die Mythologie von diesem Berge aus mehreren Traditionen aufgehellet werde, hat der Verfasser zu leisten gesucht. Zuerst von den Vorstellungen

der alten Hebräer, welche schon von einem die Erde umgebenden Meere, von Säulen oder Grundfesten des Himmels, und von einem Berge im fernsten Norden sprechen, welcher die Wohnung der Götter ist, und öfter vorkommen würde, wenn nicht bey den Israeliten der Zion und Moriah der Sitz der Gottheit geworden wäre. Modificationen dieser Vorstellung nach dem Exil und bey den Cabbalisten. Dann von den Persischen Götterbergen, nach den Religionsbüchern der Parsen, und den darauf sich beziehenden Mythen. Die Mohammedaner nahmen diese Vorstellungen auf, und da Mohammed von einem beschattenden Gebirge gesprochen hatte, so wurden nun diese mythischen Vorstellungen vom Gebirge Caf, das die Erde umgibt, erst recht ausgemahlt. Der Verfasser legt diese erstlich poetisch, nach dem bekannten Gedichte Schirin, dar, dann geographisch nach dem Cazwini, aus einer Handschrift, die aber nicht näher beschrieben wird. Wenn auch die Ausführung des Verf. nicht überall befriedigt, und er z. B. bey den Persischen Vorstellungen anstatt der Quellen neuere Schriftsteller zu brauchen genöthigt war, so ist doch das Bekannte mit Fleiß zusammengestellt, und mit eignen Forschungen vermehrt, und diese Probschrift gibt von den Talenten und den Orientalischen Kenntnissen der Verf. einen rühmlichen Beweis. Der Verf. hat diese auf einer gelehrten Reise nach Paris und Wien, von welcher zurückkehrend er einige Zeit auch bey uns verweilte, so bereichert, daß er der Lehrstelle der Morgenländischen Sprachen, für welche er bestimmt ist, künftigher gewiß Ehre machen wird.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

159. Stück.

Den 30. August 1813.

Berlin.

Der vierte Band des civilistischen Magazins ist bald nach dem ersten Hefte, welches oben (1812 St. 137.) angezeigt worden war, vollständig erschienen. Die Aufsätze des zweyten Hefts sind fast lauter weitere Ausführungen dessen, was der Herausgeber in seinen Lehrbüchern nur kurz angedeutet hatte, und so wenig er auch hier den Vorwurf verdienen will, alles recht breit vorgetragen zu haben, so getrost beruft er sich doch auf solche Aufsätze, wenn Leute, für welche seine Paragraphen nun einmal nicht geschrieben sind, ihm Schuld geben, er könne oder wolle gar nichts anders sagen, als wie, seiner unvorgreiflichen Meynung nach, in gedruckten Summarien zum mündlichen Unterrichte es gesagt werden muß, wenn das: "er sagt euch nichts, als was im Buche steht" nicht Statt finden soll, was bey einem, in derselben Sprache wie der mündliche Vortrag, geschriebenen Lehrbuche doppelt mißlich ist. Das dritte und vierte Hest besteht meist aus fremden Aufsätzen.

VI. Vollständige Darstellung der Lehre vom (*justus*) *titulus* und dem so genannten *modus acquirendi*, in drey Abschnitten. 1. Sprachgebrauch der Alten, bey welchen *titulus* Anfangs selten für *causa possessionis* gebraucht wurde; 2. Verunstaltung seit dem Mittelalter, wo die Glosse zu fr. 3. §. 4. D. 41, 2. zuerst die *obligatio*, nach welcher der *titulus* den Namen hat, selbst *titulus* nennt, und wo man bald etwas practisch falsches, bald aber nur etwas theoretisch ungeschicktes mit dem berühmten Gegensatz bezeichnete; endlich, 3. Berichtigungen durch die Neueren. VII. Ueber den Unterschied der vollbürtigen und halbbürtigen Seiten = Verwandtschaft, von der einfachen und mehrfachen Bluts = Verwandtschaft überhaupt, mit einem doppelten Nachtrage XVI. Der zweyte von diesen, der sich mit dem Art. 733. §. 2. des Code beschäftigt, ist eine kleine litterarische Merkwürdigkeit. Man wird es nähmlich dem Aufsatze gewiß nicht ansehen, daß er ursprünglich in einem recht bitter polemischen Tone abgefaßt war gegen einen Recensenten, der dem Verfasser Schuld gegeben hatte, er protestire zwar gegen unsern Herrn Hrn. Brinkmann Auslegung dieser Stelle, er habe aber diese falsche Meynung selbst. Ein gemeinschaftlicher Freund veranlaßte gegenseitige Verständigungen, deren Erfolg theils die jezige Gestalt dieses Aufsatzes ist, worin nun sogar S. 510 einige sehr gute neuere Bemerkungen jenes Recensenten mitgetheilt sind; theils eine in den Jahrbüchern des Recensirwesens gewiß seltene Erklärung jenes Recensenten in demselben Journale, worin die Recension stand, der Verfasser habe nicht nur nicht Hrn. Br. Meynung, sondern er habe eine, die richtiger sey, als die, welche man ihm vorher em-

pfohlen hatte. Rec. glaubt diese kleine Anekdote erzählen zu dürfen, denn ob er gleich nicht leugnet, daß sie ihm auch um sein selbstwillen angenehm ist, so macht doch ein so ganz freiwilliges Anerkennen des gethanen Unrechts seinem bisherigen Gegner gewiß noch mehr Ehre. VIII. Ueber die Art, das **Corpus Juris** zu citiren, entweder nach den Worten, die man meint (den Anfangs-Worten und der Rubrik), oder nach dem Orte, wo sie stehen, (der Zahl des Buchs, des Titels, des Fragments oder der Constitution und des Paragraphen). Uebergang dieser Citir-Art in jene und Verbindung beider mit einander. Der Verf. wagt es, nach der Erfahrung der letzten fünf und zwanzig Jahre, zu prophezeien, daß die Citir-Art nach Zahlen bald die gewöhnlichere seyn werde, ungeachtet freylich die, welche dieß nicht glauben, sehr viel dazu beitragen, daß es nicht so leicht geschieht, als sonst der Fall seyn würde. IX. Das Römische System paßt noch besser zum Privat-Rechte der Alten als der Neuen. Der Hauptpunct ist der, daß es bey den Alten eine besondere Lehre von der Rechtsfähigkeit eines Menschen (dem status im wahren Sinne) gab, die wir eigentlich nicht haben; sondern unser état bezieht sich fast bloß auf Familien-Verhältnisse. Dazu kommt dann auch der im neuern Rechte so wichtige Unterschied zwischen beweglichen Sachen und Grundstücken u. dgl. Daraus schließt nun aber der Verf. doch nicht: also taue das Römische System gar nicht für die neuern Rechte. X. Ueber die Verbindung der Exegese mit andern Arten des civilistischen Unterrichts. Den Abdruck von Beweisstellen, wörtlich, nicht bloß dem Allegate nach, man erkläre sie nun in dem andern Vortrage, oder man mache einen eigenen dar.

aus, hält der Verf. für eine bedeutende Verbesserung der Lehrart. Beyläufig von der Eregese über den Code, der freylich voraussetzt, daß Lehrer und Zuhörer — Französisch können, und von Herrn Prof. Eichhorn's, in Berlin, deutscher Staats- und Rechts-Geschichte, die größtentheils aus Beweisstellen besteht. XI. Vergleichung einiger civilistischen Kunstwörter, bey den Alten und bey den Neuen, dießmahl: *consanguineus*, *praescriptio*, *in solidum* und *tribunal*.

XII. Ueber die *B. P. libertini intestati*, von Hrn. Prof. Götschen in Berlin. Ganz mit der Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, welche Rec. an den *Observationes juris Romani* dieses Verfassers gerühmt hat, wird hier unter andern die Meinung behauptet, auch dem Patron des Patrons sey eine *B. P.* angeboten gewesen. Zur Gewißheit wird sich dieses, was Rec. schon früher gerathen hatte, wohl nicht bringen lassen, da Theophilus, und selbst der Text der Institutionen, widerspricht; auf der andern Seite hat diese Meinung eine starke Analogie für sich. XIII. Ueber das Vaticanische Manuscript des Ulpian, von Hrn. Prof. von Savigny. Der Herausgeber schickt in einer Vorerinnerung einen Auszug aus einer Recension in der Hallischen Litteratur-Zeitung voraus, worin Hr. v. S., bey Gelegenheit der Ausgabe von 1811, die noch immer ohne Druckfehler zu seyn scheint, da der neulich bemerkte *Vifillia* 3, 5. nicht gegründet ist, ausführt, es gebe nur eine einzige alte Handschrift von Ulpian, und diese sey in der Pariser Ausgabe von 1586 genauer befolgt, als in irgend einer andern. In dem neuen Aufsatze wird nun bewiesen, diese einzige alte Handschrift sey die Vaticanische, welche die K. Christine, und vorher

Alex. Petau, besessen hatte. (Rec. weiß von einer Bemerkung des bekannten Branchü, in Alex. Petau's Auction sey eine um zehn Titel vollständigere Handschrift, als die Ausgaben sind, verkauft worden; was wahrscheinlich eine falsche Angabe von dieser hier ist.) In einem Nachtrage ist das zum Theil geleistet, was man an der Ausgabe von 1811 so sehr vermist hat, nämlich Varianten, aber ganz andere, als sie damals möglich gewesen wären, nämlich eben aus dem Vaticanischen Manuscripte, oder doch bey Gelegenheit desselben. Die wichtigsten sind folgende: 3, 1. bey *veluti quae sit ter enixa* liest die Handschrift vulgo statt des ersten Wortes, und die beiden folgenden vereinigt nun der Herausgeber zu *quaesit(um)*, und dann 25, 14., wo die Worte *hereditatem restituat* in der Handschrift ganz fehlen, und auch ganz überflüssig sind, so bald man *ipse* verwandelt in *ipfi*, so daß es heißt: *ut . . ipfi . . et in ipsum actiones conserventur*, eine Lesart, von welcher Rec. nicht glaubt, daß es möglich sey, sie zu bezweifeln, so leicht kann sie Jedem einfallen, der nur weiß, wie die Handschrift liest. XIV. Einige Bemerkungen über Berichtigung des Textes des *Corpus Juris*, von Hrn. Professor Schrader in Tübingen. Ein gewiß höchst schätzbarer Nachtrag zu der sechsten Abhandlung des Verf. aus dem *Civilrechte* (1808 St. 38). Er handelt 1. von alten Bearbeitungen und Uebersetzungen, 2. von Handschriften, und 3. von alten Drucken, welche aber unter gewisse Familien vertheilt werden, wie einer vom andern abstammt. XV. Unechtheit des "*PATER-FAMILIAS*" *uti legasset* in den zwölf Tafeln, von unserm Hrn. D. Erb. Ein Bruchstück aus

einer zu Heidelberg gekrönten Preisschrift. Die so sehr bekannte Stelle ist eben so ohne Nominativ, wie der nicht weniger berühmte Anfang: Si in jus vocat; kein einziger alter Jurist hat paterfamilias. und jeder setzt voraus, daß es nicht so geheißen habe; sondern es ist hier, wie so oft, eine nicht einmahl genau seyn sollende Stelle in Cicero für Worte der zwölf Tafeln gehalten worden.
Hugo.

Leipzig.

Vogel: Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, herausgegeben von Dr. C. S. Stäudlin und Dr. S. G. Tzschirner. 1. B. 2. St. 226. S. gr. Octav.

Die Herausgeber haben sich, ungeachtet widriger Zeitumstände, in den Stand gesetzt gefunden, dem ersten Stücke des Archivs bald ein zweytes folgen zu lassen. Der I. Aufsatz enthält einen Nachtrag zu der Schrift: Lebensbeschreibung M. Ulrich Zwinglis, von J. C. Hess Aus dem Franzöf., nebst einem litterarisch-historischen Anhang von Leonhard Usteri. Zürich, 1811. Der Nachtrag ist von dem Verf. des Anhangs selbst und mit derselbigen musterhaften Gründlichkeit und Genauigkeit abgefaßt. Zuerst läßt Hr. Usteri, als einleitend, die Schrift des Myconius de Zwinglii vita et obitu mit litterarischen und erläuternden Anmerkungen abdrucken. Die Schrift ist äußerst selten und ein würdiges Seitenstück zu Luther's Leben von Melanchthon. Darauf folgt ein ungemein interessanter Brief von Zwingli, im J. 1522 geschrieben, worin er seinem Freunde, dem Canonicus des Stifts zu Zürich, und damahls Pfarrer zu Stein, Erasmus Habritius, Nachricht von der Unterredung zwischen ihm und der Gesandtschaft des Bischofs von Costanz vor dem versam-

melten großen und kleinen Rathe gibt. Dieser Brief ist eines der wichtigsten Actenstücke für die Reformationsgeschichte von Zürich. Er ist schon zweymahl gedruckt, aber sehr fehlerhaft, durch Usteri's neue Ausgabe, welche zum Theil aus einem Autographum Zwingli's geschlossen ist, ist er erst lesbar geworden, auch mit einer Einleitung versehen. Zuletzt wird ein Verzeichniß und eine genaue Nachricht von allen ergetischen Schriften Zwingli's über das A. und N. T. gegeben. Dieß macht den eigentlichen Nachtrag zu dem Anhangz aus, und damit ist dann der Bericht von allen seinen Schriften geschlossen und etwas geleistet, was vorher noch nicht geleistet war. Es bleibt nun nur noch der Wunsch übrig, daß uns der Vf. auch noch den Kern von Zwingli's weitläufiger Correspondenz, so weit sie noch übrig ist, vor Augen lege. II. Kurze Geschichte des durch Gesetz bestimmten politischen Zustandes der Protestanten in Ungarn von 1608 bis 1740. Der Verf. ist ein Gelehrter in Ungarn, welcher sich nicht nennen wollte, aber dem Publicum schon durch Schriften in mehreren Fächern bekannt ist. III. Beyträge zur Geschichte der Geißlersecte, von G. Förstermann. Er beschuldigt Schöttgen, welcher noch am besten von der Secte der Flagellanten geschrieben hat, nicht mit Unrecht, daß er die Secte nicht von andern Flagellanten und den Geißlerbrüderschaften, ja von andern Secten, gehörig unterscheidet. Er selbst läßt ein Document abdrucken, welches wohl das einzige bekannte Actenstück von dem inquisitorischen Verfahren gegen die Flagellanten ist, ein Notariats-Instrument von einem Inquisitions-Process gegen 13 heimliche Flagellanten zu Nordhaußen im J. 1446. Es enthält einen officiellen Auszug

1392 G. g. A. 139. St., den 30. Aug. 1813.

aus den Acten, die Aussagen der Beklagten, und die über sie gefällte Sentenz. Es ist in Lateinischer Sprache abgefaßt, und führt den Titel: Instrumentum confessionum haereticorum hic propter perfidiam combustorum. Zwar hat Lesfer, der Verfasser einer Historie der Buchdruckerey, einer Lithotheologie, Testaceotheologie, Insectotheologie u. dieses Stück in seinen Historischen Nachrichten von der freyen Reichsstadt Nordhausen, Leipz. und Nordh. 1740, schon abdrucken lassen. Allein es ist da sehr wenig bekannt geworden, und wir finden nicht, daß Kirchenhistoriker davon Gebrauch gemacht hätten, selbst Schröckh nicht, welcher sonst in der Geschichte der Geister sehr vollständig und genau ist. Zudem hat Hr. Jörsteman eine zweyte, zuweilen abweichende, Copie aus einer alten Sammlung von Urkunden und Nachrichten, welche Nordhausen betreffen, erhalten. Diese Abschrift liefert er, mit Angabe der bedeutenderen Abweichungen und mit Anmerkungen. IV. Gregoire's Geschichte der religiösen Secten des 18. Jahrhunderts, übersetzt, abgekürzt und mit Anmerkungen begleitet von S. G. Tzschirner. (Fortsetzung). V. Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts der Katholischen Geistlichkeit in Frankreich und Deutschland, von einem ehemahligen Großvicar. Aus dem Französischen (Confidérations sur l'état actuel de l'instruction publique du clergé catholique en France et en Allemagne par un ancien Grand-Vicaire 1812) übersetzt von M. J. D. Goldhorn, Diaconus an der Thomaskirche zu Leipzig.
